SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands und Dänemarks ist der erste Jahrgang des

Freihafens

vollständig zu haben. Außer den Correspondenz- und Literaturblättern enthalten die erschienenen vier Quartalhefte folgende größere Aufsätze, Reisen, Novellen u. s. w.

Scheidewege, von K. A. Varnhagen von Ense.
Excommunication, v. H. Koenig.
Geistliche Antiphonien, von Carl Rosenkranz.
Fragmente zur Geschichte des Erdlebens von C. G. Carus.
Gedichte aus den Bergen von Dr. Mises.
Von Pillnitz bis Sonnenstein, von H. Koenig.
Louise, Herzogin von Bourbon, von K. A. Varnhagen von Ense.
Die eigenthümliche Weltstellung des Islams, von C. Rosenkranz.
Die Zerstörung Jerusalems, von M. Veit.
Niebuhriana.
Görres und die katholische Weltanschauung, von Dr. Mundt.
Vergängliches und Bleibendes im Christenthum, von Dr. Strauß.
Streifzüge durch Belgien, von Dr. Th. Mügge.
Zur Jugendgeschichte der Königin Sophia Charlotte von Preußen, von Dr. Guhrauer.
Vernunft und Leidenschaft. Novelle von Fr. v. W.
Liebes-Duett. Elegien von F. Gustav Kühne.
Die Höhle von Antiparos, von Semilasso in Griechenland.
Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamisso, von Varnhagen von Ense.
Der neue Hyacinth. Novelle von Fr. v. Heyden.
Shakespeare als verlorener Sohn, von H. Koenig.
Goethe's Verhältniß zur Tonkunst, von Dr. Kahlert.
Ungedruckte Beiträge zu Lessings Werken.

Dieser reiche und interessante Inhalt hat für den Freihafen eine so allgemeine Theilnahme in Deutschland und den angrenzenden Ländern erweckt, daß diese ausgezeichnete Vierteljahrsschrift bereits zu den verbreitetsten Organen der Oeffentlichkeit gehört, und fortfahren wird, die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern.

J. F. Hammerich in Altona.

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

AP30
F7
v. 9.

Vorwort.

Der Freihafen wird auch im Jahre 1839 in unveränderter Art und Form wie bisher fortbestehen. Die Herausgeber haben es sich aber angelegen sein lassen, durch einen erweiterten Kreis von Mitarbeitern inskünftige noch mannigfaltigere Darstellungen heutiger Lebens- und Meinungszustände zu gewinnen. Uebersehen wir den von uns angestellten Versuch, einen Theil der laufenden deutschen Literatur zu einer, wenn auch gewissermaßen unabsichtlichen, doch charakteristischen Gruppe zu vereinigen, zu einer Gruppe, die in ihrer bestimmten Art ein lebendiges Abbild sei von dem Gesammtbilde gegenwärtiger Geistesbewegung und Gesittung, und deren einzelne Züge bedingt werden von der allgemeinen Physiognomie der Zeit, aber auch ergänzend wieder in dieselbe zurücklaufen: bedenken wir dies Ziel und die Mittel, dasselbe auf die würdigste Weise zu erreichen, so bestätigt sich uns wenigstens die Form, in die wir unser Streben gekleidet haben, als eine geeignete und hoffnunggebende zur Verwirklichung eines solchen Zweckes. In dieser Form fortzuwirken, fühlen wir uns um so mehr angespornt, wenn wir den Gegensatz ins Auge fassen, welchen das in ähnlicher Art erscheinende Cotta'sche Journal, das sich vorzugsweise die deutsche Vierteljahrschrift nennt, den Arbeiten des Freihafens gegenüber mit einer muthwillig herbeigezogenen Polemik geltend machte. Wenn wir in der Form unserer Mittheilungen meistentheils den entgegengesetzten Weg einschlagen, wie die deutsche Vierteljahrschrift, welche, mit einer überwiegend materialistischen Richtung, vorzüglich schul- und kathedermäßige Abhandlungen liefert, und oft aus einem veralteten Standpuncte, den die Wissenschaft selbst bereits glücklicher überwunden hat: so verdienen wir dadurch hoffentlich den bittern Tadel nicht, welchen die Augsburger Allgemeine Zeitung, als Anwalt für

827995

die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift auftretend, ſo freigebig an uns verſchwendete.

Der Freihafen wird fortfahren, in ſeinen Mittheilungen mehr vom Leben ſelbſt auszugehen, und ſich durch die Erſcheinungen und Anläſſe der Zeit lieber zu Darſtellungen, als zu Abhandlungen anregen zu laſſen, wobei er ſelbſt die anſcheinend zufällige, heitere und bunte Form, wenn ſie nur den wahren und beabſichtigten Gehalt in ſich trägt, nicht verſchmähen wird: ſelbſt auf die Gefahr hin, in Stuttgart bloß für eine Nachahmung der franzöſiſchen Revue's zu gelten, was, nach Allem zu ſchließen, dort ein großes Verbrechen ſein muß! Die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift vergleicht ſich dagegen in den ſelbſtgefälligen Stoßſeufzern, die ſie gegen uns ausgeſchickt hat, mit den Engliſchen Reviews, und dies wäre allerdings ein Ziel, „des Schweißes der Edlen werth.“ Wer aber jemals mit der Eigenthümlichkeit der Engliſchen Reviews ſich vertraut gemacht hat, der kann wohl nur lächeln, wenn er dieſen großartigen Organen der Oeffentlichkeit gegenüber daran denken muß, daß in Schwaben eine deutſche Vierteljahrſchrift exiſtirt! Die Engliſchen Reviews zeichnen ſich vor allen Dingen dadurch aus, daß ſie, von den freien Bewegungen einer großen Nationalität getragen, eine beſtimmte und charaktervolle Stellung zu den Fragen der Gegenwart einnehmen, und in ihrer publiziſtiſchen Wirkſamkeit aus einer Einheit des Strebens hervorgehen, die in Deutſchland unter den heutigen Verhältniſſen völlig unerreichbar iſt. Die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift dagegen gleicht in ihrer Zuſammenſetzung mehr einem ſolchen Troſt-, Noth- und Hülfs-Büchlein, wie man dieſelben ſchon früher in Deutſchland von dem wohlſeligen Mildheim und Andern gehabt hat, und worin hier ein Stückchen für den Oekonomen, dort ein Stückchen unſchädliche Landpredigertheologie, hier Etwas für Diejenigen, welche gerade am Holzmangel leiden (und die Winter ſind jetzt ſehr ſtrenge); dort etwas Rococo-Diplomatie von dem Legationsrath Kölle, der genau weiß, wo die beſten Auſtern in Paris zu haben ſind; hier, ſchaun Sie, noch ein übriggebliebenes Stückchen aus der ägyptiſchen Finſterniß, über das die großen Alterthumsforſcher X. und Y. Betrachtungen anſtellen; und dort, ach dort, ein wäſſeriges Blutströpfchen aus dem kritiſchen Schweißtuch des ſtuttgarter Literaturblattes, — und dergleichen ſchöne Sachen mehr zu finden ſind. Will aber die deutſche Vierteljahrſchrift durchaus engliſch ſein, und ſoll dem Freihafen dagegen die franzöſirende Rolle ſchlechterdings zugetheilt bleiben, ſo iſt doch nicht abzuſehen, warum zwiſchen England und Frankreich durchaus Krieg beſtehen ſoll, worauf man ſich, wie wir glauben, nach der gegenwärtigen Conſtellation nicht die geringſte Rechnung machen kann. Thun wir darum auch im Kleinen, was im Großen geſchieht. Mäßigen Sie deshalb, liebes Cotta'ſches England,

Ihren großbritanniſch-ſchwäbiſchen Nationalſtolz, und reichen Sie unſerm ſchönen Frankreich die Friedenshand! Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.

Wir ſelbſt ſind weit entfernt, diejenigen Leiſtungen, die in der Cotta'ſchen Vierteljahrſchrift wirklich ausgezeichnet ſind, zu verkennen, und haben dies, wie es Schuldigkeit in der Literatur iſt, ſchon mehrfach ausgeſprochen. Vergleicht aber Jemand ſeinen Hammel mit einem Löwen, ſo läuft er Gefahr, daß man am Ende auch den ehrlichen deutſchen Hammel nicht mehr ſo hoch achtet als er es wohl verdient und daß ſeine Wolle im Preiſe ſinkt. Wenn die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift mitten auf dem Markt der Allgemeinen Zeitung an ihre Bruſt geſchlagen, und wie der Phariſäer ausgerufen hat: „ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht bin wie der Freihafen, denn ich bin engliſch und er iſt franzöſiſch!“ — ſo ſollte ſie doch ein Einſehen haben, daß durch ſolche Taktik keine wahre und würdige Geltung erworben werden kann, und man ſollte jenem gewiß unberufenen, aber auf die ſchamloſeſte Weiſe dienſteifrigen Knecht in der Allgemeinen Zeitung Schweigen auferlegen, damit er nicht durch ſeine unanſtändigen und in der genommenen perſönlichen Beziehung durchaus ungerechten und niedrigen Angriffe, deren Ton an die gemeinſten Pöbelherbergen der Tagesliteratur erinnerte, dieſe Zeitung ferner verunehre, die ja ſchon auf anderer Seite bei der gekniffenen und zweideutigen Stellung, welche ſie jetzt in der Tagespolitik einnimmt, genug zu thun haben wird, um ſich die bisherige Achtung des Publikums fortzuerhalten. Wir bedauern es ernſtlich, zu dieſer Polemik, muthwilliger Weiſe, wie wir wiederholen müſſen, herausgefordert zu ſein, hielten es aber für nöthig, dieſer Sache die richtige Beleuchtung nicht vorzuenthalten. Künftig denken wir in unſerm Beſtreben, die wohlthuenderen und poſitiven Elemente des deutſchen literariſchen Lebens vorwalten zu laſſen, nicht weiter geſtört zu werden, und hoffen dies in unſerm neuen Jahrgange, ſo viel es möglich iſt, nach Kräften zu bethätigen.

Die Redaction des Freihafens.

Inhaltsverzeichniſs.

I. Adelbert von Chamiſſo und Roſa Maria. Ein Briefwechſel. (Mitgetheilt von Roſa Maria). . . . . S. 1

II. Bericht über das Unterrichtsweſen der Jeſuiten in Freiburg. Von Th. Mundt. . . . . = 29

III. Die Sylphide. Nach dem Ruſſiſchen. Von K. A. Varnhagen von Enſe. . . = 73

IV. Der Seher des Todes. Ein Sittenbild von E. Willkomm. . . . . = 110

V. Vorgänge und Zuſtände der Schweiz. Zweiter und dritter Artikel. . . . . = 152

VI. Phyſiognomik der Erdfläche. Von C. G. Carus. . . . . = 168

VII. Literaturblätter.

Briefe über die Literatur in Oeſterreich im Jahre 1838. Von Stephan Thurm. . . . . = 198

Bücherschau. (1. Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation, von Diesterweg. 2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik, von Diesterweg. 3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit, von Ellendorf. 4. Thomas Becket. Epistel an Görres, von Ellendorf. 5. Novus codex diplomaticus brandenburgensis, von Riedel. 6. Die Pilger der Elbe, von L. Mühlbach. 7. Novellen und Skizzen von Th. Mügge. 8. Reise in Neugriechenland, von Friedrichsthal.) . . . . . S. 245

VIII. Correspondenzblätter.

Leben und Kunst in Schlesien = 259

I.

Adelbert von Chamisso und Rosa Maria.

(Mitgetheilt von Rosa-Maria.)

Wohl ist mir deine Huldigung und Liebe
Ein reicher Schmuck geworden, der mich freut,
Und den ich darum gern der Welt auch zeige.

Rosa Maria an Eduard Hitzig.

Hamburg, September 1838.

Sehr erfreut haben Sie uns, verehrter Freund, durch Ihr gütiges Zeichen des Andenkens, indem Sie uns Herrn Dr. B. zuwiesen. Nur war der freundliche Brief, den er uns von Ihnen überbrachte, für die rege Theilnahme, die wir für Sie hegen, zu kurz. Wir haben zwar manchmal durch Freunde und auch durch öffentliche Blätter Erfreuliches von Ihnen vernommen, wodurch wir bei Ihnen die schöne und rege Geistes- und Lebensthätigkeit voraussetzen konnten, die wir an Ihnen gewohnt sind, und an Freunden diese stets anhaltend wahrzunehmen, gewährt stets Beruhigung und Trost, wenn wir sehn, wie viel wir schon im Leben wieder verlieren müssen, was uns als hohes Gut beglückte! — Tief erschüttert hat mich die

Nachricht von dem Tode unſers Chamiſſo. Ich wußte wohl, daß er mitunter leidend war, aber nichts von ſeiner lebensgefährlichen Erkrankung, und ſo erfuhr ich plötzlich durch die Zeitung ſeinen Tod, auf den ich keineswegs ſchon gefaßt war. In ihm iſt mir wieder Einer geſchieden, an den ſich mir ſo ſchöne und theure Erinnerungen knüpfen! Unſere Freundſchaft beſtand in ungetrübter Lauterkeit ſeit dreißig Jahren, aber dennoch iſt es allzu frühe, daß der theure Freund, dieſer herrliche edle Menſch, uns ſchon entriſſen wurde! Ich dachte ſeiner ſehr oft, bei Vielem war er mir gegenwärtig, und auch für die Folge war mir ſein Daſein beziehungsreich. Ich erwähnte ſeiner oft im Geſpräch gegen Freunde, ſeine leuchtende Dichtergeſtalt erfüllte mich mit Freude, ſeine glücklichen Erfolge mit dem lebhafteſten Antheil. Der Gedanke, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wiſſen, nie ihn wiederſehn zu können, erfüllt mich mit Wehmuth und Trauer, und macht mich um eine theure und ſchöne Hoffnung ärmer. Sie haben gewiß bei ſeinem Tode auch an mich gedacht, wie ich gleich an Sie; ich weiß, welch' innige Freundſchaft Sie gegenſeitig verband. Es werden überhaupt Viele, die mich kennen, bei ſeinem Tode auch an mich und meinen Schmerz gedacht haben! —

Große Freude hat mir immer die Anerkennung gemacht, die unſerm Freunde im Leben zu Theil geworden iſt. Als Menſch, als Dichter hat er allgemeine Hochſchätzung genoſſen, und der Glanz ſeines Ruhmes wird ihm wie eine ſchöne Abendröthe nach untergegangener Sonne noch lange nachleuchten. Neid und Feindſeligkeit mochten ihm nichts anhaben. Was Börne von Jean Paul

ſagte: nie habe die Kritik gewagt, ſich ihm in Hohn und Haß zu nahen, kann man auch von unſerm Chamiſſo ſagen, der unverkümmert des Ruhmes genoß, einer unſerer erſten Dichter und einer der edelſten Menſchen zu ſein.

An Gedichten haben wir wohl keinen reichen Nachlaß von ihm zu hoffen, vielleicht aber an wiſſenſchaftlichen Aufſätzen und Briefſchaften. Man wird von vielen Seiten die Veröffentlichung derſelben verlangen, und das mit Recht, ſie gehören wie er ſelbſt der Welt an. Eine geſchickte und treue Hand wird ſchon zu ordnen und das Rechte zu geben wiſſen, wo es Rückſichten gegen noch Lebende gilt. Das Begehren nach Mittheilungen aus dem Leben berühmter und bedeutender Menſchen, die Begierde, mit welcher ſolche aufgenommen und geleſen werden, ſcheint aus einem tiefen Bedürfniß unſerer Zeit hervorzugehn; ſei es nun, um zum Behufe ernſter Betrachtung Vergleiche zwiſchen Vergangenem und Gegenwärtigem anzuſtellen, ſei es ein tieferes Forſchen nach Wahrheit oder die Begierde, Belehrung und Troſt daraus zu ſchöpfen, oder ſei es, daß ſolche Mittheilungen friſch aus der Quelle geſchöpft, etwas beſonders Lebendiges und Anziehendes haben; es wird immer eifriger danach verlangt und geſucht. Unſer Freund kann in der Meinung der Welt nur gewinnen durch offene Darlegung ſeines ſchönen reinen poetiſchen Lebens, und dieſes kann nur zu Freude, Erweckung und Troſt der Hinterbliebenen gereichen, da nach meiner Anſicht ſein Leben auch ein glückliches zu nennen war. Freundſchaft, Liebe, Ehe- und Vaterglück, Dichterruhm und Ehre, heitrer ſelbſtgewählter Beruf,

schöne Erfolge seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, glückliches Ueberwinden aller Hemmungen geistiger Entfaltung, und bei allem diesen eine günstige ökonomische Lage, welch' ein Verein von Gütern wurde ihm, die alle zugleich wir nur wenigen Menschen zugetheilt sehn, Güter, die ihm nicht blos als blindes Glück zufielen, die er sich vielmehr selbst, durch sich selber erworben hat. Er tritt uns zwar aus seinen Werken selbst so liebenswürdig, edel und eigenthümlich entgegen, daß man schon ein treues Bild von ihm dadurch empfängt, aber dennoch wird eine von anderer Hand mit Liebe und rechtem Verständniß entworfene Schilderung seiner Persönlichkeit, seines Lebens und Wirkens nicht nur willkommen, ja nothwendig sein. Das Bild seiner äussern Erscheinung wird durch verschiedene Zeiten seines Lebens bedingt, kann sich daher nicht immer gleich sein, und muß nach der Weise geschickter Maler den längeren günstigen Perioden seines Lebens entnommen werden, um treu und zufriedenstellend hervorzutreten. Die Zeit seiner frühen Jugend, da er Lieutenant in Preußischen Diensten, und der Mann noch unentwickelt und im Werden war, gewährt kein vortheilhaftes Bild von ihm. Die knappe Uniform und der lange Zopf waren ihm unbequem und müssen ein Mißverhältniß zu der Größe seiner Gestalt hervorgebracht und ihm übel gelassen haben; er mußte in dem ihm nicht Gemäßen steif und ungelenk erscheinen, wozu die erst beginnende Uebung im Sprechen der deutschen Sprache, eine für einen Franzosen immer harte Arbeit, noch das Ihrige beigetragen haben mag. Noch weniger mag ich ihn geschildert sehn in den letzten Jahren seines Lebens und seiner Kränklich-

keit, mit weissem Haar, gebeugt, ärgerlich und verstimmt, „sich langsam zu Tode hustend.“ So habe ich ihn nie gesehen in dem langen Zeitraume unserer Bekanntschaft, in dem ich doch oft mit ihm zusammentraf. Unser Chamisso war in seinen guten und gesunden Tagen, und folglich den bei weitem größten Theil seines Lebens hindurch, ein ganz Anderer. Ich sah ihn in Hamburg, auch noch in den Tagen seiner Jugend, er trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand, und nebst einem kleinen Schnurbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen sprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh, so daß er als eine angenehme Erscheinung auffiel, und Bekannte von mir sich erkundigten, wer der schöne Mann gewesen sei, mit dem man mich auf der Straße hatte gehn sehn. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbtheil seiner französischen Abkunft die manchmal einen Anstrich von Steifheit hatte, weil sie ächt altritterlich war, sich im Ganzen aber sehr gut in ihm machte, so daß man sich in alte Zeit versetzend, ihn sich gern als edeln Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. Aus dieser Altritterlichkeit mag auch später die von Einigen getadelte Weise, die Frauenliebe in allzu demüthigem Magdthum darzustellen, einerseits bei ihm hervorgegangen sein, denn andrerseits wußte er auch ritterlich die Frauen als Herrinnen zu verehren und zu preisen. Auch wo sie ihm im Leben in erhöhter Bedeutsamkeit und ausgezeichneter Geistesrichtung begegneten, wußte er sie anzuerkennen;

diesen trat er gern näher und wußte sich ihnen theuer zu machen, wie dieß seine Verhältnisse zu Frau von Staël, Helmine von Chezy, Md. Recamier, und vieler andern nicht zu gedenken, hinlänglich beweisen. Mit seinem liebenden Gemüth, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse, bald mit Ernst und Gefühl, bald mit Witz und Humor, immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich, und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und interessant. Ich mochte ihn am liebsten deutsch sprechen hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, seine Innigkeit und Treue, Verstand und Güte, gaben sich bald in seinem Wesen kund, man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen schenken. Diesen Eindruck machte seine Erscheinung gleich beim Beginn unserer Bekanntschaft auch auf mich. Es war im Oktober des Jahres 1807, als er mit meinem Bruder nach Hamburg kam, und ich ihn zuerst persönlich kennen lernte. Mein Bruder hatte oft mit begeisterter Liebe von seinem Freunde Chamisso gesprochen, von seinem liebenswürdigen und eigenthümlichen Wesen erzählt, hatte mir und andern Freundinnen manches aus seinen Briefen mitgetheilt, das so schön, so innig, uns entzückte, uns von seinen Gedichten vorgelesen, die wir, als von einem Franzosen herrührend, als besondere Merkwürdigkeit betrachteten, und die, obgleich an Werth und Bedeutung seinen spätern nachstehend, immer zart und tief gefühlt waren, und

unsere Bewunderung erregten. Um so begieriger war ich auf die Bekanntschaft eines so seltenen Mannes. Nie werde ich diese schönen lebenvollen Tage unsers ersten Zusammenseyns vergessen! Er war meinem Bruder durch die innigste Freundschaft verbündet, und das mit einer Wärme und Glut, wie sie in unsern Tagen bei der Jugend seltener Gedeihen in solchem Maße findet; eine Freundschaft, wie auch Sie, verehrter Freund, sie gefühlt und für unsern Chamisso empfunden haben, die unsern Gemüthern tiefes Bedürfniß war, hohe Befriedigung gewährte, zu allem Schönen und Hohen begeisterte, über Weh und Druck jener Zeit empor hob, zu Trost und Zuversicht gereichte, und die bis zur Stunde unser Leben verherrlicht hat. Auch Sie gehörten in enger Verbrüderung diesem Bunde an, der eine große Zahl der edelsten, begabtesten jungen Männer umschloß, von denen nun schon manche heimgegangen sind, manche aber noch eine hohe und schöne Stellung zur Welt und Literatur einnehmen. Als einen so innigen Freund meines Bruders nannte ich ihn auch Bruder, er mich Schwester, zu großer Verwunderung mancher Menschen, die ein solches Verhältniß zwischen einem jungen Mädchen und jungen Manne, die anderweitig noch gar nicht gefesselt waren, nicht für möglich hielten, und meinten, ein anderes Verhältniß müsse sich dahinter verbergen, oder später daraus entwickeln. Bei allem tiefen Erkennen meines Freundes, bei der innigen Hochschätzung seiner vielen Vorzüge, bei dem unbegrenztesten Vertrauen hatte ich doch nie ein anderes Gefühl als das der ruhigsten Freundschaft für ihn, und daher, glaube ich, ist mein Urtheil über ihn immer unbefangen und sich

gleich geblieben. Dieß ſchöne innige Verhältniß, meine Liebe und Verehrung des theuern Mannes, hat ſich mir treu und feſt mein ganzes Leben hindurch erhalten, wie auch er mir liebend und brüderlich zugethan blieb; es hat ſich bei jedesmaligem Wiederſehn immer nur erhöht und mehr befeſtigt, war mir eine Quelle reichen Glücks, und wird mir bis zum letzten Lebenshauche beim Rückblick auf mein vergangenes Leben als ſeiner der hellſten und tröſtlichſten Lichtpunkte deſſelben erſcheinen.

Zu vollſtändigerer Bezeichnung dieſes beglückenden Verhältniſſes und zur Beſtätigung des Vorſtehenden mögen hier einige Briefe folgen, die auch in anderweitiger Beziehung Anlaß zu mannichfaltigen Betrachtungen geben.

Adelbert von Chamiſſo an Roſa Maria.

1.

Paris 8. April 1810.

Ich fühlte ein ſo inniges unendliches Sehnen nach Worten der lieben Freundin, und nun hab' ich ſchon ſo viel Zeit vergehen laſſen, bevor ich ſie erwiedere. Nehmen Sie noch heute mit wenigen Zeilen verlieb — wir Männer ſind plump, ungeſchickt im Schreiben — ich hoffte täglich etwas Ihnen melden zu können, und habe noch heute nichts, was ich melden könnte. — Aus dem Lehramte wird nichts, weil es Anfangs nicht hat werden wollen,

weil ich selber nun nicht sehr kräftig will, daß etwas daraus werde. Die Stelle, zu der ich berufen war, ward, indeß ich kam, aufgehoben, und ich habe nur dadurch Rechte geltend zu machen. — Ich bin, und werde indessen wie jeder, der sich hier herum treibt, mit allerlei Hoffnungen, — sehr leere windige Speise, gespeist; geberde mich indessen wie ein Reisender, und nehme es eben nicht schwer mit meinem Leben und der Welt. — Ich rechne auch auf nichts. Würde mir irgend eine gute Stelle zugeschanzt, wie es doch leicht kommen kann, würde es vielleicht auch nicht sehr rathsam sein, sehr darauf zu bauen, und ich würde es gewiß auch nicht, so lang ich allein für mich sie brauchte. —

Lafoye ist hier gewesen, und ich erwarte ihn wieder heute, — ich beneid ihm, oder vielmehr gönne ihm sein Glück, — er liebt und heirathet, und muß, harten Kampfes, es mit der Welt, der Familie und allem aufnehmen; er weiß, was er durchzuführen hat. Er muß auch um Anstellung sich bewerben, meine Hoffnung geht auf eine mit ihm gemeinsame Ansiedlung; es könnte so eine schöne Zukunft sich mir noch gestalten, und was ich bei Ihnen, in Ihrem lieben Hamburg gefühlt und im Herzen getragen, fühl' ich und trag ich noch im Herzen. Ich bin aber so müde, daß ich mein Leben vielleicht für einen bloßen Traum ansehe.

Es läßt sich hier in Paris sehr deutsch leben, — nagt nicht überall, wie hier, derselbe politische Aerger tief im tiefen Herzen? und müßte man nicht überall darüber zu Grunde gehen, wenn man sich dem ergeben wollte: — nähme es überhand, würd ich mich als Einsiedler in einem

Thale der Alpen verſtecken; und muß ich Verzicht leiſten, — geſchieht wohl einſt ein Aehnliches. — Es ſind hier viele Deutſche, auch die Enkelin der Karſchin, geborene Klenke, geweſene v. Haſtfer, jetzige Chezy — eine alte Bekanntſchaft, die ich mit vieler Freude erneuert. Ich habe Antheil an einer literariſchen Unternehmung von ihr genommen, und arbeite mit ihr. Doch hat ein Reiſender zu Arbeiten karg zugemeſſene Stunden inmitten dem Strudel dieſer ungeheuern Stadt, — davon wird es wohl kommen, daß wir uns einſt auch unterhalten. — Ich bin hier noch keineswegs eingerichtet, da ich noch nicht weiß, was aus mir wird, ſondern ein Gaſt eines Gaſtes bei meinem Bruder. — Was wird aus meinem Preußen, was wird aus mir, was wird aus Ihnen, liebe Gute? — Von Karl hab ich hier einen Brief aus ſeiner Garniſon über Berlin erhalten, und habe ihn nicht beantwortet, ich mag und kann ſo nicht ſchreiben, grüßen Sie ihn doch ſehr von mir. Lafoye hat ihn in Wien geſehen und mir vieles von ihm erzählt.

Grüßen Sie innig Fanny, mich hat ſehr gefreut, daß ſie ſich Ihnen wieder genähert. Wo Liebe erkannt wird, Liebe, laſſen Sie Aerger doch nur, kann ihm überhaupt nicht ganz gewährt werden, blos als Schatten einer Wolke vorüber ziehn. Grüßen Sie innig meine treffliche Freundin, und wiederholen Sie ihr, wie ſehr ich mich mit ihr gefreut. Laſſen Sie, die meiner noch gedenken, in Ihrer vielgeliebten Stadt, meiner erfahren und zärtlich von mir gegrüßt ſein, es ſind der Guten ſo viele — Sie, Röslein, bleiben Sie meine alte Freundin. Ich ſende dieß Blatt alſo und mag es nicht wieder leſen aus Furcht,

es zu zerreißen, es wird Ihnen doch mindeſtens ſagen, daß ich Sie innig liebe, und Ihrer gedenke.

Adelbert.

2.

Paris, 24. Juni 1810.

Die Erde grünte noch nicht, als ich an meine gute Schweſter ſchrieb, und nun ich wieder ſchreibe, ſteiget ſchon die Sonne hoch am Mittage des Jahres; es iſt nicht recht, nicht gut, und ich ſchüttle den Kopf über mich ſelber. — Aber, gute Roſa, warum haben Sie mir auch nicht geſchrieben? Wie gehts Ihnen, wie leben Sie? Wir wollen uns doch brüderlich treu die Hände reichen, wenn auch aus meinem Hierſein und hieſigen Leben nichts zu ſprießen vermag, das uns näher bringen könnte. — Ich habe nie weniger mit dem alten grämlichen Wirthe, dem Schickſale, gerechnet, als eben jetzt. Ich rede kaum mit mir davon, aus Furcht, mich zu belügen. Wird mir unter meinen grauenden Haaren manchmal bange, will ichs doch nicht Wort haben und lebe, als wär es aus Begeiſterung. — Anſtellungen ſcheinen wenig an mich zu denken, ich lebe auf meinem Kämmerlein, ich bin ganz im großen Ocean untergetaucht, ich weiß von niemanden, und keiner weiß von mir, ein Paar Menſchen genügen mir, und ich habe Arbeit. Sie wiſſen von der Ueberſetzung der dramatiſchen Vorleſungen Schlegels. Ich werde vermuthlich nächſtens den in Chaumont an der Loire beſuchen, um mit ihm daran zu arbeiten. Unterdeſſen

arbeit' ich mit Harſcher, (Bruder unſers ältern Freundes, jetzt in der Schweiz) und mit Helmina Chezy, welche jedoch jetzt auf dem Lande lebt. Ein Wort über dieſe, meine Freundin. Sie werden ſie vielleicht einſt kennen lernen. Ihr ganzes Leben, das ſie mehr aus Begeiſterung als nach klugem Plane gelebt, iſt eine lange Kette von Mißgeſchicken, die ſie jedoch mit Muth ertragen. Sie iſt gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder, und eigentlich keinen Mann mehr. Die Buben ſind wahre Raphaeliſche Engel, mit goldnen Locken und blauen Augen; ſie bändigt ſie ſchlecht, ſie liebt ſie unendlich; ſie denkt den einen nicht zu überleben, deſſen Leben ſie in der Wurzel angegriffen glaubt. Sie iſt ganz ungelehrt, nur liederreich, doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu ſchreiben. (Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters von Fr. Schlegel II.) Die Euryanthe iſt von ihr, und manches was man nicht weiß. Sie kömmt auf dem ungelehrteſten Wege zu dem gelehrteſten Zeug, ſo würde ſie bei Gelegenheit wohl Perſiſch lernen, und weiß ſchon viel davon aus ältern Zeiten. Sie verabſcheut Paris und Frankreich, und wird wohl nach Deutſchland zurücke kehren. Sie denkt nach Wien, und ich rathe ihr nach Norddeutſchland, da ſie ihrem Weſen und ihrer Religion nach eine Norddeutſche iſt. Ich wünſchte, ſie begegnete Ihnen, Sie würden in dem Obigen manche ihrer Züge, und nichts von ihrer Phyſiognomie wieder erkennen. Ob Sie ſich wechſelſeitig anziehen werden, weiß ich nicht zu beurtheilen. — Ich werde Ihnen ein Blättchen an Karl beilegen, ich kann jetzt keine Briefe ſchreiben, und will doch den alten Freunden

die Hand reichen. Sagen Sie mir, wie sein jetziges Leben Ihnen erscheint, und ob Sie Freude an ihm erleben. Ich gewöhne mich noch an die Idee nicht, daß er Wurzel gefaßt haben könnte; ich bin nach meiner Natur viel Wurzelreicher als er, und kann doch keine in keinem Boden schlagen. Ich sehe die Schweiz, Italien, Deutschland vor mir, ich plage, quäle, sehne mich vielfach, und fühle, daß ich ein Norddeutscher doch bin, — ich bitt' Euch, liebe Schwester, schreibt mir doch; Eure heitre Ruhe, Klarheit und Festigkeit ist mir sehr heilsam.

Soll man fremd auf der Erde bleiben, ist doch Paris ein herrlicher Ort. In Ecclesia pressa läßt sich ein sehr hübsches und inniges Leben dort einrichten, die kleinlichen Quälereien, Klatschereien und Bedingungen aller Art, die wie Nadeln, alltägiger und peinlicher verwunden als Spieße, fallen im großen Strudel ganz weg. Uebrigens verweis ich Sie über Paris, dessen Charakter, Größe, Schätze, Herrlichkeiten, an alle Bücher; ein Brief soll füglicher ein Abbild der Stimmung als eine objective Abhandlung sein, zu der ich ohnehin nicht Zeit hätte. Was den großen Aerger anbetrifft, den, wer Höheres begehrt und sucht, überall doch antrifft, gilt doch jetzt überall das französische Volkslied:

Dans ce siècle de lumières,
De talens et de vertus,
Heureux, qui ne parle guère
Et qui n'en pense pas plus.

Sie wissen meine innige, vielseitige Neigung zu aller Volkspoesie, ich sammle französische Volkslieder und habe den Wunsch, einst etwas damit anzufangen. Hier hab ich

auch zur Erholung von der Arbeit manche Lieder gesungen. — Deutsche Bücher sind selten, sind aber viel werther, wenn man sie erjagt. Was man hat, theilt man sich gern und wechselseitig ab. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Uebersetzungen der Klotilde de Surville abschriftlich mittheilen wollten. Leben Sie wohl, meine theure, gute Schwester, Ihnen mag ich gern auftragen, mich in blühendem Angedenken in Ihrer mir theuern Stadt Hamburg zu erhalten. Dr. Julius, Kerner, Neander, Lüders, Gurlitt. Leben Sie wohl und vergessen Sie meiner nicht ganz. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Mutter.

Adelbert.

3.

Napoleon, 10. October 1810.

Liebe Rosa, ich wende mich zu Ihnen mit unveränderter Bruderliebe, mag das Leben seine Wellen schlagen, indem es hinab rinnt; dieses Gefühl steht in meinem Herzen fest. Die Feder kann das Leben nicht verfolgen in allen seinen Krümmungen, sind ich Sie einst wieder, wie ich's hoffen will, werd' ich Ihnen gern erzählen und die Bahnen beschreiben, auf die ich geführt worden, Leid und Freud empfindend, wie es das Loos ist derer, die nicht ganz in fühlloser Gemeinheit stecken. Jetzt ist es mir wohlthuender, einige Accorde aus meinem Leben zu greifen, als eben deren Melodie abzuleiern. Ich will Ihnen, Liebe, nur einen innigen Gruß zusenden, ein Händedruck. —

Bald müde, bald gereizt durch neue Gegenstände, die doch jetzt schön sein müssen, um mich Verwöhnten noch zu fesseln, wandle ich meinen Weg, und finde mich weit, sehr weit vom Hause, so daß ich es nicht mehr hinter mir, nicht noch vor mir absehen kann, und wo ich eintrete, ist es nur wie eine Schenke am Wege. Ich habe anderer Dasein bald angestoßen und verrückt, bald leise berührt, und habe mich auch in fremder Kräfte Spiel mit zuweilen einflechten lassen; also hab ich mein eigenes Dasein verschiedentlich gefühlt, und ob Schmerz, ob Lust vorwalten, weiß ich nicht zu sagen. Doch recht' ich mit dem Schicksale nicht, da ich doch leben muß. Freilich geht es rasch mit den Jahren hinab, und jedes Ziel scheint mit ihnen zu weichen, aber auch deßhalb will ich nicht murren, weiß ich doch, daß oft nur ein Ziel erscheint, damit ein Gehen, worauf es zuletzt doch ankömmt, statt habe, mit wahrscheinlichem Grunde; und also lös' ich das Räthsel.

Ich bin hier beim Präfekt de la Vendée, Herrn von Barente, à Napoléon. Ihn selbst kenne ich noch kaum; er ist abwesend, und ich erwarte ihn bei ihm. Das Leben hat uns aber zusammen geführt, und ich habe gute Bürgen. Doch könnt ich leicht mit oder auch ohne ihn diesen Ort verlassen, und wenn Sie mir unter dieser Adresse schreiben wollen, ermahne ich Sie es bald zu thun, sonst bleibt immer die Adresse in Paris. Wie Sie mir, liebe Schwester, Ihre Lage schilderten, haben Sie mir nicht angedeutet, was Ihre Ruhe stört und Sie verstimmt. Ich möchte gern inniger, vertrauter um Sie wissen. — Fanny hat mir nicht geantwortet! — Ich schicke Ihnen ein Blatt an Karl mit. Sie werden ihn vielleicht besser zu fassen

wissen als ich. Ist er seit der Zeit, daß ich ohne Berührungen bin, noch in Steinfurt? Ich habe mich sehr ja über Erwartung mit ihm gefreut, er war gut, fest, munter, gesund, liebevoll, und ganz der bessere Alte; sein Kamäleonwesen und seine Flügel muß man ihm lassen, aber Liebe hat er immer, rücksichtslos ohne Weltklugheit, hinreißend liebevoll, so ist er immer, und darum muß man ihn so lieben, wenn man ihn nicht haßt. — Leben Sie recht wohl, liebe Rosa, ich rechne auf Sie, mich den Befreundeten in Ihrem mir so sehr geliebten Hamburg in gutem Angedenken zu erhalten.

4.

Napoleon, Anfang December 1810.

Liebe Rosa, viel theure Freundin! Bei Ihren klaren, ruhigen freundlichen Worten waren in mir alte Zeiten mit ihren Gedanken und Erinnerungen wach, ich war seltsam bewegt, und ich weiß nicht, wie ich meine Worte zu einer gehaltenen Rede fügen soll, um Ihnen in dem Tone zu antworten, den Ihr Brief gebeut. Vor solchem Spiegel seh ich mich schwankend, willenlos, zerrissen, ohne Maaß und Halt wie ohne Kraft, und in solchem düstern chaotischen Bild verlier ich selbst das wenige Gute, das in mir sein mag. Es ist keine Einheit in meinem Leben, ich fasse keinen Plan, ich thue nichts, ich warte, daß es werde, es wird immer nichts. Und dennoch hang ich nicht ganz frei, ich ziehe manchen Anker nach, doch auf dem Sande will keiner fassen. Also laß ich mich leben, also muß ich

mich noch eine Zeit leben lassen, und möge mich etwa der künftige Herbst wieder nach Deutschland zurücke führen, mög ich Hamburg wiedersehn, ich würde Ihnen nichts von meinen Irrsalen verheimlichen. Ich wünsche Ihnen Glück, theuere Freundin, zu dem weisen, bescheidenes Glück verheißenden Plane, den Sie jetzt ausführen*); ich wollte, Sie hätten sich früher ihn auszuführen angeschickt, ich wollte vieles, aber was ich doch nicht will, ist, über Vergangenes also müssig zurücke klagen, denn ich verehre still die Nothwendigkeit, und sie hat an der Vergangenheit ihr unbestrittenes Erbrecht ausgeübt. Die Aufgabe ist, aus dem Jetzt die Zukunft zu gestalten, und es ist die Kunst, die ich nicht besitze. Ich lasse das Schicksal durch seinen Diener, den Zufall, walten.

Ich bitte Sie mit freundlichem Gruße Fanny von mir zu danken, daß sie Ihnen behülflich ist, Gott gebe seinen Seegen, fahren Sie wohl bei Ihrem Unternehmen, und vergessen meiner nicht, denn ich möchte Sie einmal unversehens besuchen, und Sie müssen den alten unveränderten Freund wieder erkennen. —

Der Gedanke, uns in dem Almanache (von Kerner) wieder zu finden, hat mir äusserst wohlgefallen. Ich danke Ihnen für die freundliche Einladung, und so Gott hilft, so werde ich mich mit ein Paar Liedern einfinden. Ich habe aber keine Abschriften bei der Hand, oder weiß nicht, ob nicht schon von Andern darüber disponirt worden. Ich schreibe deshalb, und werde entweder Ihnen, oder direkt nach Heidelberg, wo jetzt die Frau von Chezy ist, was ich

*) Die Begründung einer Erziehungsanstalt.

werde können, einſenden; vielleicht bitt' ich dieſe auch, ein Liedlein dazu zu geben. — Iſt Fouqué nicht eingeladen worden? ich wünſchte wohl er erſchiene zu dieſem Feſte, und ich weiß er iſt immer gern bereit. — Ich, liebe Roſa, ich dichte nicht mehr; wächſt mir nicht einmal ein Lied aus dem Leben ſelbſt, ſo ſind' ich gar keine Worte. Ich verſuchte die Tage etwas aus dem Altfranzöſiſchen zu überſetzen, was ich Ihnen gerne mit geſchickt hätte, und es war mir ganz und gar unmöglich. — Ich habe Uhland ſelbſt in Paris kennen gelernt, und eine anſehnliche Sammlung ſeiner Gedichte geleſen; darunter auch das Schifflein. Ich kann wohl ſagen, daß mich nach Goethe kein Dichter ſo angeregt hat. Es giebt ſehr vortreffliche Gedichte, die, möcht ich ſagen, jeder ſchreibt und keiner lieſt, gar ſchöne Sonette und was dergleichen mehr iſt, andere wiederum, die keiner ſchreibt und jeder lieſt, und von dieſer letzten Gattung ſind die Uhlandiſchen; die Form darin iſt wegen der Poeſie da, wie an den andern die Poeſie wegen der Form. Uhland ſelbſt iſt unanſcheinlich, und man möchte nicht dieſe goldne Ader hinter ihm ſuchen. Kennen Sie: der Knab vom Berg, der Lauf der Welt, den kleinen Roland? Das Schifflein war mir eben nicht ſein liebſtes Lied. — Ich danke Ihnen ſehr, theuere Freundin, für die Nachrichten, die Sie mir von den Freunden und Befreundeten ertheilen. Ich bitte Sie auch wiederum Grüße zu beſtellen, Fanny, Lüders, Kerner, Gurlitt. Hamburg iſt mir in ungetrübtem, reinem, ſchönem Angedenken. Ich habe überall der böſen Tage unter den guten viel erlebt, in Hamburg, bei Ihnen, Roſa, heitre und ſchöne Tage allein, auch heimſuchet meine Sehnſucht gerne

diese Stätte. — Mir fällt ein, daß ich erfahren habe, ein Pack Lieder aus dem Fortunatus von mir seien für das Vaterländische Magazin bestimmt worden? — —

Ich werde vermuthlich gegen Neujahr nach Paris mit meinem Präfekt (Herr von Barente) reisen. Ich habe Ihnen wohl noch nichts von ihm gesagt? Er ist ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, von richtigen, feinen ausgebreiteten Ideen, sanft von Charakter und Gemüth, es läßt sich angenehm und leicht mit ihm leben. Er ist, wie Viele, im Herzen unbefriedigt und nicht glücklich. Ich bin bei ihm als sein Freund allein, in keinem bestimmten und festen Verhältniß, ich lebe nur mit ihm, und auf dem freundschaftlichsten und gleichsten Fuße, als nur möglich ist. Sonst ist es hier, Gott sei Dank, wie in der Wüste, und niemand stört die Ruhe und Muße, die ich in meinem eleganten Zimmer genieße. Ich lese manches französische Buch, was mir neu ist, und habe besonders meine Lust am altfranzösischen Volksroman und an den Fabliaux des X—XV. Jahrhunderts gehabt. Ich habe diese sehr leicht und ganz fertig lesen gelernt, und die vier Bände mit großem Genusse gelesen. Leben Sie recht wohl, theuere Freundin, und lassen Sie mich es manchmal hören. Empfehlen Sie mich, ich bitte Sie, Ihrer Frau Mutter.

5.

Napoleon, 24. Februar 1811.

Sie haben mir seit langer Zeit keine Nachrichten von sich gegeben, theuere Rosa, und ich Ihnen nicht von den

meinen. Ich erwartete gerne irgend einen Ruhepunkt des Lebens, um ſprechen zu können: hier ſteh ich, aber der ſeichte Strom fließt ſo anhaltend unmerklich fort, ſo träg und verdeckt, daß man nicht Stand faſſen und nicht Ausſicht gewinnen kann. Man mühet ſeine arme Seele vergebens ab, — ein Brief bezeichnet dauerhaft einen Augenblick, und kein Augenblick hat Dauer. Mein letzter Brief war wohl ſehr wüſt; dieſer wird wenigſtens noch ſehr trübe ſein. Die Zweige ſterben allmählig ab, und neue ſprießen nicht üppig wie die alten waren; man betrauert den wohlempfundenen Verluſt, und man weiß von keinem erſetzenden Erwerb; oder aber man lernt ihn erſt ſchätzen, bei den Schmerzen des erneuten Verluſtes. Ich werde mehr und mehr nach Deutſchland gezogen, mich drückt mehr und mehr die Luft, die ich athme; doch tapp ich im Finſtern umher, und laſſe bald die Zügel ſchießen, aus Unmuth die ganze Lenkung dem Zufall überlaſſend.

Wie geths Ihnen Liebe? Vielen und finſtern Kummer hat mir die letzte politiſche Veränderung, die Ihre Stadt getroffen hat, verurſacht. Was frommen Worte da? der Schmerz iſt tief. Mit ihrer Exiſtenz, mit ihrem Wohlſtand, wird auch wohl Ihre eigene Wohlfahrt gefährdet worden ſein? Liebe Freundin, ich begehre von Ihnen Kunde, die ich zu vernehmen fürchte. Was macht auch Karl, der es auf dieſer Erde zu einer ſo ſchönen Beweglichkeit gebracht hat? — Sie wiſſen, daß meine beſtändige Adreſſe in Frankreich: Paris, rue des mauvais garçons iſt. Es verzögert die Briefe nur um einen Poſttag.

Ich weiß nicht, ob meinem Wunſche nachgelebt worden iſt, betreffend die Einſendung einiger meiner Lieder

für den Almanach von Kerner. Ich ſchicke Ihnen was ich nur unter der Hand finde, nicht zur unbedingten Aufnahme, ſondern zur Prüfung, — werfen Sie's ins Feuer, wenn es in Ihnen keinen Wiederhall findet. Das Lied aber: In den jungen Tagen, das iſt ſo eben geworden, wie ich an Sie ſchreiben wollte, und es iſt Ihr eigenes. Ich möchte, auch Sie ließen die wenigen Töne für einen Brief gelten. Es geht mir ſeltſam, ich habe Vieles, ſehr Vieles, das ich Ihnen gern ſagte, und es will in Worten ſich nicht recht entwickeln. Erzählungen fallen zu weitſchweifig und leer aus, und das eigentliche Leben, wovon ſie nur das Gerippe bilden, das drückt ſich beſſer in einem Blicke, in einem Händedrucke als in Worten aus, drum möchte ich Sie auch lieber beſuchen als an Sie ſchreiben. Sie aber, Liebe, laſſen Sie mir einige freundliche Worte erſchallen, die ſind meinem Winter wie ſchöne Sonnenſtrahlen. Holder Frauen Stimme und Freundes Händedruck, das iſt des Lebens Licht und Wärme. — Hier bin ich ſehr allein, und ſuche denn auch den Genuß der völligſten Abgeſchiedenheit. — Ich wollte an Karl einige Zeilen ſchreiben, es könnte aber heute nur ein Gruß ſein, und den beſtellen Sie ihm auch ſo lieblich und freundlich als ich es ſelbſt nur kann. Schreiben Sie ihm doch, daß er doch nicht verſäume, mir durch einige Winke aus der Ferne, — mittelbar oder unmittelbar, nur zu erkennen zu geben, daß er eben für mich noch da iſt. Die Menſchen ſind ſo gebaut, daß auch was ſich von ſelbſt verſteht, manchmal geſagt werden muß. — Grüßen Sie alle Befreundeten, die eben noch meiner gedenken, und verſichern Sie ſie, daß ich keinen vergeſſe, daß ich in dieſen letzten

Zeiten viel, recht viel an Sie gedacht. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und bleiben mir eine treue und gute Schwester.

6.

Coppet, canton de Vaud en Suisse.
19. Mai 1812.

Liebe Rosa, gute Schwester! Sie mögen an mir irre geworden sein, daß auf einen so innigen, so freundlichen, so wackern Brief von Ihnen, ein so langes Stillschweigen von mir erfolgt ist. Hell und verständig und zugleich liebevoll und zart waren Ihre Worte, sie rührten mich tief, ich küßte Ihren Brief, und ich beschloß ihn erst zu beantworten, wenn ich mich dessen würdiger gemacht hätte. Ich hatte erkannt, ich könnte ausser meinem Lande, meiner Sprache, meinem Kreise, ausser Norddeutschland nicht gedeihen, und nur ein elendes Leben führen unter jeder Bedingung. Ich hatte zugleich klar eingesehen, daß um in Eintracht mit mir selber bestehen zu können, ich mich keiner fremden Willkühr als Werkzeug verkaufen dürfte, keinem, meiner Natur fremden Joche fröhnen könne. Viele Betrachtungen, die mich in diesem Gefühle bestärkten, müssen hier weg bleiben. Ich leistete also Verzicht auf alle Cariere, die ich mir wohl in Frankreich bei darauf angestrengt gerichtetem Willen hätte eröffnen können, und beschloß als ein frischer und eifriger Student auf die Universität zu Berlin zu gehen, und da unter kräftigem Studium, unter Anleitung meiner Freunde und mit ihrem Rathe weiter auf Wege und Mittel zu denken, meinem

vorgesteckten Ziele näher zu kommen, dem nämlich mir eine unabhängige, selbstständige, bescheidene, stille Existenz zu verschaffen, die mir zugleich die Möglichkeit zusichere, mich vielleicht einst nach meinem Herzen anzusiedeln und eine Familie zu bilden. Wie ich Ihren Brief erhielt, theuere Freundin, brach ich wirklich auf. Manche, mir zum Theil fremde Rücksichten bestimmten meinen Weg. Der Entwurf war der: Ich mußte zu der Frau von Staël. Ich freute mich, meine stolze Freundin wieder zu begrüßen, ich wollte bei der schön begeisterten Frau einige Wochen verweilen, an ihrem Feuer neue Glut in mir anzünden, dann das Gebirge durchwandern, an dem größten Anblick, den die Natur in unserm Europa gewährt, meinen Sinn erhöhen, und so dann getrost meine Pilgerfahrt nordwärts fortsetzen. Von Berlin aus, Rosa, von Berlin aus wollt' ich Ihnen erst mit freudigem, kräftigem Selbstgefühle schreiben, und die ersten Ferien hätt' ich bei Ihnen zugebracht. — Es ist anders gekommen. Ich habe hier eine sehr unglückliche kranke Frau gefunden, deren Elend täglich drückender, deren Ketten täglich fester geschmiedet werden. Mit jedem Tage hülfloser, mit jedem Tage verlassener, alle Freunde gewaltsam von ihr verscheucht, oder feige abfallend. — Sie, den Zepter zu führen gewohnt, trägt ihr Unglück eben wie ein entthronter König, dieß ist, ohne sich daran zu gewöhnen. Da ich ihr einmal gedient, und sie von mir nur noch einige Tage begehrte, hab ich mich nie vor den wenigen Tagen zu einem gewaltsamen Riß gegen sie entschließen können, der ihr doch, schon sächlich genommen, wehe gethan hätte; und also hat sie gegen mich mehr als für sich ihre große Macht geübt, denn im Grunde bin

ich ihr doch ſehr wenig, da ich mich im Leben gar zu entſchieden anders geſtalte als die elegant geſittete, vornehme Herrin, und alſo, liebe Roſa, hab ich immer gehen wollen und bin immer geblieben, und alſo hab' ich Ihren ſchönen Brief immer wieder geleſen und habe mich immer geſchämt, und muß heute dieſe Scham überwinden, um mich heute noch in der alten Blöße vor Ihnen zu zeigen. — Ich lebe hier ſehr einſam bei meinen Büchern, und habe meine Luſt daran, Zeit und Raum in Gedanken zu durchſchwärmen, indem ich in Reiſebeſchreibungen, in neuen und alten Büchern in verſchiedenen Zungen die 6000 Jahre der Geſchichte unſers Geſchlechtes und die 9000 Stunden unſers kleinen Erdgürtels nach Charakterzügen des Menſchen ſuchend auf verſchiedenen Punkten verſuche. Ich habe zu andern Sprachen die engliſche etwas gelernt. A. W. Schlegel iſt hier; er iſt rückſichtsvoll und artig, partheiiſch und unduldſam, eitel und reizbar, — ſonſt gediegenes Gold — ich habe eigentlich nichts mit ihm. — Liebe gute Roſa, Sie müſſen mir verzeihen, mir ſagen, daß Sie mir verzeihen, Ihre Worte ſind mir immer über alles wohlthuend geweſen, ich bitte Sie demüthig und reuig um Worte der Kraft und der Freundſchaft, es hat mir ſehr weh gethan, ſo lange nichts von Ihnen zu vernehmen, ich hoffe zu Gott, es geht Ihnen wohl. — Reichen Sie Karl meine Bruderhand; wenn ich Ihnen wieder ſchreibe, ſchreib ich auch ihm, heute iſt es mir nicht möglich. Möge Fanny meiner noch in Guten gedenken, und die Freunde alle in meinem lieben, lieben Hamburg.

7.

Coppet, Auguſt 1812.

Nur wenige Zeilen, liebe Roſa — mögen ſie Ihnen nur einen geringen Theil der Freude geben, die mir Ihre zwei Briefe verurſacht, — ich erhalte dieſen, wie ich eben den Wanderſtab ergreife. — Folgen Sie mir auf der Charte, Coppet, Genf, St. Gervais, le Col de bonhomme, l'allée blanche am ſüdlichen Fuße des Mont blanc, Cormayeur, le grand St. Bernard, Martinac, das Land Wallis, die Gemmi, Thun, Brians, das Thal Hasli, der Scheideck, der Grimſel, die Fourka, der St. Gotthard, die Teufelsbrücke, der vierſtädter See, Zug, Zürch, Schaffhauſen, von Berlin aus mehr, da ſind wir ja Nachbaren, da kann ich Sie ja auch beſuchen. —

Innig rührte mich die ſchöne Fügung, daß zur Zeit ich, nach langem Schweigen, an Sie ſchrieb, Sie eben auch holde freundliche Worte an mich richteten, auch freut es mich, daß eben in dieſem Momente Ihre Stimme an mich erklingt, Bringerin guter Vorbedeutung; Freundin, liebe, laſſen Sie mich nur Sie grüßen. — Schon graut der Tag, noch habe ich keine Anſtalten getroffen, um Mittag verlaß ich dieſen Ort, vielleicht um ihn nie wieder zu betreten.

Dank, Gruß und Liebe dem wackern Freund Aſſing — wir werden uns wohl noch näher kennen, — vor der Hand geh ich nach der Univerſität, nach Berlin, und zu Hitzig und Fouqué, von da aus bewege ich mich erſt frei. — Dieſen Sommer hab ich ganz der Botanik gewidmet, und

dem stillen innigen wortlosen Genusse der schönsten Natur, die mir wie eine Geliebte ist, von der ich scheiden muß. — Daß die Herrin dieses Ortes im Frühjahr sich auf eine weite Reise gewagt hat, wird Ihnen nicht unbekannt geblieben sein; — ich behielt an ihrem Sohn einen lieben freundlichen Gefährten. Nun gehe ich allein, entschlossen und vertrauend. Leben Sie wohl, Liebe, Gute, — denken Sie mich, da Sie diese Zeilen lesen, die Kapsel auf dem Rücken, das Buch in der Tasche, den Stab in der Hand, allein auf Felsengesimsen, zwischen Wolken, Gletschern, Bergströmen und Abgründen, in einer Höhe von 7200 Fuß — vielleicht inne haltend und zu mir sagend: jetzt mag Sie deinen Gruß empfahn! —

8.

Berlin, 17. November 1812.

Um von hier aus an Sie zu schreiben, liebe Rosa, hab ich erst erwarten wollen, daß ich mein neues Leben recht begonnen, mich darinnen festgesetzt, und klar in mein Wesen schaue. Seit ich an Sie schreiben kann, schreiben will, hat mir die Zeit gefehlt, und so erhalten Sie einen späten, aber desto innigern Gruß. Theuere Freundin, ob arm, alt, vielfach abgeblüht, so gehts mir doch wohl, ich fühle, daß ich verständig und wohl gewählt und ausgeführt; ich bin ruhig und heiter, und spinne in mir den alten Wurm ein. Ich lasse die Vergangenheit hinter mir liegen, und studiere, als wäre ich noch ein Knabe, ins Leben hinein, um mir eine selbstständige Thätigkeit zu erwerben. Tauge ich überhaupt zu irgend etwas, so ist es für die

Naturwissenschaften, auf dem Wege der Erfahrung. Die Freunde selbst haben mir nie einreden können, daß ich zum Dichter geboren, und von müßiger Speculation wend' ich mich mit Ueberdruß ab. Der Professor ist Student worden, — Studiosus Medicinae; die Medicin zu praktiziren, ist eben nicht der Zweck, den ich mir vorsetze; ich hoffe, in einigen Jahren vor mir zu stehen als ein Mann zu einer gelehrten Reise reif, tüchtig und brauchbar; und fehlt die Gelegenheit, so ist es mir doch um mich nicht bang. Freilich, Liebe, fühl' ich, bei meinem Alter, auf wie viel ich im Leben Verzicht thun muß, wie viel bereits von mir abgefallen, aber ich fühle mich wie im Vorhofe verständig und gut angelangt, da ich nun den Weg vor mir sich fest hinzeichnen sehe. Der Fleiß überdieß erfüllt wohler das Leben als müssiges Brüten und zierliche leere Geselligkeit. Auch habe ich mich mehr und mehr aller weitern Geselligkeit entzogen, und lebe nur desto inniger verbunden mit ein Paar Freunden. — Sie sagten mir hier, ich hätte meine Lustigkeit eingebüßt, mag sein, bin ich doch wirklich heiterer geworden.

Ich wünschte, theuere gute Rosa, Sie hätten Freude an diesem Brief, wie ich Freude daran habe, ihn zu schreiben. — Freundlich und klar, als ein guter Genius sind Sie mir oft erschienen, und ich habe Sie als einen solchen geliebt und verehrt, da ich nach vielen Seitenschritten, Schritte vorwärts nun zu gehen glaube, und ohne Unmuth mich Ihnen zeigen mag, möcht ich, daß Sie mir Beifall zulächelten. — Ich bin wirklich durch das, was ich gethan, mit meiner innern Natur in bessere Eintracht gekommen.

Varnhagen ſagte mir, Sie hätten den Plan, im künftigen Frühjahr eine Reiſe hieher zu machen, Sie würden mich doppelt erfreuen, wenn Sie mir dieß beſtätigten. Wie gerne wollt' ich Sie wiederſehen! nun aber muß ich meinen Studien ungetheilt fröhnen, vor künftigem Spätſommer kann ich nicht abkommen, und wer weiß, ob auch dann! — Leben Sie wohl, theuere gute Roſa, laſſen Sie mich von Ihnen hören, und hören daß es Ihnen immer geht, wie Sie es verdienen und wie ichs Ihnen wünſche. — Grüße an die, welche noch meiner im Lande gedenken.

II.

Bericht über das Unterrichtswesen der Jesuiten in Freiburg.

Von

Th. Mundt.

— Im Angesicht der schönsten Alpenlandschaften fährt man von Bern in wenigen Stunden nach Freiburg, und erblickt schon aus der Ferne, noch ehe man die berühmte Drahthängebrücke der Sane überschreitet, das hochgelegene Erziehungshaus der Jesuiten, das in stolzer Pracht die ganze Gegend beherrschen zu wollen scheint. Hier wird jene pädagogische Musterwirthschaft betrieben, die, obwohl ursprünglich ein französisch-carlistisches Institut, doch auch für Deutschland eine immer um sich greifendere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus weit und breit die Arme nach der Erziehung unserer aristokratisch-katholischen Jugend ausstreckt. Der Geist des modernen Jesuitismus hat sich hier in den Schluchten der Hochalpen einen sehr günstigen Schlupfwinkel ausgefunden, und baut sein Nest in dieser sichern Abgeschieden-

heit, die ihm zugleich die ausgreifendste Wirkung in die Ferne verstattet. Ihm einen Besuch abzustatten, schien in mehr als einer Hinsicht der Mühe werth, besonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münster-Terrasse in Bern standen wir oft und blickten mit Sehnsucht zu den schneefunkelnden Gletschern hinüber, die wie eine bleiche Geisterschaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne schwebten. Aber in derselben Minute, wo sie in einen längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen schienen, wickelten sie sich auch schon wieder in aschfarbene Wolkenschleier, und trieben ein böses Spiel mit unserm Reisemuth, der sich gern gerade an ihnen versucht hätte. Da war es das Gerathenste, lieber den Abstecher in das romantische Uechtland zu machen, und, statt mit der tückischen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Culturſystem der Jesuiten zu studiren. Soll es auch schwer sein, bis in die innerste Werkstätte selbst vorzudringen, so wird man von dieser neuen und großen Zeitweisheit, in der sich die fressendste Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt sucht, doch wenigstens einen Schattenriß an den Wänden abfangen können. Ade, du reiner Gletscherschnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menschen, an deiner Urfrische mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu trösten, und zwar mit dem allerärgsten, mit der Culturmacherei des heutigen Jesuitismus! —

An den hohen Felsenufern der Sane liegt dies merk-

würdige Freiburg, die Hauptstadt eines Schweizercantons, der, von Alpenketten und Seen umschlossen, schon von alter Zeit her in diesem Versteck ein seltsames Leben und Treiben barg. Die katholischen Cantone der Schweiz stehen in allen Dingen hinter den protestantischen weit zurück, und der Reisende spürt es schon an den unsanften Bewegungen, welche der Postwagen auf der schlechten und holperigen Landstraße verursacht, wann er sich in einem katholischgläubigen Theil der Eidgenossenschaft befindet. Aber nicht nur die Landstraßen sind in den katholischen Cantonen schlechter als in den andern, sondern den ganzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthschaftung trifft man in einem vernachlässigteren Zustande an. Diese Leute müssen viel beten, viele Messen hören, viele Priester grüßen, viele Prozessionen und Feiertage mitmachen, und dies schmälert die Zeit der täglichen Arbeit, während der Protestantismus, volksthümlich wirkend, sich überall werkthätiger in seiner Frömmigkeit beweist, und die Arbeit nicht nur des Geistes in der Forschung, sondern auch des Körpers in der gesunden irdischen Lebensbethätigung begünstigt. Dazu kommt in den katholischen Cantonen auch die Finsterniß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für alles Werden nachtheilige Weise überschattet. Im Canton Freiburg zum Beispiel geht die Unwissenheit der Bewohner noch so weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt hat, die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein großer Theil des Volkes sich hartnäckig dagegen sträubte, weshalb man so vielen von Blatternarben entstellten Gesichtern in dieser schönen Landschaft begegnet. Die Freiburger sind sonst ein recht ansehnlicher Volksschlag, kräftig

gebaut, stark und hochgewachsen, besonders in der südlichen Alpengegend, namentlich aber in dem reizenden Greyerserlande, in dessen frischdurchhauchten Bergthälern man die schönsten Mädchen der Schweiz sieht, die in ihren scharlachrothen Miedern, in den schwarzen Filzhüten, so von Blumen, Bändern und Spitzen prangen, und mit den faltenreichen Brusttüchern freilich oft die seltsamsten Erscheinungen abgeben und wenigstens von den Grazien, die überhaupt in der Schweiz gänzlich fehlen, keine Mitgift empfangen haben. Aber die Gesichter sind von einer oft wunderbaren Schönheit. Doch die intellectuelle Bildung dieser Bevölkerung und daher auch die gewerbliche Rührsamkeit ist noch sehr zurück. Nur in dem ebenfalls dem Canton Freiburg angehörenden Bezirk Murten, wo die reformirte Kirche die eigentlich herrschende ist, zeigt sich ein regeres Leben im Handel und Gewerbe, aber auch schon in den geistigen Dingen. Auf sanft emporschwebender Anhöhe an dem herrlichen See liegt die kleine Stadt Murten, und mit Ameisenfleiß haben sich die betriebsamen Einwohner des Transitohandels bemächtigt, zu dem die große Straße zwischen Basel, Bern und Genf hier die Gelegenheit bietet. Doch neben der Industrie zeichnen diesen Bezirk auch die vortrefflichsten Schulanstalten aus, die in der ganzen Gegend gerühmt werden, und ich sah selbst in Murten ein neues prachtvolles Gebäude, das soeben erstanden ist, um zu einer Bürgerschule zu dienen. Dies sind die Lichtreize des Protestantismus auf den gesunden Sinn einer tüchtigen Bevölkerung, und selten sieht man schlagende Contraste so dicht neben einander wirken, als hier auf diesem kleinen Raum, in dem sich protestan-

tiſche und katholiſche Einflüſſe theilen. Sobald man dagegen in die katholiſche Hauptſtadt des Cantons eintritt, wird man an allen Erſcheinungen des Lebens gewahr werden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belaſtet haben.

Freiburg ſelbſt iſt eine ſonderbare, düſtere, geheimnißvolle Stadt. Die Jeſuiten zeigen ſich in ihren ſchwarzen Ordenstrachten ſehr häufig auf der Straße, und jeden Augenblick begegnet man einer ſolchen abſonderlich einherſchreitenden Geſtalt, vor der man das Volk jederzeit mit tiefſter Verneigung den Hut abziehen ſieht. Selbſt die Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichſten Eigenheiten dar, und man ſieht eine Reihe von Häuſern, über welche die Straße dergeſtalt hinwegläuft, daß das Pflaſter des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der ſchöne Münſter, in welchem ſich die neue Orgel von Aloys Moſer befindet, bietet über ſeinem Eingangsportal noch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher ſich nach Freiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere der neuen katholiſchen Propaganda zu beſichtigen, auf eine komiſche Weiſe in Erſtaunen ſetzen muß. Das Bildwerk über dieſer Kirchthüre ſtellt nämlich ein Weltgericht dar, auf der unter andern Figuren, die den in der Mitte ſtehenden heiligen Nicolaus umgeben, man auch ſeitwärts eine Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment verſinnbildlichen ſoll, wie der Teufel den Papſt holt! Dieſe Satire iſt ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus welcher dies Bildwerk herſtammen mag, nämlich, wie es ſcheint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menſchheit Spaß verſtand auch in den frommen Dingen, und

sich so sicher dabei fühlte, daß sie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, sondern sogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papst holt, was zu damaliger Zeit der päpstlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Ursache hat, schwerlich mehr mit der Harmlosigkeit der Volkssatire entschuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jesuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor diesem Münsterportal vorüber und haben, soviel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts versucht, was, man muß es gestehen, sie fast in den Geruch der Toleranz bringen könnte!

Es ist nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, soweit es glücken wird, und zu diesem Zweck, an das äußerste Ende der Stadt eilend, den Berg zu ersteigen, auf welchem hocherhaben das Pensionat der Jesuiten gelegen ist. Das Gebäude stellt sich sowohl von Innen als von Außen wie ein fürstliches Schloß dar und beweist auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jesuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Pensionats ist in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachsenden Jünger der Gesellschaft Jesu, der andere ist für das eigentliche Pensionat bestimmt, in welchem sich sowohl die vorbereitenden Schulklassen für die jüngsten Zöglinge der Anstalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jesuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben sind. Abwärts im Thal liegt, anstoßend an die Jesuitenkirche, das Collège, welches die Hörsäle der Hochschule in sich faßt. Nämlich diese ganze seit dem Jahre

1825. eingerichtete Erziehungsprovinz der Jesuiten, welche man unter dem Namen des Instituts St. Michel zusammenfaßt, zerfällt in eine Elementarschule, in ein Gymnasium und in das, was wir eine Universität nennen würden, obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und allenfalls auch Philosophie ein vollständiger Cursus besteht, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht und das kanonische Recht*), und von den Naturwissenschaften blos Physik und Chemie gelehrt werden. Von den noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen der Jesuiten befinden sich nur die schon einigermaßen aufgewachsenen in dem Pensionat zu Freiburg; für die ganz kleinen Kinder, deren Alter noch eine besondere Sorgfalt erfordert, ist ein zweites Etablissement zu Estavayer bestimmt, einer kleinen anmuthigen Stadt in demselben Canton, die der Reisende, welcher am Neufchateller See wandert, zu besuchen nicht unterlassen mag, weil man dort noch an schönen Sommerabenden auf den Platz Moudon die alten volksthümlichen Ringeltänze in den welschen Lauten singen hören kann.

Der Rector dieses gesammten Erziehungs-Instituts der Jesuiten ist gegenwärtig der Fürst Gallitzin, der selbst Jesuit geworden und im Hause des Pensionats seine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er läßt sehr selten Jemand vor sich, doch liest er zuweilen Messe und erscheint dann in der etwas feiner gearbeiteten Jesuitentracht. Es ist überhaupt schwer, nur in das Haus des Pensionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht selbst beizuwohnen, wozu in vollständiger Ausdehnung

*) Civil- und Landrecht aber von einem Laien.

unter allen hieher gekommenen Fremden vielleicht Victor Cousin allein gelangt ist. Von dem Besuch des Letzteren im Pensionat und Collège zu Freiburg erzählen sich noch die Jesuitenzöglinge einige ergötzliche Geschichten. Wir aber waren nicht so glücklich wie er, doch gelang es aus unsern im Hause selbst angestellten Beobachtungen ein Gesammtbild zusammenzusetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Institut nahe gestandenen Personen wurden, sich immer mehr ausrundete, so daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Institut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jesuiten so geheim thun mit ihren Erziehungshäusern und von Besuch derselben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten suchen, ist eigentlich schwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Princip wenn wir die unmittelbare Wahrheit desselben in ihrer Unschuld auftreten lassen wollen, faßt sich zunächst in dem alten Wort, das Baco gesprochen: **Religio aroma scientiarum** am Augenfälligsten zusammen. Auch stellen die Jesuiten selbst in ihren öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend ist, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, so daß man gleich sieht, es handele sich hier darum, schon auf dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktischen Wissens in den eigenthümlichen katholischen Geist, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendschaft der Gesellschaft Jesu

war, Rom gewiſſermaßen in alle Welt zu tragen, um ſo durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholiſche Univerſalherrſchaft zu begründen, ſo iſt die pädagogiſche Wirkſamkeit der Jeſuiten ohne Zweifel noch geſchickter dazu als ihre politiſche, um dieſe Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholiſchen Form und dieſe Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholiſchen Gehalt vermittelſt jener ſataniſchen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erſte Vollendung und fertige Geburt des Jeſuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in dieſem Weltlichkeit und Wiſſenſchaft zum erſten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geſchichte ſich der Kirche gegenüberſtellten und mit dieſer um die Oberherrſchaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus ſich gerade in die neuerwachten weltlichen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen der Menſchheit einzudrängen ſuchen, um ſich zu erhalten, und in dieſer nothgedrungenen Umarmung mit der Welt hat der Katholicismus den Jeſuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten iſt, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt und zwar mit Bewußtſein vorgegangen. Denn auf dieſem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geſchichte zum erſten Mal gewaltſam in Frage geſtellt wurde, glaubte der Katholicismus ſeine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in ſeinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholiſchen Kirche und deshalb ſein Gift nur auf die Welt tröpfeln, ſeine

befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Dieſe revolutionäre Ausſtrahlung des Katholicismus iſt der Jeſuitismus, die größte und furchtbarſte Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeſchichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch dieſen glänzenden Gedanken iſt es nun ſchon ſeit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geſchichte dieſe tödliche Langſamkeit und dieſe in ſich ſelbſt verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachſten Ideen, die ſo klar und abgemacht ſind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgeſetze, doch nicht mehr zu entſchiedenen und ſiegreichen Thatſachen werden können. Der Jeſuitismus iſt die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geſchichte, und iſt in dieſer Bedeutung unter allen Geſtalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und ſelbſt in denjenigen Erſcheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jeſuitismus mit dieſer für ihn einzig erſchöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn geſandt hat, ihn ſelbſt mit allen Waffen der Revolution, über die ſie freilich zuvor ihren Segen geſprochen, ausrüſtete. Die revolutionaire Bedeutung des Jeſuitismus beſteht innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt zunächſt darin, daß er bei ſeiner Entſendung in alle Welt freigelaſſen wurde nicht nur von den ſtrengen Formen der Kirche, ſondern auch ſogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der chriſtlichen Moral. Die bisherige einſeitige und abſtracte Richtung der katholiſchen Kirche lag im Mönchsthum als

ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geschlagen worden. Die ersten Päpste, die dem Jesuitismus durch förmliche Bullen seinen großen Freibrief ausstellten, hatten wohl eingesehen, daß die alte Herrlichkeit und Festigkeit der Kirche durch die aufgescheuchten Mönche und Nonnen nicht wieder hergestellt werden könne. Es bedurfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in seine alte, universale Macht einzusetzen, und das Seminar für dieselben war durch eine wunderbar kühne Idee in der Gesellschaft Jesu schon gegeben. Nun zeigte sich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dagewesen war in der Geschichte. Eine Zusammensetzung von Bettelmönch, Philosoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und schleicht es geschäftig über alle Erdtheile hinweg, und hascht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfassender als es noch je gewebt war. Beweglich wie sonst der Bettelmönch war, der durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat der Jesuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den religiösen und mönchischen Cynismus zu wirken, und so stellt in ihm die Kirche scheinbar ihren weltlichen Fortschritt dar, jedoch nur um dadurch desto siegreicher zu dem alten geistlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in dem Menschengeschlecht erweckte, in sich selbst desto zerstörender zu untergraben, hat der Katholicismus den Jesuiten den Befehl ertheilt, alle Formen der Welt annehmen

zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieser Welt sich zu kleiden, sondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derselben sich hineinzustürzen. So sah man den Jesuiten ausziehen, und bald unter Priesterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürsten bei schwelgerischer Tafel sitzen, bald in Tanzschuhen über den Estrich der großen Welt dahinschlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenster steigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles ad maiorem dei gloriam. Ueber die Freiheit des Jesuitismus von Dogma und Moral hat schon Pascal in seinen Lettres provinciales das Schlagendste beigebracht, indem er nachgewiesen, wie das sich accommodirende Christenthum der Jesuiten, das nach der ausdrücklichen päpstlichen Bestätigung für Alle Alles hat, selbst mit der Person Christi ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgesprungen ist. So haben die Jesuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verspottet haben würde, das Kreuz fortgelassen, und nur den triumphirenden und glorreichen Christus, aber nicht den leidenden und sterbenden gepredigt und selbst die Vermischung des heidnischen Götzendienstes mit der christlichen Religion haben sie, wie es in Indien und China geschehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten.*) Dies Recht hatte der Katholicismus seinem Bastardsohn, dem Jesuitismus, der aus dieser neuen buhlerischen Umarmung von Welt

*) Man lese den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaise Pascal.

und Kirche entſproſſen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholiſche Kirche, die in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu eine Art Emancipation von ſich ſelbſt vollbrachte, hat jedoch durch dieſe Zugeſtändniſſe, welche ſie im Jeſuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen ſollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es ſie ſeit der Reformation vergebens gelüſtet hat, und zu deſſen Erlangung ſie den Jeſuitismus in die Welt ſandte, dann, wieder hergeſtellt in ihre alte Univerſalherrſchaft, würde die katholiſche Kirche als die erſte That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jeſuitismus beſchließen müſſen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieſer Kirche in der Geſchichte wird, deſto mehr wird ſie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das freſſende und revolutionaire Gift des Jeſuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unſern Tagen ſich zeigt, wo die Jeſuiten eifriger und geſchäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

Wie ſich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derſelben Zeit begegneten, ſo trafen in demſelben Brennpunct der Zeit auch Jeſuitismus und Wiſſenſchaft zuſammen. Die Wiſſenſchaft, welche der ärgſte Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menſchengeiſtes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholiſchen Wirken nur dadurch beſchworen werden, daß man ſich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen ſuchte, wozu man in dieſem Sinne des Jeſuitismus bedurfte. Wenn die Wiſſenſchaft etwas Proteſtantiſches hatte, ſo kam es jetzt vielmehr dar-

auf an, ihr einen katholischen Charakter zu geben, und diese Katholisirung der Wissenschaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten. Es mußte die wichtigste Seite ihrer Mission werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an sich zu bringen, denn die Jugend ist die Zukunft selbst, und die katholische Kirche hofft seit der Reformation beständig auf ihre Zukunft, die sie durch alle mögliche Aussaat zu bestellen sucht. Die katholische Erziehung, wenn wir diese Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein ein viel bestimmteren und ausschließlicheren Charakter an sich tragen, als die protestantische Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verstatten wird. Nun sollte eigentlich alle Erziehung auf diese Freiheit der Individualität sich gründen, die man ein protestantisches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbstthätigkeit und die eigene Arbeit des Geistes gesetzt wird, dem Geist aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Persönlichkeit selbst liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholische Erziehung, die für eine bestimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholischen Kirche ist, kann daher dem an und für sich waltenden Leben der Persönlichkeit gar keine Rücksicht beweisen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholischer Art darauf ankommen, die Persönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und diese Pädagogik, die der jungen Persönlichkeit schon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um sich selbst in eine freie Zukunft hineinzubilden, ist die Hauptschlacht, welche der

Jeſuitismus gegen die moderne Cultur zu führen verſucht. Fragt man nun nach der Wiſſenſchaft ſelbſt, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung iſt, ſo läßt es ſich ſchon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schickſale dieſelbe treffen in einem Unterrichtshaus, das dieſe ſchneidende katholiſche Richtung an die Spitze ſtellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jeſuiten, mögen ſelbſt ſehr gelehrte Leute ſein, aber die Wiſſenſchaft als ſolche zu fördern, taugt wenigſtens nicht in ihre Erziehungspläne, die ſie mit der Jugend haben. Die Wiſſenſchaft, die ihrem Grundweſen nach immer proteſtantiſch wirken wird, ſoll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jeſuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um ſich daran aufzulöſen und zu verfinſtern, und in dieſer Verfinſterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer ſchlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwiſſenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten iſt, aber eine Unwiſſenheit, ſüß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jeſuiten in Anwendung ihres Lieblingsſpruches aus dem Baco das aroma scientiarum nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geiſtiges, ſondern nur ein Arom für die Sinne iſt. So wird denn die höchſte Kunſt dieſer jeſuitiſchen Pädagogik darin beſtehen, der Unwiſſenheit den möglichſten Anſtrich des Wiſſens, und dem Wiſſen die unſchädliche Wirkung der Unwiſſenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jeſuitismus erforderlich ſein wird.

Wenn wir mit dieſen Gedanken in das Inſtitut

St. Michel zu Freiburg eintraten, so hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Besondern noch mancher Beispiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jesuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal so viel Latein gelernt hatten, daß sie auf einem preußischen Gymnasium in die vierte Klasse hätten zugelassen werden können. Die große Unwissenheit, in der die Zöglinge des Instituts St. Michel heranwachsen, ist weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit so eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politischen Räuchereſſenzen versetzt, dennoch die Wirkung gethan, diesem Erziehungshaus eine für gewisse Kreise der Zeit und des Lebens entscheidende Bedeutung zu geben. Gestanden wir aber unsere Vorurtheile zu, so müssen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle sahen und hörten, nicht geeignet war, dieselben zu widerlegen. Um den Geist des Instituts St. Michel näher zu charakterisiren, will ich zuerst über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieses Jesuitencollegiums Veranlassung fanden, sich über die Maximen, nach denen sie hier gebildet werden, selbst öffentlich zu erklären und ihre Lehrer sowie die Lehren derselben einerseits anzugreifen, andererseits zu vertheidigen. Dies ist der Streit der Freiburger Jesuiten mit der patriotischen Gesellschaft von Zofingen. Zofingen ist eine kleine im Thale der Wigger schön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der schweizerischen Jugend gestiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz gibt. Die Jesuiten aber verboten

ihren Zöglingen auf das Allerſtrengſte, dieſer Geſellſchaft zuzugehören, welche ihre freiſinnige politiſche Richtung auch auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche Zuſammenſetzung darin behauptete, daß ſie ſich als Geſellſchaft von Jünglingen verſchiedener Religionen (société de jeunes gens de différentes religions) zu erkennen gab. Dieſer edle Zweck des Zoſinger Jünglingsbundes, die Trennung der Confeſſionen in der höhern patriotiſchen Gemeinſamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in den Kram der Jeſuiten taugen, denen dabei ſchon die Ausübung der volksthümlichen Aſſociationsfreiheit Aergerniß und Bekümmerniß genug für ihr geheimes legitimiſtiſches Herz machte. Denn dieſe Jünglinge hielten frei und offen ihre Verſammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer Väter in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte, und hier zeigten ſich die Jeſuiten, ſeitdem ſie ſich durch die unbeſonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wieder in der Schweiz eingeniſtet, zum erſten Mal im lauten Widerſpruch mit der ächten angeſtammten Schweizernatur, mit dem innerſten Geiſt des Volkslebens, in deſſen argloſe Mitte ſie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die Freiburger Abtheilung des Zoſinger Studentenvereines beſtand aber zum großen Theil aus Solchen, die früher ſelbſt das Collegium der Jeſuiten beſucht und in St. Michel ihre erſte Erziehung empfangen hatten. Dieſe unternahmen es jetzt, die Sache des ſchweizeriſchen Patriotismus gegen dieſe fremden Eindringlinge, wie die Jeſuiten nun bezeichnet wurden, zu führen, und bei dieſer Gelegenheit das ganze Unterrichtsweſen im Inſtitut St. Michel, nach ihren eigenen Erfahrungen und dem Eindruck, den man

dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabsichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechselt, in denen man über diese Angelegenheit die freieste und unumwundenste Sprache führte, und die Jesuiten selbst sahen sich genöthigt, aus dem Versteck ihrer Grundsätze ein wenig hervorzutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei diesem Anlaß gegen die Jesuiten von Freiburg zusammenfaßte, richteten sich im Wesentlichen auf folgende Puncte. Sie seien kosmopolitische Fremdlinge, die zum Theil wie schweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Besitz zu nehmen. Sie seien so unbekannt im Lande gewesen, daß man lange Zeit selbst ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben so unbekannt seien ihnen selbst auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger gewesen. Sie, die Vaterlandslosen, die sich selbst von aller Liebe zu einem heimischen Boden freisprächen, wie könnten sie aber als Erzieher dazu geschickt sein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen aber vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäusern den schreiendsten Hochverrath an einem Lande, das ihnen so vertrauensvoll die Gastfreundschaft gewährt habe! Dieser Verrath bestehe in dem gänzlich verderbten Geschichtsunterricht, den die Jesuiten in ihrem Institut ertheilen. Die Brochure des Zofinger Vereins, die sehr energisch geschrieben ist, enthält darüber unter Anderm folgende Stellen (Un mot sur l'apologie de l'enseignement des

Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zofingen, par la Section Fribourgeoise, p. 11.):

„Wir, früher Zöglinge der Jeſuiten, die wir ſelbſt ſo lange unter ihrer Zuchtruthe geſeufzt haben, müſſen das Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unterrichtsſtunden haben mitanhören müſſen, wie man den Charakter unſers Vaterlands verunglimpfte und ſchändete! Wir erinnern uns hierbei noch ganz beſonderer Verhandlungen, aus denen wir überzeugende Proben von den Anſichten und Endzwecken unſerer Profeſſoren ſchöpfen konnten, die beſtändig ſich bemühten, jenen vorgeblichen Patriotismus, wie ſie es nannten, in uns auszurotten. Wir haben noch nicht vergeſſen, mit welcher Verachtung ſie von den Volksverſammlungen unſerer kleinen Kantone ſprachen, und mit welchen Farben ſie uns die Einrichtungen derſelben vormalten! Aber ohne uns länger im Allgemeinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen Syſtems zu beſchäftigen, wollen wir lieber einige beſondere Thatſachen hervorheben, die im ganzen Collegium den größten Lärm verurſachten. Wagte nicht in den Jahren 1824 und 1825 ein Profeſſor bei voller Klaſſe öffentlich zu behaupten, daß Wilhelm Tell in ſeinen Augen nichts als ein Mörder wäre?!! Haben nicht ferner Andere, dem ſicherſten Thatbeſtande zum Trotz, ſelbſt die Exiſtenz der Gründer unſerer freien Verfaſſungen geläugnet? Viel mehr Werth hatte es für ſie, an die Löwin des Romulus und Remus zu glauben. Dies Alles können und müſſen wir mit vollem Glauben und aus wahrhafter Kenntniß der Sache bezeugen. Oder ſollten ſich die Jeſuiten ſeitdem gebeſſert haben? Wir haben Grund daran zu zweifeln,

denn die Freiheit gefiel ihnen nie und wird ihnen auch wohl niemals gefallen. Den Beweis davon findet man gleich auf den ersten Seiten ihrer Vorträge über das öffentliche Recht. Vergeblich würde man darin Grundsätze finden, die im Einklang mit denen anderer civilisirter Völker stehen. Die Gleichheit der Menschen bringt sie bei den Jesuiten die Gleichheit der Rechte hervor? Keineswegs, „aber die Verhältnisse der Reichen und Starken zu den Armen und Schwächeren bringen in der Gesellschaft die nothwendige und natürliche Abhängigkeit dieser Letzteren hervor." Die Folgen dieser Theorieen möge Der berechnen, der ein solches Wagstück über sich nehmen will!

„Um ihren Principien treu zu bleiben, haben die Jesuiten unsere vaterländische Geschichte von dem Unterricht entfernt, obwohl sie dieselbe auf der Liste ihrer klassischen Werke figuriren lassen. Das magere Skelett aber, das sie davon in ihrem Cursus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet sein, einen wirklichen historischen Vortrag zu ersetzen. Wahrhaft schimpflich ist es, die Geschichte seiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geschichte einen besondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend sind es ja vorzugsweise, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer seinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geschichte in einem freien Lande zum Herzen sprechen! Die Jesuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen auf, deren

Gegenſtände patriotiſch klingen, aber es iſt dabei zu bemerken, daß man dieſe Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelaſſen bleibt, ob ſie daran Theil nehmen wollen oder nicht."

„Muß man nun nach Allem nicht erſtaunt ſein, wenn die Jeſuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß ſie, die Jeſuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform ſeien; daß, mag nun die Autorität in Einem Individuum oder in mehreren oder ſelbſt in der Maſſe des Volkes beruhen, ſie dieſelbe gleicherweiſe ehren, weil, gleicherweiſe begründet, ſie überall ein Ausfluß der Autorität Gottes ſelber ſei." — Wie, keine Feinde, ſagt ihr, von irgend einer Regierungsform? Und doch wagen dieſe Jeſuiten von dem Lehrſtuhl herab, von welchem man nur die Wahrheit der Religion und die Moral des Evangeliums verkündigen ſollte, ganz laut es auszuſprechen: daß die Volksſouverainetät eine Ketzerei ſei! Sie die Autorität ehren! und doch erfrechen ſie ſich, um uns für unſere Sünden zu beſtrafen, die auswärtige Intervention und die Geißel und den Fluch des Krieges auf ein Land herabzurufen, das ſie aufnimmt, ernährt und ſchützt, während alle übrigen ſie aus ihrem Schooß ausgeſpieen haben! Warum beſchwören ſie nicht noch durch ihre Gebete die Cholera-Morbus herbei, um alle Liberalen zu vertilgen und den Schafſtall der Kirche von ihnen zu reinigen! Alle Autorität fließt von Gott ſelber aus! Und dann wären Sie es ohne Zweifel, ſehr ehrwürdige Väter, die wir als aus der kleinen Anzahl Derer ausgewählt betrachten müßten, welche Gott vorherbeſtimmt, uns zu regieren!"

An einer andern Stelle dieſer Brochure heißt es: „Nun muß man in der That ernſthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtsweſen der Jeſuiten gewähren? Was ſoll aus den Kindern unſeres Volkes werden, die man in ein ſolches Syſtem einwickelt und nach ſolchen Principien, die unſere ganze politiſche Exiſtenz bedrohen, zuſtutzt? Man nehme ſich wohl in Acht; die Sache iſt von einer großer Wichtigkeit! Die Antipathie der Jeſuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Profeſſor, der ſich eben ſo ſehr durch ſeinen Eifer und ſeine Sorgfalt für die Jugend als durch ſein tiefes Wiſſen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrſtuhl des Rechts einzunehmen; die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Beſuch dieſer Vorleſungen, aber Alles iſt vergebens, denn die Jeſuiten ſetzen ſich dagegen; ſie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen ſollen, um zu lernen: daß die Menſchen gleich ſind, daß ſie urſprünglich alle dieſelben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer beſuchen die Rechtsſchule und das Jeſuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jeſuiten aber verbietet ihnen, jene Vorleſungen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn ſie nicht gehorchten, man ihre Verweiſung aus der Stadt bewirken würde!!"

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieſes Jeſuiteninſtituts auf die Geiſtesbildung anbetrifft, ſo müſſen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im

Collegium zugebracht, in einer sehr engen Sphäre gehalten und abgesperrt hat! Wir verbrachten sieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateinische Verse zu machen, lateinische Reden zu halten, kurz, gegen ein System anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten starrte! Was lehrt man aber in den Klassen der Logik und Physik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philosophie zusammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erste Jahr hindurch nichts als die Kunst, einen Syllogismus in Form zu bringen und sich auf einige scholastische Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Physik gewidmete Klasse trägt von derselben fast nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Professor etwas vervollkommnet ist, so fehlt doch viel, daß er sich auf dem Höhepunct der Wissenschaft unsers Jahrhunderts befinde. Man beschränkt sich dabei bloß auf die Gesetze der Bewegung, auf einige electrische oder magnetische Erscheinungen u. dgl. Wir haben nicht die Absicht, unser Bild zu übertreiben, noch wollen wir eine absichtlich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, haben wir gesehen, wir sind die Zeugen, und fast können wir hinzufügen, auch die Opfer davon gewesen!"

„Die deutsche Sprache, die uns doch unerläßlich ist, findet keine Stelle im Unterricht der Jesuiten. Von der Geschichte, die ein unerschöpflicher Quell der höchsten sittlichen Lehren sein sollte, kann man kaum sagen, daß sie im Collegium vorgetragen wird; denn nur ein- oder zweimal in der Woche liest einer der Zöglinge einige Seiten aus dem Pater Loriquet her. Aber die practische Geometrie, Gewerbwissenschaftliches u. dgl. sind gänzlich aus-

geschlossen. So fehlt auch in allen Dingen eine solche Behandlung der Wissenschaft, die ihr irgend einen practischen Nutzen für das Leben verschaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieser merkwürdigen Streitschrift machen unsere abtrünnigen Zöglinge der Jesuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anstand, durch den sich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg sogleich characteristisch von den übrigen Jünglingen unterscheiden. Dieser Anstand der Jesuitenschüler sei zwar sehr bescheiden, demüthig, verrathe aber auch zugleich so viel bäurische Manieren, daß man darüber in Erstaunen gerathen müsse. Dies letztere ist nun allerdings ein Vorwurf, der den sonst so weltgewandten und in schönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jesuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es scheint, als eine besondere Eigenthümlichkeit den Jesuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jesuiten von Freiburg blieben aber in diesem Streit, der den ganzen kleinen Freistaat in Bewegung setzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge selbst, von denen die Brochure: Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffinguen herauskam. Diese Gegenschrift ist in der That von 62 Zöglingen des Jesuitencollegiums, meistentheils Theologen, als deren Abfassern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunstgriff gebraucht, daß diese jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, sämmtlich Schweizer von Geburt sind; denn es handelt sich dabei auch vornehmlich darum,

den Vorwurf wegen der antipatriotiſchen Einwirkungen der Jeſuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu ſtrafen. Es leidet keinen Zweifel, daß dieſe Schrift von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel ſelbſt verfaßt ſei, obwohl ſie ſich dazu herabgelaſſen haben, ganz in der Weiſe von Schülern und zwar von Jeſuitenſchülern zu ſprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geiſtesbildung eines heutigen Jeſuitenzöglings hier aus der erſten Hand zu überkommen. Die Beweiſe, welche in dieſer Zeitſchrift zur Vertheidigung der Jeſuiten vorgetragen werden, ſind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man ſich einen Begriff verſchaffen kann von der Kunſt und Wiſſenſchaft der Logik, wie ſie in den philoſophiſchen Klaſſen des Inſtituts St. Michel überliefert wird. Die Jeſuitenzöglinge wollen z. B. beweiſen, allen Anſchuldigungen zum Trotz, daß die Jeſuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, ſondern auch die lebhafteſten Patrioten in der Schweiz ſind. Dies koſtet ſie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die ſchulgerechte Bündigkeit gewiß nicht abſprechen wird, wie folgt:

„Erſter Syllogismus. Der Geiſt der Schüler iſt ein Zeugniß für den Geiſt der Lehrer (denn wozu hegte man ſonſt ſo große Furcht vor unpatriotiſchen Lehrern?); nun iſt aber der Geiſt der Schüler ein ächt patriotiſcher, wie es ihre Ausarbeitungen beweiſen; folglich ſind die Jeſuiten ächte Patrioten.“

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen ſo gut wie andere Nationen, einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweiſen ja dieſe Herrn ſelbſt durch ihre

Schutzreden für die helvetiſchen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigſten im Lande, folglich müſſen ſie doch angefeuert worden ſein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jeſuiten, denn zur Geſellſchaft von Zoffingen zu gehören haben ſie ja nicht das Glück.“*)

Mit etwas größerer Gründlichkeit ſuchen ſie die Vorwürfe in Bezug auf den Geſchichtsunterricht der Jeſuiten zu widerlegen. Wenigſtens ſind ſie hier inſofern in ihrem Recht, wenn ſie behaupten, daß es den Jeſuiten nicht allein zur Laſt gelegt werden könne, an dem wirklichen Daſein Wilhelm Tell's zu zweifeln, oder ihn ſtatt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geſchichte vorzuführen. Bei ſchweizeriſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatſache als eine hiſtoriſche zugeſteht, ſo iſt es doch keine Frage, daß dieſelbe ein vereinzelter Anſchlag war, der wegen ſeiner blos perſönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenoſſen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Leben anzutaſten, die ganze Sache der Verſchwornen hätte gefährden und ſtürzen können, was ſchon Tſchudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt ſelbſt bei

---

„2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des sociétés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Jésuites, puisqu'ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la société de Zoffinguen.“ (Les Jésuites, vengés par leur élèves, p. 22.)

den ſchlechteſten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der Weltgeſchichte mitſpielen, durch die criminalrechtliche Betrachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde. Wenn es ein Jeſuitismus in der Weltgeſchichte iſt, das Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollführen, ſo iſt es doch immer ein göttlicher Jeſuitismus, über deſſen moraliſches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann. Die guten Jeſuiten aber, die ihre Maxime von der Heiligung des Mittels durch den Zweck dem Himmel ſelbſt abgelernt zu haben glauben, ſind wohl nicht die Leute, von denen man erwarten ſollte, daß ſie über das Morden in der Geſchichte einen moraliſchen Zeter erheben würden. Sie ſelbſt geben dieß in ihrer Brochure auf eine ſonderbare Art zu verſtehen. „In der That — rufen ſie aus — wenn nun auch ein Profeſſor geſagt hat, daß Wilhelm Tell einen Meuchelmord begangen, indem er den Geßler tödtete, was iſt denn dabei ſo Schreckliches? Man ſchlage nur das Dictionnaire von Gattel auf, und man wird darin finden: assassinat, meurtre commis en trahison et de dessein formé. Nun erzählen es alle ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber, daß Tell den Geßler mit vorbedachtem Anſchlag (de dessein formé) getödtet habe, und zwar in einem Augenblick, wo ſich dieſer am wenigſten deſſen gewärtigte; folglich kann man ſagen und muß es ſogar ſagen, wenn man franzöſiſch ſprechen will, daß Tell einen Meuchelmord (assassinat) begangen, ohne darum die Moralität ſeiner That zu verdammen, die gänzlich von den Umſtänden abhängt, die ihr vorangegangen und ſie begleitet haben, von der Abſicht und dem Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der

Löſung der Frage: iſt es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies iſt ein Problem, das wir unſern jungen Angebern zur Auflöſung überlaſſen wollen, um die Luſt zu genießen, uns an ihrer Verwirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn ſie die Frage bejahend beantworten ſollten, ſo entzweien ſie ſich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jeſuiten, die im Jahre 1762 ſie mit ſo großer Erbitterung vor dem franzöſiſchen Parlament anklagten, daß ſie den Tyrannenmord gelehrt hätten, ſowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieſelbe Beſchuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn ſie aber im Gegentheil ihren Freundſchaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und ſich für die Verneinung entſcheiden wollen, ſo ſind wir da, um es ihnen in's Ohr zu ſchreien, und ihre eigene Brochure wird noch ſtärker als wir ſchreien: Unbeſonnene, Ihr ſeid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte geſtellt zwiſchen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell ſchuldig ſeid, ſchwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch alſo heraus, jenen Jeſuiten anzuklagen, daß er ſich für die Verneinung ausgeſprochen?" — —

Wir hemmen den pathetiſchen Strom dieſer Sophismen, durch welchen ſich die Freiburger Jeſuiten in dieſer patriotiſchen Angelegenheit rein zu waſchen beſtrebten, durch die Bemerkung, daß der Jeſuitismus, dem es ſonſt zur Erreichung ſeiner Abſichten auf einen Königsmord mehr oder weniger keineswegs ankam, in neuerer Zeit auf blos legitimiſtiſche Richtungen zurück- und zuſammenge-

drängt iſt und deßhalb dem alten Syſtem ſeiner Heuchelei ein einfacheres moraliſches Anſehen zu geben verſteht. Die feſte und große Einheit des Zwecks, in welchem der Jeſuitismus wurzelt, ließ in frühern Zeiten eine größere Vielbeweglichkeit nach allen Seiten der Geſchichte an ihm entſtehen. Der Jeſuitismus war bald volksthümlich, wo Volksthümlichkeit das neue Fußgeſtell war, auf dem der Katholicismus emporſteigen konnte, und dann predigte er mit lautem Geſchrei und unter dem Gebet ſeiner Prieſter die Freiheit des Volkes; bald verband er ſich wieder mit den Feinden aller Freiheit, die abſoluten Throne umſtehend, die dem Katholicismus das feſteſte Bollwerk zu werden verſprachen, und dann goß er den Segen der Kirche aus über die Marterwerkzeuge, mit denen man das Volk quälte. So ſetzte ſich der Jeſuitismus wüthend und heulend in alle Stürme hinein, welche den Boden der Geſchichte erſchütterten, von welcher Weltgegend her ſie auch kamen, um aus der wilden Windsbraut der Geſchichte eine fromme und gehorſame Braut der Kirche zu machen. Zwar fehlt ihm auch in neueſter Zeit die Klugheit nicht, ſelbſt die revolutionairen Elemente zu nutzen und in ſie hineinzublaſen, wie es in Belgien und an andern Orten geſchehen, aber dem Grundprincip nach iſt doch die politiſche Richtung des Jeſuitismus im neunzehnten Jahrhundert weſentlich eine einfachere geworden, indem ſie ſich ganz auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heutigen volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und gewagtes Spiel zu treiben, dazu dürfte ſich der Katholicismus und ſein ausgeſandter Agent, der Jeſuitismus, immer nur im äußerſten Nothfall entſchließen. Mit der

Sache des Volkes, als eines nach seiner Berechtigung strebenden neuen Elements der Geschichte, ist es mehr als je Ernst geworden, und es hat nicht den Anschein, als ob die Entwickelung dieses Elements den Katholicismus begünstigen oder neu erheben wollte. Selbst durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb sentimental, halb frivol zusammengekünstelte Bund des Katholicismus mit den demokratischen Interessen nicht glücken, noch weniger aber beim Papst als etwas Katholisches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhaftesten Sympathieen der legitimistischen und absolutistischen Richtungen unserer Zeit, und bei der Vermittelung und thatsächlichen Ausbildung dieser Freundschaft verwaltet denn der Jesuitismus sein altes Amt. So kann es geschehen, daß selbst der Protestantismus von jesuitischen Richtungen angefressen wird, sobald sich in ihn legitime Staatszwecke hineinsetzen, und von diesem jesuitischen Protestantismus bietet gerade unsere Zeit die schreckenerregendsten Beispiele. Es ist dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der protestantischen Richtungen, denn der protestantische Staat ist durch seine innerste Natur und durch Das, was seine eigentliche Gesundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geschichte zu seiner Vollendung zu bringen, weil es aus derselben Quelle herstammt, wie er selbst, nämlich aus der Reformation, die zuerst das Volk auf den Schauplatz der Geschichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, sich loslösend von der Volksentwickelung, vorzugsweise nur durch aristokratische und

absolutistische Fäden sein Dasein zu verfestigen sucht. Bei diesem einseitigen Verhältniß zum absoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch seine eigene Hülflosigkeit gebannt ist, erscheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholischen Erziehungshäuser, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jesuiten gegründet worden, alle auf eine legitimistische Wirksamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil sie als Keim in jedem frischen und unverdorbenen Jugendherzen stecken, schon durch die Erziehung ausgerottet werden sollen. Das heißt, schon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um sie nicht frei und gerade hinauswachsen zu lassen in Luft und Sonne, wonach sie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Institut St. Michel gewissermaßen die Zukunft der Geschichte legitimistisch zu fixiren, indem man schon die vergifteten Keime derselben in die empfänglichen Herzen der Jugend senkt, aus denen man die nach Wunsch gestaltete Zukunft herauswachsen zu sehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien senden von allen Orten und Enden her ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholischen hierarchischen Propaganda ruht, hieher nach Freiburg zu den Jesuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, sondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholischen Kirche. Daß die Freiburger Jesuiten mit dem schweizerischen Liberalismus, welcher der verschrieenste unter allen ist, bald in heftigen Widerstreit gerathen würden, war vorauszusehen, und es lag wohl auch kaum in ihrem System, diesen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen

die Angriffe des Zofinger Vereins sind lahm und zweideutig. Wenn auch schweizerische Geschichtschreiber selbst in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, so ist es etwas Anderes, schon beim Schulunterricht der Jugend dieser Gestalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantastbaren geworden, eine gehässige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell ist beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend ist. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jesuiten freilich ihr Institut nicht gebaut, und so mag ihnen auch an der ganzen Existenz des Wilhelm Tell wenig gelegen sein, mit deren Abläugnung es sich auf die nämliche Weise verhält. Es sind allerdings nicht allein die Jesuiten in Freiburg oder ein deutscher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und seine wunderbare Geschichte zu einer bloßen mythischen Dichtung haben verflüchtigen wollen. Die Jesuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitschrift ein Verzeichniß der alten schweizerischen Geschichtschreiber und Chronisten, die schon das Mährchenhafte an dem Dasein des Tell bemerkt haben, und worunter sich auch ein Freiburger, der berühmte Franciscus Guillimannus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chronist des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri selbst weder sein Haus aufzuzeigen wisse, noch von seiner Familie und seinem Abkommen irgend eine Kunde habe, während doch die meisten andern Familien aus jener Zeit noch existirten. Wie dem aber auch sein mag, so hat

ſich das ſchweizeriſche Volk, allen Gelehrten zum Trotz, ſeinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen laſſen, ſondern glaubt noch heut an ſeinen alten Heros mit einem feſten und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtſein des Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geſchichtsbüchern geſtrichen würde. Noch heut iſt er die freiheitathmende, ſonnige, kraftvolle Alpengeſtalt, die den ächten, ſchweizeriſchen Character repräſentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbruſt geſpannt, ſchreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenoſſenſchaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieſer charakteriſtiſche Streit der Jeſuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Inſtitut St. Michel wieder eines unangefochteneren Friedens, und ſetzte mit ſo großer Geheimthuerei, als es ſich nur machen laſſen wollte, innerhalb wie außerhalb ſeiner Mauern ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr ſeinen blühenden Zuſtand und dehnt ſich nur immer weiter aus. Seit der Zeit ſeines Beſtehens, alſo ſeit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Penſionat und Collège zuſammengenommen, niemals unter 700 Zöglingen in jedem Jahre gezählt und überſchreitet in dem gegenwärtigen noch dieſe Anzahl. Faſt die Hälfte dieſer Zöglinge befindet ſich jedoch nicht im Penſionat, ſondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlaſſen iſt. Ein Filialinſtitut, welches die Jeſuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, iſt auch bereits von 220 Zöglingen beſucht und hat in dieſem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner

und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Aristokratismus geworfen worden, einen neuen sehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen scheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenschaften schürenden Geistlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke sehr begünstigen. Ein anderes Ablegerinstitut der Jesuiten haben die Dames du sacré coeur in der Nähe von Estavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen besonders aus den höheren Ständen erzogen, und so fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jesuitischen Erziehung durch alle Adern der Gesellschaft und der Familie zu treiben, indem es verflößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an diesen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politischen Vorurtheile, mit denen sie aus diesem Institut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiösen und bigotten Geist, den sie von dort in das bürgerliche Leben mit hinüber nehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weise bemerklich sein soll, obwohl man sie sonst als sehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben sich jene Erzieherinnen aristokratischer Mädchen nicht bloß als Damen des jesuitisch geopferten Herzens, sondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewiesen, indem sie im Canton nebenbei auch eine Armenschule für kleine Mädchen also etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meisten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbesondere das Unterrichts-

weſen der Freiburger Jeſuiten, ſo bemerken wir zuerſt zwiſchen den Beſtimmungen, mit denen ſich daſſelbe öffentlich ankündigt, und zwiſchen dem, was in der That in dieſer Anſtalt getrieben wird, einen weſentlichen Unterſchied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, ſo iſt angekündigt, daß in jeder der Klaſſen des Inſtituts das Franzöſiſche und das Deutſche für die Zöglinge aus dieſen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man ſich beſonders bemühe, ſie mit den Meiſterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um ſie frühzeitig zur eigenen Compoſition darin anzuleiten. Es iſt aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in dieſen Dingen genau unterrichteten Mann beſtätigt, daß den Zöglingen der Jeſuiten ausdrücklich verboten iſt, Schiller und Goethe und wie man ſich denken kann, noch manche andere deutſche Autoren zu leſen. Die Schüler ſind in ihrer Lectüre ſtreng auf das angewieſen, was ihnen aus der Bibliothek der Jeſuiten verabreicht wird, und in dieſer geheimnißvollen Geiſtesapotheke ſoll ſich denn manches ganz abſonderliche Präparat befinden, das mit einer narkotiſchen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet iſt. Der Erziehungsrath von Freiburg hat ſchon mehrmals darauf angetragen, daß die Jeſuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die ſich in der Bibliothek des Inſtituts St. Michel befinden, einreichen ſollten, aber bis jetzt iſt es noch immer hartnäckig verweigert worden. Dagegen wiſſen die Jeſuiten ihrerſeits Mittel zu finden, die Erzeugniſſe der neueſten Literatur, die ſich von außen her darbieten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie ſie in gewiſſer Hinſicht die ganze Stadt zu überwachen verſtehn,

ſo überwachen ſie auch die Buchläden von Freiburg, und haben ſogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutſchland dort angelangt iſt, und bei den Jeſuiten gilt die ganze neuere Literatur für ſolche Waare. Vermögen ſie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlaſſen, ſo wenden ſie ein eigenthümliches Verfahren an, um das ihnen anſtößige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon ſich erſt vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jeſuiten fanden bei einem hieſigen Buchhändler Lamartine's Chute d'un Ange vor. Der fromme Lamartine, trotzdem er der fromme Lamartine iſt, findet keine Gnade vor den Augen der Jeſuiten, ſie machen ein fürchterliches Geſicht, der erſchrockene Buchhändler ſteht zitternd und mit einer verzweiflungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Beſuch beehren, und vernimmt endlich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthigen Exemplare dieſes ſchlechten und verderblichen Buches auf der Stelle wegſendeſt, ſo wird es den Zöglingen unſeres Inſtituts ſtreng verboten ſein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf dieſe Weiſe erweitern die Jeſuiten mit der größten Bequemlichkeit den Index librorum prohibitorum bis ins Unendliche, und es iſt dies wirkſamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hieſigen Buchhändler mit ihrem Geſchäft hauptſächlich auf den Schulbücherbedarf im Jeſuiteninſtitut angewieſen ſind. Wer aber die Fähigkeit beſitzen ſoll, dieſe Schulbücher zu liefern, deſſen muß man ſich auch zu jeder jeſuitiſchen Anforderung verſichert halten dürfen, und aus ähnlichen Anſichten und Zwecken ſcheint auch neuerdings in Baiern der bekannte Cen-

tralſchulbücherverlag hervorgegangen zu ſein, eine Einrichtung, die immer mit einem aus gewiſſen Tendenzen entſtandenen Studienplan gewiſſermaßen organiſch zuſammenhängt. Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich viel franzöſiſche Literatur eingeſmuggelt, wozu ſich, ſchon aus Oppoſitionsluſt gegen die Jeſuiten, woran es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler genug finden laſſen. An den öffentlichen Orten, in den Caféhäuſern und dergl. ſieht man freilich von franzöſiſchen Zeitungen faſt nur die Gazette de France ausliegen, aber ein Freiburger verſichert mir, daß hier in den Familienkreiſen außerordentlich viel franzöſiſche Romane, und eben nicht von der ſolideſten Sorte, geleſen werden. Eine Lieblingslectüre der ſchönen Freiburgerinnen, beſonders in den höheren Ständen, ſoll namentlich Paul de Kock bilden, und ein frivoleres Gegengift aber auch ein mehr komiſcher Contraſt hätte wohl kaum gegen das Gift des Jeſuitismus in einem ſo dicht an einandergedrängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt werden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht gelacht. Ich ſelbſt ſuchte in einem hieſigen Buchladen mancherlei verbotene Literatur einzukaufen, beſonders Alles, was ſich auf das Treiben der Jeſuiten in der Schweiz bezog. Ich ſah bald, daß der Buchhändler mehr vorräthig hatte, als ſich gerade in ſeinem Laden befand, ich kam mit ihm auf manche intereſſante Dinge zu ſprechen, die ich wohl zu beſitzen wünſchte, als wir in demſelben Augenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock ſchon ſeit einiger Zeit hinter uns ſtand, ſcheinbar aber nicht auf uns hörend, ſondern unter den aufgeſtellten Büchern im Laden

umhersuchend. Sobald der Buchhändler den Jesuiten ansichtig geworden, hielt er bestürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder seiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jesuit sich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabschiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jesuiten in ihren Unterrichtsstunden als Leitfaden zum Grunde legen, sind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Instituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlassen werden. Es gelang mir, einige dieser Lehrbücher in meinen Besitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeschichte in dem Institut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein französischer Jesuit, für den Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Geschichtsabrisses gilt. Es ist ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches so schlecht lithographirt ist, daß manche Stellen völlig unleserlich erscheinen, ein Beweis von dem stümperhaften Zustande, in dem sich feinere Industrie und Kunstfertigkeit in diesem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beschaffenheit dieser Geschichte ist aber nicht weniger mangelhaft und verstümmelt. Der Abriß scheint erst nach jenen Streitigkeiten mit den Zoffingern abgefaßt worden zu sein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade diesen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jesuiten geschwungen hatte, einige Rücksicht auf die volksthümliche Pietät für diese Gestalt. Diese Begeben-

heit wird ſogar mit einer gewiſſen Exaltation und dramatiſch ſich geberdenden Begeiſterung vorgetragen, im Grunde aber doch, ſobald man näher zuſieht, ſehr zweideutig dargeſtellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung von allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals in der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutſamkeit den Schülern auf eine ganz beſondere Weiſe vorgetragen wird. Mit ſichtlicher Vorliebe aber behandelt der Jeſuit die Geſchichte der Gründung der einzelnen Klöſter, wobei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben wird, daß alle ſeit grauen Jahrhunderten in der Schweiz entſtandenen Klöſter ſich noch bis auf den heutigen Tag in den katholiſchen Kantonen erhalten haben, ohne daß ein einziges davon eingegangen. Den Klöſtern und Abteien im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fortſchritt in Künſten und Wiſſenſchaften zugeſchrieben und als Zeugniß deſſen ſogar ein Proteſtant angerufen, nämlich Johannes von Müller. Wenn ſich dies nur auch heutzutage, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere und höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahrhundert, den Klöſtern nachſagen ließe! Dann ſollte der gute Vater Jeſuit ganz unangefochten bleiben bei aller der Wichtigthuerei, mit der er die Klöſter in die Landesgeſchichte oder vielmehr die Landesgeſchichte in die Klöſter hineinzuziehen bemüht iſt. Damals aber war es wohl mehr die Cultur des Bodens, als die der Geiſter und Gemüther, auf welche die Klöſter zuerſt einen wohlthätigen und anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten. Freilich wird auch die berühmte Schule und Erziehungsanſtalt der Mönche zu St. Gallen, die beſonders im drei-

zehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jesuiten scheinen mit Unrecht in diesem Institut, das in jener alten einfacheren Zeit heilsam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogischen Niederlassung und Wirksamkeit in der Schweiz zu feiern. Der schillernde und perfide Character dieses Geschichtsabrisses tritt aber deutlicher hervor, je mehr er sich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenversammlung zu Constanz stößt man auf eine seltsame Rechtfertigung derselben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geschichte nennen kann. An der Verbrennung Hussens wird die geistliche Gewalt für völlig unschuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf seiner ketzerischen Meinungen verweigert, habe die Kirche sich seiner entledigen und ihn als Geistlichen von sich ausstoßen müssen, so daß er wieder Laie geworden und als solcher der weltlichen Macht sich überantwortet gesehen habe. Deshalb habe nicht die Geistlichkeit, sondern der Magistrat zu Constanz nach den bürgerlichen Gesetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche schielenden Sophistereien, in den harmlosen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jesuit in seinen Vorträgen zusammen, während ihm doch durch seinen Orden nicht die geringste Verbindlichkeit auferlegt sein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geschichte angezündet wurden. Heftiger und verrätherischer aber erhebt sich seine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „malaise universel“ darstellt, und diese Partie

iſt mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gottesjämmerlichſte Weiſe über dieſe Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Perſönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli beſonders ausführlich als ein nichtsnützliges Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlſtad werden im Vorbeigehen ſcandalöſe Anecdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem ſolchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der ſchweizer Reformatoren in Zürich, Baſel u. ſ. w. werden aber als eine moraliſche Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingeſtellt, und daß die Jeſuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer ſchweizeriſchen Jugend vorzutragen, iſt ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Beſonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerſt mit aufrühreriſchen und heirathsluſtigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die chriſtliche Freiheit geleſen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloſter verlaſſen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, ſuchte ſie aber zu tröſten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer ſtrengen Regel zugeſtand. Dies, meint der Jeſuit, ſei die erſte Anmaßung geiſtlicher Gerichtsbarkeit geweſen, welche ſich der Magiſtrat in Bern habe zu Schulden kommen laſſen, indem jene Erleichte-

rungen der Ordensregel nur vom Papſt hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt ſetzte ſich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche ſie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren umſonſt. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, ſie gaben die Erklärung ab, daß ſie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papſt noch von irgend einem Provinzial abhingen. So wußten ſie endlich dem Rath von Bern einen Beſchluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloſter herauszugehen und es mit der Welt zu vertauſchen. Dies geſchah ungeachtet alles Widerſtandes, welchen der Biſchof von Conſtanz und die andern hohen Geiſtlichen in der Schweiz der Ausführung entgegenſetzten. Zwei Nonnen verheiratheten ſich auf der Stelle, ſobald ſie das Kloſter hinter ſich gelaſſen hatten. Die eine war Catharina von Bonſtetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erſte Mal abgeſandt hatte, um das aufrühreriſche Nonnenkloſter zur Ordnung zu verweiſen. Dieſe beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demſelben Tage getraut, au scandale de toute la ville, wie unſer Jeſuit in ſeinem Abriß hinzuſetzt. Dies ſind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann ſich denken, wie ſie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

In einer ſpätern Zeit erzählt der Verfaſſer von der Peſt, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Dieſe fürchterliche Krankheit trug ihre

Schrecken zuerſt durch Baſel, wo in kurzer Zeit 4000 Menſchen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern iſt, denn in Baſel hatte ja auch die Reformation große Fortſchritte gemacht, und man müßte ſich ſehr irren, wenn nicht der Himmel dies Strafgericht ſollte herabgeſandt haben. Die Peſt aber machte ſich im folgenden Jahre von Neuem auf und nahm unter entſetzlichen Verheerungen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu erreichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich ſchlecht wegkam, kann man ſich denken, und unſer Geſchichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort zum Opfer fielen. Aber als die Peſt an den Grenzmarken des katholiſchen Cantons Freiburg ankam, mußte ſie ſich höchſt beſcheidentlich zurückziehen, und es fand ſich, daß ihr durch höhere Beſtimmung keine Macht über dies Land gegeben war. Denn dies Land war gut katholiſch, und es ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die, wie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geſchichtſchreiber des heiligen Canisius beſtätigt wird, daß nämlich dieſer heilige Maun vor ſeinem Tode ſeinen Freunden ausdrücklich verſprochen habe, ſich ſeines Credits beim lieben Gott zu bedienen, um ihre Stadt von der Geiſel der Peſt zu befreien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste.) Man ſieht alſo, wie wohl Freiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun wird, ſich in guten katholiſchen Verbindungen zu erhalten, die ſogar gegen die Peſt ſchützen.

Auf dieſe Weiſe wird in dem Inſtitut St. Michel die Geſchichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern ſelbſt,

welche ſie in der Anſtalt vortragen, iſt beſonders der Pater Loriquet als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er iſt Verfaſſer einer histoire de la sainte Ampoule, ſowie einer hiſtoriſchen(!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In ſeinen Vorträgen ſpricht er mit Begeiſterung von der Inquiſition. Sein geſchichtliches Ideal iſt der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit ſich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erſchöpfen ſucht. Dagegen iſt er ſehr gegen Napoleon eingenommen, und beweiſt den Schülern, daß Napoleon ſchlechterdings kein Genie geweſen *). — —

*) Einen zweiten Artikel über das Erziehungshaus und den Jeſuitismus zu Freiburg, wird der Verfaſſer im dritten Bande ſeiner Spaziergänge und Weltfahrten folgen laſſen.

Die Sylphide.

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt.

Vorwort des Ueberſetzers.

Der Verfaſſer dieſer Erzählung, Fürſt Wladimir Odojeffskii, iſt unter den lebenden Schriftſtellern Rußlands als einer der vorzüglichſten geſchätzt, der geiſtigen Gehalt und elegante Darſtellung auf's glücklichſte verbindet. Die hier mitgetheilte „Sylphide" gehört eigentlich einer Reihe von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das Irrenhaus" künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen der Dichter neben dem poetiſchen auch ein pſychologiſches Intereſſe verfolgt. Abgeſehen von dem letztern, das erſt in jenem größeren Zuſammenhange vollſtändig hervortreten kann, darf aber auch die bloße Mährchenausſtattung als liebliches Spiel der Einbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.

Berlin, im November 1838.

Varnhagen von Enſe.

III.

Die Sylphide.

Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen. Platon.

Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Geſetz.
Ueberlieferung nordiſcher Barden.

Die Dichter werden gebraucht nur zu beſtimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die geſellſchaftliche Verfaſſung.
Einer aus der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts.

! ? ! ?
Neunzehntes Jahrhundert.

Erſter Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des ſeligen Oheims; ich ſchreibe dir im weiten Großvaterſtuhl ſitzend, am Fenſter; wahrlich, die Ausſicht, die ich vor Augen habe, iſt nicht ſehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenſcheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre intereſſant zu wiſſen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgeſtanden ſein, Thee getrunken und grandpatience aufgelegt haben bis zum Mittageſſen, dann ge-

geſſen, dann ſich zum Ausruhen niedergelegt und darauf wieder zur grand-patience gewendet haben bis zur Nacht? — ſo vergehen 365 Tage. Ich verſtehe es nicht. Fragte ich ſeine Leute, womit ſich der Oheim beſchäftigte, ſo antworteten ſie mir: „Nun, ſo, ſo:“ Mir gefällt dieſe Antwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas Poetiſches und ich hoffe bald dem Beiſpiele des Oheims nachzufolgen; wahrlich der Selige war ein geſcheidter Mann.

In der That bin ich hier wenigſtens kälteren Blutes als in der Stadt, und die Aerzte thaten ſehr recht mich hieher zu ſchicken; wahrſcheinlich thaten ſie es deßhalb, damit ſie mich los wären; aber es ſcheint ich werde ſie betrügen: mein Spleen, du wirſt erſtaunen, iſt beinah vergangen; vergebens meinen ſie, daß das zerſtreute Leben die mir angebornen Uebel heilen könne; keineswegs: das Weltleben macht ſchlecht, eben ſo die Bücher; ich aber hier — ſtelle dir mein Glück vor, — ſehe beinahe niemanden, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück iſt gar nicht zu beſchreiben, — man muß es erfahren. Wenn ein Buch auf dem Tiſche liegt, ſo greift man darnach unwillkürlich, ſchlägt es auf, lieſt, der Anfang reizt, verſpricht goldene Berge, — man lieſt weiter, und ſieht lauter Seifenblaſen, und hat das ſchreckliche Gefühl, welches alle Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahrhunderte bis zum jetzigen Jahr einſchließlich: Suchen und nicht finden! Dieſes Gefühl quälte mich von der Zeit an, da ich anfing meiner bewußt zu werden, und ihm ſchreibe ich dieſe Augenblicke von Spleen zu, welche den Aerzten beliebt der Galle zuzuſchreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einſiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele ſind, Beſuche gemacht, mit ihnen von der Jagd geſprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verſtehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle dieſe Herren ſind ſo zuvorkommend, ſo gaſtfreundlich, ſo aufrichtig, daß ich ſie von Herzen liebgewonnen; du kannſt dir nicht vorſtellen, welchen Reiz für mich ihre völlige, ſorgloſe Unwiſſenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'ſchen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in dieſem, aus Fürſorge in Packpapier eingeſchlagenem Exemplar leſen ſie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einſchließlich zu den gelehrten Nachrichten; die erſtern, verſteht ſich, leſen ſie mit Intereſſe, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Urſache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher ſcheuten ſie mich und dachten, daß ich als ein Ankömmling aus der Reſidenz ihnen Vorleſungen über Chemie oder Fruchtwechſel-Wirthſchaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung beſſer ſei nichts zu wiſſen, als nur ſo viel zu wiſſen wie unſre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menſchen ſo entgegen ſei, als viel zu wiſſen, und daß die Unwiſſenheit noch niemals die Verdauung geſtört, da ſahen ſie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Menſch, und fingen an, ihre

mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulaſſen, welche mit ſchlechtem Verſtand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreſchmaſchinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es iſt zum Todtlachen! — und jenen Klüglingen geſchieht Recht — warum geben ſie ſich all' die Mühe? Die dreiſteren unter meinen neuen Freunden wagen ſich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt ſie der türkiſche Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Buſi mit Hafis-Buſi beſchäftigt ſie ungemein, auch können ſie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künſtliche Weiſe, d. h. wir verſagen uns die Zeitungen zu leſen, aber jene auf die natürlichſte, d. h. ſie leſen ſie und verſtehen ſie nicht.

Gewiß, wenn ich dieſe Leute betrachte, ſo überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit beſtehen kann, entweder alles zu wiſſen oder nichts zu wiſſen, und da das Erſtere bis jetzt dem Menſchen unmöglich iſt, ſo müſſen wir das Letztere wählen. Dieſen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache Weiſe, — er iſt ſehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der ſie mir zuhören; eines nur verſtehen ſie nicht in mir: daß ich, ſonſt ein ſo prächtiger Menſch, weder Punſch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigſtens in unſerm Bezirk dieſe nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menſchen nur außer Geduld ſetzt, und ſeinem innerſten natürlichen

Trieb entgegenſtrebt, dem Triebe, mit untergeſchlagenen Armen dazuſitzen, . . . aber zum Teufel die Philoſophie! Sie verſteht es, ſich in die Gedanken ſogar des thieriſchen Menſchen einzumiſchen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebſte Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; ſie ſind ſtark und voll, geſund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächſten Nachbarn, ein ſehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte ſie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwiſchen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr ſagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stunde, und bis jetzt kann ich nicht entſcheiden, ob unter dieſer ſchönen Hülle Verſtand iſt, dieſe Hülle aber, in der That, iſt ſchön. In dieſen halbſchlummernden Aeuglein, in dieſem aufgeworfenen Näschen, iſt etwas ſo Liebliches, ſo Kindliches, daß man unwillkürlich die Luſt zum Küſſen empfindet. Mir wäre ſehr wünſchbar, — wie man hier ſagt — dieſes Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächſten Wiederſehen ein Geſpräch anknüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitſch Sponka*): „Sommers, meine Gnädigſte, giebt es ſehr viel Fliegen," und ich will ſehen, ob aus dieſem Geſpräch nicht etwas Fortgeſetzteres hervor-

*) Komiſche Figur aus einem ruſſiſchen Roman von Gogol.

gehen wird, als Iwans Fedorowitſch Unterhaltung mit ſeiner Braut.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur ſeltne Briefe; mir iſt es ſehr erfreulich, deine Briefe zu leſen, aber doch gar nicht eben ſo erfreulich, ſie zu beantworten.

Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem erſten.)

Sprich jetzt noch von der Beſtändigkeit der menſchlichen Seele! Unlängſt noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden ſei; aber der Monat verging nicht, ſo ſehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du ſchriebſt mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironiſchen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwiſſenheit iſt kein Heil. Ich fand hier alsbald dieſelben Leidenſchaften, welche mich von den ſogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denſelben Ehrgeiz, dieſelbe Eitelkeit, denſelben Neid, denſelben Eigennutz, dieſelbe Bosheit, dieſelbe Schmeichelei, dieſelbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß alle dieſe Leidenſchaften hier ſtärker, offner und feiger ſind, — dabei die Gegenſtände geringer! Ich ſage noch mehr: den gebildeten Menſchen zerſtreut ſeine Bildung, und ſeine Seele findet ſich wenigſtens nicht jede Minute ihres Daſeins in voller Erniedrigung; Muſik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt ei-

nige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen iſt ſchrecklich; der Egoismus durchdringt, ſo zu ſagen, ihr ganzes Weſen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Beſtechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, ſondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu ſchmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen ſteht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angeſehen; langjährige Bosheit und Rachſucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenſpiel, und eine Ausſchweifung, wie ſie in den Kopf eines gebildeten Menſchen niemals eingeht, — als unſchuldige, erlaubte Erholung. Und dabei ſind ſie unglücklich, beklagen ſich und verwünſchen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders ſein! All dieſe Unſittlichkeit, all dieſe gänzliche Vergeſſenheit menſchlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweiſung und Beiſpiel, und ſteckt ſo ganze Geſchlechter an. Ich begriff, indem ich dieſe Herren näher beobachtete, warum die Unſittlichkeit ſo enge mit der Unwiſſenheit verbunden iſt, die Unwiſſenheit hinwieder mit dem Unglück: das Chriſtenthum ruft nicht umſonſt den Menſchen zum Vergeſſen des hieſigen Lebens auf; jemehr der Menſch die Aufmerkſamkeit auf ſeine materiellen (ſinnlichen) Bedürfniſſe wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die häuslichen Verdrüſſe, die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — deſto unglücklicher iſt er. Dieſe Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daſeins, für ſie bemüht er

ſich, ereifert er ſich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie dieſe Kleinigkeiten unzählig ſind, ſo unterwirft er ſich ſeiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verſchlechtert ſich; alle höheren, abſtrakten, beruhigenden Vorſtellungen werden vergeſſen; Duldung, dieſe höchſte der Tugenden, verſchwindet; — und ohne ſeinen Willen wird der Menſch böſe, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere ſeiner Seele wird zur Hölle. Beiſpiele hievon ſehen wir jeden Tag: der Menſch, der immer beunruhigt iſt, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hauſe, die ganz in die Aufſicht ihrer Wirthſchaft vertieft iſt, der Wucherer, der nur auf Mehrung ſeiner Prozente ſinnt, der Beamte, der in dem pedantiſchen Kanzleiweſen die wahre Beſtimmung des Dienſtes außer Acht läßt, der Menſch, der in niedern Berechnungen ſeiner Würde vergißt, — ſehet nur dieſe Leute in ihrem häuslichen Kreiſe, im Verhältniß zu Untergebenen — ſie ſind ſchauderhaft; ihr Leben iſt eine ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn ſie haben ſo viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß ſie nicht zum Leben ſelbſt gelangen! — In Folge dieſer traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde ſchloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu laſſen. Wie ich nun allein war, durchſchritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem viereckigen Teich, verſuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleiſtift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob

ſich der gewohnte Streit zwiſchen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing ſogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines ſeligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?“ Der gute Alte verbeugte ſich tief und antwortete: — Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt. — „Was iſt aber da, fragt' ich, in dieſen verſiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer ſah?“ — Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante dieſe Schränke verſiegeln laſſen, und befohlen, daß niemand je ſie anrühren ſollte. — „Oeffne ſie.“ —

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachsſiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Myſtiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelſus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Cullus, und andern Alchemiſten und Kabaliſten. Ich bemerkte ſogar in dem Schranke einige Reſte chemiſchen Geräths. Wahrhaftig, der ſelige Alte ſuchte den Stein der Weiſen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verſtand!

Da ich ohne Beſchäftigung war, ſo warf ich mich auf die Bücher, die ſich fanden, und jetzt, ſtelle dir mich vor, einen Menſchen im neunzehnten Jahrhundert über großen Folianten ſitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung leſend: von der erſten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiſte, von der nörd-

lichen Feuchtigkeit, von den Sternengeiſtern, und anderen dergleichen. Lächerlich und langweilig und intereſſant. Bei dieſen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Menſch im ganzen Sprengel) mich öfters beſucht und ſehr zuvorkommend für mich iſt; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß ſie, nach dem alten Ausdruck, ein ſehr würdiges Mädchen iſt, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß ſie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskoſten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines ſehr hitzigen Mannes, zu beſänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen ſie einen Engel. Das alles iſt nicht hieſiger Art; übrigens haben dieſe Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht ſich ſelber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

Dritter Brief.

(Zwei Monate ſpäter.)

Vermuthlich denkſt du, daß ich mich nicht nur verliebt, ſondern ſogar verheirathet habe, — aber du irreſt. Ganz mit andern Dingen bin ich beſchäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was erſinnt nicht der Müſſiggang! Ich trinke Waſſer, lache nicht — höre erſt; welcherlei Waſſer. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handſchriftliches Buch, worin verſchiedene Rezepte zum Geiſterzitiren enthalten ſind. Viele darunter ſind äußerſt lächerlich; dort wird eine Leber von einer weißen Krähe erfordert, hier Glasſalz, da Diamantenbaum, und meiſtentheils ſind alle Subſtanzen

von der Art, daß du ſie in keiner einzigen Apotheke finden magſt. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeiſter, ſagt der Autor, lieben die Menſchen ſehr, und von Seiten dieſer bedarf es nur der kleinſten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, ſo z. B. iſt es hinreichend, um die in der Luft ſchwebenden Geiſter zu ſehen, daß man die Sonnenſtrahlen in ein Glas Waſſer ſammelt, und dieſes jeden Tag trinkt. Durch dieſes geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeiſt allmählig in den Menſchen eingehen, und deſſen Augen werden ſich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, ſich mit ihnen vermittelſt eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird ſelbſt die Sprache der Elementargeiſter verſtehen, die Art ihres Lebens erkennen, und ſein Daſein wird ſich mit dem Daſein des von ihm auserwählten Geiſtes vereinigen, — der ihm Kenntniß von ſolchen Geheimniſſen der Natur geben wird,... aber mehr dürfen wir nicht ſagen... Sapienti sat... hier iſt auch ohnedies viel, ſchon viel geſagt für die Erleuchtung deines Verſtandes, geliebter Leſer, u. ſ. w. Dieſes Mittel ſchien mir ſo einfach, daß ich es zu verſuchen beſchloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabaliſtiſches Geheimniß verſucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit ſo erfreute, — aber da ich nicht wünſchte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, ſo begehrte ich eine Sylphide zu ſehen; mit dieſem Gedanken — was thut nicht der Müſſiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Waſſer gefülltes Kryſtallgefäß, ſtellte dies Waſſer in die Sonne, und ſo trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt,

daß dies wenigſtens ſehr geſund iſt; irgend eine Elementarkraft davon ſpüre ich noch nicht, aber wohl iſt mein Schlaf ſeitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabaliſten und Alchemiſten zu leſen, und weißt du was ich dir noch ſage: dieſe Bücher ziehen mich ſehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig ſind ihre Verfaſſer. „Unſer Werk" — ſagen ſie — „iſt ſehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlaſſen, daſſelbe vollbringen, — wiſſe nur uns zu verſtehen." — „Vor meinen Augen" — ſagt einer — „geſchah es, daß Paracelſus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte." — „Ich ſelbſt" — ſagt ein andrer — „ich ſelbſt verſtehe den Urſtoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelſt derſelben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln." — „Im vergangnen Jahr," — ſagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen ſehr ſchönen Hyazinth," u. ſ. w. Bei jedem dieſer Schriftſteller folgt nach ſolchem naiven Geſtändniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieſer Anblick: ein Menſch ſpricht mit Verachtung von dem, was ſie die Gelehrſamkeit der Profanen nennen, d. h. unſere; mit ſtolzer Selbſtgewißheit dringt oder glaubt er zu dringen bis zu den letzten Grenzen der menſchlichen Kraft, — und auf dieſem hohen Standpunkte demüthigt er ſich, indem er ſich mit dankbarem, einfältigen Gebet zu dem Allerhöchſten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wiſſen eines ſolchen Menſchen; nur der Unwiſſende kann ein Atheiſt ſein, wie nur der Atheiſt ein Unwiſſender. Wir ſtolze Betriebſame des neunzehnten Jahrhunderts, wir vernachläſſigen mit Unrecht

dieſe Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wiſſen. Unter mannigfacher Thorheit, worin ſich die Kindheit der Phyſik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieſer Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig ſcheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derſelben durch neue Entdeckungen beſtätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Weſen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren ſichtlich aufgefunden hat. Sage, ſollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieſer Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Waſſer zu machen, das ſo lange Zeit für ein uranfängliches Element galt? Welcher Chemiker verſagt ſich den Verſuch, den Diamant zu zerſtören und ihn aufs neue in ſeine erſte Geſtalt wiederherzuſtellen? Aber wodurch iſt der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willſt, aber ich verſichere dir, daß dieſe vergeſſenen Leute unſrer Aufmerkſamkeit würdig ſind; wenn es nicht möglich iſt, ihnen in allem zu glauben, ſo iſt es doch andrerſeits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf ſolche Kenntniſſe hindeuten, die ſich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirſt du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims ſchicken werde.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu ſchreiben, weswegen ich ihn angefangen hatte. Die Sache iſt dieſe, daß ich, mein Freund, mich in ſeltſamer

Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich ſchrieb dir ſchon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, ſie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß ſie nicht nur natürlichen Verſtand und ein reines Herz hat, ſondern auch noch eine völlig unvermuthete Eigenſchaft: nämlich, daß ſie ganz und gar verliebt in mich iſt. Geſtern beſuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geſchäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwiſchen uns iſt ein Prozeß anhängig über einige tauſend Deſätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieſer Prozeß zieht ſich ſchon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunſten endet, ſo ſind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du ſiehſt, die Sache iſt ſehr wichtig. Mein Nachbar trug ſie mir mit der höchſten Umſtändlichkeit vor, und endigte mit dem Vorſchlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieſer Frieden feſter würde, ſo gab er mir durch ſeine Anſpielungen zu verſtehen, daß er ſehr wünſchte mich zum Schwiegerſohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber ſie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie ſteht es mit mir? Meine Jugend iſt ſchon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles iſt mir zum Ueberdruß; Käthchen iſt ein ſehr liebes, folgſames, ſtilles Mädchen; wenn ich ſie heirathe, ſo beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich ſichere den Wohlſtand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin ſehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als geſetzter Gutsherr anzufangen, der Frau die

Verwaltung aller Geſchäfte zu übertragen, und ſelber den ganzen Tag ſtill zu ſein und Taback zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr? ... Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu ſagen, daß ich ſchon zur Heirath entſchloſſen bin, aber dem Vater Kata's noch nichts davon geſagt habe, noch ſagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf dieſe Frage abgewartet: wie meinſt du, ſchick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, vergiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und folglich gar kein Mittel beſitzt mich zu langweilen? mit Einem Worte, ſoll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unverhofftes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu ſagen pflegt, ſchon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu ſorgen, daß aus meiner Perſon möge ſo viel als möglich Spermaceti gemacht werden können? Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entſchloſſenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, ſo ritt ich zum Vater meiner Kata, und machte förmlich meinen Antrag. Hätteſt du doch nur geſehen, wie Kata ſich freute, erröthete! Sie ſagte mir ſogar folgende Phraſe, in welche ſich ganz ihre reine und unſchuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht," ſagte ſie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch ſo glücklich zu machen, wie ich ſelber glücklich ſein werde." Dieſe Worte ſind ſehr ein-

ſach, aber wenn du gehört hätteſt, mit welchem Ausdruck ſie geſprochen wurden! Du weißt, daß oft in Einem Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich ſah eine ganze Welt von Gedanken in Käthchens Worten: ſie müſſen ihr ſchwer angekommen ſein, und ich weiß es ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die jungfräuliche Schüchternheit ſo zu überwinden. Die Handlungen des Menſchen ſind bedeutend im Verhältniß der Kräfte, die er beſitzt, und ich glaubte bisher, die Schüchternheit zu überwinden ſei für Kata über ihre Kräfte... Nach dieſem kannſt du dir vorſtellen, daß wir uns umarmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung der Faſten geht es in fröhlichem Schmauſen auf die Hochzeit los. Daß du nur unfehlbar kommeſt! wirf alle deine Geſchäfte beiſeit, — ich will, daß du ein Zeuge meines, wie man zu ſagen pflegt, Glückes ſeiſt; komm wenigſtens um der Merkwürdigkeit willen, dir einen Bräutigam mit ſeiner Braut anzuſehen, wie du deren gewiß noch niemals erblickt haſt: ſie ſitzen einander gegenüber, ſehen einander mit beiden Augen an, beide ſchweigen, und beide ſind ſehr zufrieden.

Sechſter Brief.

(Eine Woche ſpäter.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du wirſt mich für verrückt halten; du wirſt lachen, mich ſchelten; alles erlaub' ich dir, erlaube dir ſogar, mir nicht zu glauben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was ich mit eignen Augen geſehen, und noch täglich ſehe. Nein! in den Rezepten meines Oheims iſt nicht alles aber-

witzig. Wirklich iſt dies ein Ueberbleibſel alter Geheimniſſe, welche bis jetzt in der Natur vorhanden ſind, und wir wiſſen vieles noch nicht, vieles haben wir vergeſſen, und viel Wahres halten wir für Unſinn. Hier iſt, was ſich mir ereignet hat, lies und erſtaune: meine Unterhaltungen mit Kata, wie du dir leicht vorſtellen kannſt, ließen mich meines Gefäßes mit Sonnenwaſſer nicht vergeſſen; du weißt, Wißbegierde, oder, um aufrichtiger zu reden, Neugierde, iſt mein eigentliches Element, das ſich allen meinen Angelegenheiten beimiſcht, ſie bedingt, und mich zu leben hindert; ich komme niemals davon los; immer reizt etwas, immer harrt irgend was in der Ferne, die Seele ſehnt ſich, leidet, — und was wird daraus... Aber kehren wir zur Sache zurück. Geſtern Abend ging ich zu dem Gefäß hinan, und bemerkte in meinem Ringe eine Art von Bewegung. Anfangs dachte ich, dies ſei eine optiſche Täuſchung, und um mich zu überzeugen nahm ich das Gefäß in die Hände; aber kaum machte ich die kleinſte Bewegung, als mein Ring ſich in kleine blaue und goldne Funken zertheilte, ſie zogen auf dem Waſſer feine Fäden und bald verſchwanden ſie völlig, dagegen wurde das Waſſer ganz golden mit blauem Schillern. Ich ſetzte das Gefäß an ſeine frühere Stelle, und auf dem Boden deſſelben war mein Ring gleich wieder zuſammengefloſſen. Ich geſtehe dir, daß mir unwillkürlich ein Schauder durch den ganzen Körper lief; ich rief den Diener herbei, und fragte ihn, ob er etwas in meinem Gefäß bemerkte; er ſagte nein. Da erkannte ich, daß dieſe ſeltſame Erſcheinung nur für mich allein ſichtbar ſei. Um dem Diener keinen Anlaß zu geben meiner zu ſpotten,

ſchickte ich ihn weg mit dem Bemerken, das Waſſer ſchiene mir nicht rein. Als ich allein geblieben war, wiederholte ich meinen Verſuch lange Zeit, und dachte über dieſe wundervolle Erſcheinung nach. — Ich goß mehrmals das Waſſer aus einem Gefäß in das andere über, jedesmal wiederholte ſich dieſe Erſcheinung mit erſtaunenswürdiger Genauigkeit, und doch iſt ſie durch keinerlei phyſiſche Geſetze zu erklären. Iſt es denn in der That wirklich ſo? Bin ich dazu erkoren, dieſes wunderbare Geheimniß zu ſehen? Mich dünkt es ſo wichtig, daß ich entſchloſſen bin, daſſelbe bis zum Schluſſe zu verfolgen. Schon vorher war ich eifrig über meine Bücher, und jetzt, da dieſer Verſuch vor meinen Augen ſich bewerkſtelligt hat, macht alles mehr und mehr deutlich, daß der Menſch mit einer andern, uns entrückten Welt in Verbindung ſteht. Was wird noch ferner ſein! . .

Siebenter Brief.

Nein, mein Freund, du haſt dich geirrt und ich ebenfalls. Ich bin vorherbeſtimmt, Zeuge eines großen Geheimniſſes der Natur zu ſein und daſſelbe den Menſchen zu verkündigen, ſie an die wunderbare Kraft zu erinnern die ſich in ihrer Macht befindet und deren ſie vergeſſen haben; ſie zu erinnern, daß wir von andern bis jetzt ihnen unbekannten Welten umgeben ſind. Und wie einfach ſind alle Handlungen der Natur! Welch einfache Hülfsmittel wendet ſie zur Hervorbringung ſolcher Dinge an, welche den Menſchen verwirren und erſchrecken! Höre und erſtaune:

Geſtern, vertieft in Betrachtung meines wunderbaren Ringes, bemerkte ich auf's neue eine Art von Bewe-

gung darin: ich ſchaue — auf dem Waſſer erheben ſich blaue Wellen; und in ihnen brechen ſich regenbogenfarbige, opalartige Strahlen; der Türkis verwandelte ſich in einen Opal, und von ihm ſtieg im Waſſer wie eine Art Sonnenſchein aufwärts, alles Waſſer gerieth in Wallung, goldne Quellen ſprangen empor und zerſtreuten ſich in blaue Funken. Nun entſtand eine Vereinigung aller möglichen Farben, welche bald in undeutlichen Schattirungen zuſammenfloſſen, bald hell auseinander traten. Endlich verſchwand der Regenbogenglanz, und an ſeine Stelle trat eine blaſſe, grünliche Farbe; über den grünlichen Wellen zogen ſich roſige Fäden, verflochten ſich untereinander und floſſen auf dem Boden des Gefäſſes in eine ſchöne, volle Roſe zuſammen — und alles wurde ſtill: das Waſſer klärte ſich, nur die Blumenblätter der üppigen Blume ſchwankten leiſe. So vergingen wieder einige Tage; ſeitdem ſtehe ich jeden Tag frühmorgens auf, trete zu meiner geheimnißvollen Roſe hinan und erwarte ein neues Wunder; allein vergebens — die Roſe blüht ſtill weiter, und ich bemerke ſonſt nichts, als daß ſie mein ganzes Zimmer mit unausſprechlichem Wohlgeruch erfüllt. — Ich gedenke unwillkürlich deſſen, was ich in einem meiner kabaliſtiſchen Bücher geleſen habe, daß die Elementargeiſter alle Reiche der Natur durchwandeln, bevor ſie ihre wirkliche Geſtalt erlangen. Wunderbar! Wunderbar!

(Einige Tage nachher.)

Heute ſah ich nach meiner Roſe, und gewahrte in ihrer Mitte etwas Neues. . . damit ich ſie beſſer betrachten könnte, erhob ich das Gefäß und wollte die Flüſſigkeit in ein anderes übergießen, aber kaum hatte ich es in Be-

wegung gebracht, als wieder grüne und roſige Fäden ſich von der Roſe her, aufzogen und mit geſtreifter Strömung in das Waſſer übergingen, und dann aufs neue zeigte ſich mir auf dem Boden des Gefäßes die ſchöne Blume: alles beruhigte ſich, nur ſchimmerte etwas in ihrer Mitte: die Blätter öffneten ſich allmählig, und — ich traute meinen Augen nicht! — zwiſchen orangefarbenen Staubfäden ruhte — wirſt du mir glauben? ruhte ein wunderbares, nie geſehenes, unglaubliches Weſen — mit Einem Worte, eine Frauengeſtalt, den Augen kaum erkennbar! Wie ſoll ich dir das Gemiſch von Entzücken und Schauder beſchreiben, das ich in dieſem Augenblick empfand! — Dieſe Frauengeſtalt war nicht ein Kind; ſtelle dir das Miniaturbild eines Frauenzimmers in der vollen Blüthe der Jahre vor, und du wirſt einen ſchwachen Begriff des Wunders erlangen, das vor meinen Augen war; nachläſſig ruhte ſie in ihrem weichen Lager und ihre bräunlichen Locken ſchwankten von dem Zittern des Waſſers, bald enthüllten ſie, bald verbargen ſie wieder meinen Augen die Fülle jungfräulicher Reize. Sie war, ſo ſchien es, in tiefen Schlaf verſunken, und ich, begierig die Augen auf ſie heftend, hielt den Athem an, damit ich ihre ſüße Ruhe nicht unterbräche.

O, jetzt glaub' ich den Kabaliſten; ich wundre mich nur, wie ich früher mit lächelndem Unglauben auf ſie blickte; nein! wenn Wahrheit auf dieſer Welt iſt, ſo iſt ſie einzig nur in jenen Werken! Ich bemerkte jetzt erſt, daß ſie hierin unſern gewöhnlichen Gelehrten ungleich, nicht mit einander ſtreiten, nicht einer dem andern widerſprechen; alle ſprechen von einem und demſelben Geheimniß; nur

ihr Ausdruck iſt verſchieden, verſtändlich aber ſind ſie für denjenigen, der in ihren geheimen Gedanken eindrang! Leb wohl! Entſchloſſen wie ich bin, dieſes Geheimniß der Natur bis zu Ende zu verfolgen, habe ich den Verkehr mit den Menſchen abgebrochen; eine andre, neue, geheimnißvolle Welt erſchließt ſich mir; nur der Nachwelt will ich die Geſchichte meiner Entdeckung überliefern. — Ja, mein Freund, ich bin zu Großem auserwählt in dieſem Leben!

Brief des Gabriel Sophronowitſch Reſhenskii an den Herausgeber.

Geehrteſter Herr,

Obwohl ich nicht die Ehre habe perſönlich Sie zu kennen, hoffe ich doch bei Ihnen entſchuldigt zu ſein, wenn ich in Kenntniß Ihrer engen Freundſchaft mit Michael Platonowitſch den Entſchluß faſſe, Sie mit meinem Schreiben zu beläſtigen. Ihnen iſt es gewiß nicht unbekannt, daß ich mit ſeinem ſeligen Oheim, in deſſen Erbſchaft er geſetzlich eingetreten, einen Prozeß über eine bedeutende Nutzung von Bau- und Brennholz hatte. Da Ihr Freund eine Neigung für meine älteſte Tochter Katharina Gabrilowna empfand, ſo trug er ſich mir zum Schwiegerſohn an, wozu ich, wie Ihnen bekannt, meine Zuſtimmung äußerte; demzufolge ſtellte ich, in Hoffnung beiderſeitigen Vortheils, den Prozeß ein; aber nun finde ich mich in äußerſter Verlegenheit. Bald nach der Verlobung, als auch bereits allen Bekannten die Anzeige davon gemacht und die Ausſteuer meiner Tochter völlig bereitet war, ſo wie alle erforderlichen Schriften ausgefertigt, brach Michael

Platonowitſch plötzlich ſeine Beſuche bei mir ab. Ich hielt ein ihm zugeſtoßenes Unwohlſein für die Urſache, und ſchickte einen Diener zu ihm, und endlich meine Altersſchwäche nicht beachtend, machte ich mich ſelbſt auf den Weg; es hätte mir ungeziemend und beleidigend geſchienen, ihn daran zu erinnern, daß er ſeiner Braut vergäße, aber er entſchuldigte ſich nicht einmal; er ſprach mir nur von einem unternommenen, wichtigen Geſchäft, das er vor der Hochzeit beendigen müſſe, und das während einiger Zeit ſeine ununterbrochene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt erfordere. Ich vermuthete, daß er eine Pottaſchfabrik zu errichten vorhabe, wovon er früher gegen mich bisweilen Erwähnung gethan; ich meinte, er könne mich überraſchen und für mich ein Hochzeitsgeſchenk bereiten wollen, um augenſcheinlich darzuthun, daß er ſich mit etwas Nützlichem zu beſchäftigen wiſſe, indem ich ihn öfters wegen ſeiner Unthätigkeit getadelt hatte; aber für ſolche Fabrik bemerkte ich keinerlei Vorbereitungen, noch ſehe ich deren jetzt. Ich dachte nun einige Zeit zu warten, und zu ſehen was ferner geſchehen würde, als ich geſtern zu meinem höchſten Erſtaunen erfuhr, daß er ſich eingeſchloſſen hat und niemanden zu ſich läßt, ja daß man ſogar das Eſſen ihm durch das Fenſter reicht. Da kam mir, geehrteſter Herr, ein ſeltſamer Gedanke in den Kopf. Der ſelige Oheim lebte in demſelben Hauſe und galt in unſerm Bezirk für einen Schwarzkünſtler; ich, mein Herr, habe auch vormals auf der Univerſität ſtudirt, und bin zwar etwas zurückgeblieben, aber an die Schwarzkunſt glaub ich nicht; jedoch was kann dem Menſchen nicht begegnen, beſonders einem ſolchen Philoſophen, wie Ihr Freund einer iſt!

Was mich aber noch mehr überzeugt, daß dem Michael Platonowitsch etwas nicht Gutes zugestoßen, ist das Gerücht, das an mich gelangt ist, er säße ganze Tage und blicke auf ein Gefäß mit Wasser. Unter solchen Umständen, geehrtester Herr, wende ich mich an Sie mit der unterthänigsten Bitte, Ihre Hieherkunft unverzüglich zu beeilen, um Ihren Freund, gemäß Ihrer ihm gewidmeten Theilnahme, bestens zu berathen, und damit auch ich erfahren möge, wie ich mich zu verhalten habe; ob ich auf's neue den Prozeß anfangen oder die bestimmte Sache zu Ende führen soll; denn ich selbst, nach der von Ihrem Freunde mir zugefügten Beleidigung, kann nicht mehr zu ihm in's Haus gehen, obgleich mich Käthchen mit bittern Thränen darum bittet. In der Hoffnung, Sie baldigst zu sehen, habe ich die Ehre u. s. w.

Erzählung.

Nach Empfang dieses Briefes glaubt' ich vor allem mich an einen mir bekannten Arzt wenden zu müssen, einen sehr erfahrnen und gelehrten Mann. — Ich zeigte ihm die Briefe meines Freundes, erzählte ihm den ganzen Hergang, und fragte ihn, ob er aus allem diesen sich irgend vernehmen könne? ... „Alles dies, antwortete mir der Doktor, ist sehr klar, und gar nicht neu für den Arzt... Ihr Freund hat ganz einfach den Verstand verloren." — Aber lesen Sie doch seine Briefe, — versetzte ich, — ist darin das kleinste Merkmal von Wahnsinn? Den seltsamen Gegenstand derselben bei Seite gesetzt, werden Sie darin nur die besonnene Beschreibung einer physischen Erscheinung sehen, ... —

„Alles dies iſt uns klar,...“ wiederholte der Arzt... „Sie wiſſen, wir unterſcheiden mehrere Gattungen des Wahnſinns — vesaniae. Zur erſten Gattung gehören alle Arten der Wuth — hieher iſt der Fall Ihres Freundes nicht zu rechnen; die zweite Gattung begreift in ſich, erſtens die Neigung zu Viſionen — hallucinationes, zweitens den Glauben an die Gemeinſchaft mit Geiſtern — daemonomania. Es iſt ganz begreiflich, daß Ihr Freund, von Natur zur Hypochondrie geneigt, auf dem Lande einſam, ohne irgend eine Zerſtreuung, ſich in das Leſen ſolchen Unſinns vertiefte, — dieſes Leſen wirkte auf ſeine Gehirnnerven, die Nerven....“

Noch lange erklärte mir der Doktor, welchergeſtalt ein Menſch bei vollem Verſtande und doch toll ſein könne, zu ſehen glaube, was er nicht ſieht, zu hören was er nicht hört; zu meinem höchſten Bedauern kann ich dem Leſer dieſe Erklärungen nicht mittheilen, denn ich verſtand nichts davon, aber, durch die Beweisführungen des Doktors überzeugt, unterließ ich nicht ihn einzuladen, mich auf das Gut meines Freundes zu begleiten.

Michael Platonowitſch lag auf dem Bette, mager, blaß; während mehrerer Tage hatte er gar keine Nahrung zu ſich genommen — als wir zu ihm traten, kannte er uns nicht, wiewohl ſeine Augen offen ſtanden; in ihnen brannte eine Art wilden Feuers; auf alle unſre Anreden erwiederte er kein Wort.... Auf dem Tiſche lagen beſchriebene Blätter Papier — ich konnte nur wenige Zeilen davon herausbringen, hier ſind ſie:

Bruchſtücke aus dem Tagebuche des Michael Platonowitſch.

„Wer biſt du?"

— Ich habe keinen Namen — ich bedarf deſſen nicht....

„Woher kommſt du?"

— Ich bin dein — das iſt alles was ich weiß — dir gehör' ich an, und keinem Andern, — aber warum biſt du hier? wo es ſo ſchwül und kalt iſt; bei uns wohnt die Sonne, klingen die Blumen, — duften die Klänge — zu mir — zu mir.... Wie ſchwer iſt deine Kleidung — wirf ſie ab, wirf ſie ab.... Nein, noch kannſt du nicht in unſere Welt gelangen.... Aber ich laſſe dich nicht! — Wie alles todt iſt in deiner Wohnung... Alles Lebendige iſt bedeckt mit kalter Hülle — zerreiße, zerreiße ſie!

„Das hier iſt eure Wiſſenſchaft? ... Das eure Kunſt?... Ihr ſondert Zeit von Zeit und Raum von Raum, und ſterbet nicht aus Langerweile — zu mir, zu mir — ſchnell, ſchnell....

„Du biſt dieſes ſtolze Rom, die Hauptſtadt der Jahrhunderte und der Völker? Wie hat ſich das Epheu über deine Trümmer hingebreitet.... Aber die Trümmer bewegen ſich, aus dem grünen Boden erheben ſich mannigfach geſtaltete Säulen, ſie ſtellen ſich in harmoniſcher Ordnung auf, — kühn biegt ſich das Gewölbe über ſie hin, den Staub der Jahrhunderte abſchüttelnd belegt ſich der Fußboden mit ſpielender Moſaik, — auf dem Fußboden drängen ſich lebendige Menſchen, ſtarke Klänge der alten Sprache verfließen mit dem Geräuſch der Wogen — der Redner im weißen Gewand mit dem Kranz auf dem

Haupte erhebt die Hand ... und alles iſt verſchwunden — prächtige Gebäude ſinken zur Erde, — die Säulen biegen ſich, die Wölbungen graben ſich in die Erde, das Epheu windet ſich aufs neue über die Trümmer hin — alles iſt ſtill geworden, — die Glocke ladet zum Gebet ein, der Tempel iſt eröffnet, man hört Klänge der Orgel — tauſend harmoniſche Uebergänge ſchweben unter meinen Fingern, Gedanke ſtürzt ſich auf Gedanke, ſie jagen einander wie Traumgeſichte — wär' es möglich, ſie zu ergreifen, ſie feſtzuhalten? — und die gehorſame Orgel auf's neue wiederholt, als getreues Echo, alle augenblicklichen, unwiederbringlichen Bewegungen der Seele.... Der Tempel verödet, der Mondſchein fällt auf zahlloſe Statuen — ſie verlaſſen ihre Plätze, ſchreiten voller Leben an mir vorüber ihre Reden ſind alt und neu, ihr Lächeln und ihr Blick bedeutungsvoll — und auf's neue lehnen ſie ſich auf ihre Fußgeſtelle, und auf's neue fällt der Mondſchein auf die Statuen.... Schon ſpät iſt es ... unſer harrt das muntre ſtille Gemach, vor den Fenſtern ſchimmert der Tiber, über ihm das Kapitol der ewigen Stadt... Bezauberndes Bild — es fließt zuſammen in dem engen Rahmen unſres Gemachs, ha! dort iſt ein andres Rom, ein andrer Tiber, ein andres Kapitol — wie munter praſſelt das Feuer .... umarme mich, reizendes Mädchen.... In dem Perlenpokal wallt das funkelnde Naß ... trinke ... trinke ... Dort wirbelt in Flocken der Schnee und verwiſcht die Spur des Weges — hier erwärmen mich deine Umarmungen....

Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee, wirbelt empor zur Säule den eiſigen Staub,

in jedem Stäubchen glänzet die Sonne — Roſen erblühen auf dem Antlitz der Geliebten — ſie ſchmiegte mit duftigen Lippen ſich mir an — wo fandeſt du dieſe Kunſt des Küſſens? Alles brennt in dir und heiße Feuchtigkeit umwallt jede Faſer meines Leibes.... Rennet, raſche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee.... Was? Geſchrei des Kampfes? Iſt neue Feindſchaft zwiſchen dem Himmel und der Erde.... Nein, ein Bruder verrieth den Bruder, ein unſchuldiges Mädchen in der Gewalt des Verbrechens .... und die Sonne ſcheint und die Luft kühlt? Nein! die Erde erbebte, die Sonne verfinſterte ſich, ein Sturm ſenkte ſich herab vom Himmel — rettete das Opfer und reinigte den Verbrecher, — und auf's neue ſcheint die Sonne, und die Luft iſt ſtill und kühl, der Bruder umarmt den Bruder, und die Stärke beugt ſich vor der Unſchuld.... Folge mir, folge mir .. — es giebt eine andre Welt, eine neue Welt.... Siehe, der Kryſtall hat ſich aufgelöſt — dort innen iſt eine neue Sonne.... Dort vollendet ſich das große Geheimniß der Kryſtalle, laß uns den Vorhang aufheben.... Schaaren von Bewohnern der durchſichtigen Welt feiern ihr Leben mit bunten Blumen, hier iſt Luft — Sonne, Leben — ewiges Licht, ſie ſchöpfen in der Pflanzenwelt wohlduftende Harze, ſie faſſen ſie in glänzende Prismen ein, und befeſtigen ſie mit dem Elemente des Feuers.... Folge mir, folge mir! Wir ſind noch auf der erſten Stufe.... Aus unzähligen Wölbungen fließen Bäche — ſie ſprudeln raſch empor, und raſch fallen ſie zur Erde herab; über ihnen bricht ein lebendiges Prisma die Strahlen der Sonne, die Strahlen der Sonne winden ſich durch die Adern, und ein Spring-

brunnen führt ihre regenbogenfarbigen Funken in die Luft, bald fallen ſie in die Kelche der Blumen, bald in langem Bande winden ſie ſich zu netzartigen Gebilden; Lebensgeiſter, angeſchmiedet an ewigkochenden Gefäßen, verwandeln die lebendige Feuchtigkeit in duftenden Dampf, er verbreitet ſich in Wolken über den Wölbungen und fällt in großem Regen in das geheimnißvolle Gefäß des Pflanzenlebens.... Hier, im Heiligthume ſelbſt, kämpft der Keim des Lebens mit dem Keim des Todes, die lebendigen Säfte verſteinern und erſtarren in Metalladern, todte Elemente verwandeln ſich in den Uranfang der Seele.... Folge mir! folge mir!... Auf den hohen Thron ſetzte ſich der Gedanke des Menſchen, aus aller Welt zogen ſich zu ihm goldne Bande, — die Geiſter der Natur beugten ſich in den Staub vor ihm, — im Oſten brach das Licht der Bewegung an, — im Weſten in den Strahlen der Abendröthe drängten ſich die Träume, und, nach Belieben der Gedanken — bald verſchmolzen ſie in Eine harmoniſche Form, bald zerſtreuten ſie ſich in fliegende Wolken.... Am Fuße des Thrones hielt ich mich in ihren Umarmungen feſtgedrückt.... Wir gingen an der Erde vorüber!...

Siehe — dort im uferloſen Abgrunde ſchwebt euer Stäubchen: dort die Verwünſchungen des Menſchen, dort das Schluchzen der Mutter, dort das Geſchwätz der Lebensnothdurft, dort der Hohn der Böſen, dort das Leiden des Dichters — hier verſchmilzt alles in ſüße Harmonie, hier iſt keine Leidenswelt, ſondern eine Welt des Wohllauts, und harmoniſche Klänge durchbeben leiſe die Wogen des Aethers.

Laſſe die irdiſche poetiſche Welt! Auch ihr auf

Erden habt Poeſie! den zerpflückten Kranz eurer Seligkeit! Arme Menſchen! Seltſame Menſchen! In eurer dumpfen Tiefe fandet ihr, daß ſogar Leiden Glück ſei! Ihr verleihet dem Leiden poetiſchen Abglanz! Ihr ſeid ſtolz auf eure Leiden, ihr möchtet, daß die Bewohner der andern Welt euer Leben beneideten! In unſrer Welt ſind keine Leiden — dies iſt nur der unvollkommenen Welt zugetheilt, — ein Geſchöpf des unvollkommenen Daſeins! — Dem Menſchen ſteht es frei, vor ihnen ſich zu beugen, und ihm ſteht frei, ſie abzuwerfen wie ein zerlumptes Gewand von den Schultern des Beduinen.....

Meinſt du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von früher Kindheit an war ich bei dir im Hauche des Lüftchens, in den Strahlen der Frühlingsſonne, in den Tropfen des duftigen Thaues, in den überirdiſchen Gebilden des Dichters! Wann in dem Menſchen der Stolz ſeiner Stärke ſich wiedergebährt, wann ſtrenge Verachtung fällt aus ſeinen Augen auf die armſeligen Gebilde der ſublunariſchen Welt, wann ſeine Seele den Staub abwerfend ſterblicher Pein niedertritt mit Hohn die vor ihm zitternde Natur, — dann ſchweben wir über euch, dann harren wir des Augenblicks, euch aus den rauhen Feſſeln der Materie emporzuführen, dann ſeid ihr würdig unſres Anblicks! — Dieſe! Iſt irgend Leid in meinem Kuſſe — iſt irgend Zeit in ihm — er verlängert ſich in Ewigkeit und jeder Augenblick iſt für uns — neuer Genuß! ... O bleibe mir treu! bleibe dir treu! Bewahre dich vor den Aergerniſſen deiner groben verſchmähten Natur!

Siehe — dort, in der Ferne, auf eurer Erde beugt ſich der Dichter vor einem Haufen Steine, überwachſen

von empfindungsloſen Gebilden der Pflanzenkraft. „Natur!“ ruft er mit Begeiſterung aus, „erhabene Natur, was iſt größer als du in dieſer Welt? Was iſt gegen dich der Gedanke des Menſchen.“ Und die blinde, lebloſe Natur ſpottet ſeiner, und in dem Augenblicke des vollen Frohlockens des menſchlichen Gedankens, wälzt ſie eine Eislawine herab und vernichtet den Menſchen und den Gedanken des Menſchen! Nur in der Seele der Seele ſind hohe Gipfel! nur in der Seele der Seele tiefe Abgründe! In ihre Tiefe wagt ſich nicht die todte Natur; in ihrer Tiefe iſt die unabhängige, feſte Welt des Menſchen; ſtehe hier das Leben des Dichters — ein Heiligthum! hier iſt die Poeſie — eine Wahrheit! hier wird alles ausgeſprochen, was der Dichter noch nicht ſagen gekonnt; hier verwandelt ſich deſſen irdiſches Leiden in eine unermeßliche Reihe von Genüſſen! . . . . . .

O liebe mich! Ich welke nie dahin! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Bruſt an deiner Bruſt ſchlagen! Ewiger Genuß wird für dich neu und in Fülle ſein — und in meinen Umarmungen wird der unmögliche Wunſch immer zum möglichen Gedanken werden!

. . . . . .

Dieſer Säugling — dies unſer Kind! Es harret nicht der Pflege des Vaters, es erweckt nicht falſche Zweifel, es erfüllte im voraus deine Hoffnungen; es iſt Jüngling und ſchon Mann zugleich, es lächelt und ſchluchzet nicht — ihm ſind keine Leiden möglich, wenn du nur nicht dein grobes, verſchmähtes Erdentheil zurückrufſt. — Nein, du wirſt uns nicht tödten durch bloßen Wunſch!

Aber weiter, weiter — es giebt noch eine andre,

höhere Welt, dort fließt der Gedanke ſelber mit dem Wunſche zuſammen — folge mir, folge mir! ...“

Mehr herauszubringen war faſt nicht möglich; es waren unzuſammenhängende, verſchiedenartige Worte: Liebe ... Vegetation ... Elektrizität ... Menſch ... Geiſt ... Am Schluſſe waren die letzten Zeilen mit gewiſſen ſeltſamen mir unbekannten Buchſtaben geſchrieben, und brachen auf jeder Seite ab.

Nachdem wir alle dieſe Tollheiten ſorgſam auf die Seite geſchafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unſern Schwärmer in ein ſtärkendes Bad ſetzten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen;“ rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte ſich eine ganz beſondre Empfindung aus, wie etwa Reue, Bitte, Pein der Trennung, ſeine Thränen floſſen in großen Tropfen ... Ich machte den Doktor auf dieſen Ausdruck des Geſichts aufmerkſam.... Der Doktor antwortete: facies hippocratica!

Nach einer Stunde wieder ein ſtärkendes Bad — und ein Löffel Mixtur; darüber kämpften wir ordentlich, der Kranke ſträubte und wehrte ſich lange, aber endlich ſchluckte er es hinunter. „Der Sieg iſt unſer!“ rief der Doktor aus.

Der Doktor verſicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unſern Kranken aus ſeiner Erſtarrung herauszubringen und ſeine Empfindung aufzureizen. So thaten wir auch — zuerſt ein Bad, dann ein Löffel Mixtur die Eßluſt zu wecken, dann ein Löffel Fleiſchbrühe, und dank unſrer verſtändigen Sorgfalt, fing der Kranke

ſichtlich an, ſich zu beſſern; zuletzt zeigte ſich auch Eßluſt — er begann ſchon zu eſſen ohne unſre Beihülfe.

Ich ſuchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzuwenden, und ſeinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beiſpiel auf den Zuſtand ſeines Beſitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaſchfabrik hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu ſetzen, ... aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widerſprach mir in nichts, folgte mir in allem gutwillig, trank, aß, was man ihm darreichte, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doktors nicht bewirken konnten, das brachten meine Geſpräche zuwege von unſrer luſtigen Jugend, und inſonderheit einige Flaſchen auserleſenen Laffittes, welche ich mitzubringen bedacht geweſen; dieſes Mittel, verbunden mit vortrefflichem Roſtbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, ſo, daß ich ſogar wagte, die Rede auf ſeine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerkſam an, und ſtimmte mir in allem bei; ich, als ein praktiſcher Mann, ſäumte nicht, ſeine gute Gemüthslage zu benutzen, ritt zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den ſtreitigen Handel bei, ſchrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling ſeine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünſchte ihm Glück, und reiſte zu mir nach Hauſe zurück, wo ein gerichtliches Geſchäft mich erwartete, und ich geſtehe, daß ich ſehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiſte. In Moskau, wie ſich von ſelbſt verſteht, überſchütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Dankſagungen.

Einige Monate ſpäter, nachdem ich meine Geſchäfte beſorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu beſuchen, um ſo mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er ſaß im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, ſeine Frau ſchenkte Thee ein, durch das Fenſter fiel heller Sonnenſchein, und eine große reife Birne bog ſich an ihrem Zweige herein; mein Freund ſchien ſich meiner zu freuen, war aber im Ganzen ſchweigſam.

Ich wählte den Augenblick, da ſeine Frau ſich aus dem Zimmer entfernte, und ſagte mit Kopfſchütteln zu ihm:

„Nun, Brüderchen, biſt du denn nicht glücklich?“

Was glauben Sie? Ließ er ſich in's Geſpräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!“ wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit dieſem Worte ſagſt? Innerlich lobeſt du dich und denkſt: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe dieſen Verrückten wiederhergeſtellt, ihn verheirathet, und nun iſt er durch meine Fürſorge glücklich ... Glücklich! ... Dir liegen alle Lobpreiſungen meiner Tanten, Oheime, aller dieſer ſogenannten vernünftigen Leute, im Sinn, — und deine Eigenliebe iſt ſtolz und rühmt ſich — nicht wahr?“

— Und wenn es auch ſo wäre, verſetzte ich. „So begnüge dich mit dieſen Lobpreiſungen und Dankſagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Kätchen liebt mich, unſer Beſitzthum iſt in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du haſt mir Glück

verliehen, aber nicht meines; du haſt dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren ſeid jenem Tiſchler ähnlich, der einen Kaſten für werthvolle phyſikaliſche Inſtrumente machen ſollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Inſtrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kaſten war fertig und ſchön polirt. Der Handwerker machte die Inſtrumente kürzer, bog ſie hier zurecht, machte ſie dort gerade, — nun gingen ſie in den Kaſten, und fügten ſich bequem, es war ganz hübſch anzuſehen, nur Eines dabei war ſchlimm: die Inſtrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Inſtrumente für den Kaſten, ſondern den Kaſten für die Inſtrumente. Macht den Kaſten nach den Inſtrumenten, aber nicht die Inſtrumente nach dem Kaſten."

— Was willſt du damit ſagen? —

„Du biſt ſehr erfreut, daß du mich, wie du ſagſt, wiederhergeſtellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, ſie mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, ſie unerreichbar gemacht haſt für jede andere Welt, außer für deinen Kaſten ... Schön! das Inſtrument hat ſich gefügt, iſt aber verdorben; es war zu einer andern Beſtimmung angefertigt ... Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thieriſchen Schlaf verſinkt, ſo gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung in Wahnſinn war, wo ein reizendes Weſen aus der unſichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimniſſe enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verſtand — wo iſt dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du biſt ein

Bruder Poet und weiter nichts — ſagte ich mit Verdruß — ſchreib Verſe ... —

„Schreib Verſe" — erwiederte der Kranke, „ſchreib Verſe; — eure Verſe ſind auch wieder jener Kaſten; ihr habt auch die Poeſie in Theile zerlegt, hier haſt du Proſa, hier Verſe, hier Muſik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künſtler einer ſolchen Kunſt, die noch nicht vorhanden iſt, weder Poeſie, noch Muſik, noch Malerei iſt — einer Kunſt, die ich beſtimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tauſende von Jahren dahin iſt; finde mir ſie! vielleicht tröſtet ſie mich für den Verluſt meiner früheren Welt!"

Er beugte das Haupt, ſeine Augen bekamen einen ſeltſamen Ausdruck, er ſprach für ſich: „Es iſt vorbei — kehrt nicht wieder — ſie ſtarb — ſie ertrug es nicht — falle, falle!" und anderes dergleichen.

Uebrigens war dies ſein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte ſich mein Freund als ein vollkommen ordentlicher Mann, ſchaffte ſich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaſchfabrik, führte in ſeiner Landwirthſchaft den Fruchtwechſel ein, gewann meiſterlich einige Prozeſſe über Grundſtücke — (die Felder verſchiedner Beſitzer liegen dort gemiſcht unter einander), ſeine Geſundheit iſt vortrefflich, er hat rothe Backen und einen ſtattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt ſtärkende Bäder — ſie thun ihm ſehr gut.) Eines nur iſt ſchlimm: man ſagt, er trinke etwas ſtark mit ſeinen Nachbarn, und ſogar ohne Nachbarn; auch ſagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht ſeine

kleine Sünde in dieſer Welt? Wenigſtens iſt er jetzt ein Menſch wie alle andere.

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowitſch zu leſen gab, einer meiner Bekannten, ein ſehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieſer Geſchichte nichts verſtehe; werden etwa die Leſer glücklicher ſein?

Reval, 1836.

Frſt W. Odojeffskii.

IV.

Der Seher des Todes.

Ein Sittenbild

von

E. Willkomm.

Bei allen Bewohnern gebirgiger Gegenden findet sich eine auffallende Anhänglichkeit an sagenhafte Ueberlieferungen, die selbst dem Bildungsgange der neuesten Zeit nicht weicht. Eine Art Scheu vor dem, was in der Vergangenheit bedeutungsvoll war, hält jene Menschen ab, an die Stelle eines arglosen Glaubens die Entschiedenheit des Zweifels zu setzen, den sie für verschwistert mit dem herzlosen Spotte halten. Zwar lächeln sie oft selbst über die Thorheiten, mit denen jeder Mund sich trägt, aber man kann sie nicht missen. Sie gehören mit zu den Bedürfnissen ihres Lebens, man erfreut sich daran, man hat es gern, wenn das Gespräch darauf kommt; denn diese Gegenstände sind es ja fast ausschließlich, welche die denkenderen Köpfe auf dem natürlichsten Wege zur Erörterung tieferer Fragen hinleiten. Daher kommt es auch, daß der

ächte Gebirgsmann bei aller Orthodoxie des Aberglaubens doch ein wahres Ergötzen am Zweifeln findet. Er disputirt für sein Leben gern, ohne sich von den Gründen, die er gegen die Welt der Sagen schleudert, zum Abfall von diesen verleiten zu lassen. Dieses Spiel mit dem künstlich gesteigerten Zweifel und der traumhaften Gläubigkeit seiner Seele nimmt dann nicht selten die Gestalt eines beunruhigenden Popanzes an, wogegen keine Skeptik etwas vermag. Auch dürfen wir am Ende wohl zugeben, daß es noch immer unenthüllte Tiefen im Gemüthe des Menschen giebt, die durch rein zufällige Berührung oft plötzlich aufklaffen, und auch die gesundeste Vernunft durch ihr geheimnißvolles Walten einschüchtern oder zum Schweigen bringen.

Unter diese räthselhaften Erscheinungen gehört das bekannte second sight der Schottländer, das vielleicht ursprünglich nur in einem abergläubigen Ahnen besteht, durch den Tiefsinn der Individuen aber, welche es zu besitzen glauben, bis zur unabläugbaren Thatsache ausgebildet wird. — Andere Gebirgsvölker zeigen andere Erscheinungen, und wenn diese weniger der Discussion des Tages anheimgefallen sind, so lag es meist nur an ihrer Stellung zur Welt und Oeffentlichkeit. Eine in vieler Hinsicht dem second sight der Schottländer sehr ähnliche Erscheinung findet sich bei den Bewohnern der lausitzisch-böhmischen Gebirgszüge, nur ist sie nicht Allgemeingut der Bevölkerung, sondern mehr eine störende Begabung gewisser Individuen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt es „den Tod sehen" und heißt die damit Begabten „Todseher", ohne deßhalb ihren Umgang zu meiden oder sie

gar als unheimliche Menſchen zu fliehen. Man begnügt ſich, davon zu ſprechen, ohne Arg die mit jener Gabe Bevorzugten zu fragen, ob ihnen nicht der Tod wieder einmal begegnet ſei, und ähnliches mehr. Abläugnen läßt ſich aber die Erſcheinung ſelbſt auf keine Weiſe, denn die Ausſagen und Vorherbeſtimmungen jener „Seher des Todes" ſind ſo beſtimmt und halten ſo genau die Zeit ein, daß der gewichtigſte Zweifel von ſelbſt vor ihnen zuſammenfallen muß.

Die Lauſitzer ſind im Allgemeinen ſtreng evangeliſch-lutheriſche Chriſten, hin und wieder mit einer Hinneigung zu bigotter Orthodoxie, die auch an pietiſtiſchen Abſenkern keinen Mangel hat. Bei weitem der größere Theil aber ſchließt ſich entſchieden dem rationaliſtiſchen Princip in Sachen des Glaubens an, wenn nicht immer öffentlich, doch in der Stille; denn der Lauſitzer iſt diplomatiſch. Er horcht genau, woher der Wind kommt, und hängt gern immer die Farbe heraus, die gerade an der Zeit iſt, oder für den Augenblick noch angebetet wird. Man kann ihm dies Diplomatiſiren ſo übel nicht nehmen, da es ſeiner ſonſtigen derben Geradheit keinen Abbruch thut. Die Lage der Provinz nöthigt ihn zu einer ſolchen Vorſicht. Er kann und wird nie in ſeiner gegenwärtigen Stellung weder in religiöſen noch in politiſchen Dingen den Ton angeben, er muß dem allgemeinen Strome folgen, oft wider Willen; aber in der Stille ſeines Hauſes erhält er ſich frei von allem unnützen Tand, und nimmt oft eine über alle Parteien erhabene Stellung ein, die wohl werth wäre, allgemeiner bekannt zu ſein. Vieles Fragen kann er nicht leiden, und neugierige Fremde ſetzen ſich bei einiger Zu-

dringlichkeit immer der Gefahr aus, auf ihre Fragen Antworten zu erhalten, die sie nach Belieben hinüber und herüber wenden können. Auch hierin hat der Ober-Lausitzer Aehnlichkeit mit dem Schotten, der in Bezug auf sich, sein Haus und Land die Pfiffigkeit selber ist, und sich nicht leicht übervortheilen läßt. Nur dem Landsmanne gegenüber giebt der Lausitzer sich in seiner eigensten Wesenheit. Mit ihm bespricht er weltliche und geistliche Angelegenheiten, und zeigt sich als das unbefangenste Kind, als der gemüthlichste Schwätzer, wenn er das Gespräch auf Sage und Aberglauben bringen kann.

Bemerkenswerth ist es, daß alle dem orthodoxen Glauben Ergebene eine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen bekannte Sagen und abergläubige Gebräuche haben oder doch zur Schau tragen, während die Zweifelnden, die Freidenker und die als unkirchlich Verschrieenen grade in dieser Hinsicht eine auffallende Gläubigkeit nicht heucheln, sondern wirklich in sich hegen. Psychologisch ließe sich dafür vielleicht mit leichter Mühe ein Grund auffinden, wäre es meine Absicht, diese Erscheinung hier weiter zu verfolgen: nur das muß ich erwähnen, daß die wenigen Individuen, welche mit dem „Todsehen" begabt waren, entschieden der Skepsis huldigten, und von Kirche und Religion für die tiefere Entwickelung des individuellen Menschen wenig Gutes hofften. Einer jener „Seher des Todes" hatte diese Skepsis ganz unabhängig von jeder Schule bis zur schärfsten Dialektik ausgebildet, und wurde doch in eben dem Maße, als sein Zweifel tiefer in das religiöse Leben des Volkes sich hineinwühlte, immer entschiedener von dem störenden Gespenst beunruhigt, an dessen Erschei-

nen Leben und Tod ſeiner ganzen Familie und Anderer, ihm nahe Stehender, gebunden war. Ungeachtet ſeiner ſarkaſtiſchen Bemerkungen, ſeines unabläſſigen Herumtaſtens an den faulen Flecken der Kirche und ihrer Einrichtungen, achtete ihn Jedermann, nur konnte Niemand begreifen, wie der zweifelſüchtige, ungläubige Mann mit einer wahren Gemüthsandacht jede Sage an's Herz drückte, an ihr ſich erwärmte, ihrer Entſtehung nachforſchte und laute Beſchwerde über die Nüchternheit ſeiner Zeitgenoſſen führte, die es ſich angelegen ſein ließen, alle alten Gebräuche abzuſchaffen und jeden Quell zu verſtopfen, aus denen der kryſtallene Strahl emporſpringt, worauf das heitere Kind der Sage ſich ſchaukelt, und die wunderbare Mährchenwelt in ihrer ganzen Zauberpracht erblüht. Dieſes trauliche Nebeneinanderwohnen des entſchiedenſten Unglaubens und der abergläubigſten Inbrunſt gab jenem Manne eine Bedeutſamkeit als Charakter, die ſich nicht von der Hand weiſen läßt, und auch ein größeres Publikum, dem ich ihn in der nachſtehenden Skizze ſchildern will, mit Intereſſe und Theilnahme erfüllen dürfte.

Tanndorf war Uhrmacher, auch Mechaniker, und beſchäftigte ſich in ſeinen Erholungsſtunden eifrig mit Chemie, auf deren rechtem Verſtändniß ſeiner Meinung nach alle wahre Wiſſenſchaft beruhte. Er zeigte ſich immer da am regſamſten, wo irgend ein verwandtſchaftliches Band mit der Natur verborgen lag. Die Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne hielt er überhaupt für das Höchſte, der Erforſchung und Anbauung Würdigſte, und oft hörte

man ihn bedauern, daß seine Verhältnisse ihn verhindert hatten, ihrem Studium sich widmen zu können. Ueber sein früheres Leben war ein dunkler Schleier gebreitet. Er selbst sah es nicht gern, wenn man das Gespräch darauf brachte, und beobachtete daher auch stets ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Jugend. Bei den Argwöhnischen war dies ein Grund mehr, die wunderlichsten Schlüsse zu ziehen, und es gab Viele, selbst Gebildete, die sich nicht enthalten konnten, zu behaupten, er sei ganz unzweifelhaft der Sohn eines Grafen oder Fürsten und eines Mädchens von verrufenem Herkommen. Tanndorf war gegen solche Vermuthungen sehr gleichgiltig, wie er denn überhaupt die Meinung der Menge in jeder Weise verachtete. Nur so viel konnte man von ihm erfahren, daß er eine gelehrte Schule besucht und mit Eifer sich den Wissenschaften beflissen habe. Unvorhergesehene Uebelstände nöthigten ihn später, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und Tanndorf wählte die Uhrmacherkunst, da er in ihr, wie er oft sagte, hinlänglich Veranlassung fand, den Mechanismus der Weltkräfte im Kleinen zu erforschen.

Tanndorf war ein langer, robuster Mann, mit klugen, tiefblauen, ungemein lebhaften Augen, deren Blick aber etwas Düsteres erhielt durch die sehr starken, buschigen Brauen, die in weißlichem Silbergrau über sie herabhingen. In seiner Kleidung zeigte er sich nicht gewählt, die einfachste hielt er am werthesten, fügte sich gern der Sitte und wich nur in sofern von ihr ab, als er stets Halbstiefeln von weich gegerbtem Hirschleder trug. „Das verjagt mir doch nicht meine lieben Sagen," sprach er, wenn irgend Jemandes Neugier nach dem Grunde dieser Grille

fragte. Da er oft in Wald und Busch umherstreifte und für seine chemischen Untersuchungen Kräuter einsammelte, mochte ihm die nachgebende Fußbekleidung wohl von Nutzen sein. Tanndorf aber liebte das Geheimnißvolle und zeigte sich in seinen Antworten auf unnöthige Fragen immer als ächter Ober-Lausitzer. — Er war Wittwer und hatte aus seiner Ehe eine liebenswürdige Tochter, die er mit großer Sorgfalt erzog. Man hätte glauben sollen, er werde sich bei seiner entschiedenen Abneigung gegen alles herkömmlich Religiöse weigern, sein Kind der Schule zu übergeben. Darin irrte sich aber das Volk, wie so oft. Tanndorf schickte seine kleine Anna ein Jahr früher zur Schule, als es gesetzmäßig vorgeschrieben war, und freute sich aufrichtig, als das talentvolle Kind rasche Fortschritte machte. Obgleich er selbst die Kirche nie besuchte und eben so wenig am Altare erschien, so ließ er doch seine Tochter unbehindert an beiden Gebräuchen des Christenthums Theil nehmen. Anna mußte ihm dann erzählen, was sie gehört hatte, wie sie sich gestimmt fühle, und was sie überhaupt von Kirche und vorgeschriebener Religion halte. Er hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, liebte die Tochter ihres Wissens und Glaubens halber, und ließ auch nicht im mindesten durch ein unwillkürliches Muskelzucken, einen unbewachten Blick oder ein zweideutiges Lächeln seine völlig entgegengesetzte Ueberzeugung merken. Schon diese ungewöhnliche Toleranz behagte der Menge nicht. Sie machte ihre Glossen über die Kunst in Tanndorf's Heuchelei, und schloß dann weiter auf seine Verbrüderung mit dem Teufel oder doch allen nur erdenkbaren Dämonen. „Darum auch," hieß es, „giebt er sich so viel ab mit den

alten Sagen, an denen wir andern ehrlichen Leute uns nur in der Dämmerung ergötzen. Er bedarf ihrer, um leben zu können, und weil er selber doch nicht wieder loskömmt aus den Krallen des Bösen, will er jetzt mit Gewalt einen Engel aus seiner Tochter machen, damit sie einmal beim jüngsten Gericht eine Fürbitte für ihn einlegen kann. Ja, den Teufel hat der Tanndorf, aber fein ist er und gerieben, wie Schneeberger Schnupftaback."

Gleicherweise schrieb man auch seine Geschicklichkeit der Hülfe unterirdischer Mächte zu. Tanndorf hatte eine Uhr gebaut, die volle acht Tage lang ging, bevor sie auf's neue aufgezogen werden mußte. Ihr Zifferblatt enthielt außer Stunden-, Minuten- und Secundenweiser noch das vollständige Planetensystem, alles in trefflichster Ordnung, genau mit den Angaben des Kalenders harmonirend, der unter dem Landvolke noch immer die Fundgrube aller Weisheit, des Bauers Haus- und Herzensfreund ist. Diese Uhr war so vortrefflich gearbeitet, daß sie nie von der wahren Zeit abwich, und dies allein schon hätte hingereicht, ihren Werkmeister für ein von außergewöhnlichen Mächten unterstütztes Wesen zu halten. Sein Ruf als Uhrmacher und Mechaniker führte daher auch aus einem weiten Umkreise die Hilfsbedürftigen zu ihm, und sein Verkehr mit den Menschen war so höflich, herzlich und human, daß Jedermann gern wieder kam und Viele seiner Einladung, ihn des Abends zu besuchen, oft eine allzu wörtliche Auslegung gaben. Dann ward er lebendig, heiter und umgänglich, wie Wenige. Er ließ Manchen einen tiefen Blick in die Gesetze der Mechanik thun, erklärte den Verständigeren die leicht faßlichen Thesen der Astronomie,

und ſchloß zuletzt, war er gerade in beſonders guter Laune, mit einigen chemiſchen Kunſtſtücken.

Dieſer ausgebreitete Verkehr mit Menſchen aus allen Klaſſen verlockte ihn doch nicht zu zahlreichen Freundſchaftsbündniſſen. Tanndorf hatte auch hierin von den gewöhnlichen Anſichten abweichende Meinungen. Er behauptete, der humane Verkehr mit Vielen bedinge nur ein gegenſeitiges Wohlwollen und ſei allgemeine Menſchenpflicht, Freundſchaft dagegen könne nur zwiſchen zwei ſich in ihren Grundſtimmungen begegnenden Perſonen ſtattfinden. Bei dieſen Seltſamkeiten beſaß Tanndorf die moraliſche Kraft des Willens, immer auch ſelbſt zu befolgen oder zu unterlaſſen, was er als Geſetz oder Verbot im Geſpräch hinſtellte. Er beſaß daher nur einen wahrhaften Freund. Dieſem erſchloß Tanndorf aber auch ſein ganzes Herz, enthüllte ihm alle ſeine Schwächen und knüpfte den Auserwählten dadurch nicht minder feſt an ſeine Seele.

Auffallen konnte es, daß Tanndorf's Freund deſſen lebendiger, perſonificirter Widerſpruch war. Johann ſchloß ſich in Allem dem Gegebenen, Entſchiedenen, geſetzlich Beſtimmten an, in religiöſen Angelegenheiten ebenſo, wie in politiſchen. Das Reformiren und Revolutioniren war ihm als Perſon ein Greuel, ſelbſt die Nothwendigkeit vorkommender Neuerungen wollte er nicht zugeben. Er war ſtarrer altlutheriſcher Proteſtant, und befolgte mit einer an's Kleinliche grenzenden Gewiſſenhaftigkeit jede kirchliche Ceremonie. Ebenſo verhielt er ſich in Staatsangelegenheiten. Die Obrigkeit hatte für ihn eine unantaſtbare Macht zum Befehlen, eben weil ſie Obrigkeit war, und wer ſich dagegen auflehnte, den betrachtete er weniger als

Verbrecher, denn als unglücklich Verirrten, mit dem man Geduld haben müsse. Nur gegen die offene Tyrannei und die himmelschreiendste Willkür gestattete er ausnahmsweise eine Auflehnung, wie er in religiöser Hinsicht die Pietisterei und die als Dogma in's Leben tretende Befeindung des kirchlich Bestehenden angegriffen wünschte.

Mit diesem Manne verlebte Tanndorf regelmäßig alle Abende, scheinbar in stetem Unfrieden, in Wahrheit aber innigst mit ihm befreundet. Die Verschiedenheit ihrer Ansichten mußte das Gespräch in ununterbrochenem Flusse erhalten, und da es beiden nicht an eigenthümlichen Gedanken fehlte, so schwankte der Disput zwischen ihnen nur selten um nichtssagende Gegenstände. Hatten sich aber Beide müde gestritten und sich zum Schluß die Hände geschüttelt, so leitete Tanndorf das Gespräch entweder auf Mechanik, in der auch Johann nicht unbewandert war, oder er knüpfte an eine den Naturwissenschaften entlehnte Bemerkung eine Reihe neuer Ideenverbindungen, die zum Nachdenken veranlaßten und zum Verständniß mancher Erscheinungen führten, die von der Mehrzahl als nicht zu enträthselnde Geheimnisse vernachlässigt werden. —

Eines Abends traf Johann seinen wunderlichen Freund am Schmelzofen, eben beschäftigt, eine kleine Erzstufe zu zersetzen. Auf seine Frage, was für Metalle er zu gewinnen suche, stellte Tanndorf den Schmelztiegel bei Seite, löschte das Kohlfeuer aus und sprach: „Nichts, wie Du siehst, und wenn ich mir es recht überlege, so kann auch nichts herauskommen."

Johann beobachtete den Freund und glaubte in seinen Mienen den Ausdruck der Verstimmung über irgend eine

getäuschte Hoffnung zu lesen. „Du wolltest wohl nach Art der Alchymisten einen neuen Metallkönig finden und bist wieder einmal durch Deine überspannten Erwartungen recht bis auf den Grund gehänselt worden? Ich bitte Dich, Tanndorf, gieb Dich nicht mehr mit Schmelzen und Zersetzen ab, löthe und baue lieber! Es ist im Kleinen wie im Großen, wenn Du es freilich auch nicht glauben willst; die Zerstörer behalten immer nur die Trümmer für sich und eine Aussicht auf das schönste Brennnesselfeld, die Erhalter dagegen brechen die Früchte und genießen."

„Laß das jetzt sein, ehrlicher Hans," erwiederte Tanndorf und setzte sich auf seinen ledernen Drehschemel in der Werkstatt. „Mich interessirt aller Weltlärm nur so lange, als er mich kitzelt. Es ist kein Fundament in ihm, worauf es sich bauen läßt, und das, weißt Du, ist nicht meine Liebhaberei. Denke Dir, was mir gestern begegnete! Ob Du es rathen wirst?"

„Du warst über Land gegangen, wie ich von Anna hörte, und bist sicher erst des Nachts heimgekommen. Hast Du etwa mit ein paar Elfen einen Rundreigen getanzt?" setzte Johann mit unterdrücktem Lachen hinzu. — Tanndorf fixirte seinen Freund mit scharfem Auge und wartete ruhig, bis dessen Lachlust sich gelegt hatte. Dann sprach er:

„Ich erinnere mich, von Dir gehört zu haben, daß Du als Knabe einmal jenes räthselhafte Funkeln gesehen, was die Volkssage mit dem Namen des „Geldbrennens" bezeichnet." Johann schlug wiederholt mit seiner breiten Hand auf sein Knie und lachte von Neuem laut auf. „Ich glaube gar, Du bist in ein solches Rainfeuer gerathen?" sprach er.

Tanndorf erzählte, ohne ſich von des Freundes Luſtigkeit beleidigt zu zeigen: „Ich war in Kreibitz geweſen und wendete mich auf dem Rückwege über Haida. Dort wurde ich längere Zeit aufgehalten, als ich vermuthete, und die Nacht überfiel mich bereits, als ich aus Böhmen hereinbrach über den hohen Hübel beim Schalkſteine. Die Nacht war indeß hell und für die Jahreszeit noch warm genug. Ohnehin wandere ich des Nachts lieber als am Tage, da Begegnende mich ſeltner durch ihr Grüßen ſtören, und ich in der Stille der Natur ihr Schaffen und Wirken beſſer beobachten kann. Mit Abſicht brach ich auf Seitenwegen durch das Gebüſch, lief ſo zu ſagen über Stock und Stein, und wandte mich den Bruch- und Sumpfgegenden am Pocheberge zu, in der Vorausſetzung, dort herum viele Irrlichter anzutreffen. Die außerordentlich ſtille Luft, der ſternenhelle Himmel und die von Electricität bedeutend geſchwängerte Atmosphäre ließen mich ein bezauberndes Schauſpiel erwarten. Auch hatte ich mich nicht getäuſcht. Noch im Walde ſah ich es ſchon in der Telle (Thal) leuchten, und als ich behutſam an's Pochewaſſer hinabſtieg, hüpfte ein ganzes Volk Irrlichter unter den welken Binſen herum. Die ſchnurrigen Dinger ſahen wunderlich aus mit den grauen, dunſtigen Röckchen und den leuchtenden Bellerinen, die ſie wirklich mit recht koketem Anſtande bald luftig auseinanderfliegen ließen, bald wieder eng um die Schultern zuſammenzogen, grade wie muntere Mädchen, wenn ſie ſich im Cotillon ein wenig übernommen haben. Das luſtige Volk vergnügte mich über die Maßen; ich kroch leiſe wie ein Indianer durch Moos und Binſen, legte mich auf den Rücken und ließ

die leuchtenden Thürmchen, Blaſen, Flaſchen, Quirle, Reiter und Reifrocknärrchen über mich hinwegtanzen, um ihre Natur und Eigenſchaft recht ordentlich kennen zu lernen. Zuletzt als ich mich ſatt geweidet hatte an dem Spiel der wunderbaren Erddünſte, ſchlug ich in dem Augenblicke, wo ein neuer Troß über mich hinzog, ein unbändiges Gelächter auf, blies mit vollen Backen in den taumelnden Schwarm und mußte nun wirklich von Herzen lachen über das Uebereinandertaumeln der luftigen Dinger. Viele verloſchen, andere flogen mit ziſchendem Säuſeln weit in die Wieſen hinein und verſteckten ſich unter die ſilbernen Nebelſchleier, womit die Nacht dieſe bereits umhüllte.

Es war ſo ſtill, daß jedes Geräuſch in ſehr weiter Ferne vernehmbar war, überall in den Gründen ſchlichen Irrwiſche herum und neckten mich auf die verſchiedenſte Weiſe. Ich aber ging ruhig meines Weges, immer am Waldſaume hin nach dem Breitenberge zu. Auf einmal blitzt mir zur Linken, nur etwa zweihundert Schritt entfernt, ein blendendes Licht in die Augen. Ich bleibe ſtehen und beobachte die Flamme, die dem Anſchein nach unmittelbar aus der Erde heraufſchlägt und in ziemlicher Höhe in die Luft flackert, bald blendend weiß, bald rothgelb, bald mit bläulichen Streifen in zierlichen Windungen garnirt. Die Neugier lockte mich dem Feuer entgegen. Mit ſchnellen Schritten breche ich über zwei Ackerlängen vor und komme da zu einem kryſtallhellen Brünnlein, in dem der Schein der Flamme, die nebenan brannte, ſich ſpiegelt. Der Quell war mir wohl bekannt, es war der Zwergbrunnen, der die Eigenſchaft beſitzt, daß er nie zufriert. Dicht an ſeinem Rande mitten aus ein paar Ba-

ſaltſteinen loderte die Flamme ohne Kniſtern herauf, ja nicht einmal eine beſonders auffallende Wärme konnte ich ſpüren. Nun, dacht' ich, das ſonderbare Erdlicht ſtill betrachtend, hier brennt Geld, und ohne mich lange zu bedenken, werf' ich, der Sage glaubend, meinen Feuerſtahl in die Lohe, ſchlage drei Kreuze drüber und ſpreche: „wie ich Dir, ſo Du mir!" Im Augenblick waren Glanz und Feuer verſchwunden, ich ſah und hörte nichts als das Murmeln des Quells und das wiſpernde Schlürfen einiger Eidechſen. Ich ſtieß alſo mit Gewalt meinen Stock in die Erde und ging unangefochten nach Hauſe. Die Nacht war ſchon weit vorgeſchritten, als ich an Deiner Scheuer vorüberging. Bei Nachbar Salomo's Hauſe bemerke ich einen Schimmer, als bräche ſich der Mondſchein an einer Fenſterſcheibe. Ein genaues Aufmerken ließ mich ganz deutlich ein etwa fünfjähriges Kind erkennen, das in wunderbarer Schnelligkeit von einem Ende des Hauſes zum andern läuft, ein hell weißes Röckchen trägt und dabei immer mit den Händchen nach den Kammerfenſtern hinaufwinkt, als ob es Jemand Kußhändchen zuwürfe. Kleiner, ruf' ich dem Gebilde zu, ſwas machſt Du da? Indem wendet ſich das Weſen um, das Röckchen fliegt aus einander und ich erkenne das leibhaftige Todtengebein eines Kindes. So bleibt es ſtehen, ſtarrt mich an, zeigt mit der Hand nach den Fenſtern und zerfließt nach einer langen, langen Weile in der Luft. Und jetzt, Hans, ſage ich Dir, Salomo's fünfjähriger Junge, der allerliebſte Fritz, muß dran glauben! In vier Wochen iſt er ſchon begraben; denn ich habe den Tod geſehen." —

„Mann! Mann!" rief Johann aus, „wie iſt es mög-

lich, daß ein so kluger Kopf, wie Du, solchen handgreiflichen Unsinn für baare Wahrheit hinnehmen und sich nun gar einen Glauben daraus erbauen kann, der die tausendjährigen Lehren der gesundesten, einfachsten Vernunft überdauern, ja übertreffen soll! Also doch, doch!" fuhr Johann fort, „es kommt die Zeit, wo ich es noch erleben muß, daß, was Du mir hundertmal vorgepredigt hast, wirklich in Erfüllung gehen soll! — Der Tod ist Dir begegnet! Wundersam, wundersam! — Und als liebliches Kind im Hemdchen oder Flügelkleide, und da muß der arme Fritz sterben in spätestens vier Wochen! Es ist gar zu herrlich, als daß man sich nicht darüber freuen sollte. Tanndorf, ich bitte Dich, sage mir, tanzte Dein Tod einen ordinären Walzer oder Doppelschottisch? Gieb ja acht und vergiß nicht, mir darüber sichere Kunde zu geben, wenn er Dir wieder begegnen wird; denn mich drängt's, diese außerordentliche Geschichte in den Anhang unserer Chronik pflichtschuldigst einzutragen."

Johann würde noch länger in diesem Tone eines scherzenden Spötters, dem sich doch eine gewisse Wehmuth beimischte, fortgefahren sein, hätte ihn Tanndorf nicht unterbrochen.

„Genug!" fiel der Uhrmacher dem Redenden in's Wort. „Du darfst mir gegenüber vernünfteln, so viel Du willst; Du kannst jedes Wort zu einem dreischneidigen Dolche schleifen und damit nach dem Herzen meines Glaubens oder Aberglaubens, nach dem tiefsten Leben meiner dafür aufgestellten Gründe stoßen; es ist Dir auch erlaubt, durch jedes Mittel, wozu Dialectik berechtigt, gegen den Mechanismus meiner Gedankenwelt zu Felde zu ziehen:

nur die glatte Schlange des Spottes nähre nicht im Busen, noch wage sie gegen mich zu hetzen! Du bringst mich dann nur zum Schweigen, ohne irgend einen Ansatz zur Bekehrung genommen zu haben."

„Ja doch, ja!" entgegnete Johann, „laß mich nur erst zur Ruhe kommen über die Wunderdinge, von denen Du ordentlich verfolgt wirst. Mir bleibt nur das Eine ein Räthsel, das aller Lösung spottet, wie es nämlich möglich sein kann, daß ein religiös völlig freier Mann, wie Du, dem der Glaube nur ein Bindemittel für die Menge ist, so ganz in einem trüben Reiche Erleuchtung suchen kann für das, was er in der lichten Einfachheit eines geoffenbarten Glaubens nicht zu finden vermeint."

„Unterscheide, lieber Hans," versetzte mit sanftem Gleichmuth Tanndorf. „Du nennst mich ungläubig und ich will nicht widersprechen; Du wirfst mir zuweilen auch vor, ich sei Atheist und ein Religionsverächter. Dieser Vorwurf trifft mich aber nicht, denn wenn ich als ein Einzelner nicht das für ein absolut Wahres halte, was die Menge als solches betrachtet; so wird durch mein stilles Zweifeln doch Niemand verletzt, und ich selbst verachte das dargebotene Gute nicht, weil ich es mir nicht zueigne. Die Frage stellt sich immer nur so: Fehlt mir das Dargebotene, oder habe ich es schon? Tritt der erste Fall ein, so wird es rathsam, vielleicht auch Pflicht sein, die Gabe dankbar hinzunehmen; ist aber das Zweite dem Individuum als eine Thatsache seiner innern Lebensentfaltung gegeben, so wäre es unnöthig, zwei Götter unter Einem Tempel zu verehren. Auf die formelle Gestalt lege ich keinen Werth, weil ich verständig genug bin, das Wesen,

den Kern, nicht nach der äußeren Umschalung abzuschätzen. Sieh, Johann, das hier sind zwei Uhren, diese ist plump, von Tomback, und die andere wird von einem äußerst fein gearbeiteten Gehäuse von gediegenem Golde umschlossen, dem man den Namen eines Kunstwerkes kaum streitig machen kann. Und doch versichere ich Dich, daß diese goldumhäuste nicht richtiger die Zeit andeutet, als jene plumpe, tombackne. Wie nun, wenn mein in eine tombackne Schaale eingefugter Glaube mir bequemer, meiner Natur angemessener wäre, als Dein und Millionen anderer Christen in kunstreich ausgemeiselter goldner Umhüllung aufbewahrter? Bin ich deßhalb weniger ein tüchtiger und guter Mensch? Mein rohes Beinkleid, meine Fußbedeckung von gegerbtem Hirschfell ist auch nicht modisch elegant, reizend von Ansehen, oder duftend von Wohlgerüchen; aber diese Kleidung behagt mir und dient meinen Zwecken besser als jene, an der sich die Welt ergötzt. Das ist nun so meine Meinung, kein Urtheil."

„Das ist alles ganz schön," erwiederte Johann, „nur wird es Dir nie gelingen, damit auch die Wahrheit Deines Gespensterſehens zu erhärten, obwohl ich weiß, daß diese Neigung eine Schwäche unserer Landsleute im Allgemeinen ist und Viele wirklich daran glauben."

„Was sprichst Du noch vom Glauben," fiel Tanndorf rasch ein, „wo es sich um Erlebtes, durch hundertfache Erfahrungen Erprobtes, mit einem Worte um Thatsachen handelt! Das Sehen des Todes vor dem Hinscheiden eines Menschen ist so gewiß in manchen Individuen vorhanden, daß ich den Zweifel daran beinahe für ein Verbrechen halte."

„Halt, Freund! Nur nicht verdrießlich geworden!“ ſprach beſänftigend Johann und reichte dem Freunde die Hand. „Ich trete ja nur in Deine Fußſtapfen, Murrkopf, und ſträube mich, etwas für wahr zu halten, wovon mir jede Gewähr fehlt, ſowohl die der Sinne, wie jene der Vernunft. Soll ich an Geiſter glauben, die ich nie geſehen habe, nie ſehen werde? Oder gar die kurze Spanne meiner Lebenszeit von einer geſpenſtiſchen Einbildung abhängig machen, die mich auf jedem Schritte und Tritte ſchrecken könnte? — Nein, alter Freund, das kann und will ich nicht. Wenn Du aber vermagſt, mir das Vernünftige Deines Glaubens an ſolche Spukgeſtalten einfach darzuthun, ſo kannſt Du auch verſichert ſein, daß ich Dich hören werde. Denn ich weiß wohl, daß Einer mehr ſieht, als der Andere! Iſt es doch mit dem Geldbrennen ebenſo, wovon Du mir den Ausgang noch ſchuldig geblieben biſt.“

„Davon nachher,“ ſagte Tanndorf und ſchob ſeinen Drehſchemel näher an den Sitz ſeines zweifelnden Freundes. „Du müßteſt kein Lauſitzer ſein,“ fuhr der Uhrmacher nach kurzem Schweigen fort, „wenn Du nicht hundertmal direct oder indirect hätteſt von den verſchiedenen Arten der Todesahnungen ſprechen hören. Es iſt das freilich ein dunkles, ſogar unheimliches Feld, worauf ſich eigentlich Niemand recht wohl befindet. Allein die Harmonie zwiſchen verſchiedenen Seelen, die einander im Leben, ſei es perſönlich oder nur in einer geſchwiſterlichen Verwandtſchaft ihres Denkens begegnen, iſt ſo fein, ſo zart mit unſerem ganzen Weſen verſponnen, daß ein plötzlich eintretender Wechſel in dem Einen eine Rückwirkung auf den

Andern bedingt. Dem bloßen kalten Verſtande wird es nie möglich werden, die Gründe eines ſolchen wunderbaren Ineinandertönens zweier getrennter Seelen zu ermitteln; es gehört dazu eine Naturgabe, die mit der des Vorausſehens einige Aehnlichkeit hat. Weil es nun aber ſo Wenige giebt, die ſolche doch unläugbar vorhandene Seelenſympathieen zu würdigen verſtehen, ſollen wir deßhalb die Erſcheinung ſelbſt abläugnen? Man könnte dann eben ſo gut den Einfluß der Atmosphäre auf die Barometer hinwegſpotten und dreißig andere Phänomene, die wohl auf ihre Gründe zurückgeführt worden, deſſenungeachtet aber ewig mit einem Duft des Geheimnißvollen umhüllt ſind. Selbſt die Mechanik erſcheint dem Uneingeweihten wunderbar und weckt in ihm ein Gefühl, das zwiſchen Bewunderung und Scheu hin und wieder ſchwankt. Oder ſollte nicht die Kraft einer Stahlfeder, die durch das Beſtreben, ſich auszudehnen, eine ganze Maſchine in Bewegung ſetzt, mit Staunen und fröſtelndem Schauer erfüllen? Mir ſcheint dies nicht allein ſo, ich kann es faſt täglich an den Leuten ſelbſt bemerken, die bei mir aus- und eingehen. Ja die Enträthſelung des Geheimniſſes iſt ihnen unheimlicher, als das Geheimniß ſelbſt, deshalb, weil ihnen damit eine Kraft der todten Natur offenbar wird, welche dem Leben gegenüber immer etwas Geiſterhaftes behalten muß."

„Alles dieß läßt ſich in noch weit höherem Grade auf die verborgenſten Naturkräfte im Menſchen anwenden, die wir je nach der Entſchiedenheit, mit welcher ſie thätig auftreten, Ahnung, Vorausſicht, Erſcheinung nennen. Mancher ſpürt ſein Lebenlang nichts davon, Andere werden oft beunruhigt, Einzelne begleitet dieſes heimliche Licht

der Vorausſicht wie ein trüber Schein durch ihr ganzes Leben.“

„Sicher erinnerſt Du Dich noch des alten Fallmer, eines in jedem Betracht muſterhaften Mannes, deſſen geſunde, derbe Nüchternheit nichts Spukhaftes in ſeine Nähe kommen ließ! Und doch, wie rüſtig vertheidigte er den Schatz alter Sagen! Wie gern hörte er des Abends dergleichen anheimelnde Wunderdinge erzählen, und wie oft gab er nicht ſelbſt den Verſammelten irgend eine Mähr zum Beſten, die ſich innerhalb des Kreiſes ſeiner Familie zugetragen hatte! — Dieſer Fallmer glaubte mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an die ſogenannten Todtenlichter und hatte die Erſcheinung davon mit noch zehn andern Perſonen in ein und derſelben Minute gehabt, ehe ſeine Frau ſtarb. Die ganze Geſellſchaft ſah es ganz deutlich, wie über dem Haupte der bald darauf Sterbenden zwei blaue Flammen mehrere Minuten lang aufflackerten und langſam verlöſchten. Vor ſeinem eigenen Tode wiederholte ſich die nämliche Erſcheinung, und als man in den Familienbüchern nachſchlug, fand man die Angabe, daß ſeit länger als zweihundert Jahren das Flammen zweier Kerzen über dem Haupte Eines von der Familie ſtets deſſen Tod bedeute. Ein, dem Aberglauben oder beſſer dem Geheimnißreichen Abgeneigter kann das Alles getroſt belächeln, wegläugnen läßt es ſich aber nicht, da jede Erfahrung dafür ſpricht. Und was einmal iſt, hat, ſei es auch verſteckt in der niedrigſten Hütte, einen hiſtoriſchen Werth, und kann ſchon deßhalb Anſpruch machen auf einige Beachtung.“

„Das iſt wahr,“ fiel Johann dem Freunde in die

Rede, „mit den Todtenlichtern iſt's ein eigen Ding. Es giebt hier im Ort allein wohl zwölf Familien, die alle von dieſer wunderlichen Erſcheinung heimgeſucht werden. Andere dagegen kenne ich, welchen das nahe Ende durch den „Fall des Leichenbretes" angekündigt wird, durch jenen wunderlichen, alle Nerven durchſchauernden und das ganze Haus bis in ſeine Grundveſten erſchütternden Ton eines gewaltigen Sturzes, ohne daß man irgend eine natürliche Veranlaſſung für das entſetzliche Geräuſch auffinden kann."

„Nun ſiehſt Du?" ſprach Tanndorf. „Das ſind alles von Tauſenden beglaubigte Erſcheinungen. Sie kehren immer wieder und machen ſich wider Erwarten der Betheiligten unerbittlich geltend. Dahin gehört auch das „Leichhuhn", was Manchen ruft, um die Familienſitze verſchiedener Geſchlechter flattert oder auch mit dunkler Schwinge durch die Gemächer ſchwebt. Und ſo wäre es mir leicht, Dir noch eine ganze Menge verſchiedener Anzeigen oder Anzeichen des herannahenden Todes aufzuzählen, wenn ich nicht glauben müßte, die hier erwähnten dürften bereits genügen. Ich bitte Dich jetzt nur noch zu bemerken, daß alle dieſe verſchiedenen Kundgebungen eines nahen Todesfalles immer nur zwiſchen Perſonen vorkommen, die entweder durch natürliche Bande des Blutes verwandt ſind, oder eigenthümlich gleiche Seelenſtimmungen haben. Es ſind dies pſychologiſche Räthſel, eben ſo wunderbar wie die ſich oft wiederholende Erſcheinung, daß zwei einander zum erſten Male begegnende Perſönlichkeiten ſich mit magiſcher Gewalt an einander gekettet oder unwiderſtehlich abgeſtoßen fühlen. So giebt es geborene Freunde und Feinde, die ſich auch, ſeltſam genug, in der

Regel finden. Das Geheimniß der Freundschaft, die Alles aufopfernde Innigkeit der Liebe und nicht minder ihre qualvollsten Schmerzen beruhen auf dieser unergründlichen natürlichen Magie. Tritt diese Eintracht der Lebenden unter sich in einen unwillkürlichen Zwiespalt, etwa so, daß während der Eine in vollsaftiger Lebensblüthe dasteht, den Andern bereits die Hand des Todes berührt hat; so wäre es wohl in dem Wesen der natürlichen Magie begründet, daß hier durch Ahnen, das bald schwächer, bald stärker, je nach der Reizbarkeit des Individuums hervortritt, jenes Vorausſehen des nahen Todes in Schall, Wort oder Bild zur Erscheinung käme. Auch hier sage ich indeß abermals: das ist nur eine Meinung, kein Urtheil. Mit dem bloßen Spotte wird aber eine Thatsache nicht hinweggestäubt."

„Was Du da gesagt hast," versetzte Johann, „läßt sich hören. Es giebt einen Halt, wenn auch nur einen schwachen, doch wäre mir's lieber, ich könnte Dich Lügen strafen. Denn es wird mir jedesmal ganz unheimlich, wenn ich von Dir höre, Du habest den Tod gesehen."

„Das macht Dein leicht schreckbares Gemüth," sprach lächelnd der Seher. „Mich stört es keine Stunde lang, ich habe es sogar recht gern, wenn mir die Gestalt wieder einmal begegnet, an die wir uns Alle doch früher oder später gewöhnen müssen. Du wirst mich deshalb weder trauriger, noch lustiger finden; mein Blut circulirt eben so ruhig, wie an jedem ordinären Werkeltage. Wenn mich aber dereinst die Gestalt des Todes an mein eigenes, nahes Ende mahnen sollte; dann, nun dann wäre es wohl möglich, daß ich mich eines leisen Schauers nicht würde

erwehren können. Meinen Vater wenigſtens ſahe ich zittern, als ihm der ernſte Schatten zum erſten Male nachfolgte."

„Du biſt doch ein wunderlich begabter Menſch," fiel Johann ein. „Zuweilen beneide ich Dich um dieſe Sehergabe und dann wird mir wieder angſt, wenn ich mir die widerliche Fratze ſo recht nach Art unſerer Kirchenmalerei vorſtelle und dabei mir doch immer im Stillen ſagen muß: der Tanndorf iſt am Ende nur ſelber ſchuld an dieſem Sehen des Todes! Wenn er zu Kirche und Abendmahl ginge, fiele der Spuk wohl hinweg, und ſollte mein Freund bei aller Ruhe des Geiſtes und bei der unabläugbaren Trefflichkeit ſeines Charakters nicht einmal einen ſchweren Tod haben, da er ſo gefliſſentlich alle Offenbarung des Chriſtenthums von ſich weist, und ſtatt deſſen an Hereuſpuk, Koboldwirthſchaft und Geiſterſeherei glaubt? — Tanndorf, alter Freund, ſieh, weiß Gott, das drückt mich oft. Kannſt Du mir nicht den Gefallen thun und wenigſtens ein bischen umkehren? Geh nur wenigſtens zur Kirche, damit nur die Leute einmal aufhören, Dir unrechte Dinge auf den Kopf zuzuſagen."

„Heilige Einfalt!" ſprach Tanndorf, indem er laut lachend aufſtand und durch das Zimmer ging. „Seid ihr doch alle über einen Leiſten geſchlagen mit eurer Glaubensſtärke! Meinſt Du denn, ehrlicher Hans, daß mich die Meinung dieſer guten, aber ſchwachen Menſchen incommodirt oder gar beunruhigt? Im Gegentheil; wer mich nicht achtet, der fürchtet mich, und ich bin ſicherer als Einer vor jedem unerbetenen Beſuch. — Pfui, Hans! Chriſtlicher Hans, regelmäßiger Kirchengänger und Muſter

eines Christen und Rechtgläubigen nach der Schnur, Du verlangst, ich solle heucheln, um Deinen schwachköpfigen Nachtretern Sand in die Augen zu streuen? Nein, alter Freund! Meine Nebenmenschen sollen mich sehen, wie ich mich meinem Gott zeige — ohne Hülle, sonder Maske, als Mann des Forschens, Denkens, Zweifelns und doch auch des Glaubens. Denke an die tombackene Uhr!"

Tanndorf öffnete den niedrigen Fensterflügel und sah hinaus in die Landschaft, auf welcher still und feierlich die Nacht lag. Kein anderes Geräusch, als das Bellen der Hunde unterbrach die tiefe Ruhe; in abgemessenen Zwischenräumen hörte man das eintönige Anschlagen der Grubenglocke in dem nahen Kohlenwerke, und ein recht scharfes Ohr konnte wohl auch das Knarren der Gestänge vernehmen.

„Solche Nächte lieb' ich," sprach Tanndorf, auf Johann zutretend, der mit ein paar Uhrfedern an der Werkstatt des Freundes Versuche über ihre Schnellkraft anstellte. „Es glaubt es Keiner, was der Mensch in den Nächten Alles lernen und erfahren kann! Das muß Jeder selbst versuchen, sonst weiß er die Natur nicht zu schätzen, und an den verschiedensten Orten muß er mit der Natur experimentiren, auf Berg und Fels, in Thälern und Wäldern, auf Steppen und Haiden. Da lernt man recht bald, wie es rein unmöglich ist, ohne Hinblick auf das Weben und Schaffen der Natur zu einem gesunden, urkräftigen Gedanken zu kommen. Ich wenigstens kann ohne Anschauung dieses Kleides der Gottheit nie denken, mich nie erbauen, nie mich als Mensch fühlen. Nur in ihr athmet mir das Glück der Erde entgegen, dem analog ich mir

das des Himmels oder der zukünftigen Exiſtenz ausmale. Doch das ſind Anſichten, Träume, wenn Du willſt, und ein Jeder folgt hierin, wie billig, ſeinem Dafürhalten oder der Neigung! — Aber ſieh! ſieh, Johann!" rief plötzlich der ſonderbare Mann und ſein hellblaues großes Auge funkelte wie ein Stern unter den überhängenden grauen Brauen, „da iſt er wieder und grade wie vorgeſtern Abend! Armes Kind! Das wird raſch mit Dir gehen!"

Johann drängte ſich an's Fenſter und ſah ſcharf nach der Stelle, wohin die Hand des Sehers deutete. Wie er ſich aber auch anſtrengte, er konnte nichts entdecken. Alles blieb ruhig, von dämmerndem Nebeldunſt umzogen, durch den nach wie vor die Grubenglocke, das Hundegebell und das Rauſchen des Wehres bald ſtark, bald ſchwach herüberſcholl."

„Gott verzeih' mir's, Tanndorf," ſprach Johann nach einer kleinen Pauſe, „es wird mir nachgerade ganz unheimlich in Deiner Klauſe, und ſo gern ich auch noch die Fortſetzung Deines Abenteuers in Bezug auf das Geldbrennen am Zwergbrunnen hörte, ich muß Dich ein andermal darum bitten. Beim heiligen Michael, der doch kein Feigling war, mir graut's, nach Hauſe zu gehen!"

„So bleibe bei mir," ſprach der Uhrmacher. „Du mußt zufrieden ſein mit Wenigem — ha! jetzt verſchwindet er — denn mein Haushalt iſt einfach, und was die Bequemlichkeiten anlangt, ganz nach Art unſerer Vorfahren eingerichtet."

„Danke, danke von Herzen, alte Seele," verſetzte Johann. „Ich ſchnüre nur den Mäherriemen etwas feſter, das giebt Muth und verſcheucht jeden thörichten Gedanken."

„O Du Thor aller Thoren!“ rief Tanndorf und geleitete unter lautem Gelächter den Freund in's Freie, „hat mir der Menſch erſt Vorleſungen über meine Einbildungen geleſen und jetzt ſpringt ihm der Aberglauben wie ein junges Kätzchen ſelbſt auf die Achſel, und ſchnurrt und ſtreichelt luſtig um ihn herum. Und was für eine Alfanzerei!“

„Es hilft aber, Alter! Weiß Gott, es hilft! Probir' es nur einmal!“

„Wenn ich mich fürchten werde,“ ſagte Tanndorf, ſchüttelte dem Scheidenden nochmals die Hand und ſah der fortwandelnden Geſtalt nach, bis ſie im Abendnebel, der um Höhen und Waldung glänzte, verſank. Dann trat er wieder an den Schmelzofen und brachte noch ein paar Stunden mit dem Scheiden und Zerſetzen verſchiedener Erzſtufen zu. Eh' er ſich der Ruhe überließ, zog er die tombackene Uhr behutſam auf. Ein Lächeln überſchlich ihn unwillkürlich, als das Gehäuſe in ſeiner Hand ruhte. „Sonderbar,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „es iſt, als läge ein Zauber in dem alten Dinge. Immer und immer muß ich ſie als Normaluhr in die Hände nehmen und kann nicht von ihr laſſen. Sollte das blos Gewohnheit ſein?“

Er ging durch das Schlafzimmer ſeiner Tochter. Anna lag ſchon in tiefem Schlummer. Der Vater blieb vor dem Lager des Kindes ſtehen und betrachtete lange die friedlich Ruhende. Anna hatte die Hände über dem Buſen gefaltet, ſie ſchien betend vom Schlaf überraſcht worden zu ſein.

„Sollte das auch bloß Gewohnheit ſein?“ wieder-

holte er leiſe, löſchte, wie unwillig, das Licht und trat geräuſchlos in ſeine Kammer.

Ein paar Tage ſpäter waren die Freunde abermals beiſammen, und Johann unterließ nicht, das Geſpräch baldigſt wieder auf Tanndorf's Abenteuer zu bringen, da er auf deſſen Werkſtatt einige Schlacken geſchmolzenen Geſteins umherliegen ſah.

„Ich möchte mich ſchämen," verſetzte der Uhrmacher „Dir noch irgend ein Wort darüber zu ſagen, da dieſer Verſuch, wie leicht vorauszuſehen war, in nichts ſich auflöſte. Am Morgen nach jener wunderlichen Nacht ging ich eiligſt hinüber an den Zwergbrunnen, fand auch meinen in die Erde geſtoßenen Stock noch unbeſchädigt ſtekken, doch keine Spur von meinem in die Flamme geworfenen Feuerſtahle. Rings um den Quell war die Erde riſſig, aufgeſprungen, als ob lang anhaltende Sommerhitze den Boden auseinandergetrieben habe. Zerbröckelter Baſalt lag reichlich umher, doch zeigten ſich auch bei näherm Unterſuchen Schlacken, einzelne Verglaſungen u. ſ. f. Eigentliche Erzſtufen konnte ich nirgends entdecken. Ich hatte etwas Aehnliches erwartet, denn daß jene Gegend vulkaniſch iſt, unterliegt keinem Zweifel, nur iſt es mir noch nicht klar geworden, ob die wahrgenommenen Flammen von ausſtrömender Naphta herrühren oder wirklich aus bedeutenderer Tiefe heraufſchlagende Lohen unterirdiſchen Feuers ſind. Die vorhandenen Schlacken deuten auf das Letztere, aber die Natur des Feuers ſelbſt, das durchſichtige, geräuſchloſe Aufblitzen, das dem leiſeſten Luftzuge

weicht, bestimmen mich wieder, der erstern Annahme beizupflichten."

„Diese Entdeckung freut mich außerordentlich," versetzte Johann, „weil sie Dich überzeugt hat, daß die Sage vom „Geldbrennen" nichts ist, als eine Volkseinbildung, und Du nun hoffentlich daraus die Lehre ziehen wirst, es könnte wohl mit allem Sagenhaften eine ganz ähnliche Bewandtniß haben. Selbst der tiefer im Gemüth wurzelnde Aberglaube, z. B. das Erscheinen des To—"

„Genug!" fiel Tanndorf ein und ergriff heftig den Arm seines Freundes, daß dieser augenblicklich verstummte. „Wirf nicht wieder Alles thöricht unter einander wie ein spielendes Kind. Es ist mir niemals eingefallen, zu glauben, an Orten, wo zuweilen jene Naphtaflammen sich zeigen, könne man leicht Tonnen Goldes heben, wohl aber glaube ich noch jetzt, daß an solchen Orten Metalladern verborgen sind. Da kann es aber wohl auch kommen, daß sie beinahe zu Tage ausgingen und der Zufall einmal Unwissende wirklich in Besitz reicher Silberstufen setzte, und so entstand der sehr bezeichnende Name für jene Flammen. In Bezug auf meine Sehergabe jedoch hast Du kein Urtheil. Du siehst nichts, also glaubst Du nicht daran! Und das ist gehandelt, wie ein vernünftiger Mann, und wie ich selbst handeln würde, hätte ich nicht die Gabe jenes Gesichtes; aber ich würde mich auch hüten, es hinwegleugnen zu wollen."

Anna hatte unterdeß ein frugales Abendessen servirt und die Freunde überließen die fernere Unterhaltung dem Zufalle. Johann sprach viel von einem Nordlicht, das kürzlich gesehen worden und viele Menschen mit Bangen

erfüllt hatte. „Verdenken kann man es den Leuten auch nicht," ſprach der umſichtige Mann. „Dieſe Naturerſcheinung iſt zu ſelten, als daß wir uns daran gewöhnen könnten, und dann hat es ein wunderlicher Zufall auch meiſt ſo gefügt, daß unmittelbar nach Erſcheinung ſolcher Nordſcheine Ereigniſſe von ſchwerer Bedeutung ſich zutrugen. Konnte ich mich doch ſelbſt eines unheimlichen Schauers nicht erwehren, als kurz vor dem großen Feldzuge Napoleon's nach Rußland, an denen meine vier älteren Brüder Theil nahmen, ein ähnliches Nordlicht in ſeltener Pracht ſich zeigte. Damals zogen die Abergläubigen natürlich den Schluß, es ſei dies ein Anzeichen furchtbarer Blutbäder, die freilich nicht wohl ausbleiben konnten, und ich hatte alle Urſache für meine Brüder zu fürchten. Dennoch hätte ich nicht das Entſetzliche geglaubt, was ſich wirklich ereignete. Meine ſämmtlichen Brüder ſtarben auf den Schneefeldern zwiſchen Smolensk und der Bereſina, und es waren wackere Burſchen, die wohl ein beſſeres Loos verdient hätten. Wäre ich, wie Du, Seher geweſen, beim heiligen Michael, die Angſt hätte mich umbringen müſſen vor lauter herumſpazierenden Todtengerippen."

Von außen geſchah ein Schlag an den geſchloſſenen Fenſterladen. „Was war das?" ſprach Tanndorf und wollte aufſtehen. „Bleib, Vater," verſetzte Anna, „es iſt nur der Wind, der an dem roſtigen Eiſen rüttelt." Indem ward der Schlag ſtärker und ungeſtümer wiederholt, und eine vor Angſt zitternde Stimme bat den Uhrmacher, nur ja augenblicklich zu öffnen."

„Das iſt der Nachbar, ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe," rief Tanndorf, und ſtieß Fenſter und Laden auf.

„Ach, Du mein Heiland, da guckt er ja schon zum Fenster hinein! Es ist keine Hilfe möglich, wo —"

„Ach, Nachbar Tanndorf," sprach bang und entsetzt der draußen Stehende, „wißt Ihr denn schon, daß mein Fritz auf einmal sterbenskrank geworden? Ihr habt sonst immer Rath für alle möglichen Fälle, könnt Ihr nicht einen Gang herum kommen und das Kind Euch ansehen? Vielleicht fällt Euch ein Mittel bei, das Hilfe schafft."

„Nein, Mann, nein!" erwiederte mit Entschiedenheit der Seher. „Wohl weiß ich, daß Euer Sohn krank werden mußte — Ihr kennt ja meine unglückselige Gabe — und was ich eben jetzt sehe, das sagt mir nur zu bestimmt, daß keines Menschen Hand helfen kann!"

„Um Gott, Nachbar, was seht Ihr denn?" sprach Salomo.

„Einen Schein, ein Kind, weiß wie frischgefallener Schnee, klettert am Giebelende Eures Hauses herunter und sieht zum Fenster der Kammer hinein, wo Euer Fritz liegt. Morgen wird der Schimmer ganz in die Kammer schlüpfen und dann hat Euer Kind ausgelitten. Ich sehe den Tod, Nachbar, und kann nicht helfen. Tröst' Euch Gott und tragt's in Geduld."

Salomo entfernte sich niedergeschlagen, Tanndorf blieb am Fenster stehen, bis seiner Aussage nach der den Tod bezeichnende Schimmer zerrann. Anna war dem Nachbar gefolgt, Johann aber machte seinem Freunde sanfte Vorwürfe, daß er so unvorsichtig und beinahe grausam dem erschütterten Vater jede Hoffnung abgeschnitten habe. „Du kannst Dich ja doch irren," sprach er eifernd, „und wozu dann diese unnütze Furcht!"

„Ich irre mich nicht," versetzte Tanndorf. „Auch kennt mich Salomo hinlänglich und wird mich nicht mißverstehen. Trost geben in einer verlornen Sache ist feig. Da lieber frisch durchgegriffen! Der Schmerz ist dann freilich empfindlicher, aber er hakt sich auch nicht so tief und verzehrend in's Herz."

Anna's Rückkunft bestätigte die Aussage ihres Vaters, Johann zuckte die Achseln und verließ früher als gewöhnlich das Haus seines Freundes. Tanndorf seufzte und sprach zu seiner Tochter, die er mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust drückte: „Gott Lob, daß diese unselige Begabung nicht auf Dich übergegangen ist, mein Kind! Die Welt kommt freilich zu uns, indem sie uns weise, klug nennt, aber was sie heraufführt, ist nicht die Liebe, sondern Furcht und Scheu. Das ist der Fluch, der solchen Sehergaben immer nachfolgt. Der dämonische Beischmack entzieht ihnen ihre ursprüngliche Reinheit. Mögen Engel Dein Lager bewachen!"

Anna verließ ihren Vater in ungewöhnlicher Aufregung. Sie konnte nicht einschlafen und hörte in dem unerquicklichen Zustande des Halbwachens ihren Vater ruhelos im Zimmer umhergehen und oft laut mit sich sprechen. Tanndorf wachte die ganze Nacht hindurch, und erhielt mit dem Grauen des Tages bereits die Nachricht, daß des Nachbars Sohn gegen Morgen verschieden sei.

„Ich wußt' es ja," sprach der Seher, „der Herr gebe ihm eine sanfte Ruhe!" Gegen seine Gewohnheit nahm Tanndorf Theil an der Begräbnißfeierlichkeit, nur die Kirche betrat er nicht. Als man ihn um den Grund seines Zurückbleibens fragte, gab er Jedem die schon bekannte

Antwort: „Es leidet mich nicht, Ihr wißt es ja längſt," eine Antwort, die durch die ganze Provinz gäng und gäbe iſt bei Allen, die als unkirchlich verſchrieen ſind. Die eingefleiſchten Orthodoxen ſchlagen ein Kreuz hinter ihnen und behaupten, der Teufel, dem die Seelen dieſer Ungläubigen ſchon zugehörten, laſſe ihnen keine Ruhe, aus Furcht, die Atmosphäre der Heiligkeit, die in jedem Gotteshauſe ungemein kräftig ſei, möge ſie bekehren. Tanndorf aber ſagte aus, die Luft ſei ihm zu dick in der Kirche, Geſang und Predigt nicht anſprechend, „doch" fügte er gegen milder Denkende hinzu, „das iſt nur mein: Meinung, kein Urtheil."

Ein ſo auffallender Beweis für die Sehergabe Tanndorf's konnte nicht ſpurlos an den Gemüthern vorübergehen. Bisher hatte man ihm wohl eigenthümliche Geſchicklichkeiten zugeſchrieben, ihn gern von dem Unerfaßbaren ſprechen hören, ein rechter feſter Glaube aber an das innige Zuſammenhängen ſeines Weſens mit der geheimnißvoll verſchleierten Zukunft konnte ſelbſt in den Gemüthern der Leichtgläubigſten nicht aufkommen. Der Zufall hatte es immer gefügt, daß Tanndorf meiſt erſt nach einem eingetretenen Todesfalle laut bekannte, er habe von dem nahen Ende des Verſtorbenen gewußt, und es fiel Niemanden ein zu widerſprechen, da die Meiſten ein wenig Schauerliches gern haben und gelegentlich wenigſtens veranlaßt wurden, ſich gegenſeitig erlebte Abenteuer oder ſagenhafte Ueberlieferungen mitzutheilen. Jetzt änderten ſich die Sachen. Weit entfernt, den Seher zu meiden, kamen

von fern und nah' Hilfsbedürftige in Menge zu ihm, vorausſetzend, der wunderbare Uhrmacher könne, wenn nicht ſchlechthin geradezu Wunder thun, doch ſicher Außerordentliches bewirken. Alles Sträuben und Abwehren Tanndorf's konnte nichts helfen; er ſtand einmal im Rufe des „klugen Mannes", wie die Provincialen dergleichen Individuen zu benennen pflegen, und mußte ſich daran gewöhnen, die läſtig Drängenden auf irgend eine Weiſe zu beſchwichtigen. Tanndorf that nun im eigentlichſten Sinne nichts, höchſtens ertheilte er einen wohlgemeinten Rath, wie der geſunde Menſchenverſtand es forderte; dennoch hieß es überall, der kluge Uhrmacher könne Wunder thun, er ſehe es gleich einem Menſchen an, ob er noch leben möge oder nicht, und die Stunde des Todes wiſſe er auf das allergenaueſte voraus zu beſtimmen.

Wie immer, ſo hatte auch hier das Gerücht nicht ganz unrecht. Tanndorf's Sehergabe offenbarte ſich im Laufe der Zeit noch an verſchiedenen Perſonen, die zufällig auch Rath von ihm erheiſcht hatten. Sein eigentliches Beſtreben aber ging nur dahin, ſich frei zu erhalten von läſtigen Beſuchen und alles Aufſehen möglichſt zu vermeiden.

Jahre waren unter dieſem Fluthen und Ebben der Volksmeinung verfloſſen, ohne auf Tanndorf's eigenes Weſen merklich einzuwirken. Er durchſtrich noch eben ſo oft wie früher Buſch und Berg, ſtand in einem fortwährenden Verkehr mit der Natur, und blieb immer ein heiterer Geſellſchafter ohne Anmaßung. Auf einmal aber zeigte ſich an dem ſo rüſtigen Manne eine auffallende Veränderung. In Verlauf weniger Tage wollten Alle, die ihn

oft ſahen, eine gänzliche Umgeſtaltung ſeiner Geſichtszüge bemerkt haben. Auch die Munterkeit verlor ſich, man hörte ihn, gegen ſeine Gewohnheit, oft ſchwer und tief ſeufzen, und wenn er ausging, ſo war nicht mehr die freudige Zuverſicht in Haltung und Blick zu leſen, die ihn ſonſt immer begleitet hatte.

Leiſe gethane Fragen beantwortete Tanndorf mit ſchmerzlichem Lächeln, aus dem ſich alles nur Denkbare errathen ließ. Dies Schweigen verfehlte nicht, ſehr bald das Gerücht zu verbreiten, den klugen Mann werde nun in kurzer Zeit der Teufel holen, ſein Pact mit ihm ſei zu Ende und ihm durchaus nicht zu helfen!

Dieſe Aeußerungen drangen auch zu Johann, Tanndorfs immer treu ergebenem Freunde. Den ehrlichen Mann verdroßen die ausgeſprengten Gerüchte, ohne daß er doch ein Mittel beſaß, ſie niederzuſchlagen. Auch ihm war die ſchnelle Veränderung ſeines Freundes nicht entgangen, doch unterdrückte er jede Frage, da er wußte, Tanndorf liebe nicht allzu große Zudringlichkeit. Mit dem Umſichgreifen der thörichſten und abgeſchmackteſten und zum Theil auch böswilligen Gerüchte, hielt er es indeß für Pflicht, ernſtlich in ſeinen Freund zu dringen, um durch ein gelegentliches Ausſprechen der Wahrheit alle Verläumdungen auf einmal zu verdrängen. Es war nur ſo ſchwer, den ſeit einiger Zeit immer Herumſtreifenden zu treffen! Johann mußte lange ſuchen, bis er ſeinen Freund zuletzt tief im Walde auf einem über das Gebüſch hinausragenden Steine ſitzend fand, weniger die zauberiſche Gegend bewundernd, als in ſich ſelbſt verſunken.

„Sage mir nur um's Himmels willen, Alter, was

Dir in den Sinn gekommen iſt," redete der gutherzige Mann ſeinen Freund an. „Du legſt es ja ganz darauf an, ein Einſiedler zu werden! Treibſt Dich Tage, Nächte lang in Wäldern und Schluchten herum, läufſt wie toll in den dichteſten Nebel hinein, geſtikulirſt, als wollteſt Du Himmel und Erde eine erbauliche Bußpredigt halten, und magerſt dabei ab, wie ein Karthäuſer! Mann, Mann, ich bitte Dich, werde wieder vernünftig! Weiß Gott im Himmel, es wird mir bange um Dich und Deiner Seelen Seligkeit, und zuletzt komme ich auch noch auf den Gedanken, womit die verläumdungsſüchtige Welt herumklatſcht, und halte Dich für des Teufels neu angeworbenen Livreebedienten."

„So?" ſagte Tannborf, ruhig auf ſeiner Felsplatte ſitzen bleibend, „alſo die Welt meint, der Teufel ſolle oder wolle mich holen?"

„Er ſoll mich ſelber holen, wenn ſie's nicht glaubt," verſetzte Johann. „Darf man ſich aber wundern? Siehſt Du doch aus, wie ein Hamſter, der neun Monate lang nichts mehr zu ſich genommen, und Augen haſt Du, beim heiligen Michael, wofür Dir am erſten beſten Werkeltage jeder banquerotte Schacherjude ein paar blanke Speciesthaler gäbe! 'sIſt eine Schande für einen Mann, wie Du, ſo verzagt, kleinlaut, ſeufzerklagend herumzuſtolpern! Wenn Dich nun auch das Gewiſſen ein bischen zwickt, es geht deßhalb nicht gleich an ein Halsumdrehen. O, ich habe auch ſolche moraliſche Jammertage, ſolche Charwochen des Gewiſſens, wobei einem freilich ſehr ſchlecht zu Muthe iſt. Aber nur friſch ſich ſelbſt aufgeſchüttelt, ſo fällt die Laſt von der Schulter, und kann man ſich gar

bequemen, an den Altar zu treten, dann, Alter, glaub' es einer ehrlichen, einfältigen Chriſtenſeele, dann wird einem ſo leicht und wohl, daß die Luſt zum Leben, wie eine Lerche in den Frühlingshimmel hinein, wirbelt und jauchzt."

„Das konnt' ich vorausſehen," erwiederte Tanndorf, indem er langſam von ſeinem Felſen herabſtieg und an deſſen Fuße auf weichem, duftigen Mooſe neben Johann Platz nahm. „Ein Verſtändiger hätte mehr Arbeit," fuhr er fort, „als Gott bei der Weltſchöpfung, wollte er ſich die Mühe geben, ſeine Umgebungen gegen ſich ſelbſt gerecht zu machen. Weil ich weiß, daß ein ſolches Unternehmen Waſſer in einen offenen Schlauch gießen heißt, denke ich eben gar nicht daran, ſondern überlaſſe die Menge ihren unſchädlichen Gelüſten. Sie plaudert, klatſcht, argwöhnt ſo lange, bis etwas anderes ihrer Ermüdung wieder einen neuen Anſtoß giebt. Warum ihr dies Vergnügen rauben? Ich ſehe keinen Grund dazu. — Du aber, lieber Freund Hans," ſprach er in halb ſcherzhaftem, halb ernſtem Tone zu ſeinem Freunde, „Du könnteſt etwas klüger geworden ſein, um zu wiſſen, daß mich weder Tod noch Teufel in Furcht ſetzen, der erſtere mich aber wohl erreichen kann; denn ich bin auch nur ein Menſch."

„Ach, wer wird vom Tode ſprechen!" ſagte Johann. „Das ſind eben lauter ſchwarzgallichte Gedanken, aſchgraue Grillen, die, ich weiß nicht warum, ordentlich über Nacht in Deinem klugen Kopfe ſich einquartirt haben. Ich glaube, die Berühmtheit macht Dir Sorge, oder haſt Du wieder ein paar Dutzend Tode geſehen?"

„Nur einen," antwortete Tanndorf, „und der ſitzt dicht neben mir."

„Bitte gehorsamst," erwiederte Johann, „gegenwärtig habe ich weder die Lust noch die Ehre, mit dem Freunde aller Lebensmüden in so nahe Bekanntschaft getreten zu sein. Wirklich, diesmal, wenn auch nie zuvor, irrst Du Dich!"

„Freilich, freilich! Es gilt auch nur mir."

„Was?" rief Johann und sprang wie von Taranteln gestochen auf. „Bist Du toll? Du — Du — Du — und siehst den Tod? Deinen eigenen — neben, bei, auf, über Dir? Weiß oder grau? Dick oder dünn? Groß oder klein? Aber nein, nein, nein, es ist ja nicht möglich! Tanndorf, widerrufe, ich flehe Dich drum, oder Du erlebst es noch, daß ich anfange wirblich zu werden."

„Freund!" versetzte der Seher, „beruhige Dich! Gegen das Unvermeidliche dürfen sich Menschen nicht auflehnen. Seit vierzehn Tagen begleitet der Tod mich auf jedem meiner Schritte; er sitzt neben mir an der Werkstatt; er hilft mir die Uhren aufziehen, drechseln, schmelzen; er sucht Blumen und Kräuter, wie ich, er legt sich mit mir zu Bett. Kurz, er ist mir ein so treuer Gefährte, daß seine Freundschaft gewiß das Leben überdauert. Aber," setzte Tanndorf hinzu, und ein Fieberschauer lief durch seine Nerven, „seine Gesellschaft ist selbst für einen vorurtheilsfreien Mann schauerlich."

Nach diesem Geständniß, dem Johann irgend etwas Tröstendes entgegenzusetzen kaum Worte fand, gingen die beiden Freunde zurück in ihren Wohnort. Unterwegs ließ sich Tanndorf bewegen, näher auf die Erscheinung einzugehen und von den Metamorphosen des unerklärlichen Gesichts dem Freunde ein detaillirtes Bild zu entwerfen.

„Vor ungefähr vierzehn Tagen," erzählte der Uhrmacher, „führte mich ein Geschäftsgang nach Böhmen. Es war trüb, die Luft aber außerordentlich erfrischend, und wie mich die Natur immer heiter stimmt, so fühlte ich auch diesmal eine Jugendfrische in mir, als wäre ich noch ein rüstiger Jüngling. Ich kam, nach meiner Art durch Dick und Dünn vorwärtsschreitend, froh und guter Dinge am Orte an, in kurzer Zeit waren die Geschäfte beseitigt und ich trat noch eben so heiter gestimmt den Rückweg an. Im einsamen Fortgehen wende ich mich plötzlich einmal zur Rechten um, indem eine Lichtung im Walde den Abschnitt einer herrlichen Gegend auf höchst reizende Art durch die Umgebung des grünen Gebüsches einrahmte. Da fängt mein Auge die Umrisse eines Schattens auf, der mit mir in gleicher Größe etwa zehn Schritte entfernt, ganz ruhig am Waldsaume steht. Anfangs glaubte ich, es sei mein eigener Schatten, allein die Sonne schien nicht, auch ahmte der vor mir stehende keine meiner Bewegungen nach. Nur wenn ich ihm entgegenschritt, trat er eben so weit zurück. Uebrigens war die Gestalt selbst so nebelhaft unsicher, daß man sie leicht für eine graue Dunstsäule hätte halten können. Mich beschäftigte das Seltsame der Erscheinung auf dem ganzen Wege. Zuweilen sah ich den Schatten ganz deutlich neben mir fortschleichen, dann verlor er sich wieder, kehrte aber nach einiger Zeit zurück, schärfer umrissen, die Gestalt eines Menschen immer deutlicher annehmend. So begleitet kam ich nach Haus. Ich hatte genau Acht, ob der Schatten mit mir eintreten werde, allein die Dunstgestalt blieb

ſcheu an der Thürſchwelle ſtehen und ſchien mir düſtern Blickes nachzuſehen.

„Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig; ich hatte den Tod geſehen, diesmal auf mich ſelbſt als das auserwählte Opfer zielend. Aber die Art ſeines Erſcheinens ließ mich noch auf ein paar Monate Leben hoffen. Denn ehe die Geſtalt nicht in das Haus deſſen tritt, dem ſie das Ende verkündigt, kann er getroſt fortleben. Geſtern nun war der verhängnißvolle Tag, der den Schimmer mit in mein Zimmer führte, und nun hält ſich das nur mir ſichtbare Weſen kaum eine Elle weit von mir entfernt. Die Geſtalt iſt entſchieden hervorgetreten, ihre Augen ſind ſtets feſt auf mich gerichtet, wenn ich ſie anſehe, doch nicht finſter, eher mild. Dennoch peinigt dies ſchattenleere Nichts, das doch jede Stunde meines Lebens zählt, wägt und — iſt ſie vorüber — zu Grabe bettet! Und ich fühl' es, daß die Tage meines Lebens ihrem Ende nahen. Mich peinigt nichts, als der Druck dieſer Begleitung, vor dem Tode ſelbſt fürcht' ich mich nicht; denn ich habe gelebt nach Pflicht und Gewiſſen, wie Jeder ſoll."

„Hm," ſagte Johann, „das iſt eine Behauptung, worüber die Kirche etwas abweichend denken möchte. Doch laſſ' ich Jedem ſeinem Glauben und will Dich alſo auch des Deinigen halber nicht tadeln. Sage mir nur, was Du thun willſt, wenn das Todesgeſpenſt nicht von Dir läßt?"

„Ueberflüſſige Frage! Daſſelbe, was hier ſich ereignete." Tanndorf zeigte auf Salomo's Haus, an dem die Freunde eben vorübergingen. „Verlaſſe nur meine Anna nicht!" Der Uhrmacher ſchüttelte dem Freunde die Hand

und dieſer ging in ſich gekehrter, erſchütterter, als je, von ihm. „Mein Gott," ſprach er zu ſich ſelbſt, „giebt es doch Dinge auf Erden, die einem Menſchen den Verſtand ſchier rauben könnten, wenn er nicht oft ſo viel Verſtand hätte, zu rechter Zeit ſeinem Nachdenken ein Ziel zu ſetzen! Auch ich will ſo verfahren, ſonſt kriegt unſer Narrenhaus einen Dummduſel mehr." —

Tanndorf's ganze Geſtalt verfiel nun von Tage zu Tage mehr, auch ſeine Kräfte nahmen mit überraſchender Schnelligkeit ab, obwohl er noch immer viel im Freien lebte. Das Bild des Todes, nur ſeinem Auge ſichtbar, ſchmiegte ſich immer enger an ihn an, verließ ihn nie mehr und begleitete den Seher am Tage in Geſtalt eines Schattens, des Abends aber als eine von lichthellen Gewändern umfloſſene Figur. In den letzten acht Tagen ſeines Lebens berührte es ihn oft; er fühlte die Nähe der Erſcheinung und ſagte aus, daß er ſterben werde, ſobald der Tod ſich in ihn gleichſam hineinverlöre. —

Nach wenigen Tagen konnte er das Zimmer nicht mehr verlaſſen. Die Gottesfürchtigen, die Frommen, die Pietiſten von der ſtrengſten Obſervanz drangen in ihn mit Bitten und düſtern Höllenausmalereien: er ſolle doch nur ja die Segnungen der chriſtlichen Kirche erflehen und ſich bekehrend die Sacramente reichen laſſen, damit der Teufel ausfahre! Denn dieſer ihm ſichtbare Todesengel ſei nur der Satan, der auf ſeine Seele lauere und ſie aufſchnappen wolle, wie der Karpfen eine Semmelkrume, ſobald Seele und Leib ſich trennen würden! Tanndorf hörte anfangs den frömmelnden Rathgebern geduldig zu, da ihm der Andrang aber bald zu arg ward, ließ er die Thü-

ren verſchließen, und blieb mit Johann und Anna allein. Er ſprach heiter und mit vollem Bewußtſein von dem, was ihn im Leben am meiſten gefeſſelt hatte. Die Natur war der Zauber, an dem ſein tiefſtes Leben hing. „Mit Sonnenuntergang," ſprach er, „zieht der Tod in mich ein. Oeffnet das Fenſter, damit ich das Abendroth nochmals ſehe und mein Auge an dem Glanz ſich weide, den das verſinkende Geſtirn über Fluren und Berge ausgießt."

Anna willfahrte dem Vater, Johann ſaß neben ihm und beobachtete an der alten, tombackenen Uhr des Sehers genau den forteilenden Zeiger. „Siehſt Du ihn noch?" fragte er den Ermatteten. „Wenig, ſehr wenig," antwortete Tanndorf, „aber es freut mich, Dir beweiſen zu können, daß mein tombackener Glaube eben ſo gut — geweſen — als der Andern — goldener."

Tanndorf wendete das Geſicht dem Abend zu, der letzte Strahl der Sonne übergoß es mit leuchtenden Flammen. Der Seher war todt.

„Es iſt eine große Sache um eine feſte Ueberzeugung," ſprach Johann, indem er dem todten Freunde die gebrochenen Augen zudrückte. „Die Narren werden dabei bleiben, der Teufel habe ihn geholt, ſein mildes Lächeln ſieht aber eher darnach aus, als hätten Engel an ſeinem Todtenbette geſtanden." —

Die Geiſtlichkeit zog genaue Erkundigung ein nach den nähern Umſtänden beim Tode Tanndorf's, da aber Niemand irgend etwas Auffälliges dabei gehört oder geſehen hatte, ſo mußte dem Verſtorbenen ein ungeſtörtes Begräbniß geſtattet werden, „ohne Sang und Klang", wie er es gewünſcht.

Sein Tod blieb lange Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung im Volke; er ward überall vermißt und fortwährend als ein seltener, verständiger, ehrenwerther Mann gepriesen. Zwar starb mit Tanndorf die wunderbare Gabe, Jemandes Tod vorauszusehen, nicht aus, Keiner der Späteren aber besaß sie in solcher Vollkommenheit und vereinigte noch weniger so viele und so nützliche Talente in sich. Der Glaube an das Gesicht des Todes lebt aber noch ungeschwächt fort unter dem Volke, wenn man auch neuerdings nicht mehr laut davon zu sprechen wagt, indem die Skepsis selten verfehlt, an solchen abergläubigen Gemüthern ihr Mäthchen zu kühlen.

V.

Vorgänge und Zustände der Schweiz.

(Zweiter Artikel.)

(Von Tr.)

„Im Grabe liegt ein neues Morgenroth."
Tieck.

Der Janustempel, an dessen eingerostetem Thore unsere welschen Nachbarn ein wenig unsanft angepocht hatten, ist schon wieder geschlossen. Unsere Zeit ist wie ein schwüler Sommer, in welchem oft am Horizont finster drohendes Gewölk heraufsteigt, aber nie zum Durchbruch eines Gewitters kömmt, höchstens ein staublöschender Platzregen erfolgt, der alle Erwartung täuscht und im Ganzen unerquicklich vorüberzieht, während die Luft elektrisch geladen bleibt.

Die den Bürgerprinzen vertretende Kantonsregierung erhielt für denselben durch Vermittelung der Regierung des Bürgerkönigs einen Reisepaß, das stolze Al-

bion nahm den neuen Friedensfürsten auf, Arenenberg auf einmal still und öde, wie ein entvölkertes Feenschloß, hörte auf der Heerd der gefährlichsten, antidynastischen Umtriebe zu sein, und dem Minister des Großvaters des Grafen von Paris, welchen einst ein besseres Geschick in Bremgarten und Reichenau dem Throne Frankreichs aufbewahrt hatte, Besorgnisse einzuflößen! Molé konnte wegen der turbulens voisins wieder ruhig schlafen und durch Montebello der langmüthigen Tagsatzung für die Zukunft sein: La Suisse veillera verdeuten lassen. In dieser letzten Note war denn besonders stark die Rede von der alten Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz, von welcher Niemand in der Schweiz mehr was wissen will, von der Aehnlichkeit der politischen Einrichtungen, die man in der Schweiz nicht gern unter nachbarliche Obhut stellt, und von der Freundschaft des neuen Herrn der großen Nation, die man nun seit einigen Jahren recht werkthätig und handgreiflich kennen gelernt hat, und die doch unlängst der Bezwinger der Handwerker von Lyon, der General Aymar, recht warm und verständlich proclamirt hatte.

Inzwischen hat Frankreich und besonders sein Missionair, welcher in seinem dynastischen Feuereifer die Schweiz kreuz und quer bereiste, auch Gelegenheit gehabt, die Schweiz kennen zu lernen und sich zu überzeugen, daß es keine Schweiz mehr giebt, wie sie vor dem Jahr 1798 war, und wie man sich dieselbe noch immer, besonders am französischen Hofe so gern vorstellt. Die Tagsatzung, der eine und andere Vorort, gewisse Kantonsregierungen könnten zwar so was glauben machen, und Correspondenzen von

den vielen Agenten und Spionen, gegen welche die Schweiz ein unangetaſtetes Aſylrecht auszuüben die Ehre hat, endlich gewiſſe Zeitungsartikel, welche von Reactionsfreunden zuweilen ausländiſchen Blättern aufgebunden wurden, dürften nicht weniger den mit der Schweiz Unbekannten zur Annahme ſolcher Anſichten verführen. Wer aber immer ein größeres Intereſſe hegt, den wahren Zuſtand der Dinge und die Natur der Bewegungen in der Schweiz kennen zu lernen, als Stoff zur Nahrung ſeiner Parteimeinung zu ſchöpfen, dem werden große geſchichtliche Augenblicke, in welchen das Volk in der Republik auftritt und den entſcheidenden Ausſchlag giebt, Licht und Aufſchluß geben. Solch' ein großer Augenblick einer gemeinſamen begeiſterten Volkserhebung iſt es, den wir in der Schweiz neulich und zwar ſeit dem Jahre 1830 zum zweiten Mal erlebten. Wie im Jahr 1832 theils freiwillig, theils auf den Nothſchrei der neuen Regierungen ſich eine Maſſe von zwanzigtauſend Eidgenoſſen erhob, um die Reaction in Schwyz und Baſel zu vernichten und die Trennung von Neuenburg zu verhüten, ſo ſtand im Ganzen jetzt wohl die doppelte Zahl theils gerufen, theils freiwillig auf, um die von Frankreich bedrohte Grenze zu decken. Genf an der äußerſten Spitze dem mächtigen Feind gegenüber hatte ſich ganz in eine Feſtung und in ein Feldlager verwandelt. Von der Waat aus allein ſtrömten in Zeit von drei Tagen vom Aufgebot an zwanzigtauſend Mann wehrhaft und geübt unter erfahrenen Führern an die Juramarken. Bern, Freiburg, Solothurn waren im Aufbruch, und andere Kantone ſchoben bereits ihre Freiſchaaren wie ihre Contingente rüſtig nach.

Die Begeiſterung war allgemein und der Muth und die Thatenluſt wuchs von Tag zu Tag im ganzen Volk. Die Aufregung und Bewegung war völlig jener ähnlich, welche Deutſchland in ſeinem Befreiungskriege geſehen, und man erzählt ſich eine Menge theils ernſter, theils poſſirlicher von Zuverſicht und Kriegsluſt zeugender Züge. Die Franzoſen ſprachen zwar, noch immer von der Erinnerung an ihre frühern Kriege zehrend, von dieſem Feldzuge gegen die Schweiz wie von einer militairiſchen Promenade. Einer ſagte: „*Nous irons dejeuner à Genève, diner à Lausanne et* — unterbrach ihn ein Schweizer, *coucher à Moral.*“ —

Es iſt merkwürdig, wie viel Geiſt, Muth und Kraft in einem ſtillen, ruhigen Volke gleichſam latent ſchlummern und mit einem Schlage aufwachen und ſich entbinden kann. Das Volksgemüth hat wunderbare Tiefen, und ein inſtinctartiges Gefühl für Gefahr und raſche Mittel, ſie abzuwenden. Es iſt wie der Himmel, der Luftkreis, der mit einem Male ſich in Wolken wandelnd zum Gewitter ausbilden kann und eben ſo ſchnell wieder lichten und aufklären. Es iſt dieß eine innere lebendige Kraft, die ſich ſo urplötzlich nicht hervorlocken, aber auch nicht leicht unterdrücken läßt, und wahrhaftig ſchwer zu erklären iſt. Es iſt bei einem ganzen Volke wie beim Einzelnen. Ein unvermuthet überfallender Angriff, das naive Gefühl (möcht' ich ſagen) einer überraſchenden Gefahr weckt auch jählings den ſchlummernden Sinn, und bricht in blindlings, aber ſicher leitenden Thatendrang aus.

Die Kantonsregierung vom Thurgau hatte gegen die republikaniſche, bisher ſtets heilig befolgte Maxime,

einem gestürzten Dynasten und Kronprätendenten wohl eine Zufluchtsstätte zu geben, nicht aber das Bürgerrecht zu verleihen, gesündigt, und selbst bei der Verleihung einen Punkt der Verfassung, der solchen Mißgriffen vorbeugen sollte, verletzt. In dem Augenblicke, als Frankreichs Note deshalb die Schweiz bedrohte, und die Regierung Thurgau's den bundespflichtigen Beistand der andern Kantone ansprach, warf sie sich als selbstherrlicher Stand oder vielmehr souverainer Staat in die Brust und wollte keine Rede für ihre Handlungsweise stehen. Solche Ungereimtheiten giebt der unbestimmte Vertrag zu. Diese Handlungsweise war gewiß nicht eidgenössisch und in der Persönlichkeit des jungen Menschen, wie Metternich den Ludwig Bonaparte zu nennen pflegte, sowie in der komischen Verdopplung dieser Persönlichkeit, welche zugleich als Schweizer und Franzose, als Bürger einer Republik und Thronprätendent sich geriren wollte, lag gewiß nichts Populaires, gewiß nichts, was die Herzen des Volks gewinnen und die Arme waffnen konnte, weder für den selbstherrlichen Stand, noch für seinen vornehmen Schützling, welche das Gesammtvaterland in diese Fehde und Gefahr gestürzt hatten. Auch weiß man in der Schweiz allgemein, daß viele der neuen Kantonsregierungen nicht beliebter beim Volke sind, als die alten, und daß das Volk nur noch an vielen Verwaltungen um der Verfassungen willen hängt. In welchem Credit und Glauben die Tagsatzung steht, ist ein für ganz Europa offenkundiges Geheimniß und eine geschichtliche Thatsache ist's, daß in dem letztern Zeitpunkte, da das Volk sich erhob und sich selbst half, die im Jahr 1832

von den Kantonsherrn restaurirte und in Form und Geist den Bundesvertrag von 1815 vertretenden Bundesbehörde sich, wie noch nie, getheilt und gelähmt, rath- und thatlos fand, auch sich widersprechend und inconsequent benommen hatte. Daß endlich eine gewisse Regierungspartei, nachdem sie von dem Thurgauer Bürger keine Verzichtleistung auf das französische Bürgerrecht erhalten, dazu Hand bot, daß der Bürgerprinz einen Paß erhielt, aber erst nachdem französische und schweizerische Schaaren einander schlagfertig gegenüberstanden, den Schweizerboden verließ; — dieß mag derselben als ein Verdienst angerechnet werden, wie sie sich gewiß schon mehr als eines erworben. Es scheint auch, dieß sei von französischer Seite anerkannt und vergolten worden. Wenigstens hat unlängst ein ministerielles Blatt das naive Geständniß abgelegt, die französischen Truppen seien bis jetzt — lange nachdem die Schweizer heimgekehrt sind und die Absolutionsnote eingetroffen ist — noch nicht alle von der Schweizergrenze zurückgezogen worden, weil die Nationalpartei in der Schweiz drohe, eine Bundesreform durchzusetzen, und Frankreichs Ministerium es sich zur angenehmen Pflicht mache, die dieser Reform abgeneigten Kantonsregierungen zu schützen.

Diese freundnachbarliche Vorsicht und Großmuth nach beendigtem Feldzuge rechtfertigt nun und lobt sich selbst um so mehr, da, wie sich leicht begreifen und erklären läßt, die Stimmung und Gesinnung des Schweizervolkes in Bezug auf Frankreich eine gewaltige Umänderung erlitten hat, und dasselbe schwerlich geneigt sein wird, nachdem es auf die linke Backe ist geschlagen worden, die rechte hinzu-

halten und allen Demonstrationen zum Trotz wieder an das Wohlwollen und die Freundschaft des französischen Ministeriums zu glauben! Es leuchtet auch ein, daß, wenn es wirklich Kantonsregierungen in der Schweiz gäbe, welche aus Gründen ihrer kleinlichen Localsouverainetäten das unumgänglich nothwendig gewordene Werk einer Bundesreform der Eidgenossenschaft hintertreiben wollten, sie sehr unweise und unklug handeln würden, dazu sich die Patronatschaft der französischen Grenzhut zu wählen. Wir wissen zwar gar wohl und erfahren es täglich, daß es im Interesse und in der Tendenz der alten und neuen Kantonsregenten liegt, die Verwandlung der in einen Staatenbund zersetzten Eidgenossenschaft in einen Bundesstaat zu hintertreiben. Eine Stimme aus dieser Sippschaft hat sogar unlängst, sich auf ein Wort von Napoleon berufend und die Radikalen verdächtigend, daß sie die Kantone ganz auflösen und einen Einheitsstaat bilden wollten, in der solchen Verläumdungen nur zu leicht zugänglichen und stets zweideutigen Allgemeinen Augsburger Zeitung vernehmen lassen. Aber wir wissen auch so gut als Jemand, daß es im Interesse und in der Tendenz des Schweizervolks liegt, seine Föderativrepublik zu erhalten, nur mehr und besser zu centralisiren. In neuester Zeit hatte dieses Interesse und diese Tendenz in der Schweiz, welche bei jeder zu einem bessern Bewußtsein und zu einer höheren Kulturstufe gelangten Nation eintreten müssen, keinen abgesagteren Feind als Frankreich, welches sein diplomatisches Weichbild allzugern mit der Schweiz wie mit Belgien vergrößern möchte. Wir mißbilligen mehr als irgend Je-

mand, daß der Bundespräsident Kopp in dem ersten Schreck über den Anblick des welschen Meduſenhauptes die übrigen europäiſchen Mächte zu Hülf und Schutz gegen die Anmaßung als Garants aufrufen wollte. Das Schweizervolk hat auch im Gefühl ſeiner Kraft die Zaghaftigkeit ſeiner oberſten Magiſtratsperſon, welche übrigens an den zwei andern Vororten ihre Seitenſtücke (Pendants) hat, ſattſam beſchämt, und es iſt zu erwarten, daß die andern Mächte endlich von ſelbſt einſehen werden, daß, wenn es in ihrer ernſten Abſicht liegt, die Schweiz in feſter, ſelbſtſtändiger Haltung zu ſehen, welche eine kräftige Neutralität nach allen Richtungen hin zu ſichern vermag, ſie das gemeinſame Intereſſe und die nicht länger zu verkennende Tendenz des Schweizervolks begünſtigen müſſen.

Das Schweizervolk und ſeine Führer haben nun binnen acht Jahren zweimal ihre Stärke und den Schutz der Vorſehung kennen gelernt. Eine geſunde und gerechte Politik wird demnach ſich hüten, einer zeit- und ſachgemäßen Reform des Bundes in den Weg zu treten. In einer lockern Föderativrepublik iſt nichts natürlicher, als Sinn und Trieb für größere Centraliſirung, und daß dieſe in der Schweiz erwacht ſind, beweiſen die vielen Aſſociationen, Geſellſchaften, Vereine und Volksverſammlungen, davon unlängſt eine von 6000 bis 8000 Menſchen im Langenthal ſtattgehabt. Die Gravitation nach dieſem Ziel iſt um ſo ſtärker, da mit der Frage auch das Ringen nach einem eigentlichen Schweizerbürgerrecht und nach Gleichheit in politiſchen Rechten verknüpft iſt. Die Zahl der Gegner dieſes Strebens, meiſtens alte oder neue Kantonsregenten, nimmt bedeutend ab, während ſich die Na-

tionalpartei immer mehr verſtärkt. Sie dankt einen groſsen Theil ihrer Fortſchritte dem Maaſsnehmen des wegen ihres Unabhängigkeitsſinns abholden Kabinets von Ludwig Philipp und ähnlichen Angriffen und Neckereien von auſsen, welche man immer mehr verſtehen lernt und denen man auch immer beſſer zu begegnen wiſſen wird. Der franzöſiſche Herzog ſoll ſelbſt nach ſeinen letzten Kreuz- und Querreiſen durch die Schweiz das naive Geſtändniſs abgelegt haben: „Das ſei ein wunderliches Land, wenn man auch einen Theil der Bundesbehörden und der Kantonsregierungen für ſich eingenommen habe, ſo mache das Volk doch in der ganzen Schweiz, was es wolle.“ Der Herr Herzog ſollte nur wiſſen, daſs er nicht der erſte iſt und wahrſcheinlich auch nicht der letzte ſein wird, der dieſe Erfahrung macht. —

Eine erfreuliche Erſcheinung iſt dagegen, daſs die geiſtige Sperre von Preuſsen gegen die Schweiz aufgehoben oder wenigſtens der Beſuch Schweizeriſcher Univerſitäten iſt erleichtert worden. Hochſchulen oder Univerſitäten in Schweizerkantonen, in denen überhaupt auch die ganze Föderativ-Republik von der Höhe eines Staats zur Neige vereinzelter Stände der Kleinſtaaten herabgeſunken, haben ohnehin eine ſchwierige Stellung. Man weiſs, wie bedroht unlängſt die Hochſchule von Zürich war. In Baſel hält ſich die Univerſität ohnehin nur durch löblichen Privateifer aufrecht. Die von Bern, welche die gröſsten ökonomiſchen Mittel hat, wird von Parteien angefochten, welchen die ſelbſtſtändige Haltung derſelben nicht genehm iſt. In der Leitung fehlen auch oft die geiſtigen Kräfte und hohen wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte. So zeigt auch auf die-

sem Gebiete der in einen starren und kleinlichen Cantonalismus zerfallende Föderalismus seinen ominösen Einfluß fühlbar. Eine wahre Universität kann in der Schweiz nur als Gesammthochschule bestehen und gedeihen, eine solche setzt aber eine Bundesreform oder, was eins ist, die Herstellung der Eidgenossenschaft voraus.

Die Schweiz in Schwyz.

Dritter Artikel.

(Von W.)

Der Canton Schwyz, von dem bekanntlich die ganze Schweiz Namen und Wappen hat, würde dem Berufe seiner centralen Lage, seiner großen Geschichte und auch dem Rufe unserer Zeit untreu, wenn er nicht mit einem bedeutungsvollen Kampfe auf dem Schauplatze der Ereignisse hervorträte. Er hat ihn geführt, diesen Kampf, mit einem Gleichgewicht der Kräfte und einer gesellschaftlichen (nicht kriegerischen) Erbitterung, wie kein anderer Canton. Merkwürdiger aber als die Art ist die Natur des Kampfes, weil sie ein Bild aller culturgeschichtlichen Bewegung und statischen Gährung im Kleinen abgiebt. Hier liegt nämlich das historische Recht und der Staat als die Anstalt der Geltendmachung desselben einerseits, das Vernunftrecht und der Staat als Erziehungsanstalt menschlicher Zwecke anderseits im Wurfe. Hiermit laufen noch manche Fragen unter, wie sie vorübergehende Verhältnisse, die Eifersucht der Parteien und die Klugheit der Führer einlegen beim Zufalle und zweifelhaften Ausgange der Dinge. Um aber die Unvermeidlichkeit und mögliche Dauer dieses Streites

zu verstehen, muß man die historischen Antecedentien und die Quelle der gegenseitigen Kräfte einigermaßen kennen.

An den Urbestandtheil des Canton Schwyz, an das sogenannte altgefreite Land Schwyz, sind im Laufe der Zeit sechs andere Bezirke gekommen, theils durch Eroberung, theils durch Schenkung, theils durch Kauf, theils durch sonstige Einverleibung. Mit Ausnahme der alten Republik Gersau wurden diese sogeheißenen äußere Bezirke von dem innern Lande Schwyz freier aber auch härter gehalten als unter ihren frühern Herren, obschon der Bezirk Schwyz nicht volkreicher als die beherrschten äußern Bezirke war. Diese emancipirten sich in einem politischen Vertrag vom Jahr 1798, den aber das alte Land Schwyz im J. 1814 und 1815 für ein Werk der Noth erklärte und unter dem Schutze damaliger Eidgenossenschaft und der alliirten Mächte aufhob. Unter günstigern äußern Verhältnissen erkämpften sich die äußern Bezirke in den Jahren 1830—34. die politische und bürgerliche Gleichheit und sicherten sich dieselbe in einer freisinnigen und demokratischen Cantonalverfassung. Dieser Sieg der Liberalen war aber nicht von Dauer. Statt schmackhafter Früchte ernteten die Verehrer der Verfassung Distel und Dornen, da die Liberalen durch den bald darauf erfolgten Uebertritt ihres hervorragendsten Führers, der den größten äußern Bezirk mit sich hinüberzog, das demokratische Gleichgewicht verloren und so die Handhabung und Ausführung der Verfassung in Hände überging, die das vorzügliche Werk ihrer Gegner lieber verläugneten, als bekannten.

Dieses Mißverhältniß der Liberalen der äußern Be-

zirke zu den herriſchen Demokraten des innern Bezirks wurde unterdeſſen durch eine anderes erweitert, das ſich im innern Bezirk ſelbſt entwickelte und durch Vereinigung mit den Liberalen zu einer drohenden Macht gegen die Regierung umſchlug. Der innere Bezirk oder das alte Land hat gemeinſame liegende Güter, die allen Urgeſchlechtern deſſelben angehören. Dieſe Güter wurden der gleichmäßigern Benutzung wegen in Unter- und Oberallmeinde getheilt, und erſtere den Familien zugewieſen, die damals in der Gemeinde Art (im Unterland) wohnten, die obere denjenigen, die ihren Sitz in den übrigen (12—13.) Gemeinden (im Oberland) des Bezirkes Schwyz hatten, und jede Allmeinde verwaltet ſich nunmehr eigens. Die Unterallmeinde begreift den nordöſtlichen, öſtlichen und ſüdöſtlichen Theil des Rigi, und den ſüdweſtlichen und weſtlichen Theil des Roßberges; die Oberallmeinde einen Theil der Ebene von Schwyz, die öſtliche Anhöhe vom Morgarten, faſt die ganze Ebene vom Rothenthurm, alles Gebirge bis an die Gränze der äußern Bezirke und der Urner und Glarner. Das Nutzungsrecht der Allmeindgenoſſen beſteht hauptſächlich gegen eine im Allgemeinen geringe Abgabe, die aber für Alle gleich hoch iſt, in Weiderechten, im ſogenannten Auftreiben (von Vieh), dann in Waldbefugniſſen und Holzlieferungen. Mit den Abgaben, die nach den Klauen oder Eſſen berechnet werden ſollten, beſtreitet die Verwaltung die Corporationskoſten. Die Genoſſenrechte ſind perſönlich, alſo unübertragbar. — Seit den vielen Jahrhunderten jener Ausſcheidung haben ſich zahlreiche Familien aus dem Unterland in das Oberland der alten großen Corporation übergeſiedelt und um-

gekehrt, und finden sich dadurch des Nutzungsrechtes derselben beraubt. Aber nicht nur die Wohnsitze, sondern auch der Culturzustand des alten Landes oder Bezirkes Schwyz hat sich seit der ursprünglichen und noch geltenden Nutznießungsart sehr verändert. Waren früher fast alle Bewohner des Bezirkes Hirten, so beschäftigen sich jetzt ⅔ der Bevölkerung nicht mehr so sehr mit Viehzucht als mit Ackerbau, Handwerken, Handel und anderm Verkehr, was die nothwendige Folge des gestiegenen Zuflusses von Fremden, angelegter Straßen, besserer Benutzung der Schifffahrt u. s. w. ist. Zudem giebt es viele Arme, die ihr Genossenrecht eben so wenig ausüben können, weil sie den Ankauf und die Ueberwinterung von Vieh nicht vermögen. Ehedem erhielten diese aus dem Ueberschusse der Corporationsgelder eine kleine Entschädigung, aber auch diese wird nicht mehr verabreicht. Demnach zehren zunächst die Hirten den Ertrag der Corporationsgüter auf, und zwar während der reichste Hirte mit dem größten Gewinn ausgeht, geht der Arme leer aus. Dazu kommt, daß in der letzten Zeit die Verwaltungen gewisse einflußreiche Geschlechter in der jährlichen Zuweisung der Weiden u. s. w. zu bevorzugen und ihren eigenen Mitgliedern die beßten Alpen vorzubehalten schienen, während Andere den ihnen eingeräumten Antheil in Betracht der Abgabe kaum mit Vortheil nutzen konnten. Die Nachtheile der bisherigen nachlässigen Verwaltungsart wurden allmählig von Solchen eingesehen und aufgedeckt, welche sich mit dem wissenschaftlichen Stand der Land- und Forstwirthschaft bekannt gemacht hatten. Aber bisher umsonst. Die Verwaltungen lassen alte, weniger zugängliche Wälder so zu sagen verfaulen,

und die jungen in der Nähe der Hirten von Ziegen zerfressen, um dem kurzsichtigen nächsten Interesse Vieler zu schmeicheln. Es liegen 300—400 Jucharten Bergland öd' und verwildert, die gar nichts abtragen. Die mit diesem Stand der Dinge unzufriedenen Genossen (so heißt man die Mitglieder der corporationsberechtigten Familien) haben zur Abhülfe dieses zum Unrecht gewordenen Standes der Dinge den Rechtsgang eingeschlagen, aber fruchtlos, da die rohen Bergmänner herniederstiegen, den Gerichtsaal besetzten und competente Richter abgewiesen wurden. Die Eidgenossenschaft darf nach dem bestehenden Bund nur auf Verlangen der Regierung interveniren (Artikel 4.). Diese hat aber selbst gegen die Klauenmänner, wie jene Genossen, namentlich der Oberallmeinde wegen der beabsichtigten Einführung eines Abgabensystems nach den Klauen des aufgetriebenen Viehs sofort genannt wurden, eine parteiische Stellung angenommen, eben so der große Rath. Daher denn die Anhänger des Inhabers der hoheitlichen Gewalt hinwieder von den Klauenmännern spöttisch Hornmänner geheißen wurden. Die letzte Hoffnung der Klauenmänner beruhte nun auf der Cantonslandsgemeinde als dem Souverain oder auf einer die bisherigen Beamten abberufenden Verfassungsänderung. Die erste fand im Frühling statt, die letztere kann verfassungsmäßig erst im J. 1841. geschehen. Auf jene Landsgemeinde hin verbanden sich die Klauenmänner des Bezirkes mit den Liberalen der äußern Bezirke, und der Name der erstern ging nun auch auf diese über, während eben so alle Parteigänger der Regierung sich sofort Hornmänner nannten. Vor und an der Lands-

gemeinde fielen zwischen beiden Parteien so bedeutende Reibungen vor, daß sich die Eidgenossenschaft wenigstens zur ruhigen Abhaltung der Versammlung der Cantonsbürger ins Mittel legen mußte. Unter den 8400 Anwesenden siegten die Hornmänner mit einer Mehrheit von 400. Die Sache ist nun im Großen auf 2 Jahre lang entschieden, worauf sich denn die Klauenmänner vertrösten. Unterdessen dauern die Reibungen im Kleinen auf eine bedauerliche Weise fort, wo dann die Klauenmänner zu siegen pflegen, da sie in den Ebenen, Dörfern und Flecken beisammen wohnen, während die Hornmänner zerstreut auf den Bergen und in abgelegenen Gegenden. Die Regierung scheint weder die Macht noch den Willen zu haben, die Ruhe wieder einkehren zu lassen, was um so schwerer ist, da sie aus noch heftigern Parteimännern als früher besteht, und alle Bande des Blutes und der Freundschaft im Lande gerissen sind, und die Geistlichkeit zum Theil auf eine fanatische Weise das Feuer der Leidenschaft in den Hornmännern schürt. Die schweizerische und noch allgemeinere Bedeutung dieses Kampfes, der noch nicht ausgekämpft ist und bei der Fortbewegung unserer Zeit wahrscheinlich zu Gunsten der Klauenmänner ausgehen wird, sobald sich ein geschickter, erfahrner, gewandter, muthiger, thätiger und aufopferungsfähiger Führer an ihre Spitze stellen wird (was ihnen bis jetzt fehlte) ist diese, daß 1) die Sarnerpartei und der 1815. Bund, 2) die Klöster, 3) der Romanismus, und 4) der Jesuitismus hauptsächlich unter dem hörnern Zeitalter des Canton Schwyz eine Garantie ihres Bestandes in der Schweiz und ihrer Wirksamkeit nach außen finden, da der Canton

Schwyz der einflußreichste Urcanton, der mächtigste demokratische Schweizerstand und der Sitz nicht nur des reichsten Klosters und größten Wallfahrtsortes der Schweiz sondern auch des päpstlichen Nuntius und einer neuen aufblühenden Erziehungsanstalt der Jesuiten ist.

VI.

Physiognomik der Erdfläche.

Von

Dr. C. G. Carus.

(Fortsetzung der Briefe über das Erdleben. Sechster Brief.*)

So hätte ich Dir, geliebter Freund, in den drei zunächst vorhergehenden Briefen meine Gedanken über Natur und Bewegung der Gestirne und über ursprüngliche Bildung der Erde vorgelegt, und Du hast mit Wohlwollen und Nachsicht aufgenommen, was ich mit Umblick und nicht ohne guten Willen darbot. — Folge mir denn auch weiter, wenn ich in den kommenden Betrachtungen versuche, von Erde und Gewässer, von Luft- und Feuererscheinung, wie sie uns täglich in tausendfachen Formen umschweben, hie und da den Schleier zu lüften und ihre Bedeutung Dir zugänglich zu machen.

---

*) Aufgefordert, noch einige dieser Briefe der geehrten Redaction dieser Blätter mitzutheilen, habe ich aus dem, was seit Jahren hierüber angefangen lag, noch die nachfolgenden Fragmente ausgewählt. — Die gute Aufnahme, welche die beiden ersten Briefe gefunden haben, machten mir schon mehrfach den Wunsch rege, diese alte Aufgabe weiter fortbilden zu können; noch ist aber Zeit und Stunde hiezu nicht gekommen. Der nächst vorhergehende (fünfte) Brief ist im 2ten Bändchen meines Tagebuchs über Paris und die Rheingegend abgedruckt. C.

In meinem heutigen Briefe wende ich mich denn zuvörderst zu der Physiognomie in der Bildung der Erdfläche. Wir wollen hier bemüht sein, uns das Gesetzmäßige in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Formen, eines Bodens, welcher unsre Geburtsstätte und der Ort unsres Daseins und Wirkens ist, anschaulich zu machen und versuchen, wie weit vielleicht eine gewisse Uebereinstimmung zwischen seinen äußeren Gestalten und seiner innern Bildung nachgewiesen werden könnte, damit, wenn unsre Betrachtungen aufgenommen werden, wie und von wem sie sollen, sie dazu beitragen mögen, bei dem Anblicke der verschiedenartigen Erhöhungen und Vertiefungen der Erdfläche, nicht blos durch das Anmuthige oder Abschreckende ihrer Form uns bewegt zu finden, sondern auch, indem sie an die Bedeutung, welche diese Formen für den Gliedbau unsres Planeten haben, erinnern, sich eine wahrhaft dankenswerthe Ausbeute ergeben möge. — Schon in dem Anhange zu meinen Briefen über Landschaftsmalerei hatte ich eine flüchtige Skizze der Physiognomik der Gebirge gegeben; ich hatte zu zeigen versucht, wie sehr die einzelnen verschiedenen Perioden des Erdlebens angehörigen Gebirgsformationen in ihren Contouren, Vorsprüngen und Zerklüftungen sich untereinander unterscheiden. Hier aber möchte ich diesen Gegenstand von einem höhern Gesichtspunkte und einer weitern Ausdehnung Dir vor Augen stellen, wie denn manche in einer Reihe von Jahren seit jener Zeit gesammelten Anschauungen und Erkenntnisse beigetragen haben, jene vielleicht von mir zuerst ausgesprochene Grundidee einer Physiognomik der Gebirge immer weiter und weiter in mir selbst zu entwickeln. Könnte

ich dann dazu kommen, in einem nächstfolgenden Briefe von dem Wasserleben der Erde und seiner mannichfaltig wechselnden Physiognomie, und wieder in einem andren von dem Luftleben, der Physiognomie des Himmels und unsrer Atmosphäre, und endlich in einem dritten von dem Feuerleben unsres Planeten, seinem Magnetismus, seiner Electrizität und der Physiognomie der daher sich ableitenden Phänomene Dir eine klare Uebersicht vorzulegen, so müßte, dächte ich, ein ganz interessantes Bild sich ergeben von der Art und Weise, wie das Leben unsres Erdgestirnes nach den vier Formen der Elemente, wie sie Empedokles aufstellte, und für welche ich Dir schon im vorigen Briefe meine Vorliebe erklärt habe, hervortreten. Versuchen wir denn diesen Gang! bei welchem ich hoffe, daß Deine freundliche Theilnahme mich in einem so schwierigen Unternehmen ermuthigen und fördern wird.

Ist es aber schon unerläßlich, in dem Falle, daß wir die Gesammtformen eines Gebirges beschreiben wollen, uns nicht zwischen einzelne Klippen in der Betrachtung des nahen Gesteines zu verlieren, sondern aus einer gewissen Ferne einen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen, damit wir auf diese Weise von der Art seiner Begrenzung im Ganzen und Einzelnen ein deutliches Bild erhalten; so gilt dieß noch vielmehr dann, wenn es sich darum handelt, von der besondern Physiognomie der gesammten Erdfläche eine irgend angemessene Vorstellung zu geben. Nun habe ich schon früher einmal erwähnt, wie wichtig die Betrachtung der Physiognomie des Mondes für Verständniß der aus ursprünglichem Verbrennungs- und Schmelzungsprocesse werdenden Himmelskörper genannt werden müsse,

und wie ſollte ſich nun nicht ein ähnlicher Typus auch auf der Oberfläche der Erde durch eine eigenthümliche Phyſiognomie darſtellen, wenn wir ſie uns, als vom Monde aus geſehen vorſtellen wollen!

Laß es mich denn in Folgendem kürzlich verſuchen, Dir die Art, wie dann die Erde, glaube ich, uns erſcheinen müßte, zu beſchreiben. Vorerſt aber ſpreche ich Dir im Allgemeinen ſchon meine Ueberzeugung dahin aus, daß der Anblick der Erdkugel dem der Mondkugel von einem ſolchen Standpunkte aus, weit ähnlicher erſcheinen würde, als man es gewöhnlich glaubt; denn auch auf der Erde wird, wie ich ſchon im vorigen Briefe erwähnte, ganz unbeſtreitbar die Ringbildung ihrer Fläche immer entſchiedner vorherrſchen, je mehr man auf die urſprünglichen Ausbildungen und Erhebungen der Gebirge Rückſicht nimmt. Ritter, der Schöpfer einer geiſtreicher gefaßten Geographie, hat bereits den ſehr richtigen Gedanken ausgeſprochen, daß das atlantiſche, oder das kleine Weltmeer, als ein unregelmäßig kreisförmiges Binnenmeer der großen Landhalbkugel zu denken ſei, welches ſich durch die Oeffnung zwiſchen der Küſte von Senegambien und der ſüdamerikaniſchen Landſpitze bei Bahia ergießt in die ungeheure, von dem längſten halbkreisförmigen Gebirgszuge der Erde, der weſtamerikaniſchen Kette der Anden, und dem abermals halbkreisförmigen Gebirgszuge im Oſten Aſiens, der Molukken und Auſtraliens eingefaßte Waſſerhalbkugel des ſtillen Meeres, oder großen Erdmeeres. Wirklich iſt jenes kleine Erdmeer faſt regelmäßiger begrenzt, als das eben an Größe verhältnißmäßig zum Monde ihm zu vergleichende ſogenannte Regenmeer der Mondfläche.

Und ganz so, wie an dieses etwa die halbringförmige Bucht des Sinus Iridum oder die Ringbucht des Plato mit vorliegenden inselartigen Spitzen sich anschließt, so schließen an das kleine Erdmeer sich die hintereinander liegenden Buchten des Mittelmeeres, und die beinahe durch ihre vorliegenden Inseln geschlossenen ringförmigen Buchten des merikanischen und karischen Meeres. Auch sieht man ja die plutonischen und vulkanischen Lebensprocesse des Erdlebens, auf welchen eben die blasenförmig entstehenden Ringbildungen beruhen, deutlich vorherrschen in den unzähligen Inselgruppen des großen Erdmeeres, und es sind die immer und immer sich wiederholenden Kreisformen der bald unterseeischen, bald über'm Meer heraufragenden Gebirgszüge so ganz unverkennbar (mögen wir sie nun in den Ringbuchten des kamschatkalischen, des japanischen, der chinesischen Meere, ja selbst des nördlichen Eismeeres aufsuchen), daß wir dieselben vollkommen den auf dem Monde gesehenen, aber geschmacklosest benannten Kreisen, einem Mare crisium, einem Mare humorum, und einem Meere der Stürme vergleichen können. Kurz willst Du Dir die Mühe geben, und einen gutgearbeiteten Relief-Globus, oder ein mit gutgezeichneten Höhenzügen versehenes Planiglobium vor Dich zu nehmen, und vorzüglich da, wo granitische, trachytische, oder neu vulkanische Gebirgsmassen die Höhenzüge constituiren, auf ihre jedesmalige Richtung genauer Achtung geben, wie von größern zu immer kleinern und immer kleinern Höhenzügen Alles auch auf der Erde bald mehr, bald weniger deutlich der Theorie des Kreises folgt, so wird der überall nachweisbare Parallelismus zwischen Mond- und Erdfläche Dir unmöglich entgehen

können. Iſt nun aber dieſer Parallelismus wirklich vollkommen in der Wahrheit begründet, ſo folgen hieraus ſchon mehrere wichtige Ergebniſſe für Form und Richtung unſerer größeren Höhenzüge, nämlich einmal, daß ſie niemals ganz gradlinig verlaufen, ſondern immer Abſchnitte größerer oder kleinerer Gebirgskreiſe darſtellen werden, als wovon alle größern Gebirgszüge Beweiſe geben, indem, Du magſt verfolgen, welche Kette Du willſt, Du immer finden wirſt, daß ſie als ein, bald mehr oder weniger von kleinen Kreisabſchnitten unterbrochner Kreisabſchnitt, freilich zuweilen eines ungeheuren Kreiſes, (wie z. B. die Andenkette Amerika's von Unalaſchka bis Cap Horn) erſcheinen müſſe. Zweitens: ſind dieſe Kreiſe zu denken als ſtehengebliebene Stücken der Ränder aufgeworfener und in ſich wieder zuſammengeſtürzter Blaſen eines urſprünglich geſchmolzenen Zuſtandes der Hohlkugelfläche der Erde, ſo folgt daraus ferner ein bis jetzt noch gar nicht allgemein genug beachtetes Geſetz, nämlich, daß allemal an ihrem concaven dem Einſturze zugekehrten Rande der Abſturz des Höhenzuges weit jäher, an dem converen, der urſprünglichen Erhebung zugekehrten Rande aber allmählicher ſein muß. So ſchließen z. B. die Cordilleren einen Theil der ungeheuren Ringbucht des Erdmeeres ein, und ſtürzen daher auf der Seite dieſes Erdmeeres weit jäher ab, als auf ihrer öſtlichen Seite, wo ſie ſich langſamer erheben; eben ſo, und aus demſelben Grunde ſtürzen die europäiſchen Alpen gegen ihre Ringbucht des Mittelmeeres viel plötzlicher ein, während ſie gegen den Norden Europas allmählich abfallen, und eben ſo zeigen dieſelben Erſcheinungen im Kleinen alle die tauſend thätigen oder erloſchenen Vul-

kane, mit denen die Erdfläche bedeckt ist, so der See von Agnano bei Neapel, der See von Nemi oder Albano bei Rom, und viele andre. Ein drittes Gesetz drängt sich uns endlich auf, daß nämlich der Character dieser aufgeworfnen Blasenräuder ein wesentlich verschiedner sein müsse, je nach der Zeit der Erdbildung, und dem Grade der Erkaltung und Erstarrung, ja Ueberdeckung bereits fest gewordner Erdschichten. Es ergiebt sich nämlich leicht, daß ein solcher Höhenzug eine andere Structur und Physiognomie zeigen werde, wenn er als eine und dieselbe gleichförmige Masse aufquoll, wieder anders, wenn seine obern Decken bereits erstarrt waren, und von den untern, noch weichen Massen durchbrochen werden mußten, und noch anders endlich, wenn die längst erstarrten ursprünglichen Gebirgsschichten von später entstandenen Erdschichten bereits überdeckt, nun aber von der neu aufgeregten innern plutonischen Kraft zur Erhebung und mannichfaltigen Berstung gebracht werden. — Hier ist es nun, wo wir dem geistreichen Gedanken eines Elie de Beaumont begegnen, welcher für die Zeiten der Erdgeschichte beinahe dasselbe geleistet hat, was die Astronomen für das Maaß der Räume entferntester Welten, indem er das Mittel fand, über das relative Alter der Gebirge, wie Jene über die relative Entfernung der entlegensten Sonnensysteme Aufschluß zu geben, und zwar dadurch, daß er beachtete, welche Revolutionen, welche Wasserbedeckungen, welche Erdniederschläge gewissen bestimmten Erhebungen voraus gegangen waren, um so zwar nicht nach einzelnen Jahren, wohl aber nach Angaben des Aelteren oder Neueren die Zeit zu bestimmen, in welcher ein oder das andre Gebirge aus dem Niveau

der urſprünglich gleichmäßigen Kugelfläche unſres Planeten hervorſtieg, wobei ſich denn ergab, daß gerade die ſchroffſten und höchſten Gebirge gewöhnlich die neueſten waren. Gewiß iſt es aber ein ſchöner Gedanke, wenn wir hier abermals gewahr werden, wie der Menſch mit ſeiner unendlich geringen Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Erſcheinungen ermißt und umfaßt, welche durch ihre ungeheure Größe auf den erſten Blick ſo unendlich das Maaß ſeiner Kräfte zu übertreffen ſcheinen. —

Wenden wir uns aber für jetzt wieder zu unſerem zuerſt geforderten Standpunkte, zum Ueberblick der Phyſiognomie der geſammten Erdbildung zurück, ſo können wir freilich nicht verkennen, daß auch auf der Erde, und nicht minder auf dem Monde, die Blaſenform der Gebirge nicht überall mit gleicher Deutlichkeit ausgeprägt iſt. Deutlich gewahren wir auf der Erde eine Menge ſpäter eben ſo gewiß dem Elemente des Waſſers angehöriger Bildungen, als jene erſten vom Element des Feuers bedingt wurden, und wie das Waſſer die wagerechte Ausbreitung, das Feuer aber die ſenkrechte Erhebung ſucht, ſo wirſt Du es natürlich finden, daß die Bildungen des Waſſers in mehr oder weniger wagerecht ſich ausbreitenden Schichten, ſowohl ebene, als uneben aufgeworfene Flächen gleichförmig und gleichſam ausgleichend bedecken, während die Gebilde des ſpäterhin von Neuem ſich geltend machenden Feuers ſich in ſenkrechter Linie zu erheben, die unbegrenzte Neigung haben. So alſo wurden durch die ausgleichenden Bedeckungen ſpäterer Waſſerniederſchläge viele jener alten ringförmigen Bildungen verwiſcht, und es wurde weſentlich dazu beigetragen, der Erdfläche eine

nicht blos von einer Art von Kräften, sondern von mehrartigen Kräften bestimmte Physiognomie zu geben.

Wenn ich Dir indeß im Vorhergehenden somit ein allgemeines Schema von der Erdfläche zu entwerfen suchte, wenn ich darzulegen bemüht war, wie an ungeheure, fast den halben Erdball umfassende Ringbuchten sich kleinere und immer kleinere als immer weiter fortschreitende Blasenaufwerfungen des Planeten zu schließen scheinen; wenn ich darauf deutete, wie das Gewässer in den Vertiefungen der größten dieser Buchten sich in Meeresform zu sammeln genöthigt war, wie aus den Gewässern verschiedenartige ausgleichende Niederschläge erfolgten und wie neue Durchbrechungen der kaum beschwichtigten Erdfläche, neue Erhebungen und oftmals dadurch gänzlich veränderte Wasserbedeckungen, zur Folge haben mußten, so bekenne ich Dir freilich hiermit zugleich entschieden einer neuern, und zwar der von Männern wie Leopold von Buch und Elie de Beaumont ausgebildeten Ansicht mich angeschlossen zu haben, und weiche gänzlich ab von jenen von unserem Goethe noch im hohen Alter fast ausschließend verehrten einseitig neptunistischen Vorstellungen. Du wirst indeß bei der Theilnahme, die Du einmal meinen Bestrebungen gewidmet hast, nicht verkennen können, daß nur die hier gefaßte Ansicht mit der aus vielen Gründen früher sich uns aufdrängenden Ansicht von Weltenbildung überhaupt zu vereinigen sei; und so würde es allerdings ein sich selbst untreu werden zu nennen sein, wollte ich hier irgend einer andren Vorstellung als dort mich zuwenden. Freilich finden in einem in vollem Maaße zuletzt doch Unbegreiflichen gern die verschiedenartigsten Ansichten ihren Spielraum,

und wie vielfältig hat man nicht verſucht, ein zu höchſt Unerklärliches doch auf irgend eine Weiſe zu ergründen. Indem nun in einem unendlich Vielſeitigen Jeder am Ende doch diejenige Seite immer zuerſt ergreifen, und als die wichtigſte an dem Gegenſtande behandeln wird, von welcher er gerade zu dem Gegenſtande überhaupt herangekommen war; ſo erklärt Goethe ſeine Anhänglichkeit an den Alles von Waſſerbedeckungen abhängig machenden Neptunismus Werner's ganz unumwunden, und zwar leitet er dieſe Anhänglichkeit ab nicht nur aus der Periode der Wiſſenſchaft, in welcher er ſich mit dieſen Gegenſtänden zu beſchäftigen anfing, ſondern zugleich auch aus der Betrachtung der ihm damals zunächſt vorliegenden, Weimar und Jena, umgebenden Regionen des durch ſeine Muſcheln- und Schalenfragmente unabweisbar auf Waſſerbedeckungen deutenden Flötzkalkes. Eben ſo hat ſich neuerlich wieder eine ganz beſondere Anſicht von dem bei der Erdbildung thätigen Prinzip in Keferſtein's Naturgeſchichte des Erdkörpers entwickelt, als welcher, ohne den feurig geſchmolzenen auf Verbrennung urſprünglicher Erdmetalle deutenden Zuſtand gelten laſſen zu wollen, eine wunderliche Art von Gährung zur Erklärung der Aufblähungs- und Erhebungsvorgänge annimmt; eine Erhebung, welche aus den von einer wäßrigen Flüſſigkeit zuerſt homogen abgeſetzten Erdſchichten bei deren Umwandlung zur kryſtalliniſchen Structur geſchehen, und erſt als ſolche die Feuervorgänge der Schmelzung und Verbrennung bedingt haben ſollte. Und ſo iſt es wieder eine beſondre und ſonderbare Anſicht, wenn Gruithuiſen bei Gelegenheit jener beſondern Ringgebirge des Mondes die

Meinung vertheidigte, daß sie entstanden seien, indem vom Weltraume aus immer fort und fort bald ungeheure große, bald kleinere Meteorsteinartige Massen gegen den werdenden Weltkörper hereingestürzt seien, und nun eben so ringförmige Erhöhungen zurückgelassen hätten, als z. B. harte Thonkugeln gegen einen weichen Thonklumpen mit Kraft geschleudert und eindringend aufgeworfene Ränder an seiner Oberfläche zurücklassen müßten. Wie gesagt, bei alle diesem müssen wir uns daran erinnern, daß der Mensch nur das vollkommen zu begreifen vermag, was er im Entstehen sieht, oder dessen Entstehung er durch Analogie mit Bestimmtheit sich deutlich machen kann; das blos Entstandene, das, was zu seiner Zeit nicht mehr entsteht, dessen Erscheinung wird ihm zwar wohl zugänglich und zu beschreiben möglich sein, allein die Gesammtheit seines Wesens, der eigentliche Begriff desselben wird ihm immer ein Räthsel bleiben. Hier tritt daher wieder zu einer sorgfältigen Ueberlegung, Betrachtung und Vergleichung der Thatsache der Erscheinung immer bald mehr oder weniger bestimmt ein gewisser Glaube hinzu, ergänzt, weil nun einmal der Mensch immer nach dem Ganzen streben soll, das Lückenhafte der Beobachtung, und bietet zuletzt ein Gemälde dar, welches, wenn es auch der Natur nicht unbedingt gleich sein kann, doch um so mehr bald hier, bald da der Natur eine Leben- und bedeutungsvolle Seite abgewinnen wird, je mehr sie von geisteskräftiger Auffassung eines Urphänomens ausgeht, und mit innerer Folgerichtigkeit von hier aus die Anordnung der Beobachtungen fortgliedert.

Treten wir aber nun wirklich hinaus in ein freies,

offenes, bald ebenes, bald hügeliges Land, ſehen wir von ſteil abſtürzenden Ufern in die Thäler der Flüſſe, oder in die Tiefe des Meeres hinab, beſteigen wir die milderen, bewaldeten Anhöhen, oder klimmen wir zu den felſigen, zuletzt mit Schnee und Eis bedeckten Gipfeln höherer Gebirge hinan; ſo fragen wir uns, ob es nicht möglich ſei, dieſen verſchiedenen Geſtaltungen irgend ein beſtimmtes Maas, ich möchte ſagen eine gewiſſe Logik abzugewinnen, welche uns in den Stand ſetzte, die Aufeinanderfolge der Erhöhungen und Vertiefungen und die Uebereinſtimmung ihrer Umriſſe und ihrer innern Structur beſtimmter und folgerechter zu vergleichen. Man könnte eine ſolche Zuſammenſtellung eine Morphologie der Erdfläche nennen, wenn die im Bergbau erſcheinende Durchforſchung des Innern der freilich nur alleräußerſten Schichten der Erde, mit dem Namen einer Anatomie des Planeten belegt werden könnte; und wie in der Anatomie der Thiere oder des Menſchen von ausgebildeteren und unausgebildeteren Theilen, von Schichten und Höhlen, von Flüſſigkeit führenden Adern und mit feſten Subſtanzen ausgefüllten Kanälen die Rede ſein muß, ſo würden hier die Höhlen und mannichfaltigen Schichten der Erde, die bald kryſtalliniſch zu höchſt entwickelten Geſteinen und bald die in unſcheinbarer Dichtigkeit verharrenden Lager, endlich die unterirdiſchen Züge der Quellen und die mit erſtarrten Bildungen und namentlich oft mit reichen Metallvegetationen ausgefüllten Gänge genugſamen Stoff zu weitläuftigen Betrachtungen geben; allein alles dieſes würde uns von unſeren gegenwärtigen Unternehmungen zu weit ablenken. — Du haſt nämlich gewünſcht, daß ich über die äußere Erſchei-

nung der uns umgebenden Natur, Dir meine Gedanken darlege, und da würde also blos von morphologischen Betrachtungen im obigen Sinne die Rede sein können. Fast weiß ich aber für diesen Zweck nichts Besseres zu thun, als daß ich Dir aus einem älteren Tagebuche einer Reise nach Genua, ein Bruchstück mittheile, worin ein kleiner Excurs vorkommt, welchen ich damals, nachdem ich die Folge von Betrachtungen, welche beim Ueberschreiten des Thüringer Waldgebirges sich mir dargeboten hatten, aufmerksam niederschrieb. Du wirst sie nicht geringer achten, weil sie einer frühern Periode meiner eignen Bestrebungen angehören und noch bestimmtere Erinnerung an die Ansichten Werner's enthalten. Wird es doch mit diesen Ansichten überhaupt im Verhältniß späterer philosophisch weiter greifender, vielleicht immer dieselbe Bewandtniß haben, wie mit dem Verhältnisse des künstlichen Pflanzensystems von Linné zu den mannichfaltigen späteren, philosophischer gefaßten, auf den Begriff der Metamorphose gegründeten Systemen der Botanik; d. h. beide ältere Systeme werden immer von Nutzen bleiben, um den Formensinn des Jüngeren, in diese Wissenschaften Hereintretenden zu erziehen und zu bilden, und so übergebe ich Dir denn hier dieses Fragment zu wohlwollender Benutzung, nachsichtiger Beurtheilung, und, wenn das Glück gut ist, zu geschickterer Weiterbildung! — Ich schrieb also damals:

„Schon bei dem Durchschneiden dieser kleinen Gebirgszüge ist es mir sehr augenfällig geworden, wie wichtig und anziehend einige Einsicht in die ersten Grundsätze der Geognosie dem Reisenden unter allen Bedingungen

werden müſſe, und ich habe es daher unternommen, die weſentlichſten Punkte, auf welche es bei dergleichen Betrachtungen ankommt, hier als beiläufige Randnote einzuſchalten. — Vielleicht fühlt ſich dadurch einer oder der andre meiner Freunde angeregt, eine nähere Kenntniß von jener Wiſſenſchaft zu nehmen, durch welche wir dahin gelangen, in irgend einer Gegend nicht nur die zufällige Abwechſelung von Berg und Thal, ſondern ein nothwendig alſo geſtaltetes Stück der organiſchen Oberfläche dieſes Planeten anzuerkennen.

Wendet demnach eure Blicke auf die Geſammtmaſſe der Erde! macht euch durch eure Phantaſie anſchaulich, wie ihre Außenſeite mit mannichfaltigen Erhöhungen und Vertiefungen bedeckt iſt, von welchen die erſtern das Vorhandenſein des trocknen Landes, über dem, die weiteſten und beträchtlichſten Vertiefungen ausfüllenden Meere, bedingen, und beginnt dann zu unterſcheiden die Form dieſer Landſtriche, und die Maſſe, aus welcher dieſer Boden gebildet iſt.

Die Form des feſten Landes bietet an und für ſich wieder eine mannichfaltige Abwechſelung von Höhen und Tiefen dar. — Die Höhen ſind verſchieden; einige ſind Hochgebirge, dieſe durchziehen meiſtens als lange nach höhern Geſetzen geregelte Ketten die Länder, ja, ſie beſtimmen die Form und Richtung derſelben eben ſo, wie das Rückgrath die Form eines Thierkörpers. Ein ſolches Hochgebirge iſt die Europa durchziehende und ſeine Form beſtimmende Alpenkette. Zuweilen auch ſind die Hochgebirge in breiten Rücken (Plateau's) ausgedehnt, wovon die Hochgebirge Aſiens Beiſpiele geben; zuweilen erhebt

sich auch ihre Kante in einzelne Gipfel (Pic's). — Wie nun an den Rücken des Menschen die Arme, oder wie an das Rückgrath die Rippen, so setzen sich an jene Hochgebirge niedrigere Gebirgszüge, Nebengebirge, Gebirgszweige an, welche in mannichfaltigen Verästungen und Unterabtheilungen sodann die weitere Fläche der Länder durchziehen und gestalten. Wie nun ferner beide Arme sich verbinden und einen Raum einschließen können, so vereinigen sich häufig die Zweige eines mittlern oder niedrigen Gebirgszuges und schließen eine tiefer liegende Gegend ein, welcher Raum nun den Namen eines Bassins bekommt. Dergleichen Bassins müssen aber nothwendig viele entstehen, da die gleich Rippen an das Rückgrath des Hochgebirges angesetzten niedrigern Gebirgszüge wieder Nebenzweige, sogenannte Gegenpfeiler haben, welche an sie selbst wieder rippenartig angefügt sind, und dann, gegeneinander laufend, sich nothwendig oft berühren. Mehrere solche Bassins müssen oft hintereinander liegen, und dann werden natürlich die dem Hochgebirge zunächstgelegenen in ihrem Boden höher sein, als die von ihm entfernter gelegenen.

Es ist ferner darauf zu achten, daß die Ausathmungen der Gewässer von den Flüssen, Seen und Meeren aufsteigend, sich in kalter Region zu Wasser, Schnee oder Eis verdichtend, gern von den Gebirgen angezogen werden, oder gegen dieselben gravitiren, und daß sie sodann am Hochgebirge von dessen höchster Kante, dem Joch, als Bergwasser von beiden Seiten abfließen, abfallen müssen. Es heißen deßhalb die Seiten des Hochgebirges die Abfälle, und da Aehnliches auch auf den Kanten der

untergeordneten Gebirgszüge, welche Kämme genannt werden, geſchehen muß, ſo können auch dieſen Höhen die Abfälle nicht fehlen. Dieſe Wäſſer können nun entweder ſich ſelbſt Vertiefungen, Rinnen ausgewaſchen haben, oder in Klüften und Spalten, welche aus der Urzeit herrühren, abfließen, oder ſie können in der Vertiefung, welche zwiſchen zwei Nebengebirgszügen, zwiſchen zwei Kämmen beſteht, weiter gehen, immer nennt man eine ſolche, dem Abfluß geeignete, rinnenförmige, große Vertiefung, ein Thal. Man unterſcheidet Querthäler, welche zwiſchen zwei Nebengebirgen von dem Joche des Hochgebirges, und Nebenthäler, welche zwiſchen zwei Gegenpfeilern von einem Gebirgsarme ſich abwärts ſenken. Lägen aber die Joche zweier Hochgebirge ſo nahe an einander und ſo parallel, daß ſie ein Thal einſchlöſſen, ſo müßte dieſes Thal ein Urthal genannt werden.

In wiefern übrigens das Waſſer von jedem Joche oder Kamme auf beiden Seiten abfällt, ſo muß nothwendig ein jedes Joch, ein jeder Kamm zugleich eine Waſſerſcheide bilden. So iſt z. B. die Alpenkette die Waſſerſcheide zwiſchen den Wäſſern Europa's, welche nach Norden, und welche nach Süden fließen. — Trifft aber das Waſſer in ſeinem Laufe auf ein Baſſin, ſo muß es ſich ſammeln und wird einen See bilden, bis es an irgend einer Stelle gegen das niedrigere Land hin die Wand des Baſſins durchbricht und ganz abfließt, oder wohl in ein neues Baſſin ſich ſammelt, welches dann abermals durchbrochen ſein kann.

Jetzt iſt ferner noch der Einfluß der Thäler auf Geſtaltung der Hoch- und Nebengebirge zu betrachten, wel-

cher sich der Natur der Sache nach vorzüglich in Umbildung der Kämme und Joche darstellen muß. Wo nämlich immer ein Thal bis gegen das Joch oder den Kamm eines Gebirges hinaufgeht, da wird von diesem Joche oder Kamme selbst ein Stück ausgeschnitten werden, und zwar um so tiefer, wenn zugleich an dem gegenüberstehenden Gebirgsabfalle ein ähnliches Thal heraufreicht. Einen solchen Ausschnitt an einem Gebirgsjoche oder Kamme pflegt man einen Gebirgspaß (Col) zu nennen, und es ist nun klar, daß man, wenn z. B. ein Hochgebirge überstiegen werden soll, dieses am Leichtesten bewerkstelligt werden wird, wenn man in einem solchen Querthale gegen das Joch heraufsteigt, dem jenseits ein ähnliches Thal entspricht, und also statt über die höchste Kante des Joches, durch den Gebirgspaß (Col) hindurchgeht. — In Wahrheit gehen auch alle Straßen über die Alpen auf diese Weise. — Finden sich nun aber auf einem Joche mehrere Gebirgspässe, wie dieß der Menge der Thäler nach nicht anders sein kann, so bleiben zwischen denselben bedeutende Erhöhungen übrig, welche dann als Spitzen oder Piks bezeichnet werden.

An diese Begriffe schließt sich ferner noch der eines Flußgebietes leicht an, welcher für die Betrachtung der Länder im Ganzen von nicht geringerer Wichtigkeit ist, als jene. — Verfolgen wir nämlich einen bedeutenden Fluß von seinem Ergießen ins Meer rückwärts, allen den Flüssen und Bächen nachgehend, welchen er seine Entstehung verdankt, so werden wir zuletzt an irgend einen Gebirgskamm oder ein Gebirgsjoch, zu einer Wasserscheide gelangen, wodurch die zu jenen Bächen sich ergießenden

Digitized by Google

Wäſſer, von andern gegen einen andern Hauptfluß fließenden abgeſondert werden, und wir werden nun dieſen Gebirgskamm die Grenze des Flußgebietes nennen müſſen.

Nothwendig bekommen demnach große Ströme, wenn man allen ihren Wurzeln auf dieſe Weiſe nachgeht, ein ſehr ausgedehntes Flußgebiet, und es iſt ſofort klar, wie man große Länder ſehr füglich nach ihren verſchiedenen Flußgebieten in gewiſſe Hauptabtheilungen ſondern könnte; z. B. Deutſchland in ein Flußgebiet des Rheins, der Elbe, der Weſer und der Donau, und es macht dann eben das Thüringer Waldgebirge die Grenze zwiſchen dem Flußgebiet der Elbe und dem Flußgebiet des Rhein und Main aus.

Könnte jetzt vielleicht das Erwähnte hinreichen, um ſich in den äußeren Formen eines Gebirges und einer Landſtrecke zu orientiren, ſo darf dagegen, wenn man mit der Natur des Bodens ſich etwas vertrauter zu machen die Abſicht hat, über die Bildung der Gebirgsmaſſen das Wichtigſte und Allgemeinſte nicht übergangen werden. Es gehört dahin zuerſt der im Werner'ſchen Sinne aufgefaßte Unterſchied zwiſchen älteren und neueren Gebirgsbildungen. — Wo wir nämlich auch immer die Art des Geſteins unterſuchen, auf welches wir in den letzten Tiefen, ſoweit der Menſch in das Innere der Erde einzudringen vermag, treffen, wo wir die Felsgipfel betrachten, welche als die Höchſten alle anderen Gebirgshöhen überragen, da begegnet uns eine und dieſelbe Maſſe, eine und dieſelbe Structur, es iſt die des Granit, jener erſten weſentlichen kieſelerdigen Maſſe, welche wir neuerlich als urſprüngliche geſchmolzene Verdichtung der Planetenrinde betrachten,

und so auch in ihren spätern plutonischen Erhebungen verstehen; einer Gebirgsart, welcher wir eben dadurch genöthigt werden, das höchste Alter zuzuerkennen, und sie als das eigentliche Urgebirge zu betrachten, obwohl dies nicht ausschließt, sie auch in ihren spätern Durchbrüchen und Ueberlagerungen zu verstehen. Stellen wir uns nun vor, daß zuerst in uranfänglicher Zeit dieses Planeten die ganze Erdfläche Granit gewesen sei, so erkennen wir aus weitern Beobachtungen ferner, daß einige andre Gebirgsarten, als Gneis, Glimmerschiefer und Urkalk ihrer Lagerung nach mit dem Granit fast gleichzeitig und wohl auch auf gleiche Weise entstanden sein müssen. Außerdem aber finden wir noch eine Menge anderer Gebirgsarten, sämmtlich im Wesentlichen auf den erstgenannten aufgelagert vor, welche man ihrer Bildungszeit nach unter mehrere Abtheilungen gesondert hat, indem man sich streng und oftmals zu einseitig an den einfachen Grundsatz hielt, daß eine tiefer liegende Gebirgsart älterer Erzeugung, als eine darüber liegende angehören müsse. Alle diese spätern Gebirgsarten unterscheiden sich sehr bestimmt von den früheren durch den Mangel der krystallinischen Structur, welche den Urgebirgen eigenthümlich ist. Als Abtheilungen derselben stellte Werner auf: Uebergangsgebirge (als den Uebergang in neuere Formationen darstellend), Flötzgebirge und aufgeschwemmtes Land. Zu den ersteren gehört nach ihm der Porphyr, Hornblendschiefer, Uebergangskalk u. s. w., von welchen jetzt die meisten, als ebenfalls, gleich dem Granit, feurigen Processen des Erdlebens angehörig erkannt sind; zu den zweiten die Nagelfluh (ein zusammengelättetes grobes Gerölle), der Sandstein, der

Flötzkalk (Muſchelkalk u. ſ. w.), Wacke, und mehrere andere. Als aufgeſchwemmtes Land endlich betrachten wir das Kiesgerölle, den loſen Sand, den Mergel, den Letten u. ſ. w., und es bildet daſſelbe den eigentlichen Boden für die Pflanzen- und Thierwelt (ja iſt nach neuern Beobachtungen oft ſelbſt ganz aus Reſten mikroskopiſcher Geſchöpfe gebildet.)

Vergleicht man nun ferner die Ergebniſſe ſolcher Betrachtungen der innern Gebirgsmaſſe mit den Ergebniſſen der Betrachtung der äußern Gebirgsformen, ſo laſſen ſich noch folgende allgemeine Sätze ableiten, welche, wenn auch hie und da mannichfaltigen Modificationen unterworfen, doch für das Bereiſen der Gebirge ſehr wichtig werden, und im Durchſchnitt ſich immer beſtätigt zeigen.

Die Hauptgebirgsketten der Hochgebirge ſind in der Regel Urgebirge, zumeiſt Gränit. An ihre Seiten zeigen ſich zunächſt die ſpätern Urgebirgsarten, Gneis, Glimmerſchiefer, Urkalk, dann die Uebergangsgebirgsarten, Uebergangskalk (Alpenkalk), Porphyr, Thonſchiefer u. ſ. w. angelagert; noch mehr vom Hochgebirge entfernt liegen gewöhnlich die Flötzformationen, und am Fuße der letzten Gebirgszweige und in den großen Ebenen findet ſich das aufgeſchwemmte Land. — Die vom Hochgebirge abgehenden Zweige alſo beſtehen häufig nur aus Uebergangs- und Flötzbildungen, und auch in ihnen bemerkt man der Regel nach wieder eine den Urgebirgen ähnliche Lagerordnung, daß nämlich die ältern urſprünglich oder ſpäterhin, und mittels Durchbrechung erhobenen Gebirgsmaſſen den Gebirgskamm bilden, wenn die Abfälle des Gebirges, ſo wie ſein Fuß durch neuere Bildungen bezeichnet wird.

Eine nothwendige Folge dieser gesetzmäßigen Lagerung wird es dann sein, daß der Reisende, welcher höhere Gebirge übersteigt, eine gewisse bestimmte Folge in der Natur des Gesteines bemerken müsse; und ferner: daß das Interesse bei Betrachtung eines Gebirges nicht wenig erhöht werden müsse, wenn man der Berücksichtigung solcher veränderter Natur des Bodens, die hinreichende Beachtung der Gesammtform der Kämme, Abfälle und Thäler hinzufügt. — Ja es läßt sich hier noch eine dritte aller Aufmerksamkeit würdige Ansicht hinzufügen, nämlich die der Contouren, durch welche gewisse Gebirgsarten sich sowohl im Ganzen, als in ihren einzelnen abgesonderten Massen auszeichnen, welche Ansicht man unter dem Namen einer Physiognomik der Gebirge wohl zusammenfassen könnte und welcher eine allgemeine Durchführung zu wünschen wäre. — Es ist nämlich bei nur etwas schärferer Aufmerksamkeit und hinlänglich entwickeltem Formensinn des Beobachters keineswegs zu verkennen, daß die verschiedenen Hauptgattungen der Gebirgsmassen durch sehr verschiedene Umrisse und Zeichnung sich charakterisiren, daß z. B. hohe Vorgebirge durch schroffe zackige Formen, niedrigere, in Folge der Verwitterung veränderte Urgebirge durch grandiose, wellenförmig dahingestreckte Bergrücken, spät aufgestiegene trachytische Bildungen durch jäh und gewaltsam aufgestiegene Felswände und Spitzen, eigentliche Vulkane als blasenartig erhobene Gipfel und Dome, Uebergangs- und Flötzgebirge durch weit hingelagerte, aber sichtlich mehr von unruhigen Strömungen der Urgewässer umgeformte Kämme sich auszeichnen. Würde man nun diesen Eigenthümlichkeiten eine regere Aufmerksamkeit als

bisher ſchenken, und dahin gelangen, dieſe Phyſiognomik zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit auszubilden, ſo würde dadurch das Anziehende einer Gebirgsreiſe nicht nur bedeutend erhöht, ſondern auch für die Kunſt landſchaftlicher Darſtellungen mancher Vortheil erlangt werden." —

So weit denn dieſe Mittheilungen aus einem früheren Jahrzehnt. Mögen ſie doch etwas dazu beitragen können, Dir anſchaulicher zu machen, was ich mit der lebendigen Auffaſſung einer genauern Phyſiognomik der Gebirge oder einzelner Gebirgsarten und Felſen im Sinne hatte; nämlich die Ahnung von der Geſchichte eines Berges und eines Felſens aus der Eigenthümlichkeit ſeiner Zeichnung, Zerklüftung und Färbung. Und gewiß! ſo wie der Menſchenkenner aus den braunen, vielfältig gefurchten und wilden Zügen und aus den unruhig zurückgezogenen, blitzenden Augen irgend eines Menſchen auf die gewaltſamen Leidenſchaften und heftigen Erſchütterungen ſchließen wird, welche die Seele deſſelben bewegt haben; da hingegen das flache, einfache und wenig gefurchte und hellfarbige Antlitz eines andern auf ruhigere Lebensverhältniſſe und mildere Sinnesart ſchließen läßt, in demſelben Maaße ſind ähnliche Bedeutungen der Form an den Gebirgen unverkennbar. Denn Du magſt nun die wunderlichen ſchroff hinaufgeſchobenen und jäh abfallenden Dolomiten Tyrols, über welche Herr v. Buch ſo intereſſante Mittheilungen gegeben hat, betrachten, oder Du magſt Dich vor einen unſrer baſaltiſchen Felſen hinſtellen, die jäh aufſtrebenden Säulen deſſelben oder die ſchlackenähnlichen, wunderbar zerklüfteten, dunkelfarbigen

und ebenfalls schroff sich erhebenden Massen des nicht zu Säulen gegliederten Basaltbergs in Betrachtung nehmen, so ist der Character aufsteigender Gluth und die gewaltsam umbildende Gewalt des Feuers keineswegs zu verkennen. Wende Du hingegen Deine Blicke auf lang hingestreckte Bänke der Sandsteine oder Flötzkalkgebirge; und es werden in der horizontalen, gleichsam beruhigenden Ausdehnung ihrer Schichten, in ihren einfachen Umrissen, ja in ihrer hellern Färbung, und endlich in der treuen Bewahrung unendlich vielfältiger, organischer Ueberreste aus den frühesten Perioden des Erdlebens die bestimmtesten Hindeutungen erkannt werden auf die minder gewaltsame Entwickelung derselben, d. i. ihre Fällung aus weit verbreiteten uralten Wasserbedeckungen. Sollte dieß freilich noch weiter im Einzelnen, in vielfältigen Beispielen durchgeführt werden, so würden dazu bildliche Darstellungen genau gezeichneter Felsen und Gebirge unerläßlich werden und gewiß, es steht zu hoffen, daß unter den hundertfältigen Atlassen zu geographischen und naturhistorischen Werken einmal auch eine Sammlung recht tüchtig gezeichneter und mit kenntnißvollen Blicken aufgefaßter Abbildungen verschiedener Felsformationen uns vor Augen gelegt werden. Erinnere ich mich doch, daß der überall hinblickende und überall thätig sich zeigende Goethe mir im Jahr 1821 ein Portefeuille vorzeigte, in welchem er bereits, ohne weitere besondere Zwecke eine Sammlung von Zeichnungen verschiedener Gebirge und Felsarten angelegt hatte, aus welchen vielleicht Manches noch jetzt für eine Arbeit wie die oben erwähnte zu entnehmen wäre. Da ich Dich indeß für dießmal nicht bereits auf eine solche

genügende Arbeit verweiſen kann (die ältern Abbildungen dieſer Art von Breislac und Andern ſind offenbar zu unvollkommen), ſo ſpare ich ein weiteres Eingehen in dieſen Gegenſtand und wende mich lieber noch zur Aufſtellung eines Beiſpiels einer wirklichen, von Dir und tauſend Andern, in unſern oder entlegenern Ländern Einheimiſchen gekannten Gegend, einer Gegend, in welcher es recht anſchaulich wird, wie ein Blick auf die von Wiſſenden erörterten Bildungsverhältniſſe und Geſchichtsergebniſſe förderlich und erklärend werden müſſe für das Verſtändniß ihrer Formverhältniſſe im Ganzen und im Einzelnen, oder das Erlaſſen ihrer eigenthümlichen Phyſiognomie. — Ein ſolches Beiſpiel aber kann uns gewähren das längs der aus dem Ringgebirge Böhmens abfließenden Elbe ſich hinſtreckende Sandſteingebirge, welches mit dem auf eine gewiſſe Begriffs-Verwirrung deutenden Namen der ſächſiſchen Schweiz nicht ſelten belegt zu werden pflegt. Ich verſuche Dir hier zuerſt in möglichſter Kürze das zu geben, was als ziemlich bewährtes Endreſultat aus verſchiedenartigen und von Verſchiedenen angeſtellten Unterſuchungen dieſer Gegenden ſich entnehmen läßt, vergleiche dann hiermit, was über die allgemeine Phyſiognomie deſſelben Landſtriches ausgeſagt werden kann, und errege Dir dadurch vielleicht immer mehr die Luſt, an jeglichem Orte der Erdoberfläche, wo Du Dich befindeſt, das Verſtändniß der Eigenthümlichkeit ſeiner äußern Geſtaltung Dir deutlicher und anſchaulicher zu machen, welches Du erlangen wirſt, indem Du bei Wiſſenden anfragſt, oder nachlieſeſt, was irgend über geſchichtliche Bildungsverhältniſſe dieſer Gegend ſich ergeben habe. Um aber auch nur in den wenig-

sten Worten von der Bildungsgeschichte jener Elbsandsteingebirge zu sprechen, ist es unerläßlich, zuerst daran zu erinnern, daß die Gebirgszüge, welche Böhmen so vollkommen einschließen, daß alles von ihm einwärts fließende Wasser seinen alleinigen Abzug durch die Elbe bekommt, eines der schönsten, ja für Europa unbestreitbar das vollkommenste Beispiel eines kraterförmigen, geschlossenen, plutonischen Ringgebirges abgeben. Deutlich ist auch an ihm, welches wesentlich granitischer Urgebirgsmasse ist, die auf allgemeine Erhebung deutende, früher erwähnte Eigenthümlichkeit, an seinem converen Rande allmählich absteigende, an seinem concaven innern Rande schroff niedergehende Abfälle zu bilden, und wie an andern großen Ringbuchten des Mondes und der Erde sich in ihrer Mitte wieder jüngere plutonische oder vulkanische Erhebungen bemerken lassen, so umfaßt auch dieses Ringgebirge die spätern trachytischen Erhebungen des böhmischen Mittelgebirges, (wohin der die Gegend von Töplitz zierende Milischauer gehört) und neuere auf vulkanische Ausbrüche unterhalb früherer Wasserbedeckungen deutende Erhebungen (wohin der früher von Goethe und später von Cotta untersuchte Kammerbühl bei Bilin gerechnet werden mag). Denken wir nun, daß zu einer Zeit, wo vielleicht ganz Europa noch Meeresboden war, diese ungeheure ringförmige Erhebung Böhmens sich bildete, daß unter den furchtbaren Erschütterungen dieses Vorganges die Zertrümmerungen unendlicher granitischer Massen geschahen, und daß deren übriggebliebener, vielleicht theilweise durch neue Silicium-Entzündungen vermehrter Quarzsand im Umkreise des erhitzten, sich erhebenden Bodens sich zusammensetzte, so

mußte dieß nothwendig dort am meiſten der Fall ſein, wo die ungeheuren Fluthen des erhobenen Kraters abfloſſen, und den Rand des Ringgebirges zerſtört hatten. Hier alſo erfolgten dann die ungeheuern Ablagerungen eines unter andauernder Hitze des Bodens zuſammenſchmelzenden und unendliche Reſte in dieſen Gegenden lebender Waſſerthiere einſchließenden Sandſteingebirges, in deſſen Ausdehnung man wohl eine ungefähre Uebereinſtimmung mit der Größe des fehlenden Stückes vom urgranitiſchen Ringgebirge nicht verkennen kann, und von deſſen Bildung es vielleicht abhängig iſt, wenn die weiter nordwärts liegenden Ebenen zum großen Theil mit dem Quarzſande überſchwemmt ſind, welcher nicht mehr an jenen Erhebungen durch die Erhitzung des Bodens zuſammenſchmolz. Erklärt ſich nun ſonach aus dem oben Erwähnten allerdings gar wohl die Bildung eines dem zerſtörten Rande der großen Ringbucht angelagerten Sandſteinflötzes und der Durchfurchung deſſelben durch den nordwärts gerichteten Abzug der Gewäſſer, deren ſpäteſte, ärmlichſte Verkümmerung wir mit dem Namen der Elbe bezeichnen, ſo würde dieſes doch noch nicht hinreichen, die wunderlichen Zerklüftungen jener Sandfelsſchichten zu den ſonderbarſten Thälern und Schluchten begreiflich zu machen; finden wir nicht deutliche Spuren, daß ſpäterhin neue Erhebungen auch auf dieſe kaum beruhigten horizontalen Schichten eingewirkt haben. Solche Erhebungen aber werden auf das Deutlichſte dargeſtellt theils von den durch mancherlei Kuppelartige Höhen dieſe Gegend, wie das nahe Böhmen und die Lauſitz zierenden Baſaltberge, ſowie durch die ſpäteren Erhebungen neuerer, zuweilen (ſo bei Hohenſtein)

über den Sandstein, zuweilen auch (so unterhalb Dresden bei Weinböhla) über den Flötzkalkstein übergreifender und überlagernder granitischer Gesteine. So wie man daher bei der Erhebung vulkanischer Kegel, benachbarte Lager ausgebreiteter Tuffe nach vielen Richtungen hin aufbersten sieht, (so am Epomeo auf Ischia), so bersten hier bei Erhebung jener Basaltkegel und neuer granitischer Aufblähungen jene, vielleicht kaum zu innerer Dichtigkeit gelangten Sandsteinlager; ja fortgehende Erschütterungen bildeten an den senkrechten Wänden ihrer ersten gewaltigen Zerreißungen oftmals von Neuem die ungeheuersten Bergstürze und Zerstörungen.

Nun, mit dieser Uebersicht des geschichtlichen Vorganges über die Bildung dieser Gegenden ausgerüstet, tritt auf eine der Höhen dieser Sandsteinfelsen, z. B. in der Gegend des Dorfes Rathen, oder nimm auch nur die trefflich gearbeitete nach allen Regeln der Situationszeichnung ausgeführte Karte dieser Gebirge von Odeleben vor Dich, und nun wirst Du die, dort in Natur, hier in Abbildung zu findenden Schluchten und Klüfte Dir gar wohl zu deuten wissen! — Ganz naiv hörte ich einmal auf einer dieser Stellen eine einfache, von geognostischem Wissen übrigens weit entfernte Frau ausrufen: „Welche zerrissene Gegend!" und ohne das Anmuthige vieler der sich hier dem Auge des Beschauers darbietenden Anblicke zu verkennen, läßt sich doch kaum eine kürzere, aber treffendere Bezeichnung derselben mittheilen.

Versucht man es, die Physiognomie einer solchen Felswand noch näher zu charakterisiren, so erscheint außer den schon erwähnten horizontalen Schichtungen und ihren

ſenkrechten Zerklüftungen insbeſondere noch bedeutungsvoll die häufige leicht erfolgende Abrundung und Abſtumpfung aller Ecken und Kanten, weil auch dieſes wieder darauf hindeutet, daß nicht aus einer großen gleichmäßig geſchmolzenen Maſſe alle dieſe Wände ſich zuſammengeſetzt haben, ſondern daß ſie aus loſen Körnern entſtanden ſind, welche durch Waſſer und den im Waſſer aufgelöſten Kalk unter der Einwirkung unterirdiſcher Hitze ſich gebunden haben. Natürlich iſt es hierbei, daß namentlich in den obern Schichten der Zuſammenhang der Quarzkörner oft lockerer erſcheint, daß Feuchtigkeit und Luft ihn hier leichter wieder aufzuheben im Stande ſind, während die untern aus allgemein glühend geſchmolzenem Zuſtande hervorgehenden Felſen mit ihren ſcharfkantigen Bruchſtücken ſo lange den Einflüſſen der Atmoſphäre trotzen, bis einzelne ihrer Beſtandtheile, wohin namentlich der Feldſpath gehört, der chemiſch auflöſenden Kraft von Luft und Feuchtigkeit unterliegen und ſo denn endlich die Verbindung des Ganzen gelöst wird. Merkwürdig iſt es dann, wie durch die ſenkrechten Zerklüftungen der wagerechten Schichten, ſowie durch Abſtürze derſelben mit Verwitterung ihrer Kanten auch wohl hie und da die Bildung von einzelnen aufſtrebenden Pfeilern zu Stande kommt, welche ihrer äußern Form nach eine entfernte Aehnlichkeit mit baſaltiſchen oder porphyriſchen Geſteinen erlangen, während im Ganzen immer die langen wagerechten Bänke der Sandſteingebirge ihre weiße, graue, zuweilen gelbliche Färbung, ihren Reichthum an organiſchen Ueberreſten, ihr leicht zerſtörbarer Zuſammenhang und die davon abhängige Neigung zur Höhlenbildung und die mannichfaltigen, gewalt-

samen Abstürze von den senkrechten Wänden, die bestimmteste Physiognomie dieser Felsart vollenden. So sehr es nun auch vielleicht hier am Orte wäre, wenn ich versuchen wollte, an die Betrachtung dieser Felsgruppen noch weitere anzuschließen, wie aus diesem, gerade aus diesem Boden auch eine besondere Vegetation und mit ihr selbst manche Eigenthümlichkeiten ihrer Thierwelt hervorgehen müssen, so behalte ich doch das hierher Gehörige lieber einem spätern Briefe, welcher von der Verbreitung der Pflanzen eine Uebersicht zu geben bestimmt ist, vor, und denke jetzt vielmehr ernstlich an den Schluß dieses bereits zu lang gewordenen Briefes, welchem, wenn ich ihm irgend ein Verdienst zuschreiben möchte, doch nur das der Anregung zu eigenen Betrachtungen in einer hier beispielsweise erwähnten Art zukommen könnte. Ich darf ihn jedoch nicht wirklich schließen, ohne zuvor noch bemerklich gemacht zu haben, von welchem ungeheuern Einfluß auf Einsicht der Bildungsgeschichte der Erdfläche in neuerer Zeit das Studium der unter unendlich verschiedenen Verhältnissen aufgefundenen Fossilen organischer Ueberreste geworden ist. Wir haben in ihnen gleichsam die einzelnen Lettern erkannt, in welchen die Annalen der spätern Schöpfungsjahre der Erde abgedruckt sind, und wenn wir bedenken, daß blos aus der Klasse der Säugethiere schon 270, aus der Klasse der Vögel 19, aus der Klasse der Amphibien 104, aus der Klasse der Fische gegen 4000, aus der Klasse der Insekten 247, aus der Klasse der Polymerien 211, aus der Klasse der Mollusken aber 6056, aus der der Anneladen 214, und der der Strahlthiere 411, und der der Zoophyten 907 fossile Arten bekannt sind; ja daß die gewaltige Gesammt-

zahl von faſt 12000 untergegangenen Thierarten noch täglich durch immer neue Auffindungen vermehrt wird, daß hierzu ohngefähr noch die Zahl von 1000 foſſil aufgefundenen Pflanzen kommt, und daß die Summe dieſer organiſchen Körper, welche ſich bald gegen 14,000 Arten erſtrecken wird, um ſo mehr man in ihre eigenthümlichen Lebensverhältniſſe durch Anwendung ſorgfältiger Beobachtungen und Vergleichungen eindringen wird, noch um ſo mehr Aufſchluß über die einzelnen Erdformationen erwarten läßt, ſo erfaßt uns mit Recht ein Staunen über die Tiefe und Weite des Feldes, welches auch hier noch dem menſchlichen Geiſte vorliegt. — Dir, theuerſter Freund, brauche ich indeß nicht von neuem die Bemerkung zu machen, daß aus den Gründen, welche ich früher bereits mitgetheilt habe, wir, die wir nun einmal nur vom Entſtehenden, aber nie vom Entſtandenen und nicht mehr Entſtehenden einen deutlichen Begriff uns zu bilden im Stande ſind, doch nimmermehr zu einer abſolut genügenden Kenntniß aller dieſer Verhältniſſe gelangen werden; daß wir vielmehr immerhin, ſo ſehr wir uns an ähnlichen Naturbetrachtungen erfreuen, und ſo Geiſtbildend wir ſie erkennen, werden Veranlaſſung haben, von der Geologie ſelbſt, inſoweit ſie irgend dem menſchlichen Geiſte erreichbar ſein kann, auszuſagen, was im Fauſt ſteht: Sie ſei:

„Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.“

VII.

Literaturblätter.

Briefe an Th. M.

über die Literatur in Oesterreich 1838.

Von **Stephan Thurm.**

La vérité, toute la vérité, rien que la vérité.

1.

Seit ein paar Jahren richtet Deutschland sein Augenmerk auch auf die Literatur in Oesterreich. Wohl weniger weil einige reisende Literaten in ihren Büchern über dieses geistig abgesperrte Land interessante Mittheilungen brachten, als weil in letzter Zeit einige Poeten daraus ihren Gesang ertönen ließen, und im Sturmschritt den Beifall des Publikums, die Gunst der Kritik eroberten. Auch Du vermuthest hinter den schwarzgelben Zollhäusern nicht blos eine ganze Brut solcher Singvögel, sondern eben so andere nützliche, um den Fortschritt des Geistes verdiente und strebende Geschöpfe. Die Combination ist richtig; und es trifft auch zu, daß in Oesterreich mannig-

faltige Kräfte walten, Talente, die in allen Branchen des Geistes multum et multa leisten könnten. — Könnten! — wenn nicht Verhältnisse besonderer Art ihr Emporstreben niederhielten, die Sprossen vernichteten, ja schon das eingeeggte Korn zerstörten.

Willst Du einen klaren Ueberblick, den richtigen Höhepunkt gewinnen, von wo aus allein die österreichische Literatur bemessen und beurtheilt werden kann, so mußt Du diese Verhältnisse genau eruiren. Nur der Süden läßt dem Boden einen tausendfältigen Flor prächtig-bunter Pflanzen entkeimen und in den warmen Strahlen sonnt sich der majestätische Löwe; im Norden wälzt sich der zottige Eisbär brummend herum und das Elenthier scharrt seine kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervor.

Aus einem eben so frostigen Schneehaufen von Beschränkungen und Fesseln müssen die österreichischen Literaten das Grashälmchen imprimatur hervorschaufeln, um ihren Schriften das Leben zu fristen. Ich könnte hier ein Langes und Breites über die österreichische Censur schreiben, allein ich setze das Meiste als von Dir gekannt voraus. Oesterreich hat dieselben Censurgesetze wie die gesammten deutschen Bundesstaaten, nur ist ihre Anwendung eine andere, eine bei weitem strengere. Auch könnte ich eine Menge wahrer Anekdoten von den Censoren erzählen, recht ergötzliche; allein Du weißt eben so wohl, daß strenge Gesetze durch geistesbeschränkte und engherzige, dafür weitmagige und höhergeizende Executoren verdoppelt werden in ihrer eisernen Zweischneidigkeit, und selbst lächerliche Extravaganzen herbeiführen.

Ich will also nicht von jener Censur reden, welche mit dem Rothstift in der Hand sitzt, und fleißig streicht und lischt und dann ihr „non admittitur“ oder „deletis delendis imprimatur“ oder sonst eine solche Formel unterfügt; sondern von der vorangehenden, von jener Censur, welche die österreichische Literaten sich selbst auferlegen, sammt und sonders, und die ihr Bureau in den Gehirnkammern errichtet hat, und da ohne Erbarmen Gedanken und Gefühle mit rothem Herzblute vorweg streicht. Im zartesten Keime werden die Ideen erstickt, das kaum erzeugte Kind der Phantasie erwürgt, und diese Selbstmorde durch die Worte beschönigt: es geht nicht durch, — durch die Censur nämlich. Sorglichst wird gleich bei der Wahl des Stoffes alles Anstößige vermieden, alles Auffallende und Frappante herausgeworfen, das Originelle und Geniale mit einer Sourdine gedämpft, alle Phrasen, Tendenzen und Ansichten zunftmäßig zurecht geschnitten, damit man nur erscheinen dürfe und der Paß an der Barrière zur Oeffentlichkeit ohne Anstand visirt werde. Man bewegt sich nun in continuo in dem einmal vorgezeichneten Cirkel, fein sachte und manierlich, um kein Aufsehen zu erregen; nur keine Sprünge, kein keckes Walzen, höchstens einige neue Touren sind gestattet bei dem altväterischen aber graciösen Menuet-Pas! — Rufe hierbei nicht voreilig ein: tout comme chez nous! — es ist ein gar weiter Abstand und die natürlichen Folgen dieser Productions-Procedur belehren eines Andern. Stillestehen ist in der Natur des Geistes unmöglich; aber das Hin- und Her-Wälzen eines gezähmten Wildes hinter den Stäben des

Käfigs ist auch Bewegung, und das Brüllen einer hungernden Bestie ist auch eine Stimme.

Wirf einen Blick auf den Culturzustand einiger Hauptäste der Literatur in Oesterreich.

Die Theologie steht unter Obhut der katholischen Geistlichkeit, also in strengeingehaltener Grenzlinie; ihr Wirken geht nicht aufwärts, sondern nach unten, nicht in die Tiefe, sondern in die Breite. Erbauungsbücher aller Art werden unter das Volk gebracht; ein höheres Streben ist auf diesem Gebiete nicht denkbar. Selbst bei dem Willen unmöglich, da die Basis fehlt: die Philosophie. Weder in griechischen Tempeln, noch in deutschen Collegien wird sie tradirt; den Knaben auf den Schulbänken wird sie in der Vogelperspective als ein Wesen gezeigt, welches in unsern Tagen unter den Namen Hegel und Herbart herumspukte. Ist Dir wohl, außer den in einer particulairen Richtung befangenen katholisch-philosophischen Speculationen der Herrn Günther, Pabst und Hock das Werk eines eigentlichen österreichischen Philosophen vorgekommen? Seit einem halben Seculo hat sich keines bemerkbar gemacht, außer dem Lehrbuche der Philosophie, welches bisher glücklich der Critik entwischt ist. Wer den Rang kennen lernen will, welchen die Philosophie in Oesterreich erklimmt hat, durchblättere dieses zweitheilige Schulbuch, welches von der Studienbehörde für den Unterricht an den Universitäten der ganzen Monarchie als Grundlage vorgeschrieben ist. Mutter Philosophie ist in Oesterreich ein enfant perdu!

Da dieser Grundpfeiler alles Forschens morsch und leck ist, so konnten die Wissenschaften nur in ihrer Anwen-

dung erheblich vorwärts ſchreiten. Oekonomie, Chemie, Mathematik u. dgl. gediehen trefflich, auch in der Medizin und Jurisprudenz wirkten Männer, die mit aller Auszeichnung genannt werden müſſen; allein in die Literatur gingen blos ihre praktiſchen Erfahrungen und Anſichten über, und auch da nur Weniges, ihre Beſchäftigung ließ nicht genug Zeit. Jedoch auch dies iſt förderlich und von Nutzen, wenn es befähigte Hände verarbeiten. Unmöglich aber bleibt es, die Hemmungen zu beſeitigen, welche bei den hiſtoriſchen Fächern ſich aufthürmen. Mit unermüdlichem Fleiße wurden Materialien gehäuft, Urkunden und Quellen aus allen Archiven aufgeſtöbert, ſie bleiben aber brach und unverwendbar liegen, und die Spinnen weben ihre Netze über die vergilbenden Papiere, wie früher. Hier und da taucht ein Geſchichtswerk empor; aber es iſt ein Knirps, mißgeſtaltet bei geſundem Organismus, oder eine Partheiſchrift, nie ein Totales umfaſſend, wozu doch ſo reicher Stoff vorhanden. Oeſterreich hat noch keine Geſammtgeſchichte ſeiner Staaten!

Daß bei den obwaltenden Cenſur-Zuſtänden die Politik keine Literatur aufzuweiſen hat, wird Dich nicht wundern; wohl aber, daß in einem Staate, wo einſt die Römer herrſchten und deſſen Capitale ſie gründeten, wo jetzt ein lebhafter Verkehr mit den Griechen Statt hat, daß in Oeſterreich die Philologie eine terra incognita iſt. Oh, man ſtudirt Latein und Griechiſch, und wird durch die Chreſtomathien mit den ſogenannten Claſſikern bekannt; aber die Worte werden gelehrt, nicht der Sinn, die Sprache nicht der Geiſt. Wo die Philologie nur als die unterſte Stufe auf der Leiter der Gelehrſamkeit, als ein Studium

für Kinder und Gymnasiasten betrachtet wird, da kann wahrlich ihre Literatur nicht gedeihen; außer man wollte etwa die Schulausgaben cum adnotationibus, oder die Uebersetzungen für eine dergleichen gelten lassen.

Die schöngeistige Literatur, nicht begünstigt, sondern blos geduldet, aber am drückendsten bewacht, müht sich vergebens nach einem höhern Ziele; es ist ein Kämpfen und Ringen und Brausen, jedoch erfolglos, wenn man nicht vereinzelten Erscheinungen eine übermäßige Geltung zurechnen will. Der lückenhafte Bildungsgang hindert die Dilettanti an jedem Aufschwunge durch Liebhaberei und Fleiß; die ursprünglichen Talente, drängend und stürmisch, können die Censur nicht durchbrechen, und lassen bald erlahmt die Flügel sinken. Es gibt ein Mittel für Sänger, wodurch sie an Stimme gewinnen; — um nur laut sprechen zu dürfen, operiren sich die österreichischen Dichter mit eigener Hand. — Das ist ein namenloses Wehe! —

Hiermit habe ich Dir in Kurzem ein Resultat der literarischen Bestrebungen in Oesterreich seit beiläufig einem Jahrzehend abgegeben. Nur Andeutungen, eines weitläufigen Commentars bedürftig, den Du jedoch selbst anfügen mußt. Ich schreibe Dir blos eine skizzirte Uebersicht der Literatur in Oesterreich im Jahre achtzehnhundert acht und dreißig! — und in diesem ersten Briefe eine kittende Einleitung, nöthig zum Anbau und Verständniß des Kommenden.

2.

Einer Frage, welche Du hier mit Grund ſtellen kannſt, lieber Freund, komme ich entgegen durch Mittheilung folgender

Verordnung der k. k. Hofkanzlei vom Jahre 1837

„Da Fälle vorgekommen ſind, wo der Allerhöchſten Vorſchrift zuwider, Schriften, deren Verfaſſer Inländer ſind, außer Landes gedruckt wurden, ſo wird die Allerhöchſte Vorſchrift vom Jahre 1798, daß Niemand ohne Unterſchied irgend eine Schrift außer Landes drucken laſſen ſoll, welche nicht vorher der inländiſchen Cenſur vorgelegt, und von dieſer zum Drucke zugelaſſen worden iſt, zur Wiſſenſchaft und Nachachtung neuerlich allgemein kund gemacht." — —

Du erklärſt Dir nun ſelbſt, warum wenige Oeſterreicher ihre Schriften außerhalb ihres Vaterlandes publiciren. Oeſterreich hat viele Talente, deren friſche jugendliche Kräfte durch alle dieſe Behemmungen und Laſten nur an Elaſticität gewinnen, die mit unſtillbarem Gähren aus dieſem Dunkel und Schutt an's Licht ſtreben; allein ihre bürgerlichen Verhältniſſe erheiſchen ein Befolgen der Vorſchriften des zweiköpfigen Adlers. Nur das leichtbeſchwingte Völkchen der Belletriſten fliegt manchmal über die ſchwarzgelbe Barriere, und zwitſchert drüben ein Liedchen aus freier Kehle. Dieſen allein iſt auch zuzuſchreiben, daß Deutſchland in neuerer Zeit, trotz der heftigſten literariſchen Unwetter in den eigenen Gauen, die Poeſie Oeſterreichs beachtet, und Jene, welche wie Du mit dem kritiſchen Tubus die fernſten Regionen des literariſchen

Himmels ſorgſam durchforſchen, ſchließen aus ein paar feurigen Kometen auf neue Weltkörper, aus einigen glänzenden Meteoren auf neue Lichtbahnen. Wohl hat Oeſterreich noch manchen Grün und Lenau und Beck; aber nicht Jeder gehört zum höchſten Adel der Monarchie wie Graf Anton Alexander Auersperg, nicht Jeder iſt ungariſcher Gutsbeſitzer wie Nicolaus Nimbtſch von Strehlenau, nicht Jeder Student in Leipzig wie der Magyar Karl Beck. Die Ungarn unterſtehen überhaupt einer andern Jurisdiction, welcher theilweiſe Saphir die Befugniß zur Rückkehr nach Wien und zur Seßhaftmachung daſelbſt verdankt; jedoch nur einem Ariſtokraten, wie Grün, konnte es ohne die ſchärfſte Pön verlaufen, ſeine Geiſtesprodukte ohne Zulaſſung der öſterreichiſchen Cenſur, obwohl pſeudonym und zum Theil noch als fortwährendes Geheimniß, veröffentlicht zu haben. In der öſterreichiſchen National-Encyklopädie ſteht unter dem Artikel Grün-Auersperg wörtlich: daß die Spaziergänge eines Wiener Poeten, nicht ihn zum Verfaſſer haben, iſt legal (!!!) erwieſen: Und doch iſt es bekannt, daß der Fürſt Metternich ſelbſt dieſe Gedichte vorgeleſen, und das Talent des gräflichen Dichters belobt hat. — —

Mit brünſtigen Blicken ſehen Viele nach den Kränzen dieſer Landsmänner, ſie fühlen die eigenen Scheitel nicht minder werth ſolchen Schmuckes. Aber das heilige Feuer in ihrer Bruſt verkohlt ſie ſelbſt; Rauch umqualmt ihre Häupter ſtatt des kühlenden Lorbeers; zu Dunſt und Aſche wird ihr Genius; entnervt, pal und ſiech krankt ihre Muſe dahin.

Du mußt daher eine ſtricte Linie ziehen. Die außer-

halb des Kaiserstaates ihre Schriften erscheinen lassen, classificire und rangire zur deutschen Literatur oder sonst wohin, zur österreichischen gehören sie nimmermehr, weder die bereits Genannten, noch Duller, Herloßsohn, Seidlitz, Sporschil u. a. m. Ihr Leib ist in Oesterreich zur Welt gekommen, ihr Geist — —

Hier möge ein Citat aus den Schriften eines der gelehrtesten, würdigsten und edelsten Literaten Oesterreichs ein geeignetes Plätzchen finden:

„Großer Geister Geburt gereicht nur dann ihrem Vaterlande zur wirklichen Ehre, wenn dasselbe ihren Werth gewürdiget, ihren Worten Gehör gegeben, sonst aber vielmehr zur Schande, wie Dante's und Petrarca's Geburt den Florentinern, welche dieselbe aus ihren Mauern gebannt. In solchem Falle geht die Ehre des natürlichen Mutterstaates auf den Zufluchtsort der großen Männer über, weil es rühmlicher, ausländisches Verdienst anerkannt, als einheimisches verkannt zu haben."

So steht im 36. Buche der Geschichte des osmanischen Reiches vom Freiherrn von Hammer.

3.

Hammer-Purgstall erhielt für den Druckbogen der osmanischen Geschichte, wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, 1 Fl. Honorar! —

Die Accoucheuse der Literatur liegt in Oesterreich selbst noch in den Windeln. Ursache und Wirkung sind hier innigst verzweigt; die Censurverhältnisse sind allgemein gekannt, und ein Mißtrauen gegen die einheimische Litera-

tur hat sich des österreichischen Publikums dermaßen bemächtigt, daß es ihre Erzeugnisse gänzlich ignorirt; und es ist daher auch an einen ausgebildeten Buchhandel nicht zu denken. Andere Kaufleute machen in Wolle oder Indigo, die Buchhändler machen in Geist: wenn aber mit diesem Geiste nichts zu machen, so verwenden sie ihre Zeit, ihre Capitalien und ihr Risico zu andern Papieren, wo wenigstens keine Krebsfuhren zu befürchten sind.

Je geeigneter ein Werk zum Eindringen in die Masse, unter desto strengerer Censur steht es, und desto weniger ist ein Absatz dieser gepreßten, saft- und markberaubten Geistesfrüchte zu hoffen. Das Brockhausische Conversations-Lexicon ist in Oesterreich erga schedam verboten; es galt daher für eine glückliche Speculation ein dergleichen unter österreichischer Censur zu ediren. Franz Sartori, Bücher-Revisions-Amts-Vorsteher und selbst Censor, übernahm die Redaction, ohne sich zu nennen, und leitete sie mit Geschick; allein das Unternehmen fand so wenig Credit, daß der Verleger den Preis des voluminösen Werkes auf den fünften Theil herabsetzte, um es nur nicht als Maculatur verwenden zu müssen. Ein zweites Unternehmen dieser Art in neuester Zeit hatte keinen günstigern Erfolg. Die österreichische National-Encyklopädie, mit praktischer Sachkenntniß angelegt, so daß Sachsen, Preußen, die Schweiz u. a. Staaten den Plan nachahmten, mußten den Gebildeten wie den Geschäftsmännern jeden Standes höchst willkommen sein; die Artikel in ausländischen Nachschlagebüchern aus und über Oesterreich sind nur kurz übersichtlich, und häufig falsch, und diese authentische Arbeit sollte einem langgefühlten Be-

dürfniſſe abhelfen. Das Werk wurde von Czikann und Gräffer mit ziemlichem Fleiße redigirt, die einzelnen Artikel mit Umſicht abgefaßt, die hervorſtechenden Worte auf dem Titel: im Geiſte der Unbefangenheit bearbeitet, ſo weit thunlich bewahrheitet, — und dennoch ſcheiterte das Ganze an dem gerechtfertigten Vorurtheile des Publikums.

Der Buchhandel iſt in Oeſterreich bei dem Sortimentshandel ſtehen geblieben. Der große, ſehr große Bedarf wird durch Einfuhr gedeckt, und deßhalb iſt der Zug zu erklären, den die Druckſachen nach Oeſterreich einſchlagen. Das Zutrauen des öſterreichiſchen Publikums zu ausländiſchen Schriften hält mit dem Mißtrauen zu den inländiſchen gleichen Schritt; das geringfügigſte Bächelchen, Machwerke aus den Fabriken von Quedlinburg, Ilmenau und Nordhauſen finden eher einen Käufer als inländiſche gediegene Werke, da ein außeröſterreichiſcher Verlagsort darauf gedruckt ſteht. Verbotene Schriften, wenn auch ernſtern oder wiſſenſchaftlichen Inhalts, werden reißend gekauft; manche Auflagen vom Converſations-Lexicon, von Rottecks Weltgeſchichte, von den Stunden der Andacht ꝛc., gingen blos nach Oeſterreich. Schöngeiſtige Schriften erzielen aus noch einem Grunde einen ſtarken Abſatz; da nämlich Leihbibliotheken nur in den Hauptſtädten und in geringſter Anzahl — (in Brün, Grätz, Linz, Prag ꝛc., überall außer Wien, nur Eine) — errichtet werden, und auch blos die erlaubten Bücher ausleihen dürfen, ſo müſſen die Leſefreunde ihre Lecture ſelbſt ankaufen. Die Verleger von Zſchokke, Spindler, Heine, vom ſogenannten jungen Deutſchland, und von vielen

Andern haben reichliche Vortheile daraus gezogen, und könnten eine belletristische Statistik Oesterreichs liefern. Das Publikum daselbst liebt aber besonders jene Schriften, welche die Gegenwart behandeln oder aus derselben geschöpft sind; und wo ein bischen chronique scandaleuse, etwas Persönlichkeiten und Politik mit unterläuft. Börne ist ihr Abgott, und seine gesammelten Schriften wurden ballenweise eingeschleppt. Behandelt ein Buch Oesterreich selbst, wie letztlich das Geplauder der Mistreß Trollope, besonders wenn in etwas freimüthigem Tone, oder wenn es ganz gegen dasselbe tendirt ist, so wird es mit Gier verschlungen, man hascht darnach wie um die Bulletins nach einer Schlacht.

Da aber jede außer Oesterreich gedruckte Schrift, und enthielte sie auch das unschuldigste Mittel Wanzen zu vertilgen, a priori verboten ist, bis sie von der obersten Censur-Behörde das Decisum erhält; — da ein solches Decisum erst nach Monaten herablangt; — da, wie meistens und gerade bei den interessantern Schriften und lockendsten Titeln der Fall, das Buch verboten wird; — da nicht an Jederman selbst gegen Schein (erga schedam) die Ausfolgung erlaubt wird; — da dies überhaupt zeitraubende Umstände und oft ein nachtheiliges Augenmerk mit sich führt; — da der Leser gleich seine Lust zu befriedigen wünscht; — da endlich der Kaufmann dem eigenen Beutel, und daher seinen Kunden genügen will — so hat sich der Sortimentshandel zu einer systematischen Smuggelei herangebildet. Alle erdenklichen Praktiken werden aufgeboten, um die verpönten Bücher einzuschwärzen; keine List verschmäht, kein Kniff für zu niedrig ge-

halten, um die Reviſionsbeamten und ihre Späher zu täuſchen und ihren Augen ein verbotenes Büchlein zu entziehen.

Arg iſt es, daß Staatsbürger und achtungswerthe Geſchäftsleute auf ſolche Weiſe ihren Erwerb ſichern müſſen; ſchlimmer aber, daß jährlich Summen von Tauſenden aus dem Lande wandern, während der eigene Verlagshandel faſt nur Schul-, Auxiliar- und Gebetbücher zu Tage bringen, fördert. Profeſſoren wird für ihre Lehrbücher ein bedeutendes Honorar geboten, denn der Abſatz iſt durch die Schüler geſichert; ſonſt traut ſich ſelten ein Verleger an ein namhaftes Unternehmen. Große Werke erſcheinen meiſtens auf Koſten der Verfaſſer, und die Buchhandlung, welche darauf genannt ſteht, beſorgt blos den Debit; dann giebt es eine Menge Autoren, beſonders unter den Verſeſchreibern, welche ihre Manuſcripte verſchenken, ja ſogar noch etwas darauf zahlen, um nur ihre Namen gedruckt zu ſehen.

Verleger, welche dieſen Namen verdienen, giebt es nur ein paar im Centrum der Monarchie: Beck, Heubner und die Mechitariſten-Congregation in Wien. Aber den bedeutendſten Verlag, fortwährend durch wahrhaft buchhändleriſche Unternehmungen im Schwunge erhalten, beſitzt Hartleben in Peſth, und der junge Heckenaſt daſelbſt, deſſen neu gedruckter Vorrath durch die Ueberſchwemmung faſt gänzlich zu Grunde ging, ſtrebt eifrig nach. Warum in einem Lande fremder Zunge der deutſche Verlag ſtärkere Sproſſen treibt, erklärt ſich durch die Gerechtſame Ungarns; die Verleger können Filialhandlungen in Leipzig errichten, und haben ihre Schriften blos

der ungarischen Censur einzureichen. Daß diese, wenn auch nur um etwas, minder beschränkend ist als die österreichische, könnte das Verbot der in Pesth erscheinenden Zeitschrift: der Spiegel, für die andern Provinzen erweisen. Die Calvesche Handlung in Prag druckt einige größere ökonomische Werke, sonst liefert der Gesammtbuchhandel der Monarchie kaum ein Schock Titel für die Meßkataloge. Es war zu schließen, weil der Nachdruck aller seit 1834 erscheinenden Schriften durchaus untersagt, und daher gänzlich erstickt ist — in Grätz werden noch ältere katholisch-theologische Werke nachgedruckt — daß die Verlagsunternehmungen einen neuen Aufschwung nehmen werden; aber es blieb in statu quo und wird es auch bleiben, so lange das Publikum sein gerechtes Mißtrauen gegen die österreichische Presse nicht aufgeben kann!

Zum Schlusse noch einige Worte über den Zustand der Typographie. Während in frühern Jahren, vorzüglich durch Degen, Prachtausgaben veranstaltet wurden, können jetzt die Buchdrucker kaum correcte Arbeiten liefern. Die Witwe Strauß in Wien besitzt eine wohleingerichtete Druckerei, und Sollinger daselbst hat eine Schnellpresse im Gange und erzeugt Congreve-Drucke, wird jedoch an Eleganz und Schönheit durch die Arbeiten von Gottlieb Haase in Prag überflügelt. Derselbe besitzt auch die einzige Schriftgießerei in Oesterreich, welche sich mit den bessern des Auslandes messen kann, und versorgt das Inland mit neumodischen Matrizen. Hingegen die Stereotypen werden in Oesterreich gar nicht angewendet; natürlich wo der Bedarf eines Artikels mit ein paar hundert Abdrücken gedeckt ist, braucht man keine solchen

Vervielfältigungsmittel, selbst die Ausgabe einer katholischen Bibel würde nicht den kostspieligen Druck decken, höchstens eine Auflage — — des bürgerlichen Gesetzbuchs.

4.

Nachdem ich diesen Plan zur gehörigen Orientirung abgezeichnet habe, so beginne mit mir die Fahrt durch die diesjährigen Gebiete der deutschen Literatur in Oesterreich; getreulich werde ich meine Pflicht als Cicerone üben, mit Wissen kein nur irgend Bedeutsames ohne Erklärung vorbeipassiren, ohne Dich mit Minutiosem zu behelligen und zu langweilen.

Wissenschaftliches.

Auf dem Altare der göttlichen Mutter aller Wissenschaften erblicke ich kein Opfer; blos ein Priester hat einen Zehend dargebracht: Die Juste milieus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit, worin aber nicht die Philosophie, sondern der Katholicismus durch dieselbe vertheidigt, erhoben, mit einer Strahlenkrone umgeben wird, wie in allen Schriften Anton Günther's. Dieser beinahe 60jährige ausgezeichnete Mann wurde erst vor 15 Jahren geweiht, widmete, nachdem er in ästhetischen Aufsätzen durch Phantasie- und Ideenreichthum, wie durch einen bizarren aber originellen Styl die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, seine Feder ganz dem Interesse seiner Religion, und hat seit Kurzem durch seine Schriften viel Aufsehen unter den Theologen erregt, so daß ihm von auswärtigen katholischen Universitäten Professurstellen angeboten wurden, die er aber ausschlug, um als Weltpriester ungestört nach seiner Neigung wirken zu können. Trotz

dieser der Staatsreligion Oesterreichs entsprechenden Tendenz und obwohl seine Schriften, mit Censur des Consistoriums, in Wien gedruckt werden, dürfen sie, als ungeeignet für das größere Publikum in den Journalen nicht angekündigt und feilgeboten werden. — Hermes und Sophrosyne von Michael Enk (von der Burg, Capitular und Professor im Benediktinerstifte zu Melk) behandelt einige commercielle Zeitthemata in philosophischen Briefen, die sich weniger durch Neuheit der Ideen, als durch den bekannten klaren und glatten Styl des Autors auszeichnen.

Für die Theologie war heuer eben kein fruchtbares Jahr, wenn man nicht die Nachdrücke, welche in Grätz, dem Heerde des katholischen Verlags, besonders durch die Ferstl'sche Buchhandlung bibliotheksweise geliefert werden, und die zahllosen Andachtsübungen und Gebetbücher mitrechnen will. Von diesen wimmelt es überall, jeder Buchbinder und Büchertrödler verlegt ein Gebetbüchelchen, und um bei dieser Concurrenz etwas Auszeichnendes zu haben, werden so sonderbare Titel gemacht, wie sie nur die Wiener Walzer darbieten; es giebt einen Glöckchen-Galopp und eine Glocke der Andacht. Den Frommen erschien aber ein wahrer Schatz in der: Himmlischen Schatzkammer für bußfertige Seelen, eröffnet zum Lobe der göttlichen Erbauung, zur Ehre der triumphirenden, zum Troste der streitenden, zur Hülfe der leidenden Kirche. — Der vierte, letzte Band des Homilienkranzes, und der verlorne Sohn, eine Auslegung dieser Parabel in Predigten, erschien von Veith. Johann Emanuel Veith, als Jude geboren, später Professor an der Veterinärschule, dann Redemptorist und seit

mehreren Jahren Domprediger, ist einer der scharfsinnigsten und kenntnißreichsten Männer; seine thierarzneilichen Schriften sind nicht minder gediegen als seine ästhetischen, aus denen besonders ein glänzender Humor schimmert, allein er hat diese Laufbahn gänzlich verlassen und sich mit aller Hitze der angeerbten orientalischen Leidenschaftlichkeit, mit aller Energie eines eisernen Vorsatzes dem alleinseligmachenden Glauben ergeben. Seine Bücher, wie seine Predigten, welche von den Wienern vorzugsweise frequentirt werden, sprechen in glühenden Worten für die römisch-katholische Kirche und deren Interessen; sein Lebenswandel ist so geistlich, daß er selbst seine armen jüdischen Eltern, obwohl er sie unterstützt, nicht spricht, und nur dann mit seinen frühern Glaubensgenossen umgeht, wenn er glaubt sie bekehren und das Heil ihrer Seele sichern zu können. Ein solcher Eifer hat dem Neophyten den Vorwurf des Ehrgeizes unter dem Mantel der Heuchelei zugezogen, welchen jedoch das standhafte Ablehnen aller Beförderungen und Ehrenstellen, die diesem ausgezeichneten Kämpfer für den Katholicismus angeboten wurden, entkräftet. Das Wirken dieses 50jährigen Mannes ist ein einflußreiches und von gewichtigerer Bedeutung durch die Verbindung mit den gleichgesinnten theologischen Schriftstellern Günther, Passy, Pabst, Silbert, Hock, Schumacher u. A. —

Vielleicht ist in den Naturwissenschaften eine größere Ausbeute, obwohl, wo keine Sonne scheint, die Erde keine edlen Früchte spenden kann.

Die Botanik wurde durch das 4. Heft der *Iconographia generum plantarum ab Endlicher* — durch eine lieferungsweise erscheinende Pflanzenkunde von Pe-

terman, durch eine Beschreibung der österreichischen Giftgewächse von Kreutzer, und durch eine steirische Flora von Maly, ein blankes Register — bereichert.

Die Wundarzneikunde, durch den 2. Band der Chirurgie von Whatmann, dessen vorhergehender durch die Neuheit der Ansichten wie durch einen holprigen Styl so viel Aufsehen erregte. Whatmann ist ein chirurgisches Genie; er war ein Barbiergeselle, entwickelte während seiner Studien, besonders im Operationscursus, ein so eminentes Talent, daß er bald als Professor angestellt wurde. Jetzt fühlte er erst den Mangel aller sonstigen Bildung, da seine Erziehung durch gänzliche Mittellosigkeit vernachlässigt worden war, und nur dem Willen eines so kräftigen Geistes konnte es gelingen, die Vorstudien, Sprachen und Sonstiges in männlichen Jahren nachzuholen. Daher auch die verschiedene Schreibart zwischen dem jetzt erschienenen und dem ersten Bande seines Werkes, welcher aber trotzdem, und trotz der Kühnheit neuer Hypothesen, die vielfach angefochten wurden, gerechte Anerkennung sogar durch die Engländer fand. Außer seinem Talente eröffnete ihm seine zweite Vermählung mit einer hochadeligen Dame, weßhalb er sich selbst den Adel erwerben mußte, eine glänzende Carrière; er ist jetzt Professor zu Wien und Leibchirurg des Kaisers.

Von medicinischen Werken nenne ich zuerst: Versons Kinderarzt, mit fleißigster Benutzung der vorhandenen Bücher, aus eigener Erfahrung einer vielfältigen Praxis, mit unermüdeter Sichtung und Ausdauer elaborirt, und gewiß jedem praktischen Arzte willkommen. — Bischoff edirte den ersten Band einer Naturlehre des

Menſchen und es iſt von dieſem rühmlichſt bekannten Mediciner kein unbedeutendes Werk zu erwarten. — Eine zweite Auflage der Pharmakologie von Meyer wurde wohl nur durch junge Aerzte für die beginnende Praxis nöthig. Köſtler hat Bemerkungen über Irrenanſtalten in England, Frankreich und Belgien durch eigene Anſchauung geſammelt. — Hruſchauer ſchrieb eine mediciniſche Chemie. — Außer einer Maſſe bedeutungsloſer, größtentheils compilirter Diſſertationen ſind nur noch einige Brunnenſchriften zu erwähnen. Ueber die Bäder in Venedig und Iſchl, welche in neuer Zeit ſo wichtig wurden, ſchrieb Brera in italieniſcher Sprache, was von Beer überſetzt wurde; außerdem hat nur noch Karlsbad einige Werke hervorgerufen, ein ausführliches und ſorgſam zuſammengeſtelltes von Fleckles, und ein gedrängtes von Hlawaczek. Chevalier de Carro gab wieder ſeinen Almanach de Carlsbad heraus. Einige Notizen über dieſen höchſt merkwürdigen mediciniſchen Literaten werden Dir nicht unintereſſant ſein. Er iſt in Frankreich geboren, ſtudirte in Edinburgh und promovirte in Wien; er war der Erſte auf dem Feſtlande, welcher es wagte, den Impfſtoff, und zwar bei ſeinen eigenen Kindern, anzuwenden. Den Nutzen dieſer Entdeckung ſeines Freundes Jenner für die geſammte Menſchheit erkennend, verdankt nicht blos Oeſterreich ſeinem Feuereifer die Einführung der Schutzpockenimpfung, ſondern auch die Türkei und Aſien. Es gehört nicht hieher, die ſonſtigen großen Verdienſte des 70jährigen Arztes anzuführen; er iſt einer der Ausgezeichnetſten unſerer Zeit, ſtand mit der ganzen ärztlichen Gelehrtenwelt in Briefwechſel, ſchrieb

viele Werke in den vorzüglichsten Sprachen Europa's und spricht die meisten derselben mit Gewandtheit. Seit seiner Wegweisung aus Wien, seiner zweiten Vaterstadt, deren Ursache noch immer ein Dunkel umgiebt, lebt de Carro reich dotirt mit Anerkennungsschreiben und Ehrendiplomen, aber unbemittelt als Brunnendoktor in Karlsbad, wo meistens die Engländer seinen Rath in Anspruch nehmen. —

Das thierärztliche Werk von Kahlert über die Hühnerpest veranlaßt, außer der Nennung der heftweise ausgegebenen Thierreichsgeschichte von Ramisch und Presl, zur Oekonomie überzugehen. Das Lehrbuch der Landwirthschaft von Burger erschien in vierter Auflage, — Lexa von Ehrenthal edirt eine Beschreibung der Kernobstsorten, und das Unternehmen des landwirthschaftlichen Conversations-Lexicons von Lengerke findet allgemeinen Beifall. —

Das alte Schulbuch der Mathematik von Vega wurde durch Matzka neu bearbeitet, da es beim Unterrichte des Militärs zur Basis genommen wird. Littrow edirte Anfangsgründe der Mathematik und eine Gnomonik. Diesem thätigen Astronomen verdankt Wien den Bau und die gegenwärtige Einrichtung des Observatoriums, sowie die jährlich erscheinenden Annalen der Sternwarte. —

Unter den Einzelnen, welche in kein Fach zu rangiren sind, hebe ich hervor: Das Münzwesen Oesterreichs 1524—1838, in 2 Bänden von Becher, welches einem langen Bedürfnisse des Numismatikers abhilft, wie der montanistische Schematismus von Kraus

den Bergwerksintereſſenten Oeſterreichs. Beide Werke gehören jedoch nur für ein ganz kleines Publicum, während die 10. Auflage von Teubers Nationalkochbuch, die 7. von Neudeckers böhmiſcher Köchin weder den Bedarf der Gaſtronomen, noch jenen der Familienväter und wirthſchaftlichen Mütter die 4. Auflage der Goldgrube, dieſer häuslichen Rathgeberin für alle Fälle, genügend befriedigen wird, was auch die ſpeculirenden Verleger gar nicht wünſchen. So kaufluſtige Abnehmer wird auch nicht Palacky's literariſche Reiſe nach Italien, und des Grafen Draskovic Wort über die literariſche Regeneration Illyriens, gewinnen; wichtiger iſt, beſonders für die betreffenden Inſtitute, das ektypographiſche encyklopädiſche Bilderwörterbuch für Blinde! Freyſauff von Neudegg hat ſchon mehre Schriften dieſer Art herausgegeben; die Idee, den erhabenen Druck bei dem Unterrichte Geſichtsloſer anzuwenden, iſt eine glückliche, der erhöhte Taſtſinn wird zum Conductor ſtatt des fehlenden Sinnes. Eine ähnliche Methode hatte die Claviervirtuoſin Paradis einſt bei ihrem Unterrichte erblindeter Kinder im Pianoforte-Spiel. Nicht geringere Beachtung verdient die verſinnlichte Denk- und Sprachlehre von Czech, ſowohl für Blinde wie für Kinder. —

Im Sprachfache wird überhaupt mehr geleiſtet; der Kaiſerſtaat vereint ſo vielerlei Zungen, und nicht blos der Handelsverkehr, ſondern das ſyſtematiſche Verſetzen der Beamten und vorzüglich des Militärs in anders ſprechende Bezirke und Länder, macht Sprachkenntniſſe zur unerläßlichen Bedingung. En vogue ſind jetzt Machats

französische Grammatik, wovon die 10. Auflage, und Fornasari's italienische, wovon die 8. ausgegeben wurde. Ein Trichter, um in drei Stunden das Englische eingetrichtert zu bekommen, findet gläubige Käufer; weniger der Versuch einer vergleichenden Grammatik der lat. italien. franz. span. portugies. und engl. Sprache von Kratky. In lexicographischer Hinsicht erschien eine neue Ausgabe von Jagemanns italienischem Wörterbuche durch Bolza besorgt, welches aber nichts als ein Wiederdruck ist, sogar mit denselben Errata. Schuster ließ ein ungarisches Wörterbuch drucken, und Hindoglu ein dictionnaire turc-français, bei der jetzigen Verbindung mit Constantinopel durch die Donaudampfschifffahrt, mittelst welcher man pour plaisir dahin reist, sehr erwünscht. —

Im Juridischen ist nichts Erhebliches zu bemerken. Oesterreich ist in diesem praktischen Fache durch seine gänzlich abgeschlossene Gesetzverfassung jeder Einwirkung von außen her versperrt, die gerühmtesten Werke des Auslandes sind hier höchstens den gelehrten Theoretikern bekannt, die Praktiker haben sich nicht darum zu kümmern, und grade die Schriften dieser sind die gebrauchten, und grade diese haben sich in die veraltete Kanzleischreibart festgerannt. Nur wenige juridische Schriftsteller p. e. der verstorbene Wagner besitzen einen klaren, faßlichen, bündigen Styl; die meisten schreiben ein grauenhaftes Mischling von unverständlichen Dicasterialausdrücken, alten Formeln und neuen Wortfügungen. So vermögen die Erläuterungen, welche die neue Zoll- und Monopols-Ordnung hervorruft, durch eine dunkle Darstellung nicht den dunkeln Text zu

erhellen. Hingegen ist Winiwarters Commentar zum bürgerlichen Gesetzbuch gut geschrieben, besser noch die noch unübertroffene Erklärung des Criminalrechtes von Jenull, beide Werke erschienen in neuen Auflagen. Kremer stellte das Lombardisch-venetianische Lehnrecht zusammen. Kitka veröffentlichte ein Buch über das Verfahren bei Abfassung der Gesetzbücher, welches wahrscheinlich durch das baldige Erscheinen eines neuen Strafcoder veranlaßt wurde. Die Erwartungen des juridischen Publikums sind höchlichst darauf gespannt, da die Vorarbeiten der eigends dafür ernannten Hofcommission bereits viele Jahre dauern. Der Fleiß, den die berufenen Rechtsgelehrten daran wenden, die Sorgfalt, womit vorgeschritten wird, indem sämmtliche Provincial-Gerichtsbarkeiten ihr Begutachten über jeden einzelnen Paragraph einliefern müssen, lassen ein treffliches Elaborat, ein die Wohlfahrt des ganzen Volkes wie des einzelnen Bürgers befestigendes Resultat erhoffen; wie das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, womit Kaiser Franz mitten in vehementen Kriegszeiten seine Unterthanen 1811, in welchem Jahre auch das folgenschwere Finanzpatent erschien, beschenkte. —

Die Literatur der Geschichte nebst ihren Nebenbranchen ist folgende:

Eine Wappengallerie des höhern Adels des Kaiserstaates, wovon einige Hefte als Fortsetzung erschienen sind. — Der 2. Band der Reisebeschreibung ins Innere Brasiliens von Pohl, welcher die kaiserliche Prinzessin Leopoldine bei ihrer Vermählung mit Dom Pedro 1817 dorthin begleitete, und die Resultate

ſeiner dreijährigen naturhiſtoriſchen Forſchungen, beſonders in Mineralogie und Botanik in dieſem Werke niederlegte. — Die Topographien: Sommers von Böhmen und Wolnys von Mähren und Schleſien, die ältern und bereits ganz unrichtigen von Schaller und Schwarz erſetzend, werden rüſtig fortgeſetzt. — Auch eine Geſchichte der Baukunſt, der bildenden und zeichnenden Künſte in Mähren von Hawlik erwähne ich, obwohl nicht ganz am richtigen Platze. Eigentlich hiſtoriſche Schriften veröffentlichten: Chmel unter dem Titel, der Geſchichtsforſcher, die regesta Friderici IV., genannt mit der leeren Taſche, ein Auszug aus den Regiſtratursbüchern des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs; ebenſo nach den gültigſten Urkunden und Aktenſtücken iſt Gevay's Werk über die Geſandtſchaft Ferdinand I. an Suleiman I. 1536. — Maßmann gab gothiſche Urkunden von Neapel heraus. Alle dieſe obwohl mit Fleiß und ſorgfältiger Quellenbenützung gearbeiteten Hiſtorien begreifen nur kleinere Epochen, und müſſen ſchon deshalb der Geſchichte der Regierung Ferdinand I. von Bucholtz hintanſtehen, welches einen ſo großen und für Oeſterreich höchſt wichtigen Zeitraum umfaßt. Dieſes grandioſe Werk iſt das Ergebniß langjähriger Bemühungen, unermüdeter Forſchungen, der Benutzung ſonſt nicht leicht zugänglicher Archive, die Lebensblüthe eines thätigen, ſtrebenden Mannes, der zu den achtungswürdigſten gehört, und eine Zierde ſeines zweiten Vaterlandes, Oeſterreichs bleiben wird. Franz Ritter von Bucholtz ſtarb zu Anfange dieſes Jahres, kaum 50 Jahre alt, hinterließ aber das bereits vollendete Manuſcript

gänzlich geordnet, so daß der 8te und 9te Band, das Werk schließend, ungestört gedruckt werden konnte. Auch diesem Historiker, der die Wahrheit der Thatsachen durch unumstößliche Belege aus Urkunden, manchmal mit weitschweifiger Sorgfalt, darthat und die leisesten Zweifel durch sachgetreue Darstellung zu entfernen suchte, auch diesem steht das Vorurtheil gegen alle historische Schriften Oesterreichs entgegen; um so mehr, da er eine Epoche behandelt, die nicht blos in politischer, sondern auch in kirchlicher Rücksicht kitzlige Punkte darbietet. Bucholtz ist keineswegs von einer Partheiung loszusprechen; aber es ist dies die wünschenswerthe Gesinnung eines geistvollen Mannes, die er offen und redlich zur Schau trägt, und welcher er keineswegs durch Entstellung, oder Verheimlichung der Facten ein Opfer brachte. Und so wie er einer der redlichsten und wahrheitvollsten Geschichtsforscher war, dessen Tendenz nicht Ankämpfen und Zerstören, sondern Ausgleichen und Aufbauen begründete, so ist er auch einer der besten Stylisten, dessen Darstellung eben so glänzend, anschmiegend, voll Weichheit und Wohlklang, als scharf gedrängt, bündig und gegliedert. —

Wie wohl thut es bei einem solchen Lobe, das man aus voller Brust spenden darf, ausruhen zu können!

5.

Beiles lettres.

Es ist zwar keine große Masse, allein da Du ein Freund des Systematischen bist, so will ich die schöngeistigen Schriften in folgender Ordnung besprechen:

I. Prosa.
II. Vermischtes.
III. Dramatisches.
IV. Gedichte.

I. Da springen zuerst lockende Titel in die Augen: Die Belagerung von Wien, oder Graf Rüdiger von Stahrembergs Heldenmuth und Tapferkeit; auf dem Kupfer erblickt man im Vordergrunde zwei ganz geharnischte Ritter einen leicht gekleideten Türken, der eine Fahne vertheidigt, erstechen, und unter dieser Darstellung tapferer That stehen die Worte: „Wer sein Vaterland liebt, sucht die feindliche Fahne zu vernichten.“ — — Dann der noch lockendere Titel: Mathilde von Arnstein, die Löwenbändigerin in Palästina, oder das Todtengericht am Kreuzwege u. m. dgl. Als Verfasser dieser köstlichen Romane ist Ludwig Dellarosa angegeben, mit welcher Chiffre Joseph Aloys Gleich bereits über 50 Jahre als Hauptlieferant solcher Leihbibliotheks-waare von den Verlegern in Oesterreich beschäftigt wird. Er hat während dieses Zeitraums fast 150 Romane, großentheils mehrbändige Geister-, Räuber-, Ritter- und Schauergeschichten abgefaßt, nebstbei einige 20 Possen auf die Bühne gebracht und sonstige Allotria geschrieben. Wie die böse Welt immer liebt, das Strahlende zu schwärzen, so geht die Sage von Verleger zu Verleger, daß dieser patriotische Romanenfabrikant für ein 30 bis 40 Bogen lang gesponnenes Werk eben so viel Gulden Honorar fordere, und er kann daher kaum alle Bestellungen befriedigen. Dann sage man noch, die österreichischen Buchhändler hätten keinen Unternehmungsgeist! — Zu einem

andern ebenfalls reich-cultivirten Genre der Unterhaltungslectüre gehören die Lach-Walzer von M. J. K. — Die Witz-Raketen; nemlich zusammengeraffte Anekdoten, die in Wien besonders ein kauflustiges Publikum finden. — Wenig erheblicher sind die Hesperiden, herausgegeben von Oesterlein, da die Erzählungen weder durch Erfindung noch durch Darstellung sich hervorthun. Das Bändchen wird von Colporteurs zu 15 Kreutzer ausgeboten. — Ein Strichelchen über dem Gefrierpunkte schweben: Die Reifperlen von August Schilling — die Minutenspiele und die Reise des letzten Menschen von Christian Kuffner — die Erzählungen von Johann Langer, dem Humoristen par force — die Novelleten von Johann G. Seidl, welche bereits in Journalen gedruckt waren. Endlich: Strahls Diamanten und Perlen; diese Ueberschrift läßt Schätze aus den Gruben zu Visapur, oder aus den Meerestiefen in Barlem vermuthen, indeß sind es falsche Juwelen, Uebersetzungen aus dem Französischen.

Diesen kargen, abgestandenen, unschmackhaften Erzeugnissen der schöngeistigen Prosa setzt ein Produkt besonderer Art die Krone auf. Die Congregation der Mechitaristen bestrebt sich durch Verbreitung orthodoxer Schriften den Katholicismus zu befestigen und auszubreiten. Der Verlag ihrer Buchhandlung in Wien erstreckt sich aber nicht blos auf theologische Werke, sondern er fördert Behufs dessen auch Belletristisches zu Tage, und es wurde sogar ein Preis ausgesetzt für eine Novelle. Der Zeitspiegel, eine Novelle von Anton Passy wurde von den geistlichen Richtern gekrönt. Passy ist ein Redemp-

torist und hat schon viele Bücher verschiedenen Inhaltes edirt; darunter zeigt die Canzone: Meisterlosigkeit, welche 1834 in Leipzig erschien, von poetischem Talente, und hatte wegen ihrer gegen die herrschenden Ideen gerichteten Tendenz im Interesse der katholischen Kirche ein Belobungsschreiben von Sr. Heiligkeit dem Papste an den Verfasser zur Folge. In dieser Novelle werden Repräsentanten der mannichfaltigen religiösen und irreligiösen Partheien unserer Tage vorgeführt, mit den Waffen aller Heiligen und des Teufels bekämpft, durch Rosenkranz und Absolution besiegt, und natürlich, daß zuletzt Alle in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche mit Reue und Buße zurückkehren. Ich excerpire hier eine Stelle aus der Nachschrift, welche Dir über Ansichten, Bestrebungen, Belesenheit und Styl des Verf., wie der Preisertheiler und Consorten Aufschluß geben kann. Wörtlich:

„Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis und Werthers Leiden, sind Bücher, welche miteinander, so verschieden sie von einander sind, einen dauernden Effekt und ungeheure Verbreitung gemein haben. Ihre Verf. lebten in den Gedanken, die sie aufschrieben. — — Leben und weben auch wir in den Ideen, die wir zu Markte bringen? Haben auch wir Gedanken — und etwas zu sagen? — Die antichristlichen Autoren, besonders die jüngsten, denen ich dies nicht mit einer Menzelschen Rhadamanthen-, aber auch nicht mit gutmüthiger Schaafsmiene sagen möchte, stehen indeß dem ungeschicktesten katholischen Autor gewiß an gutem Willen nach. Mag das deutsche Volk sich vor ihren Augen aufraffen, und dem Kreuze nachziehen, ja sollte es allen Leiden Werthers, vor

ihren Augen, Christi heiliges Leiden vorziehen, sie lassen es vorziehen und nachziehen, und schmunzeln und grinsen: forträumend von graziösen Meineiden, von der Unhaltbarkeit des Positiven, und wie die Poesie (ihre nämlich) der allein selig machende Glaube sei, was die solide deutsche Revue später erweisen wollte, aber weder sollte noch konnte! — — — — — — — —" „Sie haben einen grauenhaften Jargon zu Markte gebracht, und einen Chimbarasso von Windbeutelei aufgehäuft. Darauf steht nun der berühmte Graf von Platen, und der höchst unberühmte Baron Maltitz, die wie Wachtmeister von ihres Wesens Wesenheit schreien und lärmen, Thrasibul und Harmodius, Ludwig Börne und Heinrich Heine haben mit fieberhaftem Ringen, eben den alten Patriarchen Goethe niedergerungen, Rotteck und Menzel bilden das neue Ministerium als ihre Propheten; Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludwig Wienbarg sind ihre Dichter. Ammon und Bolzano ihre Theosophen — — — —" „Herolde, Nachtwächter, Cicerone, Ladendiener, Lohnlakaien und Ritter des jungen Europa genug, die das neue Babel aus Acephaliden und Knochengerippen erbauen. — Manches edle junge deutsche Gemüth wird aber von dem Treiben eingeschüchtert. Die Jünglinge des deutschen Landes sollten zum Märtyrthume schon gebildet sein, ach! und sind sie Christen? — Die Zukunft sitzt zu Gerichte." —

Ich habe mich geflissentlich aller Ausrufungs- und Fragezeichen enthalten.

II. Hieher gehören die Taschenbücher. Unter den ältern sind bekannt: Castelli's Huldigung den Frauen

— Seidl's Aurora — und Immergrün, und brachten wieder nichts Hervorragendes. Der Buchbinder Pfautsch in Wien ist seit ein paar Jahren bemüht, elegant ausgestattete und durch Beiträge renommirter Namen ausgezeichnete Almanache herauszugeben. Allein er nennt keinen Redakteur und besorgt wahrscheinlich selbst wie den Einband so auch den Inhalt; daher genügen die Jahrbüchelchen mehr dem Auge als der Kritik. Der Uebelstand tritt besonders hervor, wenn die Einsendungen auswärtiger Literaten, wie gewöhnlich, bei der Censur Anstand finden, und daran geändert werden muß; da salzt der Herr Buchbinder selbst die Novellen, oder Sonstiges, und schlägt und preßt, daß es die Autoren schmerzlich fühlen, und manchmal, wie z. B. Dingelstedt, Einsprache veröffentlichen. Abgesehen davon bringen diese Gedenkemein und Cyanen recht anmuthige, hübsche Lesesachen, eignen sich ganz zu einem Damenpräsente, und Pfautsch hat keine Kosten gespart, etwas für das Auge sehr Gefälliges zu liefern. Auch andere Buchbinder, besonders Buchholtz, verlegen Taschenbücher: Der Freund des schönen Geschlechtes — Veilchen — u. dgl., es sind aber blos elegante Anhängsel des Kalenders. — Das Album, welches Witthauer zum Besten der Ueberschwemmten in Ungarn herausgab, und worüber mehrere ausführliche Recensionen erschienen sind, ist in zweiter Auflage vergriffen. —

III. In dieser Branche ist in der letzten Zeit fast nur Schofel zu nennen. Chownitz und Schanza können nicht deutsch; Schwenda, Janitschka, Senn und Kaltenbrunner leiern Gehörtes und Gelesenes. Sonderbar,

daß unter den Gedichten des Letztern ſich einige Gute vorfinden, die er, wie die Vorrede beſagt, in Compagnie mit einem Andern, Ungenannten verfaßt hat.

IV. Den Uebergang zum Theater bilden der Adept und Camoens von Friedrich Halm. Die vile Wiener Theaterkritik hat nach den Darſtellungen dieſer Stücke ihr Votum dahin abgegeben, daß ſie vortrefflich, aber mehr Gedichte als Dramen, eher für den Druck als für die Bühne adaptirt ſind; ſie liegen nun ſchwarz auf weiß vor und rechtfertigen keineswegs ſelbſt die gemäßigten Erwartungen. Ein ſchönes lyriſches Talent wird erkannt, welches die durch Zufall und Localverhältniſſe mit günſtigem Erfolge betretene Bahn zu verfolgen ſich abmüht, aber kein ſo anregendes Zeitmoment wie Griſeldis mehr findet, und die gewaltige Form der Bühne nur par force auszufüllen im Stande iſt. — Originalſtücke erſchienen ferner: Ebener Erde und erſter Stock, und Till Eulenſpiegel von Johann Neſtroy. So wenig Halms Stücke ſich für die Bühne eignen, ſo wenig dieſe Farçen für den Druck. Neſtroy beſitzt eine Fülle von Spaß, wodurch Localdichtungen belebt werden; in dieſer Hinſicht ſteht er jetzt ohne Nebenbuhler da, und übertrifft alle frühern Poſſenſchreiber in der Parodie, wo ſein Spaß und Witz eine feſte und günſtige Grundlage erwiſcht; allein Invention mangelt ihm gänzlich, und die Parodien können doch nur dort anſprechen, wo die Originale gekannt werden. Daher das Mißglücken Neſtroyſcher Poſſen außerhalb Wien, wo ſie hingegen mit Recht als die beluſtigendſten oft funfzigmalige Repräſentationen zulaſſen; gefallen ſie anderswo, ſo iſt es mehrentheils dem Umſtande anzurechnen, daß

ſtets ein paar reich dotirte Hauptrollen eingefügt ſind, für ſich und für Scholz, den monotonen aber unwiderſtehlichen Komiker berechnet. Finden ſich dazu geeignete und beliebte Darſteller, wie die Genannten, ſo iſt das Schickſal der meiſten Pieçen geſichert; aber auf den Bretern müſſen ſie verbleiben, keineswegs in die Bücherwelt treten. Hier iſt ihnen ein gleicher Werth mit den Poſtbücheln anzuweiſen. — Daſſelbe gilt von Turteltaubs Wiener Volksbühne, worin Poſſen von Neſtroy, Gulden uud dem Herausgeber gedruckt ſind. Das fehlt noch der Wiener Literatur, daß die Erbärmlichkeiten, die hirnloſen Sudeleien der Vorſtadtbühnen unter die Preſſe gelegt werden. Da ſollte doch die öſterr. Kritik aus Schamgefühl die neunſchwänzige Katze durch die Luft pfeifen laſſen; allein die gemüthliche erklärt blos, daß dieſer ſtinkende Aſſand — kein Roſenöl ſei. — Römers Theater und Herzenskrons dramatiſche Kleinigkeiten enthalten Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen; — Wertheimers dramatiſche Beiträge, aus dem Engliſchen; alle drei haben Geſchmack und Bühnengeſchick. —

6.

Periodiſche Schriften.

1. Politiſche. O d. i. eine große Null; da die privilegirten Zeitungen — in jeder Hauptſtadt der Provinzen erſcheint Eine — durchaus keine raiſonnirenden Artikel, ſelbſt nicht im abſoluten oder patriotiſchen Geiſte drucken dürfen, ſondern auf data und facta beſchränkt ſind, ſelbſt hier alles vielleicht Anſtößige und Aufregende ausſcheiden, und bei bedenklichen Aufſätzen ſich nach der Wiener Zei-

tung richten müſſen. Aber auch dieſe iſt kein Organ der Regierung; ein ſolches exiſtirt in Oeſterreich nicht. Berichte innerhalb des Kaiſerſtaates, von einer Stadt zur andern, ſind nicht geſtattet; man muß ſie den Localblättern wörtlich entlehnen; daher dieſes Unisono über alle Ereigniſſe, ſo wie gegenſeitig wieder das allgemeine Stillſchweigen. Du irrſt aber, wenn Du glaubſt, dieſe Zeitungen trügen eine Farbe, oder ſie beabſichtigten eine Tendenz oder vertheidigten irgend ein Princip; nichts von alle dem, ſie ſind prinzip-, tendenz- und farblos, und haben auch nur der amtlichen Beiblätter und ſonſtiger Inſerate halber Abonnenten und Leſer. Blos der öſterreichiſche Beobachter, durch Friedrich Schlegel gegründet und ſeit 30 Jahren durch den Sekretär des Fürſten Metternich Joſeph von Pilat redigirt, bringt zuweilen Artikel, welche die An- und Abſicht der Regierung andeuten. An dieſem Blatte hat früher Gentz mitgearbeitet. Die zuverläßlichſten Nachrichten, faſt offiziell, ſucht das öſterr. Publikum nur in der Augsburger Allgemeinen, wohin bekanntlich mittelbar aus der Staatskanzlei correſpondirt wird. Dieſe Zeitung iſt auch in jeder Schenke der ganzen Monarchie zu finden. —

2. Von den Journalen der einzelnen Fächer muß Dir eine Nomenclatur pêle mêle genügen.

a) Jahrbücher: Mediziniſche, von Raimann, Fiſcher, Roſas und Wisgrill redigirt. — Die Jahrbücher der Literatur, auf Staatskoſten vierteljährig ausgegeben, durch Deinhardſtein beſorgt, brachten nichts allgemein Erhebliches. Iſt es nicht ſonderbar, daß dieſes review ſich mehr mit

engliſcher und orientaliſcher Literatur befaßt, als mit deutſcher? faſt zwei Drittheile des Textes ſind damit gefüllt. — Die Jahrbücher des polytechniſchen Inſtituts edirt Prechtl. — Jakſch gibt ein Jahrbuch für Schullehrer heraus. — Jurendes mähriſcher Wanderer, welcher beinahe 30 Jahre beſteht, iſt ein Kalender mit intereſſanten Auszügen aus Büchern und Journalen des laufenden Jahres gefüllt, und wegen des überaus billigen Preiſes, ich glaube für 200 enggedruckte Bogen mit Kupfern 2 fl., ein Leſebuch des Volkes, ſo daß faſt 10000 Expl. in Umlauf gebracht werden.

b) In zwangloſen Zeiträumen werden ausgegeben: Die Annalen des Wiener Muſeums der Naturgeſchichte, redigirt von dem Direktor deſſelben — Weitenwebers Beiträge zur Natur- und Heilwiſſenſchaft — Mittheilungen für Gewerbe und Induſtrie, von dem Vereine zur Ermunterung des Gewerbgeiſtes. — Steiermärkiſche Zeitſchrift vom Joannäum in Grätz edirt — Themis, eine Sammlung Rechtsfälle, von Weſſely. —

c) In monatlichen Heften erſcheinen: Die Zeitſchrift für Rechtsgelehrſamkeit und Geſetzkunde von Dolliner und Kudler — die militäriſche Zeitſchrift, redigirt von Schels, wichtig wegen der hiſtoriſchen Aufſätze — die theologiſche Zeitſchrift von Pletz. —

d) Blattweiſe: Die Geſundheitszeitung, gegründet von Baſtler, fortgeführt durch Beer, wahrhaft populär geſchrieben — Oekonomiſche Neuig-

keiten und Verhandlungen von André, seit faſt 40 Jahren beſtehend, allgemein verbreitet und geſchätzt. — Hammerſchmidts Zeitſchrift für den Landwirth und Forſtmann. Die Handelsintereſſen werden durch das Trieſter Lloyd, durch die Peſther Gewerbs- und durch Wieſe's Zeitſchrift für Handel und Induſtrie beſprochen.

3. Belletriſtiſche. Die Wiener periodiſchen Blätter ſind: Bäuerles Theaterzeitung. — Ebersbergs Zuſchauer. — Hans Jörgels Briefe von Gleich. — Oeſterleins Morgenblatt. — Saphirs Humoriſt. — Seyfried's Wanderer und Sammler. — Witthauers Modezeitſchrift. — Lemberts Telegraph iſt eingegangen. Halte kein zu ſtrenges Gericht über ihre Leiſtungen; es haben Einige den redlichen Willen Gutes zu bringen; aber im Anringen mit den laſtenden Verhältniſſen wird jedes beſſere Streben gelähmt und oft verkehrt. Wenn Du erfährſt, daß die Wiener Journale von drei Beamten cenſurirt werden, daß die cenſurirten Bürſtenabdrücke mit den verhängnißvollen Kreuz- und Querſtrichen erſt ſpät in der Nacht aus den Händen des oberſten Cenſors kommen, daß das Blatt zu beſtimmter Zeit ausgegeben werden muß, daß keine Cenſurlücke bei ſchärfſter Ahndung geduldet wird, daß daher häufig um Mitternacht Notizen u. dgl. zuſammengeſtoppelt werden, um die bedeutenden Lücken zu füllen, und daß alſo die Redacteure ſelbſt nicht wiſſen, was morgen in ihren Blättern ſtehen wird — Du wirſt milder aburtheilen und vielleicht mitleidig die Achſel zucken. Von einer Tendenz kann keine Spur zu bemerken ſein, da ſelbſt das bedeutungloſeſte

Gewäſche über Theater unbekannten, wetterwendiſchen Rückſichten unterworfen iſt. Es wird nicht blos nach Gutdünken geſtrichen, ſondern auch geändert und hinzugeſchrieben, und wenn dann ein Recenſent z. B. etwas ſeiner Anſicht ganz Entgegengeſetztes gedruckt ſieht, ſo iſt es doch zu geringfügig, um ſich deßhalb zu beſchweren, wo ohnehin alle Klagen nur Verſchärfung, Neckereien, Erbitterung und Gehäſſigkeit nach ſich ziehen. Der Journaliſt muß ſich gefallen laſſen, ſeinen Namen oft unter den ſinnloſeſten und widerſprechendſten Aufſätzen zu leſen; hingegen dient dieſe Manipulation allen Skriblern zur Entſchuldigung ihrer Ignoranz. Der Schriftſteller, den nicht der Erwerb dazu drängt, meidet auch die Spalten der Tagesblätter, und ſetzt ſich nicht dem verächtlichen Urtheile aus, welches mehr oder minder Mitarbeiter und Redacteure mit wenigen Ausnahmen trifft. —

Jede Hauptſtadt der Provinzen hat ebenfalls ihr Unterhaltungsblättchen, welches ſich größtentheils durch Nachdruck und Localberichte nährt, ſo die Moravia in Brünn, Bohemia in Prag, Pannonia in Preßburg, Carinthia in Klagenfurt, Luna in Agram, der Aufmerkſame in Grätz, Mnemoſyne in Lemberg, die Warte an der Donau in Linz u. a. m. Der Spiegel in Peſth iſt unter dieſen das Beſte. Dagegen haben ſich im Süd und Nord des Kaiſerſtaates ein paar journaliſtiſche Inſtitute gebildet, welche nach den Anforderungen der Gegenwart ſo Gediegenes, Werthvolles und der vorgefaßten Tendenz Entſprechendes veröffentlichen, daß ſie ſelbſt nach ſtrengſten Urtheilen den Vergleich mit den beſten Journalen des Auslandes hervorrufen können.

Adria, in Trieſt, redigirt von Löwenthal, und Oſt und Weſt in Prag, redigirt von Glaſer; dieſes tendirt die ſlaviſche Literatur aller Mundarten, den Occident, jene die italieniſche, den Orient in deutſcher Sprache zu vertreten, und die beiderſeitigen geiſtigen Intereſſen zu vermitteln. Die Tendenz der Adria wird noch durch ein zweites Journal, das Echo in Mailand, welches in monatlichen Heften und durch den Grafen Pachta herausgegeben wird, gefördert und verbreitet, und auch darin ſind gehaltvolle Aufſätze über die italieniſche Literatur, und aus derſelben, comparativ mit der deutſchen; allein jene iſt Allen leicht in originali zugänzlich, es wird im Norden Deutſchlands nicht minder gründlich ex fundamento darüber geſprochen, die zahlreichen Nachrichten der Reiſenden geben fortlaufende Kunde, ſo daß die beiden Zeitſchriften nicht die verdiente Verbreitung erzwecken können. Oſt und Weſt dagegen eine lang gefühlte und ſtets klaffender ſich geſtaltende Lücke ergänzend, eine Literatur, die nur Wenigen zugänglich, den Deutſchen eine lebende Runenſchrift iſt, in unſern Horizont ziehend, fand bald rege Anerkennung und Ausbreitung. Für das Bezwecken dieſer Zeitſchrift iſt auch die Localität beſonders günſtig, indem Prag die Intereſſen und Literaten des ſlaviſchen und des deutſchen Idioms vereint. — Dort erſcheint auch der Novelliſt von Johann Umlauft, welcher, Lewalds Europa in der Form nachgeahmt, bedeutend und rühmlich wirken kann, wenn er öſterreichiſche jüngere Schriftſteller zum Schreiben von Original-Erzählungen aneifert, und dadurch zum Emporſchwingen der Proſa verhilft. —

7.

Ich habe Dir nun Alles, was die öſterreichiſche Literatur im l. J. zu Markte brachte, vorgeführt; ich bürge keineswegs für lückenloſe Vollſtändigkeit, aber ein Werk von Bedeutung irgend einer Art dürfte mir nicht entgangen ſein. Um dieſe Ueberſicht noch vollſtändiger zu machen, will ich auch deſſen erwähnen, was die nächſte Zukunft zu bringen verſpricht. In Oeſterreich hegt man ohnehin, je mehr man durch die bekannten Produkte getäuſcht wird, deſto größere Erwartungen von den kommenden Erzeugniſſen der einheimiſchen Literatur; man wiegt ſich immer in dem beruhigenden Glauben, es werde ein literariſcher Meſſias erſtehen, der dem bethlehemitiſchen Würgen der Cenſur entgeht, und obwohl von den Verhältniſſen an's Kreuz genagelt und ſelbſt im Grabe umwacht, dennoch glorienumſtrahlt emporſteigt und ſeine Gottheit bethätigt. Vielleicht bin ich irriger Anſicht, aber ich glaube zuverſichtlich, wenn ein ſolcher Meſſias erſcheint, man wartet nicht bis er Predigten gehalten hat, und 30 Jahre alt wurde, ſondern er wird unverzüglich mit den andern Schächern aufgeknüpft. Voi ch' intrate lasciate ogni speranza! — Betrachten wir aber das mannigfaltige Streben nach Licht und Luft; Geiſtesthätigkeit zeigt ſich in Oeſterreich jetzt mehr als je.

Aus allen Fach-Wiſſenſchaften weiß ich nur Einiges was für die Medizin zum Drucke vorbereitet wird. Stethoſcopiſche Unterſuchungen von Skoda, das erſte Werk darüber in Oeſterreich. — Mikroſkopiſche Unterſuchungen von Lörres, eine der fleißigſten Arbeiten

mit den genaueſten Abbildungen. — Welwich beſchreibt die Kryptogamen Oeſterreichs. — Der junge Gelehrte Romeo Seligmann, welcher die Lehrkanzel der Geſchichte der Medizin an der Wiener Univerſität creirte, edirt eine Racenlehre und eine Geſchichte der Epidemien, als Einleitung einer Geſammtgeſchichte der Heilkunde. — Meißners Chemie wird nächſtens wieder ausgegeben. —

Fürſt Lichnowsky ſetzt ſeine Geſchichte des Hauſes Habsburg langſam fort. Der Fürſt iſt auch Poet, und einer der eifrigſten Förderer der Wiſſenſchaft durch raſtloſe Thätigkeit. — Von Kaltenbäck iſt endlich die Literatur- und Kunſtgeſchichte unter Maximilian I. zu erwarten, ein umfaſſendes, ausführliches und aufhellendes Werk, die Frucht vieler thätigen Jahre. Kaltenbäck gibt auch den Nachlaß von Bucholz heraus und beabſichtigt ſchon 1839 einen hiſtoriſchen Almanach zu gründen. — Friedenthal beſchreibt eine Reiſe durch Serbien in Briefen, worin viel Intereſſantes erörtert werden ſoll. —

Was im Gebiete der ſchönen Literatur erſcheinen wird, will ich in alphabetiſcher Ordnung nach den Namen der Verfaſſer notiren.

Buſchmann, Baron, flocht einen Marienkranz aus Liedern.

Ebert, Carl Egon, deſſen Poeſien noch nicht genug gewürdiget wurden, tritt mit einem Bande theils lyriſcher, theils epiſcher Dichtungen auf.

Frank, Guſtav Ritter von, redigirt den dramatiſchen

Almanach, welchen Brockhaus verlegt, und dessen dritter Jahrgang eben angekündigt wird.

Frankl, Ludwig August, in Geist und Streben mit Ebert innigst verwandt, theilt auch dessen Geschick, weniger rücksichtlich des Lesepublikums, als der Kritik. Er soll das Gedicht Don Juan bereits beendet haben. Die Erwartungen auf dieses Epos sind höchst gespannt, da der Stoff so interessant, und die Schönheit und Fülle der Sprache, die Gewandtheit in der Form, die Klarheit in den Bildern, der Wohlklang im Rhythmus, was seinen Colombo auszeichnet, hier eine romantische, lebendigere und vielgestaltige Grundlage bekommen. — Auch heißt es, daß die Skizzen aus Italien, welche zum Theil in der Wiener Zeitschrift für Mode abgedruckt waren, gesammelt erscheinen sollen.

Frohberg, Regina, hat nach langem Stillschweigen wieder einen Roman beendet. Man ist begierig, welcher Ton darin angeschlagen wird; da diese kluge und geistreiche Frau wohl die Ueberzeugung gewann, daß die Zeiten der sentiments, der Sentenzen, der Familiengeschichten passirt sind.

Grün, Anastasius, hat zum Vorwurf einer Dichtung die Begebenheiten des Pfaffen vom Kahlenberge; er war der Begleiter Herzogs Otto des Fröhlichen, oder des Rosenumkränzten, † 1339, welcher auf dem Kahlenberge residirte. Der Glatzkopf war eine Art Abraham a Santa Clara, und die Historie bewahrt manch treffliche Worte aus seinem Munde. — Er sammelt auch krainerische Volkslieder. — Graf Auersperg hat sich jetzt bei der Behörde als identisch mit A. Grün, und als Verf. der

mit dieſer Pſeudonyme erſchienenen Schriften bekannt; — die Strafe, welche bei dem erſtmaligen Uebertreten des Geſetzes beſteht, ſetzt eine Pön von 25 Ducaten für jeden ohne Cenſur gedruckten Bogen feſt. Dieſe wurde dahin ermäßigt, daß der Graf für Alles nur 25 Duc. Strafe zu erlegen hat; allein er hat dagegen recourrirt.

Halirſch, Friedrich Ludwig, † 1832 in Italien, hinterließ mehrere Manuſcripte, welche nun J. G. Seidl herauszugeben gedenkt; ſie enthalten Gedichte und Novellen. Halirſch gehörte ebenfalls zu jenen öſterr. Talenten, welche, durch die Verhältniſſe niedergedrückt, keinen Namen, keine Popularität erringen können, und dadurch im Innerſten erkranken und dahinſiechen. Er iſt kaum von einigen gekannt und geſchätzt, und hat doch trotz ſeiner Jugend, 30 Jahre, faſt 10 Bände drucken laſſen, viel Zerſtreutes in Journalen und Taſchenbüchern. Seidl, welcher vieles mit ihm gemeinſchaftlich arbeitete und unter der Chiffre *Meta communis* ausgab, iſt daher auch berechtigt zum Ordnen des Nachlaſſes, und erwirbt ſich ein Verdienſt durch die Herausgabe. Meiſter Tod, ein allegoriſches Gedicht in 4 Geſängen, ſoll eine der ſinnigſten poetiſchen Schöpfungen ſein.

Halm, Friedrich, hat ein Trauerſpiel, Imelda Lampertazzi zur Darſtellung auf dem Hoftheater zu Wien eingereicht; die Erwartungen ſind herabgeſtimmt, die Handlung ſoll Romeo und Julie, und König Enzio ähneln.

Hammer-Purgſtall, Freih. v., läßt ein perſiſches Gedicht, Urtext nebſt Ueberſetzung drucken: Schebiſteris Roſenflor des Geheimniſſes, und widmet es dem

Schach von Perſien, von dem er für die Uebertragung des Marc Aurel ins Perſiſche den Sonnen- und Löwenorden erhielt. Intereſſant iſt Dir wohl die Notiz, daß er blos das Diplom zugeſandt bekam, und die Decoration ſelbſt anfertigen laſſen mußte.

Hilſcher, Emanuel, war ebenfalls eines von jenen Talenten, welches auf anderem Boden die ſchönſten Früchte geboten hätte; zudem drückte ihn auch ſeine bürgerliche Stellung, er ſtarb nemlich im 32ſten Jahre zu Mailand als gemeiner Soldat, eben als er nach 14jähriger aktivem Dienſt, die normale für alle Conſcriptionspflichtigen in Oeſterreich, ſeinen Abſchied vom Militär erhalten ſollte. Mit den empfänglichſten Sinnen für alles Schöne, mußte er in dieſer ſumpfigen Lage verwuchern; vielleicht wurde eben darum Byron ſein Lieblingsdichter, von dem er Vieles, mit einem Anſchmiegen, einem Wohllaut, einer Gewandtheit überſetzte wie noch Keiner in Deutſchland. Pfizer und Zedlitz bleiben weit hinter ihm zurück. Er überſetzte auch aus dem Franzöſ. und Italieniſchen, unter Anderem die sepolcri von Hugo Foscolo mit eben ſolcher Meiſterſchaft; dies und ſeine wenigen Original-Dichtungen, welche ihn aber den gefühlvollſten und vorzüglichſten Lyrikern Oeſterreichs anreihen, ſind in Journalen zerſtreut, theils noch in der Schrift. Frankl hat die Herausgabe der ganzen Nachlaſſenſchaft dieſes unglücklichen Dichters angekündigt, und dies giebt die Gewährleiſtung, daß noch im Manuſcripte viel Vortreffliches ſich vorfand.

Jósika, Nicolaus, iſt ein berühmter ungariſcher Romanſchriftſteller. Ohne originell zu ſein, miſcht er in ſeine Erzählungen einen ganz eigenthümlichen, magyariſchen

Zug, baut auf dem Boden ſeines ergiebigen Vaterlandes, wirkt deſſen hiſtoriſche Perſonen und Facta in die bunten Begebenheiten, und packt ſomit das Intereſſe ſeines Publikums. Er trachtet den noch minder cultivirten Ungarn faßlich zu ſchreiben, und wurde binnen Kurzem der Lieblingsautor des ganzen Volkes. Es ſollen nun ſeine ſämmtlichen Romane überſetzt erſcheinen, da ſeine Abafi auch bei den deutſchen Leſern Glück machte.

Kuranda, Ignaz, hat ein Trauerſpiel, der Geſchichte Englands entlehnt, geſchrieben, welches Bühneneffekte haben ſoll.

Lenau, Nicolaus, hat die Albigenſer zum Stoffe und Titel eines Epos gewählt; alſo wieder eine Kirchenſpaltung, wo religiöſe Themata zum Beſprechen kommen. Wenn dieſem trefflichen Dichter auch hierbei das Unglück paſſirt, wegen der Anklage des Pietismus einen ſo riſiblen und impotenten Vertheidiger zu finden, wie bei Savonarola, ſo wird ſeine Beliebtheit, bei einem großen Theile des Publikums gefährdet, wie ſein Ruf bei den kritiſchen Gewalthabern. — Nimbtſch von Strehlenau hat ſich längſt als Verfaſſer der mit Lenau unterzeichneten Schriften bekannt; allein neuerdings wird er von der Behörde deßhalb ſo angefochten, daß er ſich zur Auswanderung entſchloſſen hat. Im nächſten Frühjahre reiſt er wieder nach Amerika, und wird dort ſeine Beſitzung, welche er bei der erſten Anweſenheit ankaufte, ſelbſt bebauen!!!

Müller, Caroline, die berühmte Schauſpielerin hat ein Luſtſpiel geſchrieben, ich weiß nicht, ob Original oder Ueberſetzung.

Pannaſch, Anton, dichtete eine Tragödie: Irrgänge

des Lebens. Der Baſtard Rudolphs II., der auch in Spindlers Roman vorkommt, iſt der Held des Dramas; Katholizism, Proteſtantism und Magnetism die Hebel der Handlung. Pannaſch, auch als militäriſcher Schriftſteller bekannt — jetzt erſcheint von ihm ein Werk über den Feldbienſt — hat noch immer wie ein Tiro zu kämpfen, um gerechte Anerkennung zu erlangen; obwohl ſich ſein bedeutendes Talent ſowohl in Clemence Iſaure als in Alboin vortheilhaft kund that.

Paoli, Betti, welche ſchnell einen Namen unter den Poeten erwarb, giebt die erſte Sammlung ihrer Gedichte heraus, welche Anaſt. Grün gewidmet ſind. Sie hat auch Novellen und franzöſiſche Gedichte zum Drucke bereit, und iſt eines der ſchönſten Talente.

Pichler, Caroline, ſchreibt ihre Memoiren, welche jedoch erſt nach ihrem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollen.

Prechtler, Otto, hat wieder einen Theil Gedichte angefertigt, und einen Operntext geſchrieben.

Rappaport, Moritz, deſſen Canzone, den Manen Goethes geweiht, ſich durch Eleganz der Verſe bei ſchwieriger Form, ſo wie durch Reichthum der Ideen und Klarheit der Darſtellung auszeichnete, hat den Propheten Moſes in einem Epos beſungen. Unbeſtreitbar iſt dieſer altteſtamentliche Heros ein zu allen Zeiten paſſendes und würdiges Thema, wenn ſein Charakter ſein Wollen und Wirken allſeitig aufgefaßt wird.

Schumacher, Andreas, redigirt den zu Oſtern auszugebenden öſter. Muſenalmanach. Es ſollen herrliche Beiträge einglaufen ſein, und darunter von einigen zum

Erſtenmale debutirenden Dichtern, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen.

Schurz, ein Schwager Lenau's, giebt Gedichte in den Druck; es wäre zu gratuliren, wenn auch der Geiſt verwandt iſt.

Seidl, Johann Gabriel, hat wieder ein Volumen lyriſcher Gedichte beiſammen. Von den Dichtern, welche das verfloſſene Decennium in Oeſterreich erzeugte, iſt Seidl der anſehnlichſte; vielleicht der Einzige dieſer matten und ſeichten Periode, dem ein wahrhaft lyriſches Talent zu eigen. Allein, leicht war es damals über Andere emporzuragen, jetzt iſt es ſchwierig, wo über Nacht ſo herrliche Lyriker emporkeimen, Name und Ruf zu befeſtigen oder gar zu ſteigern. Seidl operirt nun durch vielſeitiges Arbeiten, durch aller-Orten-Druckenlaſſen, ſich im friſchen Andenken des Publikums zu erhalten; er fertigt Maſſenweiſe Gedichte, ſchreibt Novellen, Mährchen, Sagen, Topographien ꝛc., redigirt Almanache und Kalender, und es ſoll mich wundern, wenn nicht einige dramatiſche Produkte in ſeinem Pulte oder bei einer Theater-Direktion liegen. Daß bei dieſer Allſchreiberei Flüchtigkeit und Flachheit die Oberhand gewinnen müſſen, erweiſen ſeine neuern Produktionen, welche weder durch Phantaſie und Gemüthlichkeit, noch durch Schönheit der Verſe, wie ſonſt excelliren; nur wenn er für ein auswärtiges Journal etwas beſtimmt, wo er die Kritik und gefährliche Vergleiche vor Augen hat, da giebt ſich noch der alte Schwung in geläutertem Geſchmacke, die geübte Feder in Form und Ausdruck ſtattlich kund. Seine Proſa hat nie das Niveau gewöhnlicher Erzähler überragt.

Straube, Emanuel, rückt mit 2 Bänden Novellen an; er ist einer der wenigen guten Prosaisten unter den österr. Literaten.

Tschabuschnigg, Adolph Ritter von, hat dem Buchhändler Cotta einen Band Gedichte in Verlag gegeben. Das Schwanken und Umhertappen aller österr. Schöngeister macht sich leider auch bei diesem hoffnungsvollen Talente bemerkbar; ohne ein Vorurtheil begründen zu wollen, glaube ich diesem Schriftsteller viel eher und bedeutender seinen Wirkungskreis in der Erzählung als in der Lyrik anweisen zu können. Schon die Invention, die ihm am ergiebigsten unter den Erzählern Oesterreichs ausströmt, spricht dafür; so wie sein blüthenreicher, knapper Styl und seine vielfach an- und verfechtende Reflexion. Seine Tendenz ist modern, obwohl er gegen die jüngsten Bestrebungen mannigfach bavardirt, was aber bei einem Oesterreicher durchaus nicht reiner Erguß seiner Grundansicht. Er hat auch einen philosophischen Roman: Ironie des Lebens und ein dramatisches Gedicht: Till Eulenspiegel im Manuskripte liegen.

Vogl, Johann Nepomuk, hat wieder eine Ladung Balladen fertig gearbeitet, und zwar aus der ungarischen Geschichte. Ich kann diesem manierirten, abgeplatteten Balladenmacher um so weniger Geschmack abfinden, je öfter ich seiner Harfe begegne. Ohne Wärme, ohne Zartheit, ohne Schwung, ohne Idealität bringt er die Chronikgeschichten in correcte Verse; immer und ewig dieselbe Melodei. Bei Vogl ist die Sucht der Oesterreicher, deren Grund ich schon mehrfach angegeben habe, sich durch vieles und allerlei Produziren einen Namen zu erwerben,

am häßlichſten ausgebildet; kein Blättchen, wo nicht Vogl Balladen hineinarbeitet, und wo er dann natürlich als Honorar lobend recenſirt wird. Ich würde dieſen ſcharfen Tadel nicht ausſprechen, rügte er nicht den Mißbrauch wirklicher Befähigung.

Weigl, Joſeph Ferdinand, beabſichtigt die Herausgabe eines öſterr. Novellenalmanachs. So ſehr ein dergleichen Unternehmen an der Zeit iſt, und vielfach nüzzen könnte, um ſo mehr iſt dem genannten Herausgeber jede Befähigung dafür total abzuſprechen; ein ſolches Buch erfordert einen renommirten Namen an der Stirne, nicht blos, damit das Publikum vertrauend und fördernd entgegenkomme, ſondern damit ſich ſelbſt die ſchönſten Talente willig unterordnen und anſchmiegen, und bei den häufig zu gewärtigenden Anſtößen, ſeinen Winken und Rathſchlägen gerne Folge leiſten.

Wieſner, Adolph, hat ein Trauerſpiel: Ines de Castro geſchrieben, welches beſonders gelobt wird. Es iſt vorerſt zur Aufführung an der Wiener Hofbühne beſtimmt; da aber der bisher unbekannte Autor nicht ſo leicht zum Ziele gelangen dürfte, beſonders da es verlautet, daß Halm und Deinhardſtein denſelben Stoff bearbeiten wollen, ſo wäre es gerathen, das Stück anderswo aufs Theater zu bringen, oder es dem Drucke zu übergeben. Wie viele dramatiſche Dichter Oeſterreichs mögen durch ſolche Umſtände für immer im Dunkel bleiben?

Zedlitz, Joſeph Freih. v., begründet einen dramatiſchen Almanach. Man gewahrt oft, daß ſelbſt beſſere Talente ſich gerade in jenen Kreiſen belieben, wo ſie weder Beruf noch hinlänglichen Takt haben. Zedlitz zehrt als

Dramatiker die Zinsen sammt dem Kapitale des Rufes auf, den der Lyriker mit Recht erworben; selbst sein bestes Theaterstück, Kerker und Krone, ist kein gutes. Wenn er also das Taschenbuch mit eigenen Arbeiten füllen will, so steht der Literatur kein Gewinn bevor; sollte er blos redigiren wollen, so ist sehr zu bezweifeln, ob nicht nach den bekannten Vorfällen und Absichten des Barons, so stricte entgegen jenen zur Zeit des Erscheinens der Todtenkränze, Autoritäten Anstand nehmen werden, sich beizugesellen.

Du bemerkst aus diesen gesammelten Notizen, daß auch ferner die gebundene Rede und das Theater vorherrschen; sonstige Resultate aus allem Mitgetheilten magst Du selbst abstrahiren. Wünschest Du, so setze ich diese Uebersicht in zeitweiligen Briefen weiter fort, bei welchen Du aber keine größere Forderung stellen darfst, als was das Motto besagt: la vérité.

Oktober 1838.

Dein ꝛc.

Stephan Thurm.

Bücherschau.

1. Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. Vierter Beitrag: 1) Ueber Erziehung zum Patriotismus. 2) Ueber deutsche Universitäten von **Dr. F. A. W. Diesterweg.** Essen, bei G. D. Bädeker 1838.

2. Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik von Dr. F. A. W. Diesterweg. II. Essen, bei G. D. Bädeker 1838. Die Aufregung, welche der Antrag zu einer Reformation der deutschen Universitäten hervorbrachte, ist ohne Folgen vorübergegangen, zum Beweise, daß dieselben eine größere Lebenskraft in sich bergen, als man ihnen zutraute, oder wenigstens, daß die Zeit noch nicht gekommen ist. Auch Herr Diesterweg, der Vorkämpfer der Universitätsgegner, hat sich zur Ruhe begeben, jedoch ohne seine Ansichten zu ändern, denn noch immer formulirt er sein Glaubensbekenntniß dahin, daß unsere Universitäten zwar in objektiv-wissenschaftlicher Hinsicht Vieles leisteten, daß sie dagegen in subjektiv-methodischer Hinsicht eben so vieles zu wünschen übrig ließen, und daß ihre patriotische oder sittliche Einwirkung auf die Jugend gar nicht in Anschlag komme oder eher nachtheilig sei. Herr Diesterweg meint es offenbar gut, und es läßt sich nicht leugnen, er hat auch manche wunde Stelle getroffen, aber das war auch das ungleich Leichtere; vor Allem durfte er nicht erwarten, daß ein so altes und noch so fest in unserm ganzen Leben wurzelndes Institut von seiner dröhnenden Stimme zusammenstürzen würde, wenn er auch noch lauter Allarm geblasen hätte, als die Trompeten vor Jericho. Unterdeß tröstet er sich in der Erwartung besserer Zeiten mit der Ohnmacht der Gegenwart in positiver, gestaltender und aufbauender Hinsicht. Dann wirft er einen musternden Blick auf die leichtbeflügelten Pfeile und schweren Bolzen, die aus Zeitungsblättern, Literaturzeitungen, Brochüren auf ihn abgeschossen sind, und erklärt sich, Alles wohl erwogen, nicht für verwundet, nicht

einmal für getroffen. Herr Diesterweg hat sich offenbar durch den glücklichen Erfolg seiner Wirksamkeit als Seminar-Direktor verleiten lassen, die dort angewendete Methode für die einzig richtige und unter allen Umständen zweckmäßige Lehrmethode zu halten. Auch die Universitäten sollen sich zu seiner genetisch-heuristischen oder dialektisch-akromatischen Methode, die er dann auch im Gegensatz zu der positiven, militärischen, doktrinellen, stabilen, katholischen Methode als die amerikanische bezeichnet, bequemen. Haben Sokrates und Plato denn vom Katheder herab gelehrt? fragt er; aber was folgt daraus? Auch die Göttinger Vorgänge zieht er herbei, um diejenigen, welche die Universitäten als die Bollwerke deutscher Freiheit, als Deutschlands Stolz und Ruhm ausgeschrieen haben, zu schlagen. In Rothenkirchen, ruft er ihnen zu, haben sich Eure Professoren, die Vertreter des Rechts und der Freiheit als geheime Hofräthe und geheime Justizräthe gezeigt, haben bewiesen, daß sie blos Männer des Worts sind. Warum will aber Herr Diesterweg das Beispiel der Sieben nur als ehrenwerthe Ausnahme betrachten, und sollte er wirklich glauben, es schlage nicht noch in mancher andern Professoren-Brust ein menschliches Herz?

In den Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik, die zunächst durch einen Angriff Thiersch's in seinem Werke: „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien" veranlaßt wurden, finden wir Herrn Diesterweg auf seinem eigensten Terrain; er kämpft hier für seinen Heerd und seine Penaten. Dem hier ausgefochtenen Streite liegt ein weiter reichendes Interesse,

als das einer persönlichen Abwehr zu Grunde, denn es kömmt zugleich die Berechtigung einer freien individuellen, zeitgemäßen Bildung gegen die Eingriffe des obgelebten, verknöcherten Humanismus, oder beſſer Mechanismus zur Sprache. Herr Dieſterweg iſt ein demokratiſcher Pädagog, ein pädagogiſcher Bewegungsmann: er will Bewegung, weil Entwickelung, Entwickelung von innen heraus, organiſche, ungehemmte, Alles ohne Unterſchied ergreifende Evolution. Herr Thierſch nennt ihn geradezu einen Volksverführer, einen Dämon der Erziehung und ſieht in ſeiner dialektiſch-mathematiſchen Methode die Wurzel alles Uebels, denn dieſe bilde ſtatt chriſtlicher Unterthanen, Halbwiſſer und unzufriedene Unterthanen, die ſtatt dem Chriſtenthum zum Troſt, der Sophiſterei der Zeit zum Raube gegeben würden. Dagegen weiß Thierſch kein anderes Heil für die Zeit und insbeſondere für die Jugend als lateiniſche Sprache und claſſiſche Bildung, die ſchon darum dem modernen Geiſte und Weſen widerſtrebt, weil ſie an eine fremde Sprache gebunden iſt. Hingegen, wie gegen alle Pedanterei und zopfſteife Schultyrannei überhaupt, welche die Jugend um eine lebensfrohe, freithätige Entwickelung und die friſche, freie Naturgewüchſigkeit bringe, erhebt ſich Dieſterweg aus aller Kraft; er will eine Bildung von innen heraus, eine Bildung, die auf die geſchichtlich naturgemäße Entwickelung des Volks bedingt iſt, mit einem Worte eine nationale, freie Bildung, kein leidendes Empfangen, keinen todten Mechanismus, keine geiſtloſe Nachbeterei. „Thierſch ſchraubt uns zurück, ruft er aus, er will die Entwickelung, der wir uns 50 Jahre erfreuen, hemmen, uns von der Bahn des Fort-

schritts ablenken!" Auch die Pädagogik also ist in zwei feindliche Lager getheilt, und die Gegensätze, die das übrige Leben bewegen, machen sich auch hier geltend.

B.

3. Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Von J. Ellendorf. Erster Band. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker 1838. Während fast alle neuere Geschichtschreiber des Papstthums, auch die protestantischen nicht ausgenommen, demselben nur mit scheuer Ehrfurcht genaht sind, und sich bewundernd in dem großartigen Bau der mittelalterigen Hierarchie ergingen, tritt uns hier eine ganz entgegengesetzte Auffassung entgegen, eine scharfe Polemik gegen das Wesen des Papstthums, eine Darstellung, welche die offene Tendenz an der Stirn trägt, den schönen Träumen der modernen Geschichtschreibung über diesen Gegenstand ein Ende zu machen und den verhüllenden Schleier zu lüften, um unter demselben die Wunden und Gebrechen der Hierarchie die fressenden Krebsschäden des Papstthums hervortreten zu lassen. Hieraus soll sich zugleich eine Apologie der Reformation ergeben, und aus der Geschichte der Vergangenheit die Nutzanwendung für die gegenwärtige Zeit, insbesondere aber für die Katholiken der Rheinlande gezogen werden, „daß die katholische Kirche sehr Unrecht habe, wenn sie sich gebährde, als habe sie nie ein Wasser getrübt, sich die alleinseligmachende nenne und darob den Streit mit der gemischten Ehe errege." Abgesehen von der Hineintragung eines fremden und äußerlichen Zwecks in eine geschichtliche Darstellung, scheint es denn doch, daß die Nothwendigkeit der Reformation schon aus dem Verfall des

Papſtthums hätte nachgewieſen werden können, und daß es zu dieſem Behufe überflüſſig war, eine ſo großartige Erſcheinung in ihrem ganzen Verlaufe als eine Nichtswürdigkeit und Gemeinheit zu brandmarken. In der That macht die unpartheiiſche Würdigung, welche die neuere Zeit derſelben hat zu Theil werden laſſen, eher ihrem Gerechtigkeitsgefühl Ehre, als der einſeitige und maßloſe Angriff des Verfaſſers für ſeinen hiſtoriſchen Sinn ſpricht. Daß er dieſen zu entſchuldigen die objektive Darſtellung in der Geſchichte als charakterlos und ihm nicht zuſagend ablehnt, will doch auch nicht viel bedeuten, denn des Hiſtorikers erſte Pflicht iſt es doch, eine entfernte Periode nicht aus dem Lichte der Folgezeit zu betrachten, und ihre Beſtrebungen mit keinem fremden Maßſtabe zu meſſen. Der Kirche wird mit Recht ihre Verwilderung entgegengehalten, aber es hätte doch auch für dieſe Umwandlung die Nothwendigkeit aufgezeigt werden können und müſſen. Als die Kirche ſich aus ihrer Unterdrückung und Verfolgung zum Siege und zur Herrſchaft erhob, als die chriſtliche Lehre nicht mehr in den Herzen weniger Bekenner lebte, ſondern ſich über die Erde verbreitete, mußte auch die Einfachheit der erſten Zeiten des Chriſtenthums verſchwinden und ſich das Bedürfniß einer feſten Organiſation, einer äußern Geſtaltung geltend machen. Hierin, in der Lage der Zeit, in dem was es der Zeit wurde, findet auch das Papſtthum ſeine Begründung, und ſelbſt das Primat der Päpſte, die Gründung einer weltlichen Herrſchaft iſt nicht bloß, wie uns der Verfaſſer gern glauben machen möchte, aus gemeinen Motiven, aus niedern Leidenſchaften hervorgegangen. In den Päpſten lebte ein

mehr oder minder deutliches Gefühl ihres weltgeſchichtlichen Berufes, und mit bloßer Gemeinheit und gewöhnlichen Mitteln, ohne von einer großen Idee getragen zu werden, führt man kein ſo feſtes und allen Stürmen trotzendes Gebäude auf. Wenn der Verfaſſer aus den Briefen der Päpſte Zacharias, Stephan, Paul, Hadrian, Leo u. ſ. w. an Pipin und Karl, die bisher zu einer Kritik der Tendenzen des Papſtthums ſo gut wie gar nicht benutzt worden ſeien, die Beſtrebungen jener Statthalter Gottes in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Gemeinheit darzuſtellen hofft, ſo würde, wenn wir die erſtere Behauptung auf ſich beruhen laſſen, eine ſolche Krittelei noch immer nicht gegen das Papſtthum und die Hierarchie als geſchichtliche Erſcheinung, ſondern nur gegen dieſen oder jenen *Papſt* ſprechen. Die Päpſte haben eine ganz andere Polemik zu beſtehen gehabt, und wenn ſie im Kampfe gegen Kaiſer und Fürſten obſiegten, wenn im Conflicte zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Gewalt die erſtere zerſchellte, ſo hat doch wohl die Geſchichte deutlich genug für die erſtere das Gottesurtheil abgegeben. Die Karolinger wußten daher wohl, was ſie thaten, als ſie die Statthalter Gottes in weltliche Herrſchaft einſetzten. Die Anerkennung des Papſtthums im Mittelalter und ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung ſchließt natürlich die Würdigung der Reformation nicht aus; aber ein Druck, den man nicht fühlt, iſt keiner, und erſt als die Zeit ſich des Druckes und des Despotismus bewußt wurde, ſchüttelte ſie ihn ab. — Der erſte Band umfaßt die Begründung und erſte Ausbildung der Hierarchie und des Papſtthums im achten und neunten Jahrhundert; damals ſoll der Grund zu dem Ver-

derbniſſe, das die Kirche im ſechzehnten Jahrhunderte traf, gelegt worden ſein, ja, ſchon zur Zeit der Völkerwanderung ſoll die Fülle der Lebenskraft längſt aus der Kirche entwichen geweſen ſein!

4. Thomas Becket, Erzbiſchof von Canterbury. Eine Epiſtel an J. Görres von J. Ellendorf. Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1839. Abgeſehen von der anderweitigen Folgewichtigkeit der Kölner Vorgänge, haben dieſelben auch den Verſchluß unter welchem ſonſt die öffentliche Meinung in Deutſchland gehalten wird, einigermaßen geſprengt und die freie Discuſſion über öffentliche Angelegenheit aus den geöffneten Schleuſen ungehemmt hervorfluthen laſſen. Auch dem Katholicismus iſt dieß Ereigniß zu Statten gekommen; es hat ihn für einen Augenblick aus ſeiner Stagnation aufgeriſſen und den erſtarrten Körper mit einem elektriſchen Rucke durchbebt; es hat gezeigt, daß er noch eine größere Lebenskraft in ſich berge, als man ihm gemeiniglich zutraut, obwohl eine mindere, als er ſelbſt glauben mochte. Indem jedoch die einzelne Thatſache ſich alsbald als das Untergeordnete, als die bloße Veranlaſſung eines nothwendig gewordenen Conflicts erwies, und die Frage ſo ziemlich ganz auf das Feld der Principien hinübergeſpielt wurde, gerieth er wieder in Nachtheil; wie wollte auch er, der nicht über die Autorität und die feſten Vorausſetzungen hinauskam, ſich mit dem freiforſchenden und entwickelungsluſtigen Proteſtantismus meſſen! So fiel auch Görres keine andere Rolle zu, als die eines Advokaten, der die Sache, welche er einmal führt, in das möglichſt günſtige Licht zu ſetzen ſucht und weder rhetoriſche

Kunststücke noch gleißende Sophismen verschmäht. Unter den zahllosen Schriften, die wie Pilze auf Veranlassung des „Athanasius" als Sendschreiben und Episteln an Görres aufgeschossen sind, mag man der gegenwärtigen einige Beachtung schenken, weil sie die Stimme eines Katholiken enthält. Keines Römisch-Katholischen, sondern eines Katholiken, der sich den hierarchischen Ansprüchen aufs Entscheidenste abhold zeigt, und der sich in dem Conflicte zwischen dem Staate und den Usurpationen der Kirche unbedenklich auf die Seite des erstern stellt. Zur Widerlegung des „Athanasius" und zur Bekämpfung der kirchlichen Anmaßungen hält er den geschichtlichen Standpunkt für den geeignetsten, d. h. wir müssen einen Cursus der Kirchengeschichte durchmachen. Alle Gräuel der Hierarchie, alle Usurpationen der Päpste, alle Schlachtopfer des geistlichen Despotismus, Albigenser, Waldenser und Stedinger, alle Opponenten gegen das Papstthum werden herbeicitirt, um Bundesgenossen in dem gegenwärtigen Streite abzugeben. Das genügt indeß noch nicht, sondern es werden auch alle Jesuiten, Missionsprediger und das sonstige Bekehrungsgesindel zusammengetrieben und wie die Füchse der Philister mit zusammengebundenen Schwänzen in das Blachfeld der Römischen Kirche gescheucht. Wenn nun auch ein Rückblick auf die Vergangenheit eines so mächtigen Instituts immer sein Gutes haben mag, so scheint er uns doch für die vorliegende Streitfrage weniger wichtig, und es kömmt wohl weniger darauf an, die Kehrseite der Hierarchie hervorzuheben und ihr die glänzende Hülle, mit der sie frühere Jahrhunderte schmückten, abzustreifen, als sie in ihrer jetzigen Gestalt im Widerspruche mit den Be-

ſtrebungen und Bedürfniſſen der Zeit hinzuſtellen; und ihre erfolgloſen Reaktionen abzuwehren. Die Zeit der Hierarchie iſt vorüber, aber ſie war einmal da, und das iſt hier gänzlich überſehen; auch der Katholicismus ſtand einſt an der Spitze der Bewegung und die Kirche repräſentirte einſt die Freiheit und den Fortſchritt. Das hat ſich freilich geändert und jetzt iſt der ſtarre Katholicismus der Görres'ſche Knochenmann, denn was iſt der Knochenmann anders, als ein Gerippe ohne Leben, als eine Form, aus welcher der Geiſt entwichen iſt? Wo der Verfaſſer ſich zu Görres wendet, betrachtet er ihn als eine dämoniſche Erſcheinung, als eine glänzende Schlange, die dreimal ihre Haut gewechſelt hat, im Grunde aber immer dieſelbe Geſtalt, heute kirchlicher Revolutionnair, wie geſtern politiſcher, der bloß um zeitgemäß zu bleiben die Jakobinermütze mit der Kaputze vertauſcht und auch jetzt noch im Schaafsgewande zu Aufruhr und Umſturz durch ſeine verführeriſchen Redekünſte reizt. In dieſen iſt er freilich ſeinem Antagoniſten ſehr überlegen, obgleich derſelbe auch etwas für ſich hat, nämlich, wenn wir die geſchichtlichen Belege übergehn, die Kraft der Wahrheit; mit dieſer hätte er ſich aber auch begnügen ſollen, ohne zu beſchimpfenden und degradirenden Ausdrücken ſeine Zuflucht zu nehmen. B.

5. Der **novus codex diplomaticus Brandenburgensis** oder Geſchichte der Städte, Klöſter und geiſtlichen Stiftungen, adlicher Familien, Burgen und Schlöſſer der Mark Brandenburg, bearbeitet und durch eine Sammlung neu aufgefundener Urkunden erläutert von **Dr. A. F. Riedel.** (Berlin, bei Morin)

kann als eine erfreuliche Bestätigung der regen Theilnahme für vaterländische Geschichte und Alterthümer, die sich auch schon in der vor Kurzem erfolgten Stiftung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg kund gegeben hat, angesehn werden. Derselbe hat sich die doppelte Aufgabe gestellt, sowohl durch Mittheilung noch ungedruckter Urkunden, — und insofern schließt er sich an die Sammlungen von Gerckew und W. v. Raumer — dem Geschichtsforscher neue Hülfsmittel an die Hand zu geben, als auch das Interesse für vaterländische Geschichte in einem weitern Kreise zu verbreiten. Für den letztern Zweck hat der Herausgeber besonders in den Einleitungen zu wirken gesucht, welche den einzelnen Urkundenabschnitten vorangehen, und welche die Hauptmomente aus der Geschichte der bedeutenderen Orte und der bedeutendsten adligen Familien zusammenfassen sollen; so wird dem Werke wenigstens in gewissen Kreisen ein größeres Interesse gesichert. Wennschon der Sammler den Verlust mancher werthvollen Hinterlassenschaft des Alterthums zu bedauern hat, so ist die Ausbeute dennoch immer reich genug ausgefallen. Die erste Lieferung des ersten Bandes umfaßt die mit Urkunden begleitete Geschichte der Stadt und des Domes Havelberg und der Stadt Perleberg. B.

6. Die Pilger der Elbe. Von L. Mühlbach. Mit 4 Stahlstichen. Altona, Hammerich. — Dieses neue Buch der Verfasserin des Romans: Erste und letzte Liebe, den wir in einem unserer früheren Hefte anzeigten, erfreut sich einer prachtvollen Ausstattung. Die hinzugegebenen Stahlstiche, englische Arbeit, welche die

schönsten Partien der sächsischen Schweiz: Bielergrund, König- und Lilienstein, Pirna und Hirmskretschen darstellen, sind zum Theil meisterhaft und von wahrem Kunstwerth. Nicht minder anmuthig zeigt es sich, an der Hand der sinnreichen und vielseitig gebildeten Verfasserin diese freundliche Romantik unsres deutschen Vaterlandes zu durchwandern. Sie bietet in diesen Schilderungen, Erzählungen und Gesprächen, die sich in bunter Reihe durcheinanderflechten, manches Unterhaltende und Interessante, aber auch vieles Flüchtige und Unüberlegte, das ihr aus zu rascher Feder geflossen. In innerlichen Gefühlsmalereien ist die Verfasserin besonders stark und findet in einfacher und natürlicher Sprache doch den schlagendsten Ausdruck dafür. Ihre eigene Lebhaftigkeit in der Darstellung zu mäßigen, dürfte die erste Kunstgränze sein, in die sich ihr schönbewegtes Naturell zu fügen hat. Ein liebenswürdiges Gemüth und ein richtiger Blick in das Leben der Zeit sind die besten Vorzüge, die man an den bisherigen Arbeiten der Verfasserin hat wahrnehmen können, und diese verbürgen zugleich ein Fortschreiten ihres Strebens in der Sphäre, die sie sich erwählt hat. —

7. Novellen und Skizzen von Theodor Mügge. Drei Bände. Berlin, Alexander Duncker. — Th. Mügge bietet uns hier eine Fruchtlese aus den letzten Jahren seiner novellistischen Thätigkeit. Er erweist sich in allen seinen Darstellungen als einen sehr gesunden und unverkümmerten Schriftsteller, und hat unter allen jüngeren Literaten offenbar das meiste Talent, populär zu sein, weshalb ihm die Aufgabe zugefallen scheint, die Ideen der Zeit, denen er keineswegs fremd geblieben, in

die größere und materiellere Masse der Lesewelt zu vertreiben. In dieser Weise hat er in seinen größeren Romanen oft Ausgezeichnetes geleistet. Seine kleineren Novellen und Skizzen, unter denen die vorliegenden mit zu seinen besten gehören, sind mehr der Unterhaltung eines gemischten Publikums bestimmt, und haben namentlich wo sie auf Schilderung von gegebenen Localzuständen und Reiseanschauungen beruhen, ein besonderes Interesse. Als locales Genrebild gehört im 1. Bde. dieser Sammlung die Skizze: „die Spanier in London" zu den lebensvollsten und ausgezeichnetsten Darstellungen auf diesem beliebten Gebiet der neuesten Literatur. Denselben Reiz haben die „Streifzüge durch Belgien", obwohl sie flüchtiger hingeworfen sind. Die Novellen zeigen sich hier meistentheils als leichtere, dem Augenblick dienende Compositionen, doch ist in allem etwas, was wir besonders heutzutage als einen großen Vorzug rühmen müssen, nämlich ein gesunder praktischer Blick und offene freie Anschauung der Lebensverhältnisse.

8. Reise in den südlichen Theilen von Neu-Griechenland. Beiträge zur Charakteristik dieses Landes. In Briefen von **E. R. Friedrichsthal.** Leipzig 1838. W. Engelmann. Unter den vielfachen Beschreibungen und Beurtheilungen, welche Griechenland gefunden hat, seitdem es durch seine politische Wiedergeburt aus dem Dunkel der Barbarei und Vergessenheit hervorgetreten und in den Kreis der europäischen Staatenfamilie aufgenommen ist, kann die gegenwärtige zwar nicht auf den Ruhm Anspruch machen, ein abgerundetes und vollständiges Charakterbild des jun-

gen Landes zu geben; indeß enthält ſie doch viele intereſſante Andeutungen und Einzelnheiten. Die Reiſe nach Griechenland war der erſte Ausflug des Verfaſſers und ſo müſſen wir uns, da ihm der vergleichende Maßſtab fehlte, eher auf eine ſcharfe und einſeitige Beurtheilung als auf eine ruhige und alle Umſtände beſonnen erwägende Würdigung der gegenwärtigen Zuſtände gefaßt machen. Dieß hat indeß nichts zu ſagen, denn einem Lande, wo Alles noch im Entſtehen und Werden begriffen iſt, muß eine dreiſte Hervorkehrung ſeiner Schattenſeiten willkommner als eine ſchmeichleriſche Vertünchung ſeiner Gebrechen ſein. In die Anklagen, welche von vielen Seiten her gegen die baierſche Regierung des Landes laut geworden ſind, ſtimmt der Verfaſſer aus vollem Herzen ein, ohne die Nothwendigkeit einer fremden und über dem Getriebe der Parteien ſtehenden ordnenden Gewalt für das neue Land anzuerkennen. Mit Recht iſt dem Rückblicke auf die Denkmäler der Vergangenheit neben der Schilderung der Gegenwart ein bedeutender Raum zugeſtanden worden. In einem Anhange findet ſich eine Ueberſicht der griechiſchen Flora.

VIII.

Correſpondenzblätter.

*** Aus Schleſien.

Man hat den ſchleſiſchen Volkscharakter ſo häufig dadurch zu bezeichnen geſucht, daß man ein ſüdliches Element in ihm hervorhob. Die nicht unbedeutende Anzahl poetiſcher Talente erinnert an Schwaben. Genauer Unterrichtete aber werden die ſchwäbiſche Kräftigkeit bald in Schleſien vermiſſen. Gutmüthigkeit, eine gewiſſe Bonhommie rühmt man dem Schleſier nach, nicht mit Unrecht, denn wie unzählige Fremde haben die Herzlichkeit und Gaſtfreiheit deſſelben erfahren! aber man wird nur allzuoft finden, daß Gewohnheitsmacht ſich mit jenem Ausdruck umkleidet. Der Schleſier iſt wohlthätig, weil er leicht gerührt iſt. Schnelle Entſchloſſenheit, Thatkraft, Gemeinſinn im höheren Sinne ſind aber ſeit einigen hundert Jahren, ſeitdem die ſelbſtſtändige Bedeutung des Landes provincieller Einrichtung Platz machte, ſehr geſchwunden. Dies äußert ſich in den Tugenden, wie in den Verbrechen, — der kleine gemeine Diebſtahl hat unter denſelben die Oberhand, — Heimathsſinn iſt in reichem Maaße anzutreffen, ohne daß er ſich zu patriotiſchem Stolze, dem Vater großartiger Unternehmungen erhöbe. Dergleichen braucht gewaltig lange Zeit. Dies zeigt ſich z. B. im Handel, der ſich freilich mit den ſehr einengenden Gränzverhältniſſen entſchuldigt. Mäßigung, wenn man ſich ſehr gelind ausdrücken will, wird in allen Unternehmungen bemerkbar, doch keineswegs in demſelben Maaße iſt von Mäßigkeit zu ſprechen, einer Tugend, worin der Sachſe den Schleſier übertrifft. Wo nicht Mangel es verbietet, wird dem Magen mehr als dem Geiſte gut iſt, geopfert, ein Umſtand, woran man die Nachbarſchaft Oeſterreichs erkennen könnte. Von Sachſen hat die ſchleſiſche Bevölkerung den Fleiß, von Oeſterreich den behaglichen Lebensgenuß, von Polen zwar nicht das Feuer, wohl aber eine undeutſche Unreinlichkeit überkommen, die namentlich noch in Breslau bemerkt wird. Nimmt man dies aus, ſo iſt ihr durchaus mehr deutſches als ſlaviſches Element anzumerken, es verſteht ſich, daß ſich

dies nicht auf Oberschlesien ausdehnt. Alle drei erwähnten Einflüsse äußern sich gleichfalls in der Sprache, der niederschlesische Dialekt hat österreichische Diminutive und Redensarten, nähert sich aber dem sächsischen, ohne dessen falsche Aussprache der Konsonanten anzunehmen. Die Vokale klingen süddeutsch, da die dem Norddeutschen eigenthümliche Zusammenziehung der Kehle unbekannt ist, Alles vielmehr mit breitem Munde gesprochen wird. Uebrigens ist man im Allgemeinen höchst redselig, und liebt eine gewisse Breite der Erzählung, frei von aller ironischen Färbung, sondern mit anschaulicher Versenkung in den Gegenstand, sei dieser auch noch so unbedeutend. — Wenn man in dem Menschenschlage im Allgemeinen auch physisch betrachtet wenig blühende Kraft bemerkt, so mag dies einigermaßen an den Nahrungsmitteln liegen. Man trifft, wegen überwiegender Sorgfalt für Wollproduktion, das Heil des schlesischen Landwirths, wenig gutes Fleisch, und viel zu viel Branntwein. Ist doch der Breslauer Liqueur im Auslande eine Autorität! Auf Verbesserung der Bierbrauerei ist man noch nicht lange bedacht. Aber auch der Arme liebt, wie in Sachsen, einen kraftlosen dünnen Milchkaffee. Der Ungarwein, früher das Lieblingsgetränk der Reichen, hat den französischen und deutschen Weinen in den letzten Decennien bedeutend weichen müssen, der inländische Grünberger erwartet noch die höhere Cultur, deren er nicht so ganz unfähig sein mag, und bleibt bis dahin die Zielscheibe des Witzes. Die Eßkunst des Herrn von Rumohr ist noch sehr wenig begriffen; aber man liebt in Schlesien viel und oft zu essen, — daher auch die Kinderwelt mit Speisen überfüttert zu werden pflegt, — nur mit dem Unterschiede von andern deutschen Stämmen, daß man lange nicht murrt, wenn man auch wenig oder nichts zu essen hat, weshalb auch auswärts Schlesier z. B. als Chausseearbeiter ungemein beliebt sein sollen. Verleite dies Beispiel jedoch Keinen zu einem übereilten Schlusse hinsichtlich der Fähigkeiten der besprochenen Nation, welche im Gegentheil sich auffallend rasch zu entfalten pflegen, wenn die Heimathsgränze überschritten ist. In Wahrheit scheint es, daß das Beisammenbleiben in der Heimath der Kraft des Einzelnen nicht förderlich ist.

Solche keineswegs neue Bemerkungen über den Volkscharakter erklären viele Erscheinungen, die das gesellschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische Leben des Landes darbietet. Man sagt nicht zu viel, wenn man die überwiegende geistige Bildung in den Beamtenstand setzt, wodurch freilich das Land sich als preußische Provinz markirt. Will man von gesellschaftlichem Leben sprechen, so muß man das der Hauptstadt vor Allem in Betracht ziehn, da in kleineren Städten das Bedürfniß die Leute ohnedies enger zusammenführt. In Breslau ist

von jeher über Trennung der Stände geklagt worden. Hiermit verhält es ſich ſo: Wenn man in Berlin neben den großartigen Erſcheinungen, die der Oeffentlichkeit angehören, ein häuslich geſellſchaftliches Treiben, mehr dem geiſtigen als leiblichen Genuß gewidmet, in tauſend Familienkreiſen findet, während in Wien das Familienleben von dem Kaffeehaustreiben gefährdet iſt, ſo herrſcht in Breslau ein ſonderbares Mittelding zwiſchen öffentlicher und eingeladener Zuſammenkunft, nämlich die ſogenannte geſchloſſene Geſellſchaft. Das Kränzchenweſen iſt der Häuslichkeit keineswegs günſtig, und der geiſtigen Bildung noch weniger, da es zur Gedankenloſigkeit verführt. Solcher Geſellſchaften ſind in Breslau Legion, und zwar zur weſentlichen Förderung der Iſolirung aller Stände. Es giebt eine Reſſource für den höhern Adel, eine, wo der niedere, eine, wo der penſionirte Offizier vorwaltet. Es giebt einen akademiſchen Klubb, und ein Börſenkränzchen, die beide den Kreis, dem ſie angehören, durch den Namen ſchon ausſprechen. Jede Vorſtadt hat ihre Reſſource. Das Beſte ſogar, was von Muſik geboten wird, kommt in geſchloſſenen Vereinen zu Gehör. Sonſt abſorbirt der Tanz die der Zuſammenkunft gewidmete Zeit. Was nun ganz in die Sphäre der Oeffentlichkeit tritt, wie größere Kunſtleiſtungen, hat einen Kampf mit jenem Cotterieweſen zu beſtehen. Man kann gar nicht füglich von einem Publikum reden, es giebt in der Stadt lauter verſchiedene Publika.

Dieſe Verhältniſſe ſind einer durchaus an das Intereſſe der Oeffentlichkeit geknüpften Anſtalt, dem Theater, niemals förderlich geweſen. Andrerſeits ſind ſie feineren geiſtigen Beſchäftigungen, die nur im kleinen Freundeskreiſe gedeihen, nachtheilig, da ſie weſentlich zerſtreuen. Abgeſehen davon, daß man eine gewiſſe einfache Anmuth des Wohnens, die der ächten Bildung genügt, weit ſeltener, als bedeutenden Luxus neben Aermlichkeit findet, iſt auch die Genügſamkeit, die der Gaſt im Norden mitbringt, ſeltener, als der Anſpruch an verſchwenderiſche Bewirthung, die doch von Langeweile nicht frei bleibt. Es iſt eine alte Erfahrung, daß der Geſchmack ſich am liebſten mit der Einfachheit paart. — Das Theater iſt oben genannt worden, als durch die allgemeinen Verhältniſſe nicht begünſtigt. Wäre es dies, ſo hätte es nicht ſeit 15 Jahren verpachtet werden müſſen. Eine ſo volkreiche Stadt, die fünfte in Deutſchland der Einwohnerzahl nach, ſo gelegen, daß dreißig bis vierzig Meilen im Umkreiſe kein ſtehendes Theater zu finden iſt, der Mittelpunkt eines blühenden Landes, der Sitz einer Univerſität, müßte, wenn es auch zwanzigmal weniger Fremde als Dresden herbeizieht, ſein Theater auf einer ungleich würdigeren Stufe erhalten können, als der Fall iſt. Der Sinn für das

Theater, es ist wahr, ist überall gesunken, allein hier ist er besonders durch die Zersplitterung des Publikums in geschlossenen Kreisen gefährdet. Das Abonnement hat nie eine bedeutende Höhe erreicht. Der Umstand, daß das Theatergebäude schlecht, winklicht, unbequem, unheizbar ist, hat freilich das Seinige beigetragen, man darf indessen noch zweifeln, ob das neue, mit dessen Erbauung Langhans beschäftigt ist, jenen im Volksgeiste wurzelnden Verhältnissen Trotz bieten werde. Uebrigens wäre bei allgemeinerer Liebe zur Sache, jener Bau nicht dreißig Jahre lang Gegenstand der Unterhandlungen gewesen. Giebt man auch gern zu, daß der letzte Pächter der hiesigen Bühne, Haake sein bedeutendes Fallissement zum großen Theil selbst verschuldet hat, so darf man für jene hinderlichen äußern Umstände nicht blind sein. Ein Theater erfordert einmal außer verbreiteter Bildung, vor Allem Interesse an der Sache, diese aber setzt ein gewisses Interesse an der Oeffentlichkeit voraus. Dieses letztre kann die prekäre Stellung, welche es, da es bloße Vergnügungsanstalt geworden ist, erhalten hat, ihm einigermaßen erleichtern. Eine gewisse Scheu vor öffentlichen Vergnügungen muß ihm aber der schlimmste Feind sein. Nichtsdestoweniger knüpfen an das alte schlechte Theatergebäude, worin fast alle bedeutenden deutschen Schauspieler gespielt, und nicht wenige ihre Blüthenzeit verbracht haben, sich schöne künstlerische Erinnerungen. Bei nur etwas größerem Nationalstolze des Publikums hätte die Anstalt niemals von der Industrie eines Pächters abhängig gemacht werden dürfen. Gerade der Umstand, daß Breslau keinen Hof besitzt, dessen Geschmack gesetzgebend wirkte, und allein auf Verfeinerung des Genusses raffiniren lehrte, gerade dieser hätte als Vortheil angeschlagen werden können. Wie die Sachen in diesem Augenblicke stehn, kann indessen von höheren Plänen, von dem Streben nach einem Ideale des deutschen Theaters hier so wenig als irgendwo die Rede sein. Die eiserne Nothwendigkeit gebietet bei den Maaßregeln, welche die Verantwortlichen ergreifen, und es fehlt daher nicht an Kunstfreunden, die das Theater gänzlich unbeachtet lassen. Dies kann nicht einmal ein Vorwurf heißen, denn am Ende hat in Deutschland nur das Wiener Burgtheater und allenfalls die Dresdner Bühne ein getreues und der Sache zugethanes Publikum.

Aehnliche Bedenklichkeiten stellen sich im Gebiete einer anderen Kunst, nämlich der Musik dar. Der Schlesier ist musikalischer Natur, d. h. er liebt die Tonkunst nicht blos aus Ziererei. So fehlt es denn natürlich nicht an bedeutenden Kräften, deren Pflege durch energisches und einträchtiges Verfahren Aller, welchen diese Kunst am Herzen liegt, die herrlichsten Früchte bringen müßte. An dieser Verein-

gung hat es von jeher gefehlt. Man braucht noch an kein Prager Conservatorium zu denken, was leisten nicht allein die Leipziger Gewandhausconcerte! In Breslau ist die Existenz eines Concertorchesters, das noch wirklich, den vorhandenen Umständen gemäß, ehrenwerth genug ist, immer zweifelhaft gestellt. Der Erwerb der einzelnen Mitglieder ist nicht, wie in einer fürstlichen Kapelle gesichert. Der Zufall sorgt wohl, oder die Ausdauer einzelner ausgezeichneter Männer, deren Direktionstalent höchst verschiedene Elemente zu vereinigen weiß, bringt Aufführungen zu Stande, die in Städten mit weit größeren Mitteln nicht ausgezeichneter gehört werden; aber das entschuldigt nicht das, was unterbleibt, weil viele Kräfte sich zersplittern. Man macht viel zu viel Musik, und darum zu viel mittelmäßige. Wo königliche Mittel fehlen, kann Gemeinsinn dieselben bis auf einen gewissen Grad ersetzen. Daß in vielen Residenzen, des großen Aufwands ungeachtet, die Kunst auch nicht sonderlich gefördert wird, ist freilich nicht zu läugnen, der Unterschied liegt nur darin, daß dort Einzelne, die die Macht besitzen, verschulden, was hier auf Rechnung des Volksgeistes zu schieben ist. Man sieht, daß die verschiedensten Erscheinungen sich immer wieder auf einen und denselben Grund zurückführen lassen. Im Wichtigsten wie in dem Kleinsten ist es der Geist, der lebendig macht. — Was von der Musik gesagt worden ist, gilt von der bildenden Kunst weit mehr. Hier kommt dem thätigen Verstande des Kunstvereins der Volksgeist noch weniger entgegen. Bekannt genug ist, daß die bedeutenden Maler, die in Schlesien geboren sind, z. B. Lessing, Hübner, Mücke, Ebers u. s. w., nachdem ihre Kraft entwickelt worden ist, im Auslande leben.

Werfen wir einen Blick auf das wissenschaftliche Leben, so ist zuerst die alte Erfahrung erfreulich, daß Schlesier um die Gelehrsamkeit seit 300 Jahren sich Verdienste erworben haben. Man weiß, daß Melanchthon schon sie anschlägige Köpfe nannte. Die frühe Einwurzelung des Protestantismus trug das ihrige bei, wie auch wohl ein gewisser aus alter Zeit herstammender durch die Fruchtbarkeit des Landes begünstigter Wohlstand. Eben so wenig aber kann man läugnen, daß die Meisten erst im Auslande aufgewacht sind, oder dort erst Anerkennung und Lohn ihres Strebens gefunden haben. In den 26 Jahren, welche die Breslauische Universität in ihrer jetzigen Gestalt besteht, ist allerdings die Intelligenz vermehrt, der Gesichtskreis der einzelnen fähigen Köpfe erweitert worden. Vorher hatte die schlesische Gelehrsamkeit eine weit nationellere Physiognomie. Wenn nun überhaupt der akademische Unterricht wesentlich dazu bestimmt ist, die Selbstthätigkeit des Gedankens zu erwecken, so geht die Pflicht der

breslauischen Universitätslehrer gewiß doppelt so sehr dahin, Anregung im weitesten Sinn zu gewähren Der Schlesier bedarf der Anregung. Vor 1811 waren die Studirenden noch gezwungen, der Studien halber ihr Vaterland zu verlassen. Frankfurt und Halle boten eine andre Welt. Jetzt kommen unzählige niemals über die schlesische Gränze heraus. Der akademische Lehrer wird dies nicht außer Acht lassen. Das Verdienst des verstorbenen Wachler bestand hauptsächlich in jener anregenden Gewalt seines Vortrags. Daher lebt sein Name, daher nennen ihn dankbar viele Schüler, die später selbstständig geforscht haben. Aehnlich wirkte Steffens, — und wie viele Beispiele ließen sich noch anführen, wo die fremde geistige Macht auf den schlesischen Geist üppig befruchtend eingewirkt hat. Gegenwärtig zählt die Universität manche Lücken, die der Tod ihr zugefügt hat. Der Wunsch, daß bei der Besetzung nicht blos die Gelehrsamkeit, sondern das Lehrertalent berücksichtigt werde, ist wesentlich begründet. Uebrigens hat diese Angelegenheit, welche mit der Vacanz der beiden ersten Stellen an der hiesigen Bibliothek sich berührt, den verflossenen Sommer über vielverbreitetes Geklätsch erzeugt, das am Wenigsten in politische Zeitungen paßte. Insbesondere waren die Mißhelligkeiten, die zwischen Professor Hoffmann (von Fallersleben) und seinen Collegen entstanden, der unerfreuliche Gegenstand desselben. Wer wollte einem Dichter oder Gelehrten nicht die freieste Muße für seine ihm eben liebsten Arbeiten wünschen! Die literarische That jedoch ist man in Deutschland immer gleichsam nur als ein für ein Amt abgelegtes öffentliches Examen anzusehen geneigt. Den Schriftsteller als solchen, heißt es, mag das Publikum, nicht der Staat, der es mit dem Amte zu thun hat, belohnen. — Auf dem Felde der Literatur angelangt, hätten wir nicht wegen Ueberfülle Klage zu führen. Gedichtet wird sehr viel, besonders Gelegenheitsgedichte, die unerläßliche Würze schlesischer Freuden- und Trauertage. Für schönwissenschaftlichen Verlag ist der Buchhändler Max fortdauernd thätig. Die zweite Gesammtausgabe von Oehlenschlägers Werken, die Fortsetzung von Tiecks gesammelten Novellen, (Bd. 4—8.) machen seinem Verlage alle Ehre. Angekündigt hat er Steffens' Religionsphilosophie und Braniß' Geschichte der Philosophie seit Kant, (letztres Werk schon bevor das von Michelet erschien.) Braniß ist unter denen, welche gegen Hegel polemisirt haben, einer der gründlichsten und consequentesten Denker, dabei lichtvoller als z. B. Weiße, in seiner selbstständigen Bahn dem jüngern Fichte am verwandtesten. Jene Arbeit muß besonders nach der trefflichen Beleuchtung Kant's, welche er in der Einleitung seiner Metaphysik gegeben hat, mit günstigem Vorurtheil erwartet

werden. Um bei den schönwissenschaftlichen Erscheinungen zu bleiben, so scheinen zwei schlesische Taschenbücher für 1839 auf Ueberfluß an Kräften zu deuten, ohne daß dies der Fall ist. Appuns „Helena" hat außer Schefer keinen schlesischen Mitarbeiter. „Schneeglöckchen" (bei Richter in Breslau) ist leider mit frivolen und nicht einmal guten Bildern geziert, die auch dem literarischen Inhalte den Eingang erschweren. Der schlesische Musenalmanach soll wieder einmal erscheinen. Schriftstellerinnen zählen wir im Ganzen wenige. Die fleißige Henriette Hanke lebt in Jauer, das auch sonst noch durch seine Bratwürste eines europäischen Rufes genießt; Agnes Franz in Breslau; erstre im dauernden Besitz ihres weitverbreiteten Publikums, letztre seit Kurzem mit Glück im Felde der Ascetik thätig. Der Meister in der Uebersetzungskunst, Dr. Regis, der geniale Erzähler Friedrich von Heyden beschränken sich auf sehr kleine Kreise ihres Umgangs, wozu überhaupt jeder, der eine höhere Anschauung der Dinge sich ungetrübt bewahren will, in Breslau sich aufgefordert fühlen kann. Suckow (Posgaru) hat Predigten herausgegeben, und scheint durch ein doppeltes theologisches Amt von der Kunst mehr und mehr entfernt zu werden; doch ist von ihm eine Uebersetzung des Byronschen „Manfred" und eine neue Novelle, letztre freilich schon seit Jahren verheißen. — Die Buchhandlung Graß und Barth fördert pädagogischen, die von Aderholz viel juristischen Verlag. Es ist noch nicht lange her, als Breslau ein für das Erscheinen literarischer Erzeugnisse ungünstiger Ort genannt wurde, was durch Erweiterung des buchhändlerischen Verkehrs zum Glück großentheils beseitigt worden ist. Weniger gehoben scheint dies im Fache der Musik. Einige unsrer Komponisten z. B. Richter und Philipp würden, wenn ihre Arbeiten in Leipzig erschienen wären, den allgemeineren Ruf, den sie verdienen, nicht entbehren. Am Bekanntesten ist Hesse, weil er ein wenig bedachtes Instrument, die Orgel, mit vielen und eigenthümlichen Kompositionen versorgt hat.

Die Fortschritte, welche die Zeit verlangt, sprechen sich in manchen Erscheinungen aus. Vor Allem ist das schlesische Zeitungswesen seit einigen Jahren vorgeschritten. Breslau's beide Zeitungen rivalisiren mit einander, ohne sich in den Weg zu treten. Die eine, die Breslauer hat dem Verfasser der „Kavalierperspektive" Baron von Vaërst zu bedeutendem Vermögen verholfen. Er verkaufte die Concession zu der Herausgabe, nachdem er einige Jahre nach Schall's, des Stifters Tode, dieselbe besorgt hatte, gegen eine namhafte Leibrente. Redigirt wird sie von Dr. Nimbs, der zugleich Dramaturg des Theaters ist. Die Schlesische, ein seit 100 Jahren bestehendes Blatt, redigirt Pro-

feſſor Schön, deſſen ſtaatswiſſenſchaftliche Schriften ſchon längſt den gewandten Styliſten verriethen, eine Eigenſchaft, welche er in der Beſorgung eines reichen Feuilletons glänzend bewährt. Einen Theil der literariſchen Aufſätze, namentlich die muſikaliſchen Kritiken beſorgt Dr. Kahlert. Beide Zeitungen halten Korreſpondenten an bedeutenden Plätzen, ſind jedoch in der Mittheilung der Novitäten von Berlin ſchon dadurch abhängig, daß der Poſtweg aller von Leipzig kommenden Briefe und Zeitungen über Berlin nach Breslau geht, obgleich der Weg über Dresden bedeutend näher iſt. So viel für Verbeſſerung des Poſtweſens in Schleſien geſchehen, ſo bleibt doch eine nähere Verbindung mit Sachſen zu wünſchen. Fortſchritte des Zeitgeiſtes ſind ferner in vielen Bauten ſichtbar, die indeſſen durch das Bedürfniß hervorgerufen ſind, da die Klage über Mangel an Wohnungen nicht aufhört. Allerdings entſpringt letztre auch aus dem Mangel an Genügſamkeit, welche früher mit wenigeren Zimmern zufrieden ſein lehrte. Mindeſtens iſt dies die Klage der Greiſe, ohne daß ſie den Umſtand der binnen 30 Jahren um 30000 Menſchen vermehrten Einwohnerzahl Breslaus wegläugnen können. Der allgemeine Wohlſtand hat ſich nicht in demſelben Maaße vermehrt. Der noch vorhandene ſtammt aus früheren Zeiten. — Dies leitet von ſelbſt auf eine Frage, die jetzt viel beſprochen wird. Die Zinſen der ſchleſiſchen Pfandbriefe ſollen reducirt werden, was bei einer Kapitalsmaſſe von mehr als 40 Millionen kein geringes Wagſtück ſcheint. Näher betrachtet iſt es ſchon darum keines, weil der etwas ſchüchterne ſchleſiſche Kapitaliſt ſich viel gefallen läßt, und ſeit Jahren die beliebten Redensarten, daß dem Producenten mehr Erleichterung als dem nicht arbeitenden Rentier gebühre, gewohnt worden iſt. Allein man wird es ihm auch nicht verdenken können, wenn er mit 3½ PC. Zinſen ſich nicht begnügen wird. Das alte felſenfeſte Vertrauen, das das ſchleſiſche Creditinſtitut auch in den ſchlimmſten Kriegszeiten genoſſen hat, dürfte erſchüttert werden, ohne daß den Schuldnern, den Gutsbeſitzern eine weſentliche Erleichterung zu Theil würde. Die Folge muß ſein, daß eine Menge Kapitals flott, und da das Geld unterzubringen ſo ſchwer hält, außer Landes gehn, der Nationalreichthum mithin verringert werden wird. Die Verhandlungen über die franzöſiſche Rentenreduction geſchahen öffentlich, die ſchleſiſchen, vollkommen eben ſo wichtig, gehn ſehr in der Stille ihren Weg. Gerade bei ſolchen Angelegenheiten müßte größere Oeffentlichkeit gewünſcht werden. — Ein andrer Gegenſtand der Converſation iſt noch immer die katholiſche Angelegenheit. Gerade in Schleſien, wo die beiden Konfeſſionen Jahrhunderte lang friedlich neben einander beſtanden, iſt der Einfluß der neuſten Ereigniſſe zu bemerken. Man iſt vorſichtig geworden in

Aeußerungen, die noch vor zwei Jahren kein Bedenken erweckten. Selbſt die zahlreichen aufgeklärten Katholiken fühlen ſich dadurch etwas beengt; es iſt wohl nicht immer das religiöſe Bedenken, das gerade ſie beunruhigt, aber es iſt das dunkle Gefühl einer Beeinträchtigung ihrer geiſtigen Freiheit. Obendrein berührt die Sache ſich mit der der evangeliſchen Separatiſten, die leider noch immer auszuwandern fortfahren, denn bei beiden handelt es ſich um das Recht des Staates in Glaubensſachen. Kein Zweifel iſt, daß je mehr die Regierung in der kirchlichen Angelegenheit zu zögern ſcheint, deſto ſchwankender die Urtheile der Einzelnen werden. Gerade in dieſer Sache iſt die dem ſchleſiſchen Volkscharakter angeborene Mäßigung, jene ſo oft beſpöttelte Gutmüthigkeit von großer Wichtigkeit. Toleranz iſt ſchwerer, wo das Blut heftiger in den Adern rollt, was z. B. ſchon in den ſlaviſchen Nachbarländern ſich deutlich zeigt.

Neuigkeiten von nur ſpeciellem Intereſſe, die freilich der geſellſchaftliche Müſſiggang zu allgemeinen erhebt, giebt es genug, ohne daß wir, nach Art mancher Correſpondenten ſie hier eines Platzes würdig, erklären können. Zum öffentlichen Feſte iſt das Schillerfeſt herangereift, das in der Geſinnung des gebildeten Schleſiens wurzelt. Schiller iſt geliebt, für Goethe möchte ſchwerlich gleiche Theilnahme ſich gewinnen laſſen. Hatte man doch bei Gelegenheit eines klar und einſichtig geſchriebenen Schulprogramms des Director Schönborn „über Goethes Fauſt" Gelegenheit genug, jene immer einſeitige Vorliebe ausſprechen zu hören. Nun, wenn nur eben irgend ein geiſtiges Intereſſe ſich der Menge bemächtigt, ſo iſt dies ſchon dankenswerth. Bei dem letzten Schillerfeſte erwies Dr. Schön ſich als geübter Redner und Hoffmann wieder als humoriſtiſcher Improviſator. Für jene in Hamburg lebende unbekannte Wittwe, die Schillers erſte Liebe geweckt haben ſoll, wurde dabei zufolge der öffentlichen Aufforderungen geſammelt. — Für wiſſenſchaftliche Vorträge fängt das Publikum der gebildeten Stände ebenfalls an ſich minder gleichgiltig zu zeigen, als ſonſt wohl der Fall war. Die Verſammlungen der naturwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Section in der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, einem nach vielen Seiten hin thätigen Vereine ſind zahlreich beſucht. Nachdem früher Dr. Kahlert bei Vorleſungen über deutſche Literatur die Theilnahme auch der Damenwelt gefunden hatte, gelingt dies bereits dem Geſchichtsmaler Herrmann bei Vorträgen über die Geſchichte der Kunſt, die er durch Vorzeigung ſeiner trefflichen Sammlung von Zeichnungen doppelt lehrreich macht. Daß eine öffentliche Rede des Geheimen Medicinalraths Wendt den Zorn der Homöopathen, und die des jetzigen Rektors der Univerſität

Otto zu Gunsten des Studiums der Naturwissenschaften einige Unzufriedenheit der Gelehrten anderer Fächer erweckt hat, dies sind Ruhestörungen, welche man sich um so lieber gefallen lassen mag, als sonst die gesellschaftliche Unterhaltung Breslaus gar zu geneigt ist, allein dabei stehen zu bleiben, ob etwa der jetzige Theaterpächter auch die Pacht des neuen Theatergebäudes erhalten, und ob der Wiener Strauß der Einladung, in dieser Saison im hiesigen Krollschen Wintergarten Concerte zu geben, Folge leisten wird? a.

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.

Neue Novelle von Biernatzki!

Von dem Prediger **Biernatzki**, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch gleich ins Englische, Holländische und Dänische übersetzt worden sind,

— gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller! —

ist soeben eine dritte Novelle erschienen, mit dem Titel:

Der braune Knabe

oder

die Gemeinden in der Zerstreuung.

Novelle

von

J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich, geh. 2¾ *Rthlr.*

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Lesern sich erworben, und sein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. Der „braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältnisse, und ist vom **höchsten** Interesse für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenkt!

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz u. s. w., haben den „braunen Knaben" vorräthig.

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft

und Wiſſenſchaft.

Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Inhaltsverzeichniſs.

I. **Volksfeſte und Volksgeſang in Schwaben.** . . . . . S. 1

II. **Die Prinzeſſin.** Ein Lebensbild von d. F. v. W. . . . . = 45

III. **Puſchkin's letzte Stunden.** Von Baſil Shukowski. . . . . = 115

IV. **Vorſchläge zu einem Wiſſenſchafts-Verein.** Von M. Veit. . . . . = 134

V. **Vorgänge und Zuſtände der Schweiz.** Vierter Artikel. (Von Dr. Troxler.) . . = 146

VI. **Rotteck und Welcker.** Eine Skizze von Th. Mundt. . . . . = 158

VII. **Blüthe und Verfall der chriſtlichen Malerei in Italien.** Von Julius Moſen. . . . . = 178

VIII. **Oeſterreichiſches Culturleben.** 1. Die Geiſtlichkeit. 2. Das Schulweſen. 3. Die Ariſtokratie. Von F. E. P. . . = 194

IX. **Feierabende.** Betrachtungen von H. Koenig. . . . . = 213

Digitized by Google

X. Literaturblätter.

1. Berichte über die neueste ungarische Literatur. Erster Artikel. . S. 238

2. Hegel und Schubarth. Von Dr. B. = 245

3. Literarische Notizen. (Uhland. — Gentz und das Princip der Genußsucht. — Ansicht von deutscher Philosophie in der Schweiz.) . . . . . = 251

XI. Correspondenzblätter.

Aus Zürich. . . . . . = 256

Von der russischen Gränze. . . . . = 263

Aus Wien. (Erklärung von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.) . . . = 269

I.

Volksfeste und Volksgesang in Schwaben.

1.

Das schwäbische Volksfest.

Je weniger gekannt, desto mehr verkannt — wer mußte das mehr erfahren als der Schwabe? Entfernt von dem Markte des großen Völkerlebens, abseits von den Bahnen, auf denen die Welt ihre Zugvögel sich kreuzen läßt, lebt das schwäbische Volk ein enggeschlossenes, innerliches Leben, dessen Offenbarungen nur stoßweise jenseits der Berge sich vernehmen lassen, dessen Wechsel-Verkehr im Innern selbst sich nur spärlich über die gemüthlichen Bezüge erhebt. Darum ist dieser Natur auch so schwer beizukommen, sie bietet nicht die Handhaben dar, zu denen ein entwickelteres Leben seine tausend Beziehungen und Verhältnisse auszuschleifen weiß; sie kommt nicht mit dem leichten, Weltgewandten Geschicke entgegen, das die Beobachtung erleichtert, die Anschließung ermuntert, den Verkehr belebt und erhält. Desto reicher aber auch der Genuß, den die Vertiefung dieser verschlossenen Innerlichkeit gewährt.

Wie das Land, so die Natur. Nirgends eine Fläche, in der sich der Blick bequem auf ebener Bahn verlieren dürfte, und wenn auch ein munteres Wasser da und dort die grünende blühende Ebene vor sich hergießt, so ist es nur, um alsbald Aug' und Sinn in die ahnungsreichen Spalten und Klüfte zurückzulenken, aus denen so munter der Knabe vom Berge hervorgesprungen; in die Spalten und Klüfte, welche hier vom Schimmer grotesker Stalaktiten erglänzen, dort in den Gängen des Urgesteins ihre Metalle sprossen lassen; welche hier ihre Gänge mit dunkeln Tannen umflören oder mit saftigen Buchen belauben, dort mit Obst und Wein bekränzen und überall frische und kräftige, tiefe und innige Gemüther umschließen.

So schwer es auch ging, so hatte ich mich doch seit einer Reihe von Jahren eingelebt in diese einfache, gediegene Natur und mit steigendem Vergnügen suchte ich ihre Bethätigung bis in die einzelnsten Verhältnisse und Beziehungen zu verfolgen. Für die Oeffentlichkeit, für die Welt, für den Markt des socialen Lebens, das ward mir bald klar, ist dieses Volk nicht geschaffen, es ist zu sehr an die Scholle gebannt, zu sehr ist für jede Stunde der Arbeiter im Weinberge in Anspruch genommen, als daß Raum und Zeit sich für eine freiere Bewegung erweiterte. Und tummelt sich auch hie und da in gewohnter Eile das Triebwerk moderner Industrie, ja steigt selbst der modernste Dampf aus dem Kamine einer Fabrik hervor — im Ganzen verhält sich das Land passiv gegen diese Kultur; es behält sein Korn und Obst, seine Wälder und Weinberge und baut sie sorgsam und wohl auch mehr und mehr auf rationelle Weise im Schweiße des Angesichts zu wenn nicht immer spärlichem,

doch mäßigem Gewinne. Dafür aber bleibt Körper und Geist gesund und frisch, und Haus und Familie in alter Traulichkeit und Treuherzigkeit beisammen.

Das schwäbische Volksleben ist wesentlich Familienleben; der Feldbau, oder rationeller: die Landwirthschaft ist seine Bethätigung.

Demgemäß sind es auch ländliche Feste, an denen der Schwabe die Freude des Jahres genießt und das mühselige Dasein auf Augenblicke in die freiere Region der Lust und Heiterkeit rückt. Und diese Feste selber sind ihrem eigensten Wesen nach Familienfeste. Mehr oder weniger allgemein bietet der Frühling, der Sommer, der Herbst solche Tage, an denen dieses gemüthliche Stillleben seiner selbst froh werden und wohl auch zu einem kleinen Lärm und Taumel sich erheben mag.

Im Frühling ist es der liebe Mai, der die Kinder auf die blumigen Auen hinausführt, wo ihrer eine freundliche Spende aus öffentlichem Schatze harrt und aus dem Familienkorbe das Beste, was Küche und Keller zu bieten vermag. Die stillern Mädchen, geputzt und bekränzt, singend und trillernd voran, die Knaben, der Schule ledig, froh und ungestüm mit Maien in der Hand einherstürmend; Lehrer und Seelsorger zur Seite und an der Spitze; Predigten und Reden nicht vergessen: so zieht Alles, was gehen und nicht gehen kann, Alt und Jung unter Musik und Glockengeläute erst in die Kirche und dann auf den Rasen. Und während das junge Volk sich an dem seltenen Genusse letzt, und auf Carousſel und Schaukel sich tummelt, thut eine Familie sich mit der andern zusammen, packt die Körbe

aus, ladet Freunde und Gäste ein und läßt sich's unter dem Schatten der Linde in gemüthlichem Wechselgenusse empfangend und mittheilend gar selig behagen, bis die sinkende Sonne zum Aufbruche mahnt, wenn nicht schon vorher ein unseliger Regenguß Wein und Lust verdorben hat.

Das Maienfest wird vorzugsweise in den Städten gefeiert, welche sich so immer wieder mit dem Leben des Volkes und Landes vermitteln. Ein ländliches Familienfest ganz eigener Art, specifisch schwäbisch, ein Typus hiesiger Socialität. Bekannte, Freunde, Verwandte vereinigen sich; wer innerhalb des Kreises steht, und sei es ein Vetter im 99sten Gliede, darf sich des glücklichsten Beieinanderseins versichern, wer aber keinen Anknüpfungspunkt findet — was bei einem Einheimischen ein Wunder ist, denn wer fände an dem weiten Verwandtschaftshimmel nicht irgendwo das Zeichen einer Vetterschaft heraus? — der mag ruhig mit seinen Betrachtungen an diesem Leben vorübergehen. Das leichte, gesellige Herüber und Hinüber von Bekanntem zu Unbekanntem, ein zuvorkommendes Anschließen findet sich nicht. Es bleibt beim häuslichen Kreise; aber wem es gelungen ist, in denselben einzudringen, darf sich auch der freundlichsten, gastlichsten Aufnahme erfreuen.

Nicht anders ist es an dem andern, allgemeinern Jahresfeste, dem „Herbste." Er ist das eigentlich schwäbische Volksfest, an dem sich Stadt und Land, Hoch und Nieder zum lauten Reigen vereinigt. Die lange Mühe eines Jahres soll da genossen werden und zwar nicht in beschaulicher Muße, sondern im lebendigsten Treiben, in zum Theil angestrengter Beschäftigung, in saurer Mühe, deren Versüßung

dann auch nahe genug liegt, wenn der schäumende Most seine Strahlen von allen Seiten entgegenspritzt.

Da ist zumal das Unterland, besonders um Heilbronn, voll Jubel und Lust — da regen sich die Füße, da thauen die Kehlen auf, da knallt das Geschütz, springen die Raketen, wirbeln die Schwärmer, leuchten die Fackeln, ertönt Musik und Gesang zum nächtlichen Heimzug und erfüllt Erde und Himmel mit rauschendem Taumel. Diese trockenen, gesetzten Schwaben, wie elastisch springen sie auf, wie öffnet sich Mund und Herz, Haus und Feld, Faß und Heerd, um alles Liebe und Gastliche freudig zu geben und zu nehmen! Das hat ihnen Bacchus angethan, daß sie sich so unbedingt und ohne Vorbehalt Tage, ja Wochenlang dem Strudel einer heitern Sinnlichkeit hingeben und der Außenwelt sich erschließen. Doch weder zu lange noch zu toll währt das Spiel. Nie strömt das innerlich gefestete Bewußtsein in jenen bacchantischen Taumel über, zu dem beweglichere Naturen, katholische, namentlich südliche Zonen sich entäußern müssen. Eine tiefgegründete, althergebrachte Gesittung läßt den Zügel nie ganz schießen und der stets an sich haltende, verständige Sinn temperirt auch hier das wallende Blut zu inniger, gemüthlicher Traulichkeit. Diese waltet vor und findet ihre Pflege in dem familiären Bewußtsein, das sich auch auf diese Feier überträgt. Familie wird zu Familie, Verwandte und Freunde, Vettern und Basen werden gegenseitig eingeladen und auch so das ländliche Fest im Sinne sorglicher und herzlicher Häuslichkeit gefeiert. Oder ein solider Kreis erkauft den Ertrag eines Weinbergs und leert ihn unter Musik, Gesang und Tanz zu augenblicklichem Genuß. Dies sind die sogenannten allgemeinen Herbste,

in denen das partikuläre, auf sich ruhende Bewußtsein sich wenigstens zu der Allgemeinheit einer mehr oder weniger geschlossenen Gesellschaft erweitert....

Partikulär ist das Fest ohnehin für Schwaben. Denn was hat die Alb, die Filder, das Oberland, der Schwarzwald vom Herbste? Nun, auch sie entschädigen sich.

Diese bergigen Gegenden nähren auf ihren Triften und Hängen treffliche Heerden und selbst vom Unterlande „fahren" die Schäfer zur halbjährigen Weide auf die Berge. Der Schäferlauf ist ihr Fest. — An schönen Sommerfeiertagen sammeln sich die Zunftgenossen und da laufen die jüngern mit ihren Mädchen um die Wette nach dem bestimmten Ziele. Der Preis, das schönste Exemplar der Heerden steht bunt geschmückt im Kreise und fällt dem Schnellsten zu. Tücher und andere Kleinigkeiten erhalten die Uebrigen. Die derben Schönen, welche in ihrer leichten Kleidung, gewöhnlich nur mit doppelter Schürze umhangen, zur Abwechslung mit einem Gefäße voll Wasser auf dem Kopfe, oder über eingelegte Hindernisse rasch und keck die Bahn herunter rennen, werden natürlich mit emsigen Augen und Augengläsern verfolgt und Gelächter und Beifall wird dem Glück und Unglück oder wo sonst der Zufall hervorsieht, in reichlichem Maße zu Theil. Nach geendigtem Laufe geht's, den triumphirenden Sieger voran, zu Tanz und Gelag, und Gäste und Zuschauer suchen jeder in seiner Art dem freundlichen Gotte zu huldigen. Wildbad, Markgröningen, Urach feiern regelmäßig dieses idyllische Fest, das, seit Jahrhunderten bestehend, in der That den Charakter eines wirklichen Volksfestes hat.

Das war ja das Wesen der alten Volksfeste, daß ein

Jeder sein Eigenstes dem Gott der Freude brachte. An diesen Tagen erhob sich der Einzelne über den Beruf, dem sein Leben gewidmet war, nicht um ihn im modernen Fracke vornehm abzuwerfen, sondern um die Kunst in freier Uebung, abgelöst von dem Bedürfnisse des Augenblicks, von dem Zwecke und Nutzen des laufenden Geschäftes, von dem Erwerb des täglichen Brodes zum Gegenstand des reinen Genusses zu machen. Hier sollte sich die Meisterschaft bewähren, die Mühe ihren Lohn unmittelbar hinnehmen; die Siegstrophäe hauchte dem ganzen Treiben für das ganze Jahr, ja für das ganze Leben einen geistigern, ideellen Gehalt ein. Der Einzelne sah sich in dieser Umgebung als Glied einer Gesammtheit, deren Bewußtsein sich für gewöhnlich in die Einzelheit der Zwecke zersplitterte. Diese Gesammtheit war eine vielgegliederte, Jeder gehörte zunächst seiner Gilde an und hatte von ihr zu nehmen Ehre um Ehre, Lust um Lust. Aber jede Innung schloß sich nach allen Seiten an verwandte an und selbst der Gegensatz — künstlich oder natürlich — trug zur Erhöhung des Selbst- und Gemeingefühles bei. Wenn sich so das einzelne Bewußtsein durch eine ununterbrochene Kette zu einem eigentlich nationalen Bewußtsein vertiefte und abrundete, so bedurfte es nur noch der religiösen Weihe, die ein gemeinsamer noch nicht verstörter und gebrochener Glaube bot, um ein Gesammtgefühl, eine Substanzialität des Bewußtseins zu bilden, welches dem Einzelnen Freude und Befriedigung, dem Ganzen Halt und Stärke gab, daß im Himmel und auf Erden ein Wohlgefallen war. So war es in dem alten Griechenland, so in dem feudalen und bürgerlichen Mittelalter, so ist es zum Theil noch jetzt in den Gegenden, Län-

dern und Städten, welche sich ein innerlich ungebrochenes Bewußtsein zu erhalten wußten.

Um dem vollen Begriffe des Volksfestes zu entsprechen, ist freilich auch der schwäbische Schäferlauf zu partikulär: es können sich zu wenige — Gegenden und Menschen — dabei betheiligen, als daß er in Wahrheit einen Volksfestlichen Mittelpunkt gewährte.... Ob das Kannstadter Fest ihn bietet?

Es ist der 27ste September; der Geburtstag des allgemein verehrten Königs wird im ganzen Lande Morgens durch Predigt, Mittags durch Toaste, Abends auf den „Königsbällen" gefeiert. Das Wetter ist heiter, beständig, die Weinlese in der Nähe, das Obst meist schon geärntet, allenthalben regt und bewegt sich's zu frohem Genuß. Und morgen ist das Volksfest. Morgen ist's Volksfest — der Beamte ertheilt keine Audienz; morgen ist's Volksfest — der Handwerker legt das Geschäft bei Seite; morgen ist's Volksfest — der Bauer zieht den Sonntagsrock an, wenn er einen hat. „Morge ischt's Volksfescht, ganget Se au nan?" fragt eine naive Eßlingerin den Reisenden — warum nicht, gehen wir hin!

Und so verlassen wir an dem schönen Herbstmorgen die freundliche Stadt, tausend Abschiedsgrüße der gothischen Liebfrauenkirche mit ihrem zierlichen Thurme zurückwinkend. Der Weg nach dem einige Stunden entfernten Kannstadt könnte nicht schöner sein. Rechts steigen unmittelbar von der Straße die Weinberge auf, so weit nur das Auge reicht; zur Linken kräuselt der Neckar seine grünen Wellen hinab, jenseits schließt sich das Thal mit einem Waldgekrönten Hange; wir selbst schreiten von einem ansehnlichen Orte

zum andern wie durch einen Obstgarten. — Die Wege sind voll Wallfahrer, alle mehr oder weniger festlich geschmückt, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß. Und alle Zugänge bringen solche Schaaren nach Kannstadt, mindestens sechs Stunden im Umkreise entleeren sich Städte und Dörfer, um ihre Bewohner zum Feste zu schicken. Dennoch dürfen natürlich die Maßstäbe an die Umgebungen des immerhin kleinen Stuttgart nicht zu groß angelegt werden — es läßt sich noch immer Alles übersehen, wo das ganze Land etwa so viel Einwohner zählt wie London. — Schon unterwegs übrigens bemerke ich des eigentlichen Volkes so wenig; hier arbeitet es ruhig im Weinberge, dort werden Obstbäume geleert, überall sieht man die Landleute gleichgültig den städtischen Pilgern nachschauen, gleich als ob es kein Volksfest wäre....

Das Thal weitet sich endlich aus zu einer der schönsten Tief-Ebene des Landes. Sieh dort oben die Kapelle an der Stelle des alten Stammschlosses Würtemberg (Wirth am Berg?) — links schaut das königliche Lustschloß Rosenstein herüber, auf das nahe Stuttgart zurückweisend, das sich in seinem grünen Rebenkessel verbirgt. Auf der Ebene vor dem immer mehr sich modernisirenden und durch sein Bad, durch Industrie und Handel sich aufschwingenden Kannstadt bezeichnet die mächtige, amphitheatralisch gebaute Bühne schon von ferne den Ort des Festes.

Schon hat eine Menge Menschen die theuern Sitze besetzt, Beamten und Militär sind mit Handhabung der Ordnung beschäftigt, die Noblesse, die Gesandten, die Prinzen, der Hof fährt in reichen Carossen zum königlichen Pavillon, der, innerhalb des Kreises errichtet, Alles enthält, was

Stuttgart an Adel und Schönheit aufzuweisen hat. Zwischen den zwei Eingängen des Circus zieht sich eine mit Tannenzweigen bedeckte Gewerbslaube hin, in deren Halle die Industrie ihre Produkte zur Preisbewerbung ausgestellt hat. Die Tribune über der Laube ist dicht von fashionablen Gestalten besetzt und beherrscht vornehm ihre weniger zahlende Umgebung. Mitten steigt eine anmuthige Säule daraus hervor, die bis zum Kapitál auf ihrer ganzen Oberfläche mit ländlichen Produkten verziert ist — von der Traube bis zur Kartoffel fand jedes Gewächs die passende Stelle; Aepfel, Birnen, Pflaumen reihten sich zu zierlichen Linien und Feldern und boten in schönem Farbenspiel ein liebliches Bild der Fruchtbarkeit dar. Rechts und links von der Säule flossen aus mächtigen Garben rings die vollen Aehren über.

Das Fest ist ein landwirthschaftliches, zur Hebung dieses nationalen Kulturzweiges, unter König Wilhelm gestiftet. Durch die Vertheilung königlicher Preise für die besten Erzeugungen wird eine allgemeine Aufmunterung bezweckt, der langsame Muth zu spornen und der Unternehmungsgeist zu wecken gesucht. Ein edler, großer Zweck, der seinen Erfolg nicht verfehlen darf.

Aber eben dieser bestimmte Zweck nimmt dem Feste seinen Volksfestlichen Charakter. Diese moderne Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit ist der Fluch, welcher unsere Zeit nicht mehr zu sich kommen läßt. Die festliche Lust will blos sich selber, je mehr sie über die Tage gewöhnlicher Interessen sich erhebt, desto weniger kann sie wiederum einem bestimmten Zwecke dienen. Gerade im Zwecklosen besteht das Schöne und sein Genuß, aber eben der Widerspruch des Mittels

und Zweckes, die Kollision des Wollens und Vollbringens, über den sich der Feiernde glücklich hinausgehoben hat, kehrt vernichtend zurück, wenn die Stunde festlicher Freude sich wieder an ausgesprochene Zwecke ketten soll. Die reine Freude ist da schon zum Voraus verdorben, und das Gelingen von etwas abhängig gemacht, das die glückliche Stunde abschütteln wollte. So weit sind wir mit unsern „wohlthätigen Zweckessen" und industriellen Zweckfesten gekommen, daß wir kaum mehr wissen, was es auch heißen will, sich wahrhaft zu genießen. Nie und nimmer ist der Genuß unserer selbst, unseres eigenen Vermögens und Könnens vergönnt, wir genießen nur Anderes, wir machen uns nicht mehr zum Zweck, nur noch zum Mittel. Von Anderem zu Anderem stürmend, von Zweck zu Zwecken jagend, verlieren wir alle Lust und Freudigkeit, verlieren wir alle Poesie des Lebens. Die Poesie ist eine That, eine freie Produktion und hat ihren Genuß als solche in sich selber. Aber wo ist heute die schöpferische, selbstständige That, in welcher das Subjekt sich selbst produzirend sich selbst genießt? Man gehe auf die Arena der Griechen, man schaue in eine mittelalterliche Werkstätte und horche dagegen auf das Maschinengeklapper von heute, so wird man wissen, was ich meine. Die prosaische Armuth unserer modernen Kulturzustände kommt nur selten und nur wenigen zum Bewußtsein; wir sind's nicht anders gewohnt und lassen uns von dem Wirbel der Zweckmäßigkeiten mit forttreiben, unserer selbst nicht mächtig. Mit täppischer Verständigkeit reißen wir jede Blüthe freier Idealität herunter zu plattem Realismus, zwicken und zwacken wir an jeder Blume, die ein neidloser Gott unserm Dasein entsprießen lassen will, bis sie sich zu

einem bestimmten Zwecke entfärbt. Was Wunder, wenn wir am Ziele mit dem unglücklichen Bewußtsein ankommen — doch nur unnütze Knechte gewesen zu sein. Je mehr Herren, desto mehr Knechte. Den freien Griechen durfte nur sein Sklave einen Herrn nennen, von seinesgleichen so genannt zu werden, wäre ihm Tyrannenschmach gewesen. Wir heißen uns Herren und sind einander gehorsame Diener — wir gehören nicht mehr uns an, wir sind Sklaven des andern, des Zweckes, des Augenblicks. Unsere Vorfahren fühlten und nannten sich Meister, weil sie es waren: ein jeder in seiner Kraft und Tugend, in seinem Fach und Berufe gefestet, war durchaus seines Daseins mächtig und vermochte daher auch seine Meisterschaft in Ernst und Spiel, in Arbeit und Genuß zu bewähren. Ein Jeder konnte vor sich selber hintreten, frei und unabhängig sich zeigen und genießen. Sie konnten Feste feiern. Was aber ist heute ein Fabrikherr gegen und ohne seine Arbeiter — sie laufen ihm davon, die Bosheit zieht ihm eine einzige Schraube aus der Maschine und er ist ruinirt; was sind die Arbeiter gegen den Herrn — er schickt sie weg und sie sind Bettler. So sehr fehlt unserem heutigen Leben die thatkräftige Fülle und innere Gediegenheit. — Ja, wenn sonst die Gewerke aufzogen und die Meister sich zusammenthaten, um in festlichem Schmucke dem freien Spiele, dem neckischen Scherze sich hinzugeben, um in der That zu genießen und sich genießen zu lassen, um zu geben und zu nehmen, zu lachen und verlacht zu werden, dann feierte die Stadt, der Gau, wahrhaft ein Fest. Fern von der Prosa moderner Zwecke gab man sich einer tollen Lust hin, und je toller, desto besser. Selbst die religiöse Weihe durfte sich dem Komus nicht entziehen.

Wer weiß nicht von den Narren- und Eselfesten des Mittelalters? Man ängstigte sich nicht mit dem frommen Zwecke, diese Treuherzigkeit wußte sich dem Himmel zu gewiß, vor dem Teufel zu sicher, als daß man diesen selbst nicht bis zum Uebermuth hätte genießen mögen. Mit Recht auch, denn wer das Jahr über dem Himmel oder dem Leben nicht genug thun kann, der wird auch in dieser Stunde es nicht erreichen. So sehen wir Ernst und Spaß, Engel und Teufel sich in den tollen Strudel mischen und wenn der Herr selbst so menschlich mit dem Teufel sprechen kann, wenn Gott Vater es für keinen Raub hält, durch eine possierliche Katechisation mit Gebrüder Abel und Kain über die zehn Gebote dem Volke einen Spaß zu machen, so wird auch der Teufel ein Späßchen verstehen. Und sieh da — die Erzengel führen im Geschwindschritt die Schaar der Frommen zum sichern Heiligthum, Satan nicht müßig, schnell ihnen nach, um doch noch eine Seele zu haschen — aber wie er zur Schwelle kommt, fliegt die Kirchthüre zu und klemmt dem dummen Teufel die ellenlange Nase in den Spalt. Da hängt der Arme zum allgemeinen Gelächter der Frommen — doch das nimmt er nicht übel. — Spaß versteht Jedermann und lachen kann alles Volk, wenn der Pritschmeister seine Sprünge und Sprüche, der Schalksnarr seine Possen macht. Aber wir sind gebildet, folglich ernst und vernehm geworden, unsere Feste sollen „feierlich" sein, geordnet, ruhig — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht — unsere Spiele müssen ernstlich betrieben werden, man verdirbt die Zeit nicht umsonst, wenn ....

„Der König kommt" — schreckt's mich aus meiner träumerischen Philippika, in die ich mich eine Stunde lang

hineingewartet hatte. Er kommt und alsbald erschallt dem in gewohnter Einfachheit heranreitenden ein allgemeines, gewiß herzliches Lebehoch. Das Fest beginnt. Vor Allem wird das preiswürdige Vieh besichtigt, die Hengste und Stuten, die Farren und Kühe, die Eber und Mutterschweine, Ziegen und Schaafe, alle bekränzt, die Jungen zum Theil in Körben und Karren hinten nach. Dort von der Tribune reicht der Minister den Preis an die resp. Züchter, Schulzen, Wirthe und Hirtenmeister; daß der Bückling überall gleich groß oder überhaupt groß genug war, wer wollte dies von den steifen Rücken des Weinbergs erwarten — aber dacht' ich's doch, Alle ziehen den Hut, wenn auch spät und langsam herunter, Alle machen ihre Kratzfüße, doch ließen wenigstens zwei sich zählen, die geradezu, ohne ihren Dreispitz zu lüften, an der Hoheit mit dem lieben Vieh vorüberzogen. Ich glaube, sie haben keinen Preis erhalten, da brauchten die guten Leute sich dann auch nicht mit übergroßer Höflichkeit zu verköstigen.... Während der Zug feierlich des Theaters Rund umkreiste, vor den Herren und Damen im bunten Kranz vorüber, herrschte beschauliche Stille und nur einmal drohte die Andacht unterbrochen zu werden, als ein preiswürdig dekorirtes Schwein unter die Ordensdekorationen, Federbüsche und weißen Beamtenbeinkleider zu fahren wagte, die an den Stufen der Tribune standen. Es schien sich da recht wohl zu gefallen und nur nach vielen Attaken gelang es der versammelten Macht, das Ungethüm in die Bahn zu bringen, wo es den Weg alles Fleisches vor ihm zum königlichen Preise zu gehen hatte. Das Unglück war zum Glück nicht groß und weiterhin nahm man die Perlen besser in Acht. — Sonst war die Theilnahme mäßig. Tausende der Anwesenden

haben sich in ihrem Leben nie um derartiges bekümmert und konnten sich daher auch jetzt nicht dabei betheiligen; andere aber, die um den Preis sich vielleicht nicht bewerben konnten oder wollten, meinten gar, solche Stücke und schönere hätten sie im eignen Dorfe, wo nicht Stalle; dem zu Lieb brauchten sie nicht so weit zu gehen. Nur gar wenigen mußte das Herz im Leibe lachen, wenn sie einen preisbeglückten Vater, Gatten oder Vetter mit dem Segen des Hauses im Kreise vorübertriumphiren sahen. Dann war es rührend. Ich wenigstens konnte der guten Schulzenfrau zur Linken, unter deren Sonnenschirm ich so sicher saß, meine innige Theilnahme nicht versagen, als sie erst ihrem vorbeiziehenden „Kalbele" einmal um's andremal die zärtlichsten Grüße zu- und nachrief; sodann der theuern Ehehälfte für den graziösen Bückling, den ihr Pantoffel so trefflich einzuüben verstanden hatte, den huldvollsten Beifall hinüberlächelte. — Zuletzt treten die Renner auf. Vier bis fünf Jokeys umreiten zuvor langsam die Bahn, stellen sich dann in die Reihe, des Zeichens gewärtig, und mit demselben geht's im sausenden Galopp um den Kreis. Die Bahn muß zweimal umritten werden — wie da die edlen Thiere sich verfolgen, erreichen, wieder verlieren, wie eins nach dem andern zurückbleibt, dem Ersten der Sieg schon gewiß ist, und noch an der Barriere ein Hinterer zuvorkommt, das beschäftigt in Hoffnung und Furcht, in Erwartung und Täuschung die ganze Versammlung. Durch dieses allgemeine Interesse ist das Wettrennen die Krone des Festes und in der That von Volksfestlichem Charakter. Zur Stelle wird um den Preis geworben, alle Anwesenden sind innerlich dabei betheiligt, und machen im Geiste alle Stadien des Wettkampfes mit

durch. Doch auch hier fehlt Wesentliches. Einmal vermißt man das ritterliche Element, statt daß der Besitzer sonst selber den Wagen bestieg und mit kunstgewandter Hand die Pferde lenkte, oder mit eingelegter Lanze die Bahn hinunterflog, erreitet ein gedungener Knecht das ausgesetzte Geld: das persönliche Interesse der selbstständigen That wird verdrängt von dem stofflichen Interesse des bloßen Gewinnens; nicht um die Ehre, nur um den Nutzen handelt es sich. — Und damit auch bei diesem Feste das allgemeine Interesse zu gewohnter Partikularität herabgesetzt würde, ist es seit einer Reihe von Jahren regelmäßig ein einziges Dorf im ganzen Lande, das von seinen Rennern die drei Preise davon tragen läßt. —

Kaum war das Resultat bekannt, so war im Nu das Amphitheater verlassen, Alles strömte in die Hütten und Buden, um sich an Bier und Wein mit schwäbischem sauern Kraute zu laben. In dieser Beziehung soll das „Volksfest" sich von Jahr zu Jahr kultiviren, wo man sonst nicht daran dachte, zur Stelle etwas genießen zu können, wetteifern jetzt Krämer, Wirthe und Künstler aller Art, für Aug und Ohr, für Mund und Magen, vor Allem aber für die Börse zu sorgen. Von nun an nimmt das Fest ganz den Charakter der heute so genannten Volksfeste an. Man ißt und trinkt, hört und sieht sich satt in den Buden und Gärten zwischen den tausend Bekannten und Unbekannten, Vettern und Basen umhertreibend. Eigentlich wird das Hoffest, das es doch bisher augenscheinlich vorzugsweise war, zum Volksfeste, und das schwäbische Bewußtsein geht nun erst in seiner Tiefe auf. Warum geht der Schwabe zum „Volksfeste?" Auf was freut er sich und worüber hat er sich gefreut, wenn er

Gottlob wieder zu Hause ist? Etwa über die Fortschritte der Landwirthschaft, über die goldenen Preise und die grünen Hoffnungen? Mit nichten; sondern daß er so viele Bekannte, so viele Verwandte, so viele Vettern und Bäsle getroffen und gesprochen — vielleicht nur einen Augenblick gesehen, aber doch gesehen, und so sich in Mitten der gemüthlichsten Beziehungen seines substanziellsten Bewußtseins versetzt hat — das ist Freude, das ist Leben auf ein ganzes Jahr. — Also auf's Jahr wieder um diese Zeit! — und die Tausende ziehen früh und spät nach allen Richtungen in die nahe Heimath zurück.

Auch wir ziehen ab voll Gedanken an verschwundene Zeiten, voll Ahnungen in die Zukunft. Schon den ganzen Tag haben wir mehr Betrachtungen angestellt als betrachtet und in moderner Art den Genuß uns zersplittert, den mancher Gast, der, wie die Schwaben sagen, weniger „kiesig" ist, vielleicht ganz und lauter in die Heimath nimmt. In der That, der Landwirth mag unter solchen Auspicien eine immer schönere Blüthe seines Landes hoffen, der Einheimische mag sich vom Verwandtenkreise gemüthlichst angesprochen gefühlt haben, der Eß- und Trink- und Schaulustige mag die befriedigten Sinne behaglichst heimtragen — ich habe ein Volksfest gesucht, ich habe wie Diogenes mitten unter dem versammelten Volke das Volk gesucht, ich habe es nicht gefunden, so wenig als anderswo bei ähnlichen Gelegenheiten. Was kann ich für meinen modernen Spleen, was konnte Diogenes für seine Laterne? Wir suchen das Volk und können es nicht finden. Sind es diese paar groben Röcke, die vereinzelt sich vom Lande herbeigelassen haben — sind es diese feinen Muster von Herrn Gevatter

Schneider und Handschuhmacher — sind es die fashionablen Gestalten, die Götter und Helden des modernen Regimes in Politik und Gesellschaft? — les dieux s'en vont...

Wir haben kein Volk mehr. Gerade die Mittelklasse, das Mark der Nation läßt sich am wenigsten mehr Volk schelten; und nur der Bauersmann lehnt es bescheiden ab, ja hält es wohl gar für eine Grobheit, wenn man ihn „Herr" titulirt. Das Volk ist uns ein räthselhaftes Ueberall und Nirgends, das sich, wo wir es packen wollen, hinter den flüssigen und flüchtigen Schemen der Bildung versteckt. Wir glauben da oder dort noch einen guten alten Rest gerettet, wir besehen es näher, und schon hat die Kultur daran gehobelt und geändert. Die Masse der Bildung, welche immer tiefer und weiter dringt, hat die geschlossene Kernhaftigkeit des alten volksthümlichen Bewußtseins zerrissen, die Interessen in's Unendliche zertheilt und die ruhige Einheit in tausend flüssige Punkte zerstreut. Losgerissen von dem Boden größerer oder geringerer Gesammtheiten sucht sich die Persönlichkeit auf die eigenen Füße zu stellen und nach außen sich eine Gleichheit zu sichern, welche das Gefühl innerer Einheit ersetzen soll.

Nicht das Volk, sondern der Staat ist die Substanz der modernen Zeit. Die gediegene Unmittelbarkeit, da sich der Einzelne im Ganzen fühlte, ohne Reflexion gebend und nehmend was die Verhältnisse boten, die nicht in den Bereich der Subjektivität gezogen wurden; jene naive Einheit des Subjektes mit sich und andern, da Jeder unmittelbar das galt, was er war, und war, was er galt, da Jeder einfach seinem Berufe lebend in diesem seine eigenste Existenz,

bis auf seinen Charakter aufgehen ließ und die äußere Handthierung mit der innern Gesinnung und Gesittung zu einer unmittelbaren Einheit verwob; da der Beamte wie der Untergebene, der Künstler wie der Handwerker, der Städter wie der Landmann dieselben Mächte in sich walten ließ und politisch religiös und sittlich ein gemeinsames Bewußtsein hatte, da mit einem Worte es noch keine Gebildeten gab, — Alles das ist vorbei. Nicht mehr was er ist, gilt der Mann, sondern was er aus sich zu machen, wie er sich zu repräsentiren, mit den Verhältnissen umzuspringen und in dem großen Triebwerk der Vermittlung seine Stelle zu erobern und zu benutzen weiß. Wenn früher der Einzelne sich dem Ganzen hingab und was er war und vermochte der Gesammtheit bot, in der und für die er lebte, so nimmt jetzt der Einzelne sich das Ganze, zieht davon für sich ab, so viel und so weit er vermag. Früher opferte sich Jedes, senkte sich Jedes frei und von selbst in den Boden des allgemeinen Wesens, um an der schönen Blumenkrone, welche dieses hervortrieb, nicht im einzelnen Blättchen sich zu bespiegeln, sondern im Ganzen sich zu genießen; jetzt geschieht jedes Opfer ungern und unfrei, und auf die raffinirteste Weise pflegt man die Treibhäuser, aus denen ein Jeder sein Blättchen sich zu pflücken beeilt. Kein Wunder, wenn bei diesem durchgängigen Mangel eines innerlich gediegenen Kernes und Haltes das Bewußtsein durch und durch korrupt wird und die Genußsucht, die Selbstsucht, die Materie namentlich an den Centralpunkten der Bildung in einer Weise auftritt, welche dem einfachen fernerstehenden Bewußtsein in der letztern die babylonische Hure der Apokalypse vor das Auge zu bringen scheint.

Tritt so das Princip der Subjektivität als sinnlicher, industrieller und politischer Egoismus in unschöner, häufig abscheulicher Form auf, so ist doch der Weg zu einem höhern, vermittelteren Zustande eingeschlagen. Wenn einerseits der Staat als Regierung alle Momente und Kräfte in sich zu concentriren und Alles regieren, beherrschen, besorgen will, so sucht auf der andern Seite ein Jeder wieder eine Stellung zu erhalten, in der er eben so frei als nothwendig die Einzelinteressen mit den allgemeinen ins Verhältniß setzen möge. Bis diese Durchdringung auf selbstständigem, freithätigem Wege durchgeführt ist, wird es noch mancher Kämpfe bedürfen, aber das Resultat wird auch, so hoffen wir, der vollständige Ersatz für das unwiederbringlich zu Grunde gegangene Volksleben sein: ein wahrhaft nationales Staatsleben, in dem sich Staat und Volk, Regierung und Bürger, der Einzelne mit dem Allgemeinen als gediegene, kompakte Einheit fühlen.

Daß Deutschland namentlich hier noch eine Zukunft vor sich hat, wer möchte es leugnen?

Wir haben eine Literatur des Volkes und der Gebildeten — wann werden wir eine Nationalliteratur haben? Nationalität und Volksthümlichkeit sind bislang heterogene Begriffe, doch wie einst das Volksthümliche in der That das Nationale war, weil Produkt und Gesammtthat des Volkes, so wird auch wohl die Zeit kommen, in der wir kein fremdes Wort mehr zum Ausdruck für ein Gesammtbewußtsein brauchen, den wir so lange nicht haben, als uns letzteres fehlt. Das eigentliche Volksbuch ist auch vom Volke in die Rumpelkammer geworfen und die Historia von dem greulichen Leben, Thaten und Höllenfahrt des Erz-Zauberers

Dr. J. Faustus liegt so weit hinter ihm als Goethe's Faust vor ihm. Das Schulbuch tritt in die Mitte, dem sich nicht eine Volks-, sondern eine populäre Literatur anschließt. Sie ist nicht in, nicht aus dem Volke, sie kehrt nicht in dasselbe zurück, sie ist für das Volk. Einst hat es selber sprechen, dichten und denken können, weil noch nicht Dichter, Denker und Redner ihm seine Säfte entzogen und vornehm sich über selbes erhoben, um es zu bevormunden — doch es wird wieder mündig werden, aus einem einigen und innigen aber unendlich sichern Selbstbewußtsein reden, singen, sagen, und — schaffen.

Einstweilen aber, bis wir sie im höhern Lichte der Nationalität, sei es ahnend, sei es erlebend, betrachten können, seien Volksleben, Volksfest, Volkspoesie, Volksliteratur zu Grabe getragene Begriffe — die Zukunft möge sie zu neuem Leben auferstehen lassen. Alles ist nur, so lange es schafft, und in der Werdelust ureigener Entwicklung sich zu bestimmtem Dasein produzirt; der Mann hört auf zu sein, wenn sich ihm das Vermögen des Erzeugens erschöpft hat, das Volk hört auf zu sein, wenn es aufhört, sich als solches zu setzen und zu produziren und in seinen Produkten zu genießen. Damals, als unser Volk eine Geschichte hatte, weil es sie schuf, durfte es sich in seiner That auch genießen. Wie es sein werdendes Bewußtsein in jene tiefen Lieder und anmuthigen Mährchen ausströmte, so lebte es sich an seinen Festen zum Genusse seiner innersten Eigenthümlichkeit heraus. Als die That, das Schaffen der Genuß war, und Jeder, indem er sein eigenstes Fühlen und Können gab, sich zu doppeltem Genusse aus der Gesammtheit wieder hinnahm, da war die Zeit der Volksfeste. Seitdem konnten sie nur

sterben. Alles hat nur einmal seine Geschichte, was vergangen ist, kehrt nie wieder, kein Machtgebot bringt es zurück, kein Pfropfen und Ziehen hilft, und wird es ja nachgemacht, so macht es sich doch nicht.

Ein neues Leben wird sich auch schon wieder selbst zu feiern und zu genießen wissen, einstweilen laßt die todten Namen und Schatten ruhen und laßt die Lebendigen essen und trinken und fröhlich sein, weil sie's können. Der Lebende hat Recht. Er mag in den kurzen Minuten des Feierabends sich ausruhen für die lange Mühe der täglichen Arbeit. Denn allerdings nicht das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben, krönt das heutige Festesbewußtsein, heute wird man mit nichts fertig, man wird nicht Meister, man hört nur auf, um wieder anzufangen, man genießt, um zu arbeiten, man verbraucht, um zu erwerben. Eine reine, interessenlose, schöne Freude giebt es heute nicht, man will von Allem Zinsen und stellt Alles nur auf das stoffliche Interesse. Allerdings besser, man genießt, um der Arbeit Platz zu machen, als man arbeitet nur um zu genießen: eine solche Zeit muß sich selber aufzehren; aber den Genuß der Entbehrung, den Gewinn der Aufopferung, die Lust, die in sich selber der höchste Schmerz und daher in sich gefestigt und gesättigt ist, mit einem Wort, die That, die schöpferische, geschichtliche That kennt unsere Zeit nicht. Wo aber die That fehlt, fehlt die Geschichte. Geschichte aber macht nicht der Geist in seiner Vereinzelung und Zersplitterung, sondern als ganzer, einiger Geist eines Volkes, einer Zeit, indem er sich zusammennimmt, um in die Ewigkeit des geschichtlichen Tages auszuströmen und was er aus der Nacht seiner Ursprünge heraufgearbeitet, in seine Organe zu ergießen,

in denen und durch die er sich seine Wirklichkeit schafft. Jede wahrhaft schöpferische That, welche die Geschichte in der That um einen Schritt weiter rückt, hat das Gesammtbewußtsein eines ganzen Volkes und Jahrhunderts zur Basis, in dem es gährt und glüht und nur die Stelle sucht, an welcher es in heller Flamme aus dem Boden schlage und nach allen Seiten hin das Leben erschüttere und erwecke. Dieses Gähren und Regen und Weben ist freilich ein Anderes, als das der Räder und Maschinen; nicht der Dampf der Steinkohlen, sondern der Glühhauch des sich selbst gebärenden Geistes sprüht aus der Stelle auf, wo sich die That der Geschichte offenbart. — Freilich sind es nur einzelne Punkte, in denen sich das Leben durch die tiefste, innerlichste Selbsterfassung in die Zukunft rückt; nur wenn der Geist sich selbst hat und sich ganz in die Punktualität seines intensivsten Bewußtseins concentrirt, ist er fähig, sich in ein neues Dasein heraus zu setzen, zu schaffen — in Staat, Kunst, Wissenschaft und Religion. Aber indem der allgemeine Geist sich zusammennimmt und in seiner Tiefe ergreift, wird er zur allgemeinen That und wird die That allgemein, erstreckt sich diese Bewegung bis ins einzelnste; alle Gründe öffnen sich, alle Kräfte leben auf, Alles nimmt und giebt sich thatkräftig sein neues Dasein: selbst der eigensinnigste, stolzeste Zopf fällt der unerbittlichen Scheere der Geschichte anheim..... Nur so ist es möglich, daß die That, das Produkt des Einzelnen alsbald der Gesammtheit angehört und das im dunkelsten Winkel Geschaffene mit einem Schlage zum Gemeingut wird.

Wir nun leben in einer Zeit, in welcher Mittel und Zweck auf nie gesehene Weise in ewigem Wechsel um

einander wirbeln und in dem unendlichen Kreise der Vermittlung nichts letztes, fertiges und in sich bestehendes bleibt. Eine innere Einheit und Geschlossenheit des Bewußtseins ist unmöglich. Die Masse des Gegebenen ist zu groß, die Verarbeitung des allenthalben aufgehäuften Materials nimmt alle Kräfte zu sehr in Anspruch, als daß das Bewußtsein sich aus der Breite des Stoffs in die Tiefe der Innerlichkeit zusammen nehmen und aus seinem Urgrunde sich neu zu setzen vermöchte. Wo wäre der Genius, der in und außer sich die Fähigkeit fände, die zerstreuten Strahlen des heutigen Daseins zu einer compakten Einheit zusammen zu fassen und in erfüllter Begeisterung der Zeit ein Bild ihrer selbst zu schaffen? Vorher muß diese sich neu gebären. Indessen mag unsere Kunst hingehen in's Morgenland und trauern oder in's Mittelalter und beten oder wenn sie glücklich ist, mit der Inbrunst vergangener Tage zu stürmen beginnen, oder aus dem klassischen Alterthum die Säulen und Formen holen für eine gestalt- und formlose, gebrochene, weichliche, gottlose Gegenwart; mag unsere Literatur „Wolken umarmen" und unsere Wissenschaft an die Pforten der Wahrheit pochen — alle diese Bemühungen, so redlich und tüchtig sie sind, geben uns keine Zukunft, weil sie nur auf die Zukunft getrösten.

Die Macht dieser Zukunft ist aber schwerlich die materielle Geschäftigkeit, nicht die Industrie der Eisenbahn und Dampfmaschine — es stände traurig um sie; das sind nur Mittel der Mittel; aber die geistigen Schätze der Bildung, welche im nie gesehenen Schwunge durch die Adern der Gegenwart kreisen, die Ausmünzung aller geistigen Erübrigung in die leicht kursirende Münze zweckmäßigen Wissens,

die allseitige Vermittlung der Geister wird ihre Zinsen und Früchte für die Zukunft tragen.

Diese wird freilich kommen, aber nur nicht in so ruhiger Entwicklung, nicht mit dem Schneckengang gutmüthiger Träumer, welche die Zukunft aus dem Siebe ihrer Gegenwart füllen. Es wird, es muß ein Riß geschehen, über welchen das Leben nur mit dem kühnen und kräftigen Wurfe wahrhaft geschichtlicher That springen wird. Die Reformation des 16ten Jahrhunderts, die Revolution des 18ten sind nur vorbereitende That-Sachen, groß genug in sich, aber der Saamen größerer Thaten. Laßt sie nur vollends zusammenstoßen die Gegensätze, zusammenkrachen das unterhöhlte, schlecht gestützte Gebäude unserer Dogmatiker jeder Art — gewaltiger wird dann die Geschichte noch nie in das Leben gestürmt haben. Die Vermittlung hat begonnen, die Bande der Unmittelbarkeit werden allenthalben loser und loser, es wird der Tag kommen, da der letzte Rest des alten Bewußtseins zusammenstürzt und ein neues Leben in Religion und Staat, Kunst und Wissenschaft aus dem zu wahrhaft nationalem Staatsleben wiedergebornen Völkerthum erstehen wird.

2.

Der schwäbische Volksgesang.

Ein unmittelbar in die Zukunft eingreifendes Verdienst haben die Sammlungen der poetischen Producte des Volkes in seiner geschichtlichen Zeit — sie sind ein wesentlicher Kitt zwischen der Bildung und dem naiven, unmittelbaren Be-

wußtsein, das sich seine Gegenwart mit seiner Vergangenheit erfüllt und so über sich hinausgehoben wird, ohne in heterogene Sphären geworfen zu werden — Volkslieder mit Geist und Kraft allen Ständen gleich zugänglich machen, heißt dem deutschen Bewußtsein einen gemeinsamen Haltpunkt geben, an dem es sich selber wieder fühlen und besitzen kann.

Allein mit Geist und Geschick müssen die Sammlungen angelegt, mit Kenntniß und Methode die Bearbeitung ausgeführt werden. Da liegen fünf Bände einer „vollständigen Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts vom Freiherrn von Erlach" vor mir. Volkslieder bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts? Wie, wäre auch jetzt noch unser Volk in seinen Weisen und Liedern produktiv, hätten wir das Volkslied nicht für ein Vermächtniß der Vergangenheit und etwa Angeld an die Zukunft des deutschen Volkes zu halten? Seit wann sind Goethe, Schiller, Rückert ꝛc. Volksdichter — etwa seit einige ihrer Lieder allgemeiner, vielleicht vom niedern Volke selbst gesungen werden?... Das Volkslied als solches ist von demselben Volke gedichtet, von dem es gesungen wird. Und erhob sich auch Einer oder der Andere über den Haufen, so konnte er diesem doch nur dann ein Volkslied geben, wenn er die Gefühle, die Anschauungen, die Bedürfnisse und Kräfte des Volkes noch lebendig in sich hatte, wenn er noch nicht innerlich aus dieser Sphäre sich losgerissen: wenn er in der That noch kein höheres Bewußtsein hatte, wenn er als etwa gebildeter nicht über, sondern in der Substanz des Volkes lebte. Das war nur möglich, so lange es noch

einfach ein Volk und noch nicht ein „gemeines Volk," so lange es noch keine „niedern Stände" gab, von denen sich höhere ausgesondert hatten. — Noch aber ist es nicht so weit gekommen, daß man „Lieder des deutschen Volkes" und „Lieder des deutschen Volkes" in den Begriff „Nationallieder der Deutschen" zusammengehen sähe.

Daß Erlach diesen Unterschied nicht festhielt, ist ein großer Mißgriff, den er in der Anordnung und Bearbeitung nicht vergessen läßt. Er sucht nach Jahrhunderten zu ordnen und auch nach Stämmen, aber überall ist die Ordnung willkürlich und zufällig. Allerdings hat jedes Volk, jeder Stamm seine eigenen Lieder und ist daran zu erkennen, und hat er keine, so ist er nicht minder darin gerichtet. Das nun wäre ein belohnendes Unternehmen, die ächten und eigentlichen Volkslieder und Volksmelodien nach Stämmen zu sammeln und zu ordnen. Je mehr wir in's Einzelne forschen und scheiden, desto leichter und tiefer wird die Erkenntniß des Ganzen. Die neue Sammlung von Kretschmer (Berlin 1838) ist in dieser Beziehung eine erfreuliche Erscheinung. Allein es ist freilich schwer, auch nur annähernd oft den Stammsitz eines Liedes zu bestimmen, indessen wird eine genaue Erkenntniß der Gesittung, der Sprache, der Zustände und des Charakters eines Stammes überhaupt im Wesentlichen auf sichere Bahn leiten.

Da bringt Erlach auch eine Rubrik schwäbischer Lieder. Mehr als die Hälfte davon ist nicht schwäbisch, dies zeigt schon die Sprache. „Lieserl, Katerl, Buberl, Tanzel, Schatzerl" mag bairisch sein, tyrolisch, vorarlbergisch und Alles, was es will, schwäbisch ist es nicht. Und was Ton und Charakter des schwäbischen Liedes betrifft, so ist er ge-

halten, nie üppig, nie recht der tollen Lust sich hingebend, nie vollendet leichtsinnig. Zu ernst, um mit dem Leben und seinen bittern Verhältnissen zu spielen, zu innerlich, um an der Aeußerlichkeit des Augenblicks und Augenscheins sich zu befriedigen, zu trocken und herb, um bei der leisesten Berührung in Funken und Flammen aufzuschlagen, legt das schwäbische Naturell die Hand an den schweigsamen, tiefathmenden Busen und offenbart in einzelnen tiefen Accorden seine Trauer und seine Freude, sein Lieben und Hassen, sein Leben und Sterben. Ein schwermüthiger Grundton zieht sich durch die meisten ächt schwäbischen Lieder durch, und aus allem Glück zittert ein verhaltener Seufzer nach. Das Herbe aber schmiegt sich an eine naive, herzinnige Sprache, an kindlich-einfache Töne, um deren willen wir uns es nicht verdrießen lassen werden, auch im folgenden das wohl meist Allbekannte in einen lauten Accord unverkürzt zusammenklingen zu lassen. —

Schon war es spät am Abend, als ich das erstemal durch das überaus fruchtbare Remsthal zog. Dorf reiht sich an Dorf, rechts und links wölben die Berge ihre sanften Vorsprünge, die Hänge voll grüner Reben, die Gipfel mit Wald bekrönt. Schorndorf, die gute alte Stadt mit ihren streitbaren Weibern und abgetragenen Wällen bildet den Mittelpunkt des gesegneten Thales und dort oben gegen Osten wacht Hohenstaufen und Rechberg über der freundlichen Tiefe, in welche der Vollmond klar und still hereinglänzt.... Da zieht ein tief-inniger, langsam verhallender Ton heran, ernst und lieblich, unschuldig und seelenvoll, wie ich noch nicht leicht singen hörte. Ich komme näher

und das in diesem Thale einheimische Lied von den drei Röselein seufzt an mir vorüber.

Jetzt gang i an's Brünnele, trink aber net,
Do such i mei' *) herztausiga' Schatz, find'n aber net,
Do laß i mei' Aeugele um und um gehe
Do sieh'n i mei herztausiga' Schatz bei'm e Andre stehe.
Und bei'm e Andre stehe sehe, ach das thut weh!
Jetzt b'hüt' di Gott, herztausiger Schatz, dih b'such i nemme meh.
Jetzt kauf i mer Dinte'n und Fed'r und Papier
Und schreib mei herztausige Schatz ein Abschiedsbrief ....
Jetzt leg i mi nieder auf's Heu und auf's Stroh
Do falle drei Röfele mir in den Schoos —
Und diese drei Röfele sen Roseroth
Jetzt weiß i net, lebt mei' Schatz, oder ist er todt!

So singt die Sehnsucht eines gebrochenen schwäbischen Herzens und mit welchem Ton! Ergreifender kann nicht leicht eine Melodie sein. Unendlich geistreicher und gebildeter ist freilich der Berliner, wenn er so süß und schmachtend die feinen Lippen spitzt zu seinem:

Luise komm,
Uns ruft der Ton,
Der Ton des sanften Walzers hin!
O, riefe mir,
Doch eins zu dir,
Dein Herz zum Lohne hin!
Allein ich seh', du willst mich quälen;
Du willst und das ist mich jenug;
Dein Herz wird einen Andern wählen,
Und mich erlöst ein sanfter Tod.
Dann will ich sterbend für dich beten:
O Jott, mach doch Luise glücklich-froh!
Ich habe viel für sie gelitten,
O strafe sie nich eben so!

*) Die schwäbischen Nasallaute sind durch kein Zeichen ausdrückbar, im Verfolg werden sie meist durch ein angehängtes n zu bezeichnen gesucht.

Die Sonne sinkt,
Der Abend winkt,
Der Mond der scheint, dein Karl weint,
Es weint um dich,
Luise, ich,
Verlassen, o Geschick!

Allein ich seh', du willst mich kränken;
Du willst, und das ist mich genug;
Dein Argwohn wird in's Grab mir sinken,
Und dann bin ich Luise los:
So liebe dann bis in dem Grabe,
Bald hier, bald dort, was dich nur glücklich macht;
Und denke dann noch jeden Abend
Du warst mich einst zur Qual gemacht.

Doch wir sind einmal im Remsthale und sehen die stillen, kräftigen Leute ein hartes, mühseliges, kärgliches Leben führen; denn die Uebervölkerung ist ungeheuer, die Güter sind zu sehr vertheilt und jeder Fußbreit Landes muß mit dem sauern Schweiße des Angesichts gedüngt werden, ehe es den reichen Segen in Kraut und Korn, in Obst und Wein gewährt. Wer wollte da jubeln und jauchzen? Derselbe ernste, finstere, ja traurige Sinn zeigt sich in dem nicht weniger reichen Neckarthale. Was ist der Lohn des Fleißes? Dürfen sie selber die Arbeit ihrer Hände genießen? Ist ein gutes Weinjahr, so hat der Erlös bis in's eingelegte schon seine Bestimmung, giebt es ein Fehljahr, oder kommt sonst ein Unglück zu den Schulden, so ist doppelter, dreifacher Kummer. Freud und Leid, Genuß und Arbeit, der Segen des Himmels und der Fluch der Erde, die Ueppigkeit des Landes und die Dürftigkeit des Hauses sind so in Einem, das Gemüth, welches sich nicht leicht froh hinausleben kann, muß sich in die innere Tiefe zurückziehen und zu jenem schwer-

müthigen, im Glücke selbst unglücklichen Tone gestimmt werden. Der frohe Leichtsinn muß fehlen, der über das Gegebene frisch hinwegsetzt und immer der alte kecke Springinsfeld bleibt.

Natürlich, daß bei solcher Grundstimmung das Herzeleid der Liebe so tief wie nur irgend in die Seele schneiden muß. Ist ja hier Besitz und Verlust, Gewinnen und Verlieren, Finden und Trennen so nahe!

Das Lieben bringt groß Leid, es wisses alle Leut'
Weiß mir ein schöns Schätzele
Mit zwei schwarzbraune Aeugele
Die mir mein Herz erfreut.

Ein Briefle schrieb sie mir, i soll treu bleibe ihr
Drauf schick i ihr ein Sträußele,
Schön Rosmarin, brauns Nägele,
Sie soll mein eige sein.

Mein eige soll sie sei, kein'm Andre mehr als mei.
So lebet wir in Freud und Leid
Bis uns Gott der Herr ausnander scheidt,
Ade, mei Schatz — o weh!

Ist die Liebe auch nicht ohne Leid — immer doch besser als Leid und Leben ohne Liebe! Das klagt trauernd die Ungeliebte:

Mei Mueter ma(n)g mi net, Und kei Schatz hab i net
Ei warum stirb i net, Was thu i do?

Gestern ist Kirwe gwes, Mi hat mer gwiß nit g'seh,
Denn mer ist gar so weh, I tanz jo net.

Laß die drei Rösle stehe, Die an dem Kreutzle blühe,
Hänt ihr das Mädle kennt, Die drunter leit? (liegt)

Während sich so das „Mädle" abhärmt, sucht auch der „Bue" nach einer Liebe, aber wo sie finden?

Vögele im Tannewald pfeiffet so hell, tirili,
Vögele im Tannewald pfeiffet so hell,
Pfeiffet de Wald aus und ein,
Wo wird mein Schätzle sein?

Vögele am kühle Bach, pfeiffet so süß, tirili,
Vögele am kühle Bach pfeiffet so süß,
Pfeiffet de Bach auf und a
Bis i mein Schätzle han
Pfeiffet so süß ...

Ob er auch „den Werth habe," ob er das Glück verdiene? Selbstgefällig betrachtet er die runden Schenkel und die starken Arme und faßt so in naiver Eitelkeit sich ein Herz vor der nahenden Schönen:

Bin i net e Pürschle auf der Welt,
Spring i net wie e Hirschle auf'm Feld?
Auf'm Feld, im grüne Holz
Begegnet mir e Jungfer stolz:

Gotta Mörga Jungfer, komm se gschwend
Will se mit mer tanze, geab se d'Händ,
's Stüble auf und a gschwend
Dann e Gläsle eingeschenkt.

Schöne Musikanta, spielet auf!
Machet mir e Tänzle eba drauf!
Aufgeputzt, eingeschnürt,
Lustig zum Tanz geführt!
Heisa, sa, heisa, sa, hop, sa, sa, sa!

Ja wenn es einmal gezündet, wenn es einmal darüber losgeht, dann thaut Herz und Zunge auf, dann liegt ihm nichts zu fern und nichts zu hoch, dann ist ihm nichts zu laut und nichts zu keck. Aber sei er auch noch so frei und lose, an Gemüth wird es niemals fehlen. Wo spräche es sich anmuthiger aus, als im folgenden Liedchen:

Mein Schätzle ist fein, 's könnt keiner net sein
Es hat mer versproche, sein Herzle g'hör mein.
Blaue Aeugle im Kopf und e Grüble im Kinn (sprich Kn)
O du herzigs liebs Schätzle, wie bist du so schön!

Ein bischen Eifersucht findet sich natürlicherweise ein, denn:

E bissele Lieb und e bissele Treu
Und e bissele Falschheit ist allweil derbei.

Die Kirsche send zeitig, die Kirsche send gut
Und wenn's Mädle vorbeigoht, so lüpft mer's de Hut.

Do drunte im Thale goht's Bächle so trüb
Und i kan der's nit hehle, i han de so lieb;

Wenn i wisperl, wenn i schrei und du hörst mi net glei,
So muß i verstehe, daß i weiter soll gehe.

Und wenn i der's zehnmal sag, daß i de lieb,
Und du geist mer kein Antwort, so wird mer's ganz trüb.

Indessen wird es auch immer wieder heiter und freundlich, die Hoffnung bleibt immer grün, die Liebe bleibt immer frisch, wie die Blume im Mai.

Draus ist Alles so prächtig, und es ist mir so wohl
Wenn mein'm Schätzle bedächtig e Sträußle i hol.

Mein ganz Herz thut mi freue und es blüht mer au drin:
Im Mai, im schöne Maie han i viel non im Sinn.

Wenn die Vögel thänt singe, früh morgens zieh'n i aus,
Kan i's halt non verzwinge, hol i's Schätzle in's Haus;

Und es wird si schon mache, denn i mein's jo so gut,
Unser Herr Gott wird wache, daß mer z'säme uns thut.

Und nun das wunderliebliche Lied, in dem die sichere und ihrer gewisse Liebe so anmuthig zu scherzen weiß. Es ist am Bodensee zu Hause, wird aber natürlich wie alle ursprünglich lokalen Lieder allgemein gesungen.

Wo e kleins Hüttle ſteht, iſt e kleins Gütle,
Wo e kleins Hüttle ſteht, iſt e kleins Gut;
Und wo viel Bube ſind, Mädle ſind, Bube ſind,
Do iſt's halt lieble, do iſt's halt gut.

Lieble iſt's überall, lieble auf Erde,
Lieble iſt's überall, luſtig im Mai;
Wenn es nur mögle wär, z'mache wär, mögle wär,
Mei mußt du werde, mei mußt du ſei.

Wenn zu mei'm Schätzle kommſt, thu mer's ſchön grüße,
Wenn zu mei'm Schätzle kommſt, ſag 'em viel Grüß,
Wenn es fragt, wie es geht, wie es ſteht, wie es geht,
Sag auf zwei Füße, ſag auf zwei Füß.

Und wenn es freundle iſt, ſag, i ſei g'ſtorbe,
Und wenn es lache thut, ſag, i hätt g'freit;
Wenn's aber weine thut, traurig iſt, klage thut,
Sag, i komm morge, ſag, i komm heut.

Mädle trau net ſo wohl, du biſt betroge,
Mädle trau net ſo wohl, du biſt in G'fahr:
Daß i di gar net mag, nemme (nicht mehr) mag, gar net mag,
Sell iſt verloge, ſell iſt net wahr.

Aber nun ſcheint das Verhältniß ernſtlich geſtört zu werden, der junge Burſch muß wandern, wenigſtens auf ein Jahr unter die Soldaten — wie thut das Scheiden ſo weh!

Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus
Und du mein Schatz bleibſt hier?
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm
Kehr i ein mein Schatz bei dir.
Kann i gleich net alleweil bei dir ſein
Han i doch mein Freud' an dir;
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm
Kehr i ein mein Schatz bei dir.

Wie du weinſt, wie du weinſt, daß i wandern muß,
Wie wenn d' Lieb jetzt wär vorbei,
Sind au draus, ſind au draus der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Denk du net, denk du net, wenn i e Andre seh,
No sei mein Lieb vorbei,
Sind au draus, sind au draus der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn me Träubele schneidt,
Stell i hier mi wiedrum ein,
Bin i dann, bin i dann bei Schätzle non,
So soll die Hochzig sein.
Ueber's Jahr, über's Jahr, do ist mein Zeit vorbei,
Do g'hör i mein und dein,
Bin i dann, bin i dann bein Schätzele non
So soll die Hochzig sein.

Der Bursche wird Soldat. Die Treue, die Handfestigkeit, die Bravour bis zur Wildheit ist an dem schwäbischen Volke bekannt, letztere hie und da berüchtigt. Soldatischer Sinn ist besonders viel in der Nähe der Alb, deren massive Formen ihren Eindruck nicht verfehlen und deren mächtige Wände hinaus in die weite Ebene weisend, den Unternehmungsgeist wecken. Jene ehinger, reutlinger ꝛc. Krämer, welche mit Saamen und Waaren die halbe Welt durchreisen, sind Alle vom Fuße der Alb. Ein handfestes, derbes Volk, wie schon damals, als sie bei Döffingen so meisterlich zu gerben und purpurroth zu färben wußten. Ihren schroffen, kräftigen, aber fromm ergebenen Ton spricht ganz ein Lied aus einem Dorfe bei Reutlingen (Bezingen) aus:

Frisch auf, Soldatenblut, faßt einen guten Muth,
Und laßt euch nicht erschüttern
Wenn die Kanonen wittern;
Schlaget nur tapfer drein
Ich will der Vordre sein.

Die Trommel rühret sich, Ihr Klang ist fürchterlich,
Man sah schier keinen Boden Vor Sterbenden und Todten;
Da liegt ein Fuß, ein Arm, Ach, daß es Gott erbarm!

Wie mancher wird gestürzt Und ganz mit Blut bespritzt:
Er leget seine Hände Und denket an sein Ende,
Sein Lauf ist nun vollbracht, Ach Jüngling gute Nacht!

Wie manche junge Braut, Die weinet überlaut;
Den sie so sehr thut lieben, Ist in der Schlacht geblieben,
Sein Lauf ist nun vollbracht, Ach Jüngling, gute Nacht!

Dieses Lied ist ohne Zweifel aus neuerer Zeit, aber es gehört diesem Dorfe ganz eigenthümlich zu und es verfehlt seine Wirkung nicht, wenn die jungen, rüstigen und derben Bursche im Takte einhermarschirend ihr Lieblingslied singen.— Weicher, doch gehalten und fest ist das in der untern Neckargegend einheimische Soldatenlied: „Kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht, Gestern noch auf stolzen Rossen ꝛc." dem W. Hauff den schönen Anfang „Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod ꝛc." hinzugedichtet hat.

Je mehr sich der Gesang von der Mitte des Landes gegen die Grenzen entfernt, desto leichter und geübter ist er. Das Thal der Rems, Fils, des mittlern Neckars, das Herz Würtembergs haucht in traurigen, ernsten Weisen die Wehmuth und Sehnsucht seufzender Kreatur in die Lüfte. Weich, aber nicht weichlich sind diese oft melancholischen Melodien — da sind jene Kerner'schen Blumen, einem Grabe entsprossen, jenes Lächeln durch Thränen, das nur einer innigen Natur entschlüpft. Die Melodien selbst aber bewegen sich nicht in den gezogenen Molltönen des melancholisch in sich verlöschenden und verdämmernden nordischen Gesanges, die Gemüther sind stark und fest genug, um die gehaltenen, eindringenden Durtöne anzuschlagen. — Je näher zur Donau, mit seinem genüßlichen Ulm und zum Bodensee — in dem katholischen Oberlande tritt ein bairisches Element mit seinem guten Leben herein, der Tyroler Jodler

tönt herüber, der sinnlichere Kultus begünstigt Musik, Gesang und Tanz, die Geselligkeit ist freier, man giebt sich offen dem Genusse eines heitern Sinnenlebens hin. Heiterkeit, Lebenslust, die Freuden des Tanzes und der Liebe lassen nur unmerklich den tiefern und schwermüthigen Grundton durch ihre Lieder klingen. („Wo e kleins Hüttle steht ꝛc.")

Unfruchtbarer ist das nähere protestantische Oberland, das alsbald über der Weinsteige von Stuttgart beginnt und über die Kraut- und Kornreichen Filder durch den Schönbuchwald in's Gäu sich hinzieht. Hier ist der Gesang schlecht und selten, der Tanz nicht beliebt, wenig Geselligkeit. Ganz anders im Unterland, nördlich von Stuttgart, in der Nähe der Pfalz und Frankens. Die Ebene bringt ein beweglicheres Element in das gedrungene Leben und kein Wunder, daß der Unterländer sich in seine frohere Heimath zurücksehnt:

Drunte im Unterland, da ist's halt fein;
Schlehe im Oberland, Traube im Unterland
Drunte im Unterland möcht' ich wohl sein.

Drunte im Neckarthal, da ist's halt gut,
Ist mer's da obe 'rum Manchmal au non so dumm,
Han i doch alleweil drunte gut's Blut.

Kalt ist's im Oberland, drunte ist's warm,
Obe sind d' Leut' so reich, d'Herze sind gar net weich,
B'sehet mi net freundli an, werdet net warm.

Aber da drunte 'rum, da sind die Leut' arm
Aber so froh und frei, und in der Liebe treu,
Drum sind im Unterland d' Herze so warm.

Wie ächt schwäbisch! Armuth, aber Treue, Liebe und Wein; Reichthum in den gemüthlichen Schätzen des Innern,

ein warmes, weiches Herz, obgleich äußerlich so still, gehalten, ja derb und abstoßend. Man frage noch, wo die schwäbische Dichterschule zu Hause ist — im Mittelalter oder in der Gegenwart; man frage noch nach einem innern Halt und Kern und vergesse ihr Volk, ihre schwäbische Brust. Kann es Wunder nehmen, wenn ein Uhland, Kerner, Schwab, Maier, so innig, so weich und doch im Ganzen so kräftig und gesund den Ton zu treffen wissen, der von Herz zu Herzen dringt? Sie haben sich ganz an das Herz ihres Volkes gelegt — das läßt sie nicht verbluten und verwelken. Daß mir Niemand den Dichter schelte, welcher singt und dichtet, was sein Volk empfindet! Nur die Dummheit, die Bosheit darf es. Man muß die Schwaben kennen, und sehen, wie selbst die Grabes- und Sterbeslaute des Kerner'schen Herzens, die hie und da auch an den Saiten von Uhland's Leyer anklingen, aus einer tüchtigen, lebenskräftigen Natur kommen, einer Persönlichkeit angehören, die in sich gedrungen und gefestet, froh und heiter genießend durch das sonnige Leben wandert. Hat es nicht erst vor Kurzem wieder Kerner Euch gesagt, wie sehr ihn Liebe und Leben noch freue, wie gut ihm Lust und Wein noch schmecke?

Daher das humoristische Element, das in ausgelassener ja lasciver Weise auch dem Volksliede nicht fehlt. Seine Naivetät ist nichts weniger als zimperlich, neben einem verschämten und züchtigen Zurückhalten tritt die Sinnlichkeit in ungezierter, gesunder Derbheit auf. Uebrigens hegt, wie überall, die sitzende Lebensart die gemeinern Lieder, während der freie Jägersmann ohne Weiteres singt:

Mädle, hast dein Bettle g'macht?
„Nein, i han's vergesse!"
Bist du denn die ganze Nacht
Bei dem Jäger g'sesse?....

Und ein andersmal:

Vögele, wenn d' fliege wilt, flieg bei der Nacht!
Flieg zu dem Mädle nein, 's Bettle ist g'macht.
Wenn d' e Weil drinne bist, schau wiedrum 'raus,
Schau wie das Wetter sieht, du mußt nach Haus.

„Wenn du zum Schätzle gehst, nimm kein Hut mit,
D' Kappe schiebst in de Sack, aber de Hut nit."
Wenn i nach Hause komm, sind die Leut auf:
„Ei du gottloser Bue, wie lang bleibst aus!"

Soldaten- und Jägerlieder, in der Alb namentlich auch Räuberlieder, welche, wie über den bairischen Hiesel, den Räuber Fühli (gefangen 1816) sich immer noch fortsetzen, bilden fast das einzige beweglichere Element in dem schwäbischen Volksliede. Es ist durchaus nicht historisch und wenn das eigentlich historische Volkslied sich auch an mehrere Vorgänge, wie die Schlacht bei Lausen (1534) und die Schicksale des Herzogs Ulrich, anzulehnen versuchte, so fehlt es doch durchaus an tieferer Bezugnahme und an bleibendem poetischen Gehalt. Dem geschichtlichen Leben blieb diese in sich verschlungene, der Innerlichkeit des Gefühls, nicht der äußern That verschriebene Natur fremd und so viele Sagen und Mähren über die Ritter und Burgen im Munde des Volkes leben, so ist doch kaum eine einzige vom Volke selbst poetisch benutzt und bearbeitet. Es kam nicht zu diesem geschichtlichen, über die Unmittelbarkeit der Zustände hinausgreifenden Bewußtsein, welches sich an der Objektivität der äußern Vorgänge spiegelt und im Geschehen, im Thun, sich und sein Innerstes anschaut. Dieser dramatisch-epische

Charakter des lyrischen Volksliedes, die Romanze und Ballade eignet vor Allem den Rheinlanden. Die Niederlande gingen auch darin der deutschen Volkspoesie voran; im Bergischen aber, in Westphalen, am Niederrhein überhaupt blühte vorzugsweise das objektive Lied.

Unleugbar sind die deutschen Volkslieder, je südlicher, desto jünger und in der That setzen sie sich namentlich in Schwaben bis auf heute fort. Das zeigt sich nicht blos in Variationen, sondern auch in neuen, entweder wirklich aus dem Volke hervorgegangenen, oder so in dasselbe eingedrungenen Liedern, daß diese, obgleich von Kunstdichtern gedichtet, dennoch zum Volksgut geworden sind. Erstere sind nur selten von poetischem Werthe — das Volk hat überall seine geschichtliche Produktivität hinter sich. Aber von den letzteren haben so viele den vollen Volkston getroffen, daß nur der mit dem Ursprung bekannte sie von dem eigentlichen Volkslied unterscheiden kann. Niemand merkt es wohl dem obigen Liedchen: „Draus ist Alles so prächtig," an, daß ein schwäbischer Student (er heißt Richter) es gedichtet — das Volk singt es bereits allenthalben. Nur dem feinern Kenner volksthümlichen Dichtens und Denkens fällt etwa in der letzten Zeile des Liedes die unvolksthümliche Stellung der Worte auf in: „daß mer z'säme uns thut." — Eben so wenig denkt Jemand daran, daß von dem Liede: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus," die zwei letzten Strophen gleichfalls aus der neuesten Zeit sind. Ein dichterischer Schwabe (Wagner) hat sie, von dem Gesange abziehender Bursche ergriffen, im Moment hinzugedichtet und ganz in der Anschauungs- und Gefühlsweise des Volkes. W. Hauff ist schon genannt. Weniger bekannt ist der Ver-

fasser des bekannten Soldaten-Abschieds: „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich, Keine Seele weint um mich ꝛc." Es ist niemand Anders, als Martin Miller, Verfasser des Sigwart, 1814 als Dekan in Ulm verstorben, ein guter Schwabe.

Niemand aber ist so sehr Dichter seines Volkes, als Uhland. Er ist nicht weicher und nicht härter als es selbst, und so wenig die frische und gesunde Natur sich in weichlicher Sentimentalität verzehrt, so sehr ihm der Liebe und des Lebens Schmerzen die Brust erbeben machen, so wenig ist bei ihm an Schwäche, Kränklichkeit und weibische Weichlichkeit zu denken. Welche und wie viel seiner Lieder im Munde des Volkes leben, brauche ich nicht zu sagen. Kerner und Schwab weiß man ihm ohnehin zur Seite. Auf eine bedeutsame Weise ergänzen diese Dichter den oben berührten Mangel des schwäbischen Volksliedes in ihren Balladen und Romanzen. Die wahrhaft volkspoetische Anlage des schwäbischen Stammes konnte nicht verfehlen, sich zu der Spitze empor zu heben, auf der sich ihre Produktivität vollständig abrundet. Es ist nichts weniger, als bloße Willkür, wenn Uhland sich an diese Stoffe gehalten hat — nirgends ist das romantische Element in der neuern Poesie weniger zufällig, mehr der individuellen und nationalen Anlage gemäß, als in der Romanze der schwäbischen Schule. Da spricht man immer von einem Verlassen der Gegenwart, von einem willkürlichen Zurückschweben in die Vergangenheit mittelalterlicher Zustände, — und doch feiert das schwäbische Volk in seinen Dichtern eben die Vollender seiner eigenthümlichen Poesie, seiner eigensten Gegenwart. Und je mehr Elemente moderner Welt und

Bildung Uhland und seine Freunde in sich aufgenommen, und zu einer klaren und durchsichtigen Fülle des Dichtens und Denkens krystallisirt hat, desto mehr ist diese partikuläre Poesie des schwäbischen Volkes naturgemäß auf das Niveau der deutschen Bildung überhaupt herausgehoben und der tiefste und innerlichste Vermittlungsprozeß gegeben.

Innerhalb desselben stehen auch die Bemühungen eines Mannes, in dem das schwäbische Lied eine wahlverwandte Pflege gefunden hat. Es ist Fr. Silcher, Musikdirektor in Tübingen, der durch seine musikalischen Leistungen um den Gesang seines Vaterlandes in Kirche und Schule, in häuslichem und geselligem Kreise sich mannichfach verdient gemacht hat. Entschieden ist sein Talent für das Volkslied.

Die innigen Töne, welche ihm in den heimathlichen Remsthale entgegentönten, weckten in ihm das Verständniß und das Gefühl für die Musik des Volkes, für die süßen, reinen und einfachen Laute, in denen das Volk sein Herz ausströmt. Er war einer der ersten, welche von dem frischen Zuge des volkspoetischen Treibens angeregt, den Volksmelodien sich zuwandten. Es mußte ihm leicht sein, aus den Erinnerungen seiner Kindheit jene Töne herauf zu rufen, die nur des Meisters warteten, um neu belebt in verjüngter Schöne zu ihren Ursprüngen zurück zu strömen. So gab er seinem Volke seinen Gesang wieder — er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn mit Jubel auf. Damals, als er das wunderliebliche Lied aus seinem Heimathsthale: „Jetzt gang i an's Brünnele ꝛc." zum erstenmal, vierstimmig gesetzt, seinen akademischen Schülern und Freunden bot, und sie es in fast trunkener Begeisterung dort auf der Brücke des rauschenden Neckars, im Schimmer des Mondes immer und immer wieder

in die stille Nacht hineinsangen, — fürwahr der Schwabe hatte sich selber wieder gefunden und nur Ein Gefühl, das Gefühl des eigensten, tiefsten Lebens durchglühte die Menge, welche, Jung und Alt, den Tönen lauschte. — Silcher hat sich nicht auf die schwäbischen Lieder beschränkt, sondern mit gesundem Takte pflückte er, wo sich in der Nähe und Ferne Tiefes und Schönes aus dem Volke und für das Volk bot. Bis jetzt sind fünf Hefte mit je zwölf Volksliedern und eine eigene Sammlung ausländischer Volksmelodien von ihm erschienen. — Fand sich noch die alte Melodie vor, so begnügte er sich mit zartem Finger die Auswüchse zu beschneiden, das Fehlende zu ergänzen, das Mangelhafte zu vollenden. Fand sich nichts Brauchbares vor, so wußte er mit sicherem Takte die innigen und reinen Töne anzuschlagen. Sein diatonischer Satz vermeidet mit entschiedener Wahrheit die fremden halben Töne, die gezierten Spielereien, Schnörkel und Triller, in denen sich ein bizarrer Operngeschmack gefällt. — Was er aus der Frithjofs Sage komponirt hat, zeigt nicht minder das ganz besondere Talent des Künstlers, die Volksweisen der verschiedensten Nationen sich anzueignen und den nationalen Liederstoff im angemessenen Gewande auftreten zu lassen, so daß selbst Eingeborne sie nicht von ihren originalen Melodien unterscheiden.

Gewiß ist, was Gervinus sagt, „man mag sagen was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie ist von wenigen theoretischen Meistern, welche entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neuern Dichter einging.“ Nicht umsonst sind unsere gefeiertsten Komponisten an diesem Problem gescheitert, und fast allein K. M. von

Weber konnte sich des Gelingens seiner Bemühungen rühmen. Die schlichte Einfalt, das naive Bewußtsein und das harmonische Gefühl des Volkes mag nur derjenige wieder in sich finden, dem es eben sein Volk zu Theil werden läßt. Silcher ward unter dem Volke geboren und erzogen, er hat die heimischen Anschauungen nie verloren und darum gelingt es ihm so gut, in die Stimmung des Volkes sich zu versetzen, dem leisen Hauche seines Fühlens und Empfindens zu lauschen. —

Alle diese Erscheinungen bezeugen die tiefe Substanzialität des schwäbischen Geistes; nicht leicht ist eine Nationalität so in sich gediegen und kräftig — mit Recht darf daher auch Schwaben stolz auf seine Dichter und Sänger sein, welche ihm so sehr zu eigen sind und sein innerstes Wesen, seine innerlichste Anlage in künstlerischen Gebilden an die Welt herauszugebären wissen.

II.

Die Prinzessin.

Ein Lebensbild

von

d. F. v. W.

Lord Lindlow sah von den Fenstern seiner Wohnung in Baden-Baden der Ankunft von Reisenden zu, welche er an Wagen, Gepäck und Dienerschaft für vornehme Russen zu erkennen glaubte. Ein neben ihm stehender junger Mann bestätigte diese Ansicht, äußernd, daß es der, zum Gesandten in Neapel ernannte Fürst L. mit Familie sei, welcher anlange und wahrscheinlich in einer milden Temperatur auf eine heißere sich vorzubereiten gesonnen wäre. „Das wird," fügte er hinzu, „Sie angenehm zerstreuen, Lindlow; ein russischer Fürst! man sieht deren freilich genug in ganz Europa, dennoch liegt in dem bloßen Klange eine schauernde Anregung, welche die ganze furchtbare Wildniß nördlicher Eissteppen, und als Gegensatz den auserlesenen Luxus des Orients vor Augen führt. Solch' ein russischer Fürst ist eigentlich ein, vom Geschick aufs Aeußerste begünstigter Halbwilder, welcher das, seiner Nation eigenthümliche Geschick besitzt, einigen äußern Firnis sich anzueignen. Da ist Fürst L.! —

Noch immer ein ſchöner Mann! Jene Dame dort iſt die Fürſtin und da, da endlich kommt das Prinzeßchen zum Vorſchein."

Lord Lindlow bemerkte lächelnd, daß dieſe auf den Titel Prinzeſſin, nachgerade einigen gerechten Anſpruch zu haben ſcheine.

„Ihrer hohen Geſtalt nach, allerdings, übrigens die volle Blüthe der Jugend, ein halbes Kind noch, ſie kann nicht ſiebzehn Jahre zählen."

„Ach, Weſter, wie raſend ennuyant!"

„Was? ſiebzehn Jahre ennuyant! o lieber Freund, wenn dies Alter Sie nun auch langweilt! — Hätte ich jene Zeit zurück, wo ich — ſiebzehn Jahre! es iſt ordentlich rührend."

„Sie konnten damals doch höchſtens ein ſehr fader Burſche ſein. Wollen Sie wirklich bleiben, allem dieſem Auspacken zuzuſehen? — Ich wenigſtens gehe dieſer tödtenden Langenweile aus dem Wege."

„O weh, wenn meine Beluſtigung davon abhängen ſoll, daß Ihnen etwas Zeitvertreib gewährt — Küchengeräthe! auf meine Ehre! dieſe Ruſſen werden am Ende noch ihre Paläſte mit ſich führen. Nein, warten Sie noch, Lindlow, ich wollte Ihnen ſagen, daß ich die Bekanntſchaft des Fürſten zu jener Zeit machte, als mein völlig geſunkener Stern oder vollkommner Wahnſinn, wie Sie wollen, mich nach Petersburg führten. Daß ich die Reiſe überlebt habe! Man behauptet, daß meine Geſichtsfarbe ſich dort gehoben und das iſt möglich, denn ich wuſch mich beſtändig mit Eiskugeln. Uebrigens ich in Rußland! wenn man ſich das denkt! ich, der ich mich in allen meinen Träumen immer nur an die Ufer des prächtigen Bosphor verſetzt ſah, in

Rosenlauben, auf seidenen Polstern hingegossen, im Orangenduft schwelgend. Ich werde Ihnen keine Ruhe lassen, bis Sie einmal die Reise dorthin mit mir unternehmen."

Lord Lindlow lächelte geringschätzig: „Wenn das geschieht, wird es schwerlich sein, um in Rosenlauben zu ruhen."

Lord Lindlow war ein junger Mann, der noch nicht dreißig Jahre zählte und den ein günstig-ungünstiges Geschick sehr früh in den Besitz voller Unabhängigkeit und eines glänzenden Vermögens gesetzt hatte. Damals, in einem Alter, welches höchstens zu Hoffnungen berechtigte, zeigte er bereits, daß sehr zarte Begriffe von wahrer Ehre ihm nicht fremd wären, denn gegen jede abmahnende Vorstellung bestand er mit großer Willensfestigkeit darauf, Schulden tilgen zu wollen, welche sein Vater hinterlassen, und zu deren Abtragung ihn nur sein richtig fühlendes Herz verpflichten konnte. Der erste aus seinem Glück hervorgehende Uebelstand war die Berechnung derer, welche ihn umgaben. Lord Lindlow war in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren und verband mit einem durchdringenden Verstand eine einnehmende Gestalt, Rang und Reichthum, so konnte es nicht fehlen, daß Viele sich vereinigen mußten, ihm zu schmeicheln, ihn zu verwöhnen und zu verleiten. Mit frischem Jugendmuth betrat er die Bühne des Lebens, mit zum Theil empfundenen, zum Theil angenommenen Ueberdruß blickte er in dem Alter von neunundzwanzig Jahren auf eine Laufbahn zurück, welche mehr glänzend, als befriedigend gewesen, und schien in der Gegenwart, wie in der Zukunft, nur Langeweile zu empfinden und vorauszusehen. —

Bei seinem Eintreten in die Welt, war Lord Lindlow's

Herz von einer tiefen und herzlichen Neigung ergriffen worden, und das Glück, welches ihm auf allen Wegen entgegen kam, begünstigte ihn scheinbar auch in der Liebe. Seine Huldigung wurde angenommen, seine Leidenschaft, dem Anschein nach, erwiedert und dennoch gelangte er später zu der Ueberzeugung, daß ein Anderer die volle Zuneigung Derjenigen besitze, welche von ihm nur seinen Rang und seine Glücksgüter begehrte. Nach dieser Entdeckung zog er mit einer Geringschätzung sich zurück, deren kalter Hohn nicht die Einzelne traf, sondern auf das ganze Geschlecht sich bezog. Sein Herz war aufs Tiefste verwundet, sein Stolz, seine Eitelkeit, bis dahin nur in süße Träume eingewiegt, zeigten, auf solche Weise enttäuscht, sich in ihrer vollen Stärke, und die Welt, welche Alles thut, die Glückskinder dieser Erde zu verwöhnen, belächelte heimlich alle jene Schwächen, welche ihre Gunst hervor gerufen und geschaffen. Im tiefen, bittern Unmuth beschloß Lord Lindlow, nie mehr lieben, nie mehr Empfänglichkeit für Anmuth zeigen zu wollen, aber ein so eifriger Verehrer der Schönheit hätte bei diesem Gelübde weniger auf seine Stärke rechnen sollen. Im Verlauf der Zeit fühlte er sein Herz noch öfter bewegt und zur Bewunderung sich hingerissen, mehr denn einmal flößte er wahre, zärtliche Neigung ein, aber sein Glaube daran war verloren gegangen und fest entschlossen, sich nimmer vermählen zu wollen, erregte er durch seine Lebensstellung, durch Jugend und sichtliche Erregbarkeit des Gefühls, Erwartungen und Ansprüche, welche an seinen Vorsätzen scheiterten. —

So war die schönste Jugendzeit verflossen, diejenige wenigstens, die man im Allgemeinen dafür gelten läßt, und

in dem Alter, wo erſt ruhige, beſonnene Würdigung des Lebens beginnt, und welches man daher wohl die ſchönſte Jugendzeit des Mannes nennen dürfte, empfand Lord Lindlow jenen Ueberdruß, der zur Hälfte wahr aus ſeinem Innern hervor ging, zur Hälfte für eine Sonderbarkeit gelten ſollte, und auf jede Weiſe an den Tag gelegt wurde. In allen Zirkeln, wo er ſich zeigte, geſchah das Mögliche für ſeine Unterhaltung, und wo höfliche Sitte gebot, jede Aeußerung der Langeweile zu unterdrücken, glaubte man dennoch auf ſeinen Lippen die wohlbekannten Worte: Unermeßlich ennuyant! ſchweben zu ſehen. So erhielt er Alles um ſich her in Spannung und ſah von manch' ſchönem Auge das Zuſammenziehen ſeiner Augenbrauen, den Ausdruck ſeines Mundes mit ängſtlicher Sorge bewacht.

So unleugbarer Schwächen unerachtet, hatte Lord Lindlow, wenn gleich er dies zu verbergen bemüht war, eine reine Friſche und Tiefe des Gefühls ſich bewahrt, welche ernſter Anläſſe bedurfte, um lebendig hervorzubrechen; er hatte ein Theilnehmen am Schickſal Anderer in ſich feſtgehalten, welches der größten Opfer, des regſamſten Wirkens ſich oftmals fähig zeigte. Sich mehr ſchadend als Andern, ein Darbender in der Fülle des Glücks, wurden alle Uebelſtände vernachläſſigter Bildung an ihm klar. Die Welt hatte ihn erzogen, wie man Lieblingskinder erzieht, und des Geſchickes Hand ihn bis dahin nicht ſchwer getroffen. —

Wenige Tage nach des Fürſten L. Eintreffen in Baden beredete Mr. Weſter, jener junge Mann, der ſeiner Bekanntſchaft mit demſelben ſich gerühmt, Lord Lindlow ohne Schwierigkeit, ſich von ihm dort einführen zu laſſen. Dieſer hatte die Damen ſeit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder

erblickt und ein flüchtiges Gefühl von Neugier veranlaßte die Annahme des Vorschlags.

Der Fürst empfing beide Herren mit großer Artigkeit, Lord Lindlow in seiner Muttersprache anredend, in welcher auch die Damen, die Fürstin und ihre Tochter, geläufig sich ausdrückten. Die Erste, deren Antlitz noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, konnte mit ihrem anmuthig geistreichen, naiven und anspruchsvollen Wesen, nur in höheren Zirkeln sich gefallen und Anerkennung finden; jede Bewegung war Grazie, ein vollendetes Studium, welches durch lange Gewöhnung zur Natur geworden, jedes Wort voll sinnreicher Bedeutung, und obwohl die Fürstin in reichen, einfachen Stoffen und Spitzen, fast Matronenhaft verhüllt erschien, blickte dennoch durch das Alles die reizende Kunst hervor, welche in Faltenwurf, in Tragen und Ordnen der Gewänder einnehmende Anmuth zu legen versteht. Man sah, daß sie des angenehmen Eindrucks ihrer äußern Erscheinung sich bewußt sei, es lag dies im wohl berechneten, nachdenklichen Blick und Aufschlagen der schönen Augen, im Spiel der bewunderungswürdigsten Hände. Willig aber vergab man einer so hochgestellten Frau den schmeichelhaften Wunsch, gefallen zu wollen, und zwar um so eher, da sie stets für ihre Umgebung ein bezauberndes Lächeln, ein gewinnendes Wort bereit hatte.

Einen seltsamen Abstand bildete das Benehmen der jungen Prinzessin gegen dasjenige ihrer Mutter; kaum der Kindheit entwachsen, sichtlich fein und sorgfältig gebildet, lag in ihrem ganzen einfachen Wesen jener Seelenausdruck, voll Reinheit und Güte, den keine Kunst nachzuahmen versteht. Lord Lindlow betrachtete die junge Fürstin mit sicht-

licher Theilnahme, es lag etwas in ihrem Aeußern, was ihn anzog und welches er ſich kaum zu deuten wußte; ſie war über Mittelgröße, ſchlank und zierlich gewachſen, aber das liebliche Ebenmaß der Geſtalt war auf das Antlitz nicht übertragen und eben von dieſem fühlte der junge Mann ſich ſeltſam gefeſſelt. Haar vom ſchönſten, tiefſten Schwarz umgab die Stirn, unter welcher dunkle Augen, lebhaft und doch rührend hervorblickten, die nicht ausgezeichneten Züge erhielten durch eine klare Marmorbläſſe Bedeutſamkeit, und der ſchwach geröthete Mund war von jener ſüßen Weichheit, welche oft ausdrucksvoller als das Auge ſelbſt innige Gefühlstiefe verräth. — Lord Lindlow hatte viele anmuthige Frauen geſehen, alle, denen er gehuldigt, waren ſchöner als Prinzeſſin Wera, und ſo mußte er ſich geſtehen, daß dieſe wahrſcheinlich nur durch eine, vom Gewöhnlichen abweichende Geſichtsbildung ſeine Aufmerkſamkeit errege. Höflich empfangen, ſich ſelber einnehmend bezeigend, deutete Lord Lindlow dennoch bei dieſem erſten Beſuche nach kurzer Friſt, ſeinem Begleiter durch einen Blick an, daß er geſonnen ſei, ſich zu entfernen, worauf denn auch dieſer ein Gleiches zu thun, ſich gezwungen ſah.

Dem Lord auf deſſen Zimmer folgend, brach Mr. Weſter dort in lebhafte Ausbrüche des Unwillens aus: „Auf meine Ehre, Lindlow, ich begreife Sie nicht. Was hatten Sie wieder für Eile? Der Fürſt ſtand im Begriff, mir von dem Caviar anzubieten, der auf ſeinen eignen Gütern bereitet wird, wenn man ſich das denkt! aber Sie — und die Prinzeſſin, ſolch ein Kind der Wüſte! auf Sie macht, glaube ich, nichts mehr Eindruck."

Lord Lindlow lachte: „Das Langweilige ausgenommen."

Mr. Weſter hielt beide Ohren zu: „Nein, ich will und kann das verwünſchte Wort nicht mehr hören. Unter die Erde werden Sie mich damit bringen. Wenn die Damen Sie nun auch langweilen —“

„Natürlich, weshalb dieſe nicht? —“

„Himmel! ich Thor, ich ganz verwünſchter Thor, daß ich nicht von Ihnen laſſen kann! aber freveln Sie nur, treten Sie alle Poeſie mit Füßen, die Strafe wird nicht ausbleiben.“

Unerachtet ſeiner Grillen liebte Lord Lindlow eine anſprechende Geſelligkeit und war ſtets in den beſten Kreiſen zu finden; vom Fürſten L. ſchmeichelhaft ausgezeichnet, fand er im häuslichen Zirkel deſſelben die gaſtlichſte Aufnahme, und eben dadurch Gelegenheit, die junge Fürſtin näher zu beobachten. Wie er des Lebens überdrüſſig zu ſein ſchien, ſo konnte jene, im Gegenſatz, deſſelben nicht froh genug werden, es war ein Schatz, in deſſen Beſitz ſie ſich fühlte und deſſen Reichthum ihr unerſchöpflich ſchien. Aehnliches war dem jungen Manne ſehr häufig vorgekommen, nicht aber Gleiches; eine ſo liebenswürdige Weiſe, ſeiner Jugend froh zu werden, war ihm bis dahin fremd geweſen. Ihre innige Freude am Leben äußerte ſich nicht im Jagen nach Vergnügungen, in kindiſcher, alleiniger Freude an Putz und Tanz, kaum hätte man ſagen können, was ſie entzückte, da ihr Gemüth allen Eindrücken offen ſtand, vor Allem jedoch waren es die Wunder der Natur, welche ihren regſten Antheil in Anſpruch nahmen. In Petersburg erzogen, immer dort lebend, mit Ausnahme weniger Monate, welche auf einer Villa in der Umgegend zugebracht wurden, war außer Rußland die ganze übrige Welt ihr fremd und kannte

ſie dieſelbe nur aus den Schilderungen ihrer Lehrer. Geleſen hatte ſie wenig, da ihre ſorgfältige Erziehung kaum beendet war und Muſik und ähnliche Talente, alle Zeit in Anſpruch genommen.

Zum Geſandten in Neapel ernannt, hatte der Fürſt den Weg bis Baden, wo ſeiner Gemahlin eine Kur verordnet worden, mit der unglaublichen Schnelligkeit zurückgelegt, welche die Reiſen vornehmer Ruſſen nicht ſelten bezeichnet; erſt dort war die Prinzeſſin zu rechter Beſinnung, zum Bewußtſein der überraſchenden Schönheit gekommen, welche ein mildes Klima, auch ohne Beihülfe der Kunſt, aus ſich ſelber entfaltet. Jeder ſchön geformte, reich belaubte Baum wurde mit Jubel von ihr begrüßt, jede üppig wuchernde Pflanze und Blume mit Staunen betrachtet, geliebt und bewundert. Das völlig Ungekünſtelte in dieſen Gefühlsregungen, verfehlte ſeine Wirkung auf Lord Lindlow nicht, es ſchien natürlich, in gleicher Lage, ſo zu empfinden, aber die Aeußerung dieſer Eindrücke, war liebenswürdig, es lag etwas Reines, Zartes darin, welches ihn auf alle Weiſe befriedigte und oft entzückte.

Der Fürſt, welcher ſein Leben in den europäiſchen Salons hingebracht, konnte unmöglich der Natur den Beifall zollen, der aus einem ungekünſtelten Herzen hervorgeht, dennoch liebte er auf ſeine Weiſe Parkanlagen, Blumen ſogar, welche er ſehr ſorgfältig durch ſeine Lorgnette zu betrachten pflegte, und empfand innige Freude am kindlichen Staunen ſeiner Tochter, welche mit einer Art religiöſer Bewunderung ſo viel Herrlichkeit auf Erden entdeckte. „Wenn ſie Neapel ſehen wird!“ ſagte er oft lächelnd, während ſeine Augen ihr mit väterlicher Liebe folgten.

Lord Lindlow ſagte ſich oft in einem andern Sinn: „Wenn ſie einſt lieben wird! glücklich, o glückſelig Derjenige — und doch,“ fügte er wie aus Träumen erwachend hinzu, „wird ſie ſpäter werden wie Alle. Ihr ganzer Reiz beſteht darin, ſchuldloſer zu ſein, als man es ſelbſt in dieſem Alter gewöhnlich zu ſein pflegt; jeder Lebenstag zehrt an ſolchem Gute, bis es dahin iſt, für immer.“

So glänzend und zahlreich die Geſellſchaft in Baden ſein mochte, war Lord Lindlow der einzige Fremde, zu dem der Fürſt, ein Kenner ächter Vornehmheit, ſich wahrhaft hingezogen fühlte. Er ritt als Auszeichnung deſſen Pferde und bewog den jungen Mann zum täglichen Beſuch ſeines Hauſes. Die Fürſtin, gegen alle Welt verbindlich, wußte dennoch mit feinem Takt den Schützling ihres Gemahls beſonders auszuzeichnen, die Prinzeſſin bezeigte Lord Lindlow ein unverſtelltes Wohlwollen, und ſo mußte es ihm in dem Kreiſe gefallen, wohin dringende Einladung und mehr noch innere Neigung ihn immer wieder zogen. Mit dem Fürſten und der Fürſtin über großartige Lebensintereſſen, Politik, Literatur und die Salons von Europa ſich unterhaltend, waren ſeine Unterredungen mit Wera ohne Kunſt und Anſpruch, mehr dem Leben der Gegenwart entnommen. Bäume, Blumen, Luft und Duft, Religion und Glaube, Glück und Leid, machten die Grundlagen derſelben aus, nicht aber die Religion der Völker, ſondern ihrem eignen Gott vertrauenden Glauben, nicht das allgemeine Glück oder Leid der Welt, ſondern ihre Freude, ihre kleine Trübſal und den Kummer und die Wonne Derer, die ſie kannte, beredeten ſie mit einander.

Wera dachte nicht entfernt daran, günſtig auf Lord

Lindlow einwirken zu wollen, und dennoch that ſie es, ohne weitere Berechnung, ohne ihr Verdienſt, einzig durch die ſchuldloſe Jugendfriſche ihres Gemüths. Unwillkürlich nannte er das Wort Langeweile in ihrer Gegenwart niemals, und dieſe Unterlaſſung hatte ihren Grund weniger in dem Wunſch zu gefallen, als vielmehr in einer Art zarter Scheu, es ſie nicht bemerken laſſen zu wollen, daß man dieſer Welt, mit ihren Blumen, ihrer Muſik und anmuthigen Landſchaftsbildern, dennoch überdrüßig werden könne; er wollte ihr junges Herz mit ſolcher Darſtellung nicht vergiften. Nichts deſto weniger entſchädigte er für dieſen Zwang ſich höchſt ungezwungen in Mr. Weſter's Gegenwart und ſo bald die Thür des Fürſten ſich hinter ihm geſchloſſen, murmelte er gewiß: Wie ennuyant, wie raſend ennuyant! Jener, der ſich vom Fürſten, ſchon um ſeiner Bekanntſchaft mit Lord Lindlow wegen, ſtets höflich aufgenommen fand, konnte in ſolchen Augenblicken im gerechten Aerger erbleichen. „Wenn Sie es dort ſo wenig unterhaltend finden," wagte er einmal zu bemerken, „weshalb gehen Sie hin?" —

„Weil," war die ruhige Antwort, „ich mich anderweitig noch mehr langweile."

Diesmal erröthete Mr. Weſter vor Zorn und ſagte endlich nach kurzem Beſinnen: „Lord Lindlow ich will Ihnen etwas ſagen, Sie ſind reich und vornehm und ein ſehr liebenswürdiger Mann, auf Ehre, das ſind Sie, ich ſage es ohne Neid, obwohl es denkbar wäre, daß man Sie ſchöner fände als mich — Sie ſind größer — aber ich tauſche nimmer mit Ihnen, nein, lachen Sie nur nicht, ich tauſche nimmer!"

Ein feines Lächeln, ein Ausdruck von Gutherzigkeit

überflogen des Lords Züge: „Ihnen würde ich das auch nicht anrathen," entgegnete er freundlich.

Allmälig bereitete der Fürst auf seine Reise nach Neapel sich vor, als guter Diplomat den Tag der Abreise nicht nennend, ertheilte er gleichwohl leise Winke, und seiner Dienerschaft den strengen Befehl, jegliche Minute für eine möglich sehr schleunige Abreise, Alles bereit zu halten. Lord Lindlow war auf ein solches Ende gefaßt, darauf aber nicht, daß diese Trennung so schmerzlich ihn ergreifen würde; mit kalter Besonnenheit des tiefsten Trauerns sich bewußt, legte er in nutzloser Selbstquälerei, die Entbehrung sich auf, jede Lebensfreude fortan zu missen, welche aus dem Umgang mit Wera ihm entsprossen. Er durfte nur reden, und sie, er fühlte es, sie würde ihn nicht zurück gestoßen haben, aber sein wunderlich begehrsames Herz verlangte mehr als das erste Aufwallen des jugendlichsten Gefühls. In finsterer Laune sagte er sich, daß nichts ihm Gewähr für eine Zärtlichkeit leiste, welche in einem ungeprüften Herzen leicht empor lodere, um noch leichter sich wieder zu verflüchtigen; der Ausdruck Zärtlichkeit schien ihm überdies schon übel gewählt, nein, diese war in Wera's Herzen nicht für ihn da, was sie empfand, beruhte auf dem Eindruck des Augenblicks, den der Zufall verstärkt hatte, und gleichwohl sollte dieses Gefühl für die Dauer eines ganzen Lebens aushalten.

Als der Augenblick des Abschieds kam, mit welchem man Lord Lindlow bekannt gemacht, fand er in den Gemächern des Fürsten sich ein, das letzte Lebewohl zu sagen. Lebewohl pflegt selten ein ganz leichtes Wort zu sein, hier war es ein unendlich schweres; das Leben ist so reich an Gütern nicht, daß wir von Menschen, denen wir gefielen

und die auch uns innig befriedigten, mit leichtem Sinn ſcheiden dürften. Auf ſolche Weiſe wenigſtens ſuchte Lord Lindlow die ſchmerzliche Bewegung ſeines Herzens zu erklären.

Fürſt L. zeigte ungewöhnlichen Antheil: „Ich hoffe, Sie werden uns in Neapel beſuchen, gewiß, Lord Lindlow, ich rechne feſt darauf — warum," fügte er lebhaft hinzu, „folgen Sie uns nicht ſogleich? jung, reich, unabhängig wie Sie ſind, wo kann man beſſer leben, als in Neapel! Nun, darf ich hoffen, daß wir Sie bald dort ſehen werden?"

Ein Aufblitzen von Hoffnung und Freude, durch tiefe Trauer, der ſüßeſte Blick, den je ein Frauenauge geſpendet, traf Lord Lindlow und ſchien ſeine Antwort beſtimmen zu wollen. Sein Herz bebte, ſeine Lippen zögerten, da ſiegte der kalte Stolz des Welterfahrenen, und er entgegnete mit höflicher Wärme, wie ſehr er beklage, ſo bald an eine Reiſe nach Italien nicht denken zu können, von wo er vor wenigen Monden erſt zurück gekehrt. „In dieſem Augenblick," fügte er, mit einnehmendem Blick auf die junge Fürſtin, hinzu, „ſcheint es mir zweckmäßig, in mein Vaterland heimzukehren, auf meinen eigenen Beſitzungen zu leben und zu wirken, und der Segnungen des ſchönen Englands mich zu erfreuen. Unauslöſchliche Erinnerungen werden mich begleiten und meine Gedanken den Weg über das Meer zu finden wiſſen."

In dieſem Nachſatz lag eine Art Genugthuung für das junge trauernde Herz, denn ſie hatte ihm oft ihre Verwunderung darüber geäußert, wie er ſo lange aus einer reizend geſchilderten Heimath abweſend ſein möge, von einem Eigenthum ſich trennen könne, deſſen Annehmlichkeit er zum Theil erſt geſchaffen; ſie hatte ihn oft mit kindlichem Eifer

gebeten, die Vaterlandsliebe nimmer in seinem Herzen ersterben zu lassen. So war es ihr Rath, den er scheinbar ausführte. — Ein förmlicher Abschied erfolgte jetzt, Lord Lindlow benahm sich, dem Fürstenpaar gegenüber, mit gewinnender Feinheit, aber diese verließ ihn, als er der Prinzessin nahte; ein Blick in diese rührenden Augen und er hörte auf, Weltmann zu sein, um als ein tief fühlender Mensch sich zu zeigen, der die Trostlosigkeit des Augenblicks empfand. Langsam beugte er auf ihre schöne Hand sich nieder, so langsam, daß Thränen aus ihren Augen auf seine Wange herab fielen; Thränen, ächte Thränen, vom unendlich quälenden, inneren Jammer erpreßt, und er ging dennoch und kehrte, ein Einsamer, des schönsten Lebensglücks Beraubter, in seine Gemächer zurück. —

Nach des Fürsten Abreise begab Lord Lindlow sich in der That nach England, die Vorstellung, daß liebe Gedanken ihn dort aufsuchen und begleiten würden, übte einen magischen Einfluß, dem er süß träumend sich hingab. — Sein Wille, eine aus Grundsatz angenommene Festigkeit, hatten den Sieg über sein Herz davon getragen, aber dieser Erfolg gehörte zu denen, welche die Sieger beweinen. Von Lindlowhouse schrieb er an den Fürsten und empfing sehr bald eine gütige, ausführliche Antwort. „Meine Tochter," berichtete der Fürst, „ist, wie Sie leicht denken werden, in einem Rausche des Entzückens und ich werde Sorge tragen, daß ihr schönes Talent für Zeichnenkunst und Malerei hier eine genügende Ausbildung erhalte."

Diese Zeilen übten auf den Empfänger einen erkältenden Einfluß. In einem Rausche des Entzückens? und er war fern! „o die Frauen," murmelte er mißmüthig, „kommt

nichts Anderes ihnen in den Weg, so lieben sie Bäume, Blumen, das Meer und die Luft, und vergessen darüber, was ihnen doch theuer war. Ihr jugendliches Herz begann für mich zu fühlen, ein Wort von mir, und — aber ich habe," fügte er stolz sich aufrichtend hinzu, „dies Wort nicht ausgesprochen, noch bin ich frei, und will es bleiben."

Nach einiger Zeit wurde ein zweiter Brief nach Neapel abgefertigt, welcher jedoch nicht mehr unter dem Einfluß jener magischen Täuschung geschrieben war, die dem ersten überzeugende Wärme verliehen hatte. Die Antwort erfolgte, aber auch diese erschien in leiser Rückwirkung weniger befriedigend, und der Fürst gedachte seiner Familie nur in höflicher Beziehung zu Lord Lindlow. Nur ein kalter Gruß Demjenigen, der so vorgezogen worden, der so fest darauf gerechnet hatte, lange vermißt und betrauert zu werden! — Nach dieser Erfahrung unbefriedigter, mißmüthiger sich fühlend, als gewöhnlich, und durch kein ächtes Band der Liebe und des Vertrauens an England geknüpft, wurde Lord Lindlow des Aufenthalts dort nur zu bald überdrüßig. Nach langem Wählen und Schwanken trugen Mr. Wester's flehende Bitten den Sieg davon, und eine Reise nach dem Orient ward beschlossen und angetreten. Mr. Wester könnte als Begleiter eines geistreichen Mannes einiges Befremden erregen, wäre man nicht daran gewöhnt, in der Umgebung sehr lebhafter und kluger Personen, von jenen unbedeutenden Wesen wahrzunehmen, durch welche ihr Geist anscheinend zu einiger Ruhe gelangt und an deren Thorheit sie sich, ziemlich unbegreiflicher Weise, aufs Beste belustigen. —

Fürst L. war zu weltklug, um ohne Billigkeit zu sein, und Lord Lindlow's Ablehnen seiner Einladung keineswegs

übel empfindend und sogar einige Sympathie für eine Festigkeit hegend, welche nicht jedem Ansinnen sich füge, vermißte er demungeachtet die ihm angenehme Gesellschaft des jungen Mannes und zeigte mitunter einen Anflug übler Laune, auf welche dies Entbehren einwirken mochte. — Die Fürstin empfand die Beschwerde der Reise, ihr galt überdies die Natur Nichts, der Umgang mit geistreichen Menschen Alles, und da der Fürst in ihre Ansichten selten, oder doch auf eine absichtlich ruhige und kalte Weise einstimmte, beschränkte sie sich auf ein fast gänzlich passives Verhalten, wie sehr man es ihren klugen Augen auch ansehen mochte, daß sie in ihrem Innern die verschiedenartigsten Gedanken verarbeite.— Auf solche Weise sah Wera sich allen Erinnerungen überlassen und in die Nothwendigkeit versetzt, jeden neuen Eindruck des Landes und der Gegend einsam in ihr Gemüth aufzunehmen. So wurde Neapel nicht auf solche Art erreicht, wie sie der herrlichen Reise und der bezaubernden Aussicht in die Zukunft würdig gewesen wäre. Einmal dort angelangt, gewann Alles einen freundlicheren Anstrich, die Fürstin richtete sich ihre Gesellschaft, wie ihre Gemächer, auf gewohnte Weise ein, und auch der Fürst fühlte durch einen festen, ihm angenehmen Standpunkt sich vollkommen befriedigt.

Wera hätte man einer Knospe vergleichen mögen, welche durch trübe Tage niedergebeugt, erst im lichten Sonnenschein das Köpfchen allmälig erhebt und liebliche Frische wiederstrahlt. Diese jungen, unverwöhnten Augen mußten das schöne, unvergleichliche, glänzende Neapel mit doppeltem Entzücken begrüßen, aber jeder Blick auf die Schönheit dieser Erde war ein Gruß an Lord Lindlow. Je mehr sie

bewunderte, um so inniger vermißte sie ihn, und dies Herz, dessen Zuneigung er besaß, welches noch nicht wußte, was Leidenschaft sei, wurde durch manch' stillen Seufzer gehoben, und der Rausch des Entzückens, der ihn beleidigte, war ein Rausch der Liebe, welcher seiner bei jedem Gefühl der Bewunderung gedachte.

Seinem Vornehmen gemäß, war Fürst L. bald nach seiner Ankunft bemüht, einen passenden Lehrer für seine Tochter aufzufinden und blieb endlich, durch manche Empfehlung in seiner Wahl unschlüssig, bei einem jungen Maler stehen, dessen ruhige, bescheidene Höflichkeit ihn ansprach. Herr Wesly, welcher bereits durch verschiedene werthvolle Bilder Aufmerksamkeit erregte, war ein Deutscher, und obwohl er dem Aussehn nach vollkommen für einen Italiener hätte gelten können, hatte er doch fast nichts von der diesem Volke eigenen lebhaften Gestikulation und Beweglichkeit angenommen, wenn gleich der größte Theil seiner Jugend in Italien verflossen war. Seine glänzenden Augen umfaßten einen Ausdruck von Tiefe und Sinnigkeit, der selten zu wechseln pflegte, der stehende Ausdruck des wohlgeformten Mundes war Ernst und Ruhe, die Sprache, durch eine gewisse natürliche Modulation wohllautend, seine Unterhaltung einsylbig. So war das äußere Bild des Mannes beschaffen, der ein Amt übernehmen sollte, welches ihm von Vielen, mannichfacher Beziehung halber, beneidet wurde, von ihm aber mehr aus vernünftiger Ueberlegung angenommen ward.

Ein an den allgemeinen Salon stoßendes Cabinet war, nach Angabe des jungen Malers, auf eine Weise eingerichtet, welche das richtige Einwirken des Lichts begünstigte und nachdem alle Vorkehrungen beendet, begannen die Zeichnen-

ſtunden, da vorläufig an Malen noch nicht gedacht werden ſollte. — Herr Wesly war in beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen, höhere Zirkel nur inſofern kennend, als ſeine Kunſt ihm in einigen Familien der vornehmen Welt vorübergehende Aufnahme verſchafft. Seine Manieren waren einfach und er wußte, durch innern Takt geleitet, jeden Anſtoß zu vermeiden. Indem die Unterhaltung mit jungen Künſtlern ſich gewöhnlich nur um ihr Fach dreht, erreichen ſie in derſelben eine gewiſſe Bildungsroutine, durch die ſie gewählte und ſelbſt poetiſche Ausdrücke ſehr bald ſich zu eigen machen, und zudem empfindet jeder Künſtler, Layen gegenüber, ein Uebergewicht, welches zu einer beſonnenen Haltung verhilft. Wesly war ein Menſch mit reinem Herzen, mit gewöhnlichen, nicht ausgezeichneten Geiſtesanlagen, worüber jedoch ſeine Verſtändigkeit und ſein einfaches Benehmen auf eine für ihn glückliche Weiſe täuſchten. Man fühlte ſich geneigt, ihn für ein Kind der Natur zu halten, an welches nur der Schleifſtein feiner Bildung gelegt zu werden brauche, damit es für eine höhere Beſtimmung ausgerüſtet erſcheine; der tiefe Blick ſeines Auges, der angenehme, keineswegs rauhe Ernſt ſeiner Züge mochten dieſen Glauben theilweiſe veranlaſſen und beſtärken. Eine innere Stimme ſagte ihm, daß die Beziehung, in welche er zu dem Hauſe des Fürſten getreten, eine auf manche Weiſe bedenkliche ſei, und er beſchloß, durch ungewöhnliche Behutſamkeit jeden Anlaß zu meiden, wodurch die durchgreifenden Formen, welche großen Herren eigen zu ſein pflegen, ihm als Künſtler und Menſch zu nahe treten möchten.

So wie intriguante und anſpruchsvolle Menſchen einer gewiſſen Theorie des Benehmens bedürfen, ſo ſollten dagegen

einfache Weſen ſich niemals mit ſolchen Vorſätzen plagen, da bei ihnen die natürlichen Regungen des Augenblicks über alle Kunſt die Oberhand gewinnen. Mit Einfachheit empfangen, mit Höflichkeit behandelt, fühlte Wesly ſich ſehr bald in jener ruhigen Stimmung, in welcher man ſich bewußt iſt, an ſeinem Platze zu ſein und dies von Andern gewürdigt zu finden. Während der erſten Zeit boten lehrreiche Mittheilungen über ſeine Kunſt, reichen Stoff zur Unterhaltung, bald jedoch ging man vom Einzelnen mehr ins Allgemeine über, und der abweichende Farbenton der Gemälde verſchiedener Meiſter leitete auf denjenigen, welcher über die verſchiedenen Länder der Erde ſich verbreitet findet.

Die junge Fürſtin erzählte mit kindlicher Beredſamkeit von Rußland und ſuchte ihrem jugendlichen Lehrer jenen ſchroffen Wechſel recht anſchaulich zu machen, durch den man den Frühling, dem keine Zeit zu langer Vorbereitung gelaſſen, urplötzlich aus winterlicher Hülle hervorbrechen ſehe, im Gegenſatz auch des Winters gedenkend, deſſen eiſiger Hauch mit gleich überraſchender Schnelle jede Pracht der Vegetation zu zerſtören pflege. Wesly, der aus Neigung wenig ſprach, ſchenkte dieſen Schilderungen die höchſte Aufmerkſamkeit und fand nach einiger Zeit ſich ſo in Petersburg zu Hauſe, daß er ſich allenfalls getraut haben würde, dort ohne jede Nachfrage ſich zurecht zu finden. Oft fiel es ſchwer, ein heimliches Lächeln zu unterdrücken, wenn Wera im Eifer ihrer Mittheilung unbefangen ſagte: Neben der Wohnung des Staatsraths R., oder: neben dem Palaſt des Fürſten M. — Wesly ließ denn wohl ſolche Oertlichkeiten ſich näher erklären, um nach der gegebenen Beſchreibung die angedeuteten Behauſungen zu zeichnen, auf ſolche Weiſe

zur unaussprechlichen Freude und Bewunderung der Prinzessin, ein Andenken an die Heimath ihr vor Augen führend.

So unermüdlich Jene erzählte, so bereitwillig der junge Maler zuhörte, dennoch mußte endlich dieser Stoff sich erschöpfen, und nun befragte sie ihn über sein Vaterland und seine Verhältnisse. Mancher meint wohl darüber ruhig, fast gleichgültig zu denken, wo aber die Aufforderung davon zu reden ihn trifft, empfindet fast Jeder, daß die Liebe zum Vaterlande, die Vorliebe für persönliche Verhältnisse, nimmer im Herzen ersterben. Auch Wesly fühlte von dieser Mahnung sich lebendig ergriffen, seine Jugendzeit, seine Heimath standen lieb und klar vor seiner Seele und als er nun bedachte, wie glücklich er als Knabe, als Jüngling auch gewesen, wie selig und frei, da erschien aller Glanz der Verhältnisse ihm nichtig und gering und er gedachte ohne jede Scheu, ohne Anflug von Verwirrung der beschränkten Lage seiner Eltern, daß Alles kaum gereicht und sie eben deshalb sich unter einander nur mehr noch geliebt, und von Herzen fröhlich gewesen wären. Wie es Vera ergangen, erging es jetzt ihm, ihre Theilnahme riß ihn hin, weiter und immer weiter, er sagte zuletzt Alles, was er Keinem noch mitgetheilt; mit welcher Freude von ihm und den Geschwistern der Vertheilung des Frühmahls und des Abendessens entgegen gesehen worden; Beides habe nur in Milch und Brod bestanden und oftmals die Austheilung nicht im Verhältniß zum Hunger der Empfangenden sich erwiesen, wie die Mutter aber wohl gewußt, durch ein freundlich Wort das Stückchen Brod zu vergrößern, durch einen holden Blick es in das Beste zu verwandeln, so daß

jeder seinen Antheil freudig empfangen, ihn fröhlich verzehrt habe. —

Wera hörte dem jungen Manne zu, wie man auf ein unterhaltendes Mährchen horcht; entschiedenes Elend, wahre Armuth waren ihr wohl vor Augen gekommen, nicht aber ein bürgerliches Behelfen bei zahlreicher Familie; ihr mitleidig erregtes Herz fühlte noch jetzt jedes Entbehren mit ihm, obgleich er betheuerte, es sei keines gewesen. In Gedanken versunken sah sie den Tisch vor sich, um welchen die fröhliche Kinderschaar sich aufgestellt, sah die Mutter mit dem Brod in den Händen, seligtraurig, den Lieben Etwas, aber nicht mehr geben zu können. Leise Seufzer hoben ihre Brust, sie empfand, daß es rein menschliche Leiden und Freuden giebt, welche die Reichen dieser Erde niemals kennen lernen; Leiden und Freuden! ach, aber die Freude so groß, daß das Leid mit Demuth zu tragen sei. — Ihre ausdrucksvollen Augen forschten weiter, und gerührt von solchem Antheil erzählte er fort und fort, wie die Eltern gespart und gesorgt, für jedes Kind etwas zu erübrigen, damit einst davon die Bildung desselben vollendet werden möge; guten Menschen sei ein so sorgliches Streben nicht unbekannt geblieben und diese hätten mit gesorgt und geholfen, so daß es auch ihm möglich geworden, der innern Neigung gemäß, zum Maler sich auszubilden. —

Ferner berichtete er von seinen Wanderreisen, und wie nach dem Lernen der Erwerb anfangs so gering gewesen, daß er oftmals heimlich darbend, Abends nach einer Schnitte Brod, nach einem Trunk aus dem Vaterhause sich sehnend, die allmälige Verbesserung seiner Lage um so inniger empfunden, als ihm noch die Freude gegönnt worden, den

lieben Eltern, kleine Sparpfennige übersenden zu können; nun aber, wo es ihm so viel besser ergehe, ruhten bereits Beide in kühler Erde. — Die schönsten Gebirgsländer Europen's, fügte er hinzu, sind in allen Richtungen von mir durchstreift, nimmer ist mir dort das Gefühl geworden, womit ich an milden Herbstabenden die kleinen, unser Städtchen einschließenden Höhen bestieg. Wie friedlich Alles in wundersam geschäftiger Bewegung! Jeder im sorglichen Fleiße bemüht, die Frucht der Felder und Gärten zu bergen, rings umher der Schall fröhlicher Stimmen, welche die leichte Luft weithin forttrug und dazu die weiche, fruchtwarme Atmosphäre, der bläuliche Rauch der Essen, welcher sich mit dem duftigen Abendnebel vereinte — fast, schloß er, dürfte es lächerlich scheinen, eines solchen Bildes hier in Neapel zu gedenken und doch, wie lieb, wie unvergeßlich ist und bleibt es.

Diese Mittheilungen, an die manche ähnliche sich knüpften, versetzten die junge Fürstin in eine ihr fremde Welt. Sie hatte bisher eigentlich nur zwei Klassen unter den Menschen kennen gelernt, die Vornehmen und die Armen, die Vornehmen, mit denen sie lebte, die Armen, denen ihre milde Hand zu geben gewohnt war; der eigentliche Mittel- so wie der höhere Bürgerstand waren ihr völlig fremd. Bisdahin hatte sie keinen Begriff von der innern Beschränkung einer nur durch Fleiß und Genügsamkeit aufrecht erhaltenen Haushaltung gehabt, keine Vorstellung davon, wie eben Entbehrung alle Mitglieder derselben nur inniger an einander zu fesseln vermag. Ihr sinnender Blick war auf Wesly gerichtet, dessen gewöhnlich gleichmäßig belebten Züge, einen Ausdruck lebhafter Erregung annahmen,

ſo oft er des Vaterhauſes und ſelbſt vergangener Noth gedachte; ſeufzend ſagte ſie ſich, daß es eine Liebe im Leben geben müſſe, welche ihr ewig fremd bleiben, nach welcher ſie niemals werde trachten dürfen. Lord Lindlow hatte die zärtlichen Empfindungen dieſes jungen Herzens geweckt, ohne daß es ſich ſeiner Neigung für ihn klar bewußt geworden, und ſo war es ein ſchwermüthiges Sehnen, das Bedürfniß mit Innigkeit zu lieben, welches die Erzählung des jungen Mannes ſo anziehend erſcheinen ließ. Oftmals hört man im Leben mit Gleichgültigkeit an, was in andern Augenblicken, die Seele in ihren innerſten Tiefen erſchüttert, und nicht der Stoff nur die Anwendung deſſelben, auf Gefühl und eignes Daſein, vermag ſo ungleichartige Wirkung hervorzubringen.

In dem Grade als die Geſundheit der Fürſtin ſich ſtärkte, gewann das Haus derſelben an innerer Belebung. Fremde und Einheimiſche beſuchten daſſelbe mit gleicher Befriedigung und es gehörte ſehr bald zum guten Ton, der Fürſtin, als einer der ausgezeichnetſten Frauen, der jungen Prinzeſſin, welche weder tadellos hübſch noch ſchön zu nennen war, als einer der erſten Schönheiten Neapels zu huldigen, und manche anmuthige Neapolitanerin würde ihr Ausſehn mit Freude gegen dasjenige dieſer Zauberin des Nordens vertauſcht haben.

Die Fürſtin verließ ihren Divan ſelten, an den theils bequeme Gewohnheit, theils große Reizbarkeit der Nerven ſie feſſelten, und ſah, um ſich jedem Zwange zu entziehen, nur wenige Damen. Vormittags war ſie niemals ſichtbar, gegen Abend fand man ſie gewöhnlich im Salon, in halb liegender Stellung, auf Polſtern ruhend, die zierlichen

Füßchen mit indischen Shawls bedeckt, die Unterhaltung höchst lebendig, aber mit sehr leiser Stimme, mit älteren Diplomaten oder ausgezeichneten Fremden führend. Obwohl in jedem Sinn Aristokratin, nahm sie eben daraus Anlaß, gegen Jedermann vollkommen höflich zu sein, nie fand sich jemand in ihrem Kreise vernachlässigt, sie hatte stets auch für die jüngere Welt ein liebenswürdiges Wort, einen holden Blick, und wußte in ihrer Umgebung den Wunsch, gefallen zu wollen, beständig rege zu erhalten. An Tagen, wo die Fürstin sich besonders leidend fühlte, hörte man nur einzelne Worte von ihren Lippen, sie wußte dieß Stillschweigen mit einer ihr allerliebst lassenden Freundlichkeit, durch einen ausdrucksvollen Blick, zu entschuldigen, indem sie gegen die Anwesenden sich verbeugend, die Spitzen ihrer zierlichen Finger küßte. Dann war es an Wera, die Unterhaltung in der Nähe des Divans zu beleben, um den die älteren Herren, mit beflißener Galanterie und dem Vorrechte des Ranges sich sammelten.

Schweigend und aufmerksam hörte die Fürstin zu, leise Billigung oder Mißbilligung durch Gesten andeutend, welche ihre angeborne Lebendigkeit nicht zu beherrschen verstand, und sobald die Gesellschaft den Salon verlassen, erfolgte eine ausführliche Kritik des Unterhaltungstalents der Tochter. Sie selber besaß diese einnehmende Gabe, welche in ähnlicher Stellung sich kaum entbehren läßt, auf ausgezeichnete Weise, und wußte mit derselben eine naive, fast kokette Grazie zu verbinden, welche oft bespöttelt dennoch anzog und hin und wieder höchst unglückliche Nachahmung fand. Man mußte eben sein wie sie war, um für Alles Bewunderung oder Nachsicht zu finden, ihre ganze vor-

nehme Persönlichkeit, die feinste Durchbildung der angenehmen Stimme, ihre berechnete und doch bezaubernde Freundlichkeit, das milde, denkende Aufschlagen des Auges, das Alles gehörte zusammen, um den Eindruck hervorbringen zu können, der sie als eine der liebenswürdigsten Frauen bezeichnete. Sich solcher Vorzüge wohl bewußt, ging das innige Streben der Fürstin L. dahin, Wera auf gleiche Weise auszubilden, aber obwohl jene aus natürlicher Hinneigung des Sinnes, viel vom freundlichen Wesen der Mutter besaß, hatte dennoch die Kunst auch nicht den geringsten Theil weder daran, noch an der Art und Weise über Lebensereignisse sich auszusprechen.

Das Benehmen der Gatten gegeneinander zeigte von Seiten der Fürstin zärtliche Exaltation, von Seiten des Fürsten verbindliche Aufmerksamkeit und höfliche Kälte; er sah in dem Wesen seiner Gemahlin eine wohl einstudirte Rolle, aus welcher sie den Weg zu natürlicher Gesinnung und wahrer Herzlichkeit nicht wieder zu finden wisse, und gewöhnlich sah man ihn, mit ruhigem Ernst, weit ab vom Divan der Fürstin, eine gediegene Unterhaltung führen, oder fand ihn neben einem der vielen kleinen Billards, welche im Salon aufgestellt waren, das Spiel mit lebendiger Heiterkeit leitend. —

Herr Wesly war gleich Anfangs sehr höflich eingeladen, so oft im Salon erscheinen zu wollen, als dies mit seinen Wünschen übereinstimme, eine Erlaubniß, welche jedoch selten benutzt ward; durch jene Einladung sich zwar geehrt, aber durch Anwendung derselben nicht gefördert, nicht glücklicher fühlend, besaß er gesunde Vernunft genug, Versuche aufzugeben, welche nur dazu dienen konnten, ihn

von seinem Lebenswege abzuleiten. Seine bescheidene ruhige Haltung, sein aufdämmernder Künstlername, bewogen einige der älteren Herren, sich mit dem jungen verständigen Mann freundlich zu unterreden; dieß waren die Lichtblicke jener Stunden, wahrhaft wohl war ihm erst, wenn er Saal und Pallast verlassend, und in den Straßen umherschweifend, die wechselnden Lichter des Mondes, oder die Schatten der Nacht beobachtend, einsamer, stiller Betrachtung sich hinzugeben vermochte.

Herrn Wesly's seltnes Erscheinen fand keine Beachtung, und Wera fühlte sich dadurch eine Last vom Herzen genommen; ihr war es nur recht, wenn er allein ihr gegenüber seine belehrenden Bemerkungen aussprach oder durch sie dazu aufgefordert, in ein Gespräch über mannigfache Begebnisse des Lebens sich einließ. Sein Auftreten im Salon ihrer Eltern zog ihr das Herz beengend zusammen, ein innres Gefühl sagte ihr, daß er dort nicht an seinem Platze sei; der sorgfältigere Anzug, die sichtlich mehr zusammengenommene Haltung, alles fiel ihr störend auf, trat er dagegen Morgens, in einfacher Kleidung, mit seinem ruhigen Blick zu ihr ein, so empfing sie ihn gewiß mit dem süßen Lächeln des Wohlwollens, mit der Ueberzeugung, daß er bei ihr sich gemüthlich und glücklich fühle. Sehr bald wurden die, auf solche Weise hingebrachten Stunden ihr die liebsten am Tage; in der Kunst bewunderungswürdig fortschreitend und dadurch ihren Lehrer sichtlich erfreuend, empfand sie die Befriedigung eines angenehmen Fleißes, zugleich aber auch eine Unabhängigkeit, welche während der übrigen Zeit ihr wenig zu Theil wurde. Für Repräsentation geboren, ward es ihr selten so gut, aussprechen zu dür-

sen, was durch ihren jugendlichen Sinn flog. Wesly gegenüber empfand sie nicht den mindesten Zwang und er verstand ein so sorglos unbefangenes Vertrauen völlig zu würdigen. Durch ihr Theilnehmen an beschränkten Verhältnissen angezogen, und die eigne Ansicht über solche mehr und mehr steigernd, erschienen Rang und Glücksgüter ihm bald, als eben so viele Störungen des Glücks und beide, thörige junge Leute, tauschten diese Betrachtung immer lebhafter gegen einander aus. —

Als Wera zum erstenmal, und ohne entfernt dabei an Herrn Wesly zu denken, den innigen Wunsch aussprach, einst in einem einfachen häuslichen Kreise leben zu dürfen, überflog seine Röthe sein Antlitz, auch sie erröthete über eine Ideenverbindung, welche ihr nicht in den Sinn gekommen, nachdem die Anwendung aber einmal gemacht, überließen beide sich im Stillen den daraus hervorgehenden Betrachtungen, und als sie nach einer Weile zufällig aufsahen, senkte Wera's Blick sich zum erstenmal vor dem Auge des jungen Mannes. Vieles wird im Leben dem Zufall zugeschoben, unbeachtet aber bleibt gewöhnlich, wie ein solcher Zufall vorbereitet wird, und wie die endliche Wirkung eine durchaus natürliche Folge einleitender Umstände ist.

Die Zeichenstunden gewannen von dem Augenblick, einen andern Reiz, schwer aber wäre es zu sagen, ob die frühere unbefangene Ruhe, dem süß heimlichen Bewußtsein nicht vorzuziehen gewesen, welches jetzt mit tausend leisen Verknüpfungen, zwei junge Wesen immer inniger verband, welche ursprünglich, schwerlich für einander bestimmt waren. Dem äußern Verhalten zufolge blieb dieß Verhältniß völlig

unverändert, dem innern Bewußtsein nach, war es gänzlich umgestaltet; Wesly genoß sein Glück wie im Traume, vor Monden würde er es für ein undenkbares gehalten und vielleicht Alles gethan haben, es von sich abzuwenden, jetzt dachte er anders. Sein Herz war gerührt, seine Eitelkeit angeregt und die innige Anerkennung, welche er als ein junger Mann einem so liebenswürdigen Wesen unmöglich versagen konnte, vermochten ihn, die Prinzessin als ein Opfer glänzender Verhältnisse zu betrachten. Seine Phantasie stutzte vor dem Ueberblick der Umstände, welcher sich ihm darbot, aber sie trug auch wieder den Sieg über jede Vernunft davon und ließ ihn nur das Glück empfinden, von einer der anmuthigsten Frauen sich geliebt zu wähnen. —

Ergriffen gleich Wesly, malte Wera in tausend lieblichen Gedankenbildern eine Zukunft mit ihm sich aus; dort wollten sie wohnen, in jenem von Rebenhügeln umschlossenen Städtchen in seiner Heimath, unter friedlichen ihn liebenden Menschen. Sie sah ihn, im von Weinlaub umrankten Häuschen, im mäßig verdunkelten Zimmer, an seiner Staffelei schaffen und wirken, sich erblickte sie überall, geschäftig ordnend, fleißig beschaffend, mitunter das Köpfchen durch die leise geöffnete Thür seines Ateliers reckend, voll Sehnsucht nach einem Liebesblick, auf den er, das Haupt hastig zu ihr zurückwendend, nicht vergeblich sie warten ließ. — Jeden Putz hatte sie abgelegt, sogar die Schnur orientalischer Perlen, welche ihren reizenden Hals niemals verließ, aber als sie auch diese in Gedanken losknüpfte, hob ihre Brust bei solcher Entsagung sich unwillkürlich im leisen Seufzer. Es war nur ein Gedankenopfer, aber mit so lebendiger Einbildungskraft dargebracht, daß der, dem es

galt, daſſelbe für ein wirkliches hätte erkennen dürfen. Oftmals, voll Schrecken aus ſo phantaſtiſchen Träumen erwachend, bedeckte ſie dann gewöhnlich die lieben Augen mit beiden Händen, als wolle ſie damit den Blick in die Zukunft verhüllen. So viele, dachte ſie, bitten um Reichthum und Glanz, der heiße Wunſch meines Lebens iſt nur auf ein friedlich einfaches Daſein gerichtet, aber nimmer darf ich auf Erfüllung hoffen. „Wäre Lord Lindlow in einem Bürgerhauſe geboren" dachte ſie tiefſinnig weiter „wie glücklich hätte er dann werden können! er, der ſo ganz anders iſt wie alle übrigen Männer, der alle überſtrahlt." — Der Undankbare! er war fern, nutzlos umher ſchweifend, aus Grille ein Herz aufgebend, welches wohl verdient hätte, mit der vollſten Wärme des Gefühls erkannt und geliebt zu werden.

Zu jener Zeit war ein Jahr ſeit des Fürſten Eintreffen in Neapel verfloſſen, und die Fürſtin, welche bis dahin der Zeichenſtunden nur oberflächlich gedacht, und um von den Fortſchritten ihrer Tochter ſich zu überzeugen, wurde durch eine Veränderung im Weſen, durch den leuchtenden und doch ſorgenden Blick derſelben, auf eine Beobachtung hingeleitet, welche ſie die Wahrheit ſehr bald erkennen ließ. Ihren Gemahl zu ſich beſcheidend, ſchloß ſie mit demſelben zu geheimer Berathung ſich ein, und noch an demſelben Tage erhielt Herr Wesly einen Beſuch des Fürſten, der ihn in ſeinem Attelier aufſuchte. Die Unterhaltung drehte ſich anfangs, höchſt ungezwungen, um Kunſt und Künſtlerberuf, plötzlich aber äußerte der Fürſt, mit ſehr ernſter Wendung, und den jungen Mann feſt in's Auge faſſend: „Ich nehme Theil an Ihnen, Herr Wesly, und glaube es

verschiedentlich freundlich bewiesen zu haben; eine günstige, aber verständige Wendung Ihres Geschicks, wird mich immer erfreuen, deshalb, und weil mir, dem älteren und welterfahrenen Manne, die Divinationsgabe nicht fremd sein kann, welche da sicher leitet, wo eine positive Gewißheit mangelt, darf ich Sie fragen, werden Sie bald nach Rom abreisen? —"

Wesly hatte eine solche Absicht niemals geäußert, aber tief getroffen von einer Andeutung, über welche sein Bewußtsein ihn aufklärte, entgegnete er bewegt und in der Verwirrung des Augenblicks: „Sehr bald, mein Fürst."

„Das freut mich", entgegnete der Fürst," ich war davon überzeugt, und da ich jetzt annehmen darf, daß Sie gewiß nur Tage noch verweilen werden und dieses Zeitraums zum Ordnen Ihrer Angelegenheiten bedürfen, ersuche ich Sie, sich morgen von der Prinzessin verabschieden zu wollen. Es ist zweifelhaft, ob wir uns jemals wiedersehen und so bitte ich Sie, beim Scheiden, die Versicherung von mir anzunehmen, daß ich Sie für einen Mann von Ehre und dem besten Herzen halte."

Der junge Mann berührte leise, die ihm dargebotene Rechte, dann schieden beide Herren nach stummer Verbeugung.

Wesly blieb in einer Gemüthsstimmung zurück, welche eben in ihrer Neuheit, nur Qualen umfaßte, verwirrt, gedemüthigt, schmerzlicher Entbehrung hingegeben, und das Alles, ohne eigentlich schuldig zu sein. Sein Herz war nicht fühllos geblieben, er hatte nicht verstanden dem Zauber gänzlich zu widerstehen, dem Weisere erlegen sein würden, dennoch hatte kein bestimmtes Wort diese Empfindung

verrathen; einen Blick, eine flüchtige Anſpielung, geſtand er ein, obwohl er, gleich der Prinzeſſin, eigentlich nur im Reich der Träume gelebt; niemals war ihm der ernſtliche Gedanke gekommen, dieſes zarte Weſen in den Kreis der Erdenſorgen hinabziehen, ſie vom Erfolg ſeiner Kunſt abhängig machen zu wollen. Er hatte ſich glücklich gefühlt ohne Verlangen, denn unabweisbare Ahnung ſagte ihm, daß nur Achtung für das Beſtehende den Beſitz des wohl gewürdigten Glücks zu ſichern fähig ſei. —

Wera betrachten, in ihren ſüßen Augen ſein Bild ſich abſpiegeln ſehen, den lieben Ton der Stimme hören, welche durch frühe Ausbildung daran gewöhnt, jetzt kunſtlos, zur anmuthigſten Modulation befähigt, die Gedanken der jugendlichen Seele mittheilte, das Alles war ſeine Seligkeit, darin beſtand ſie allein, und er ſollte davon ſcheiden und für immer. Die Nacht verging dem jungen Manne ruhelos, aber ſie brachte in ſeinem Herzen den feſten Entſchluß zur Reiſe, ihr Glück zu wollen, nicht ſeines, und ſo ging er gefaßt den ſchweren Gang, das holde anmuthige Weſen zum letztenmal zu ſehen. Ihr fragender Blick traf ſogleich ſein verdüſtertes Auge, die bleiche Wange, und er zwang ſich zu lächeln: „Ich habe," ſagte er, als ſei die Frage wirklich an ihn ergangen, „die Nacht mit Einpacken meiner Bilder hingebracht, denn Briefe, Beſtellungen, an welche ich kaum mehr dachte, rufen mich unabwendbar nach Rom, ich reiſe morgen in aller Frühe. Hier bringe ich Ihnen," fügte er, ein zierliches Käſtchen auf den Tiſch ſtellend, hinzu, „was zum Fortüben einer ſo ſchönen Kunſt nützlich und angenehm ſein wird."

Dies Käſtchen enthielt Farben, Pinſel und ähnliche

Dinge, die Prinzessin schwieg noch immer, und Wesly, der dies Schweigen richtig deutete, hütete sich, aufzublicken. Nach einer Weile fragte ihre weiche, bebende Stimme: „Wann kommen Sie wieder?“ — Auch er schwieg jetzt während einiger Secunden und sagte dann fest: „Genau läßt sich das nicht bestimmen, aber,“ setzte er mit blutendem Herzen scherzend hinzu: „sein Sie nur immer jeden Tag so fleißig, als ob meine Rückkehr unerläßlich am darauf folgenden festgesetzt wäre.“

Sie beugte das Haupt bejahend, ohne zu reden, Wesly befand sich in der peinlichsten Verwirrung: „Wollen Sie heute noch malen und darf ich Ihnen vielleicht einige Anleitung noch geben?“ fragte er endlich. Wera gab ihre Einwilligung durch Zeichen, kaum begreifend, wie ihre, durch Thränen verdunkelten Augen irgend Etwas würden unterscheiden können, eine Ablehnung aber hieß ihn forttreiben. Von ihm wurde Alles in Ordnung gestellt und dargereicht, sie setzte sich an die Staffelei, erhob die Hand und ließ sie wieder sinken, der Pinsel fiel zur Erde, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, weinte sie lange und schmerzlich. Das Herz drohte ihm zu zerspringen, aber mit den qualvollsten Gefühlen in einem Fenster lehnend, näherte er sich nicht, der Glaube an seine Festigkeit reichte dazu nicht aus. Nach einer Weile blickte sie zu ihm hin: „Wesly,“ sagte sie sanft, „wie entsetzlich traurig! Sie reisen, wer wird nun Theil an mir nehmen, wer mich verstehen? Wie gut, wie theilnehmend waren Sie stets! der Himmel lohne es Ihnen; und nun müssen Sie gleich gehen, Adieu — Adieu, kehren Sie bald, bald wieder. Wollen Sie das?“ —

Thränen entstürzten auch seinen Augen: „Gott segne

Sie," ſagte er haſtig, „mit Glück, mit irdiſcher Seligkeit, wenn ich —" ſeine Stimme bebte, er ſah noch einmal zu ihr hin und verließ dann das Zimmer, das Haus, unglücklicher, als er jemals geweſen. Bei der Rückkehr in ſeine Wohnung fand er eine ſchwere Geldrolle, mit der Aufſchrift: „Dem jungen Freunde der ältere Freund." Die Handſchrift verrieth den Geber, haſtig ſandte er das Geld zurück, ihm ſchauderte beim Anblick deſſelben; er war jung, rüſtig, in ſeiner Kunſt fortſchreitend, wozu bedurfte er fremder Hülfe. Im Gegentheil, er hätte ärmer ſein mögen, um durch Sorge für den Lebensunterhalt die Sorge des Herzens erſticken zu können; er wußte noch nicht, wie viel Leid Ein Herz zu umfaſſen befähigt iſt. —

Wera gab dem Schmerz, über des jungen Freundes Abreiſe, mit vollkommener Argloſigkeit ſich hin, eine Ahnung des Zuſammenhangs berührte ſie um ſo weniger, als ihr niemals weder Mißtrauen noch Mißbilligung gezeigt worden. Die Fürſtin, eine ſehr ſtolze Frau, empfand nach des jungen Malers Entfernung die vollſte Befriedigung der Weltklugheit, ohne jene Beimiſchung des Mitleids, welches ſelbſt dem Verſagen nicht fremd ſein kann. Der Fürſt dachte anders, Bande der Ehre und eines rein menſchlichem Wohlwollens knüpften ihn an ſeine Gemahlin; ſelbſt zu der Zeit, wo er um ſie warb, war er nur von ihrer Anmuth bethört, geliebt hatte er ſie niemals, und ihr Benehmen bei dieſem Anlaß ſtieß ihn wahrhaft zurück. Männer durften, ſeiner Anſicht nach, von Regeln der Klugheit ſich einzig leiten laſſen, aber ſein Herz wandte von einer Frau ſich ab, welche gleiche Vorrechte in Anſpruch nahm. Eine Frau, die nur klug iſt! die ohne tiefes Erbarmen einem armen Menſchen-

herzen den süßen, poetischen Traum der Jugend und der Liebe raubt! Ihn rauben zu müssen, ist schlimm genug, es ohne Theilnahme zu können, ist empörend. — So wenigstens war die Ansicht des Fürsten, er empfand tiefes Mitleid mit dem jungen Herzen, welches so unerwartet des Freundes sich beraubt sah, und äußerte dasselbe durch eine weichere Liebe, durch das Bestreben, seine Tochter mehr und mehr mit der bezaubernden Umgegend Neapels bekannt zu machen. Indessen auch darin lag Erinnerung und Sehnsucht nach dem Entfernten, der die schönsten Punkte in Skizzen und Bilder aufgefaßt und ihr mitgetheilt; überall fehlte ihr sein erfahrener Blick, sein aushelfender Rath, denn der Fürst hatte sich wohl gehütet, sogleich nach einem neuen Lehrer sich umzusehen, und so bildete ihr schönes Talent sich einsam, ohne Unterstützung aus, im steten Harren auf eine Rückkehr, an welche sie mit Festigkeit glaubte.

Die Fürstin suchte ihrerseits die Tochter immer enger an den Kreis der großen Welt zu ketten, in welchem sie lebte, aber der Nothwendigkeit nachgebend, empfand Jene auch nicht das leiseste Theilnehmen für Verhältnisse, welche ihr als die einzig beglückenden geschildert wurden. Wie ermüdet, wie abgespannt fühlte sich die arme Mama am Schluß eines jeden Tages, der dennoch nichts gebracht hatte, als Glanz, äußere Ehre und Schmeichelei, aber keine Liebe. Keine Liebe, um derentwillen es sich der Mühe verlohnt hätte, in solchem Zwange zu leben. Mit Fleiß schaffen und sorgen, aus Neigung entbehren und dafür geliebt werden, darin lag einzig das süßeste Lebensglück. Eine Stimme im Innern fragte: „ob sie nicht, auch ohne solche Bedingung, geliebt werde? Sie wußte wohl, daß mehr denn ein Auge

mit Bewunderung, mit Vorliebe auf ſie gerichtet war, aber in den Kreiſen, welche ſie umgaben, waren es eben die Vornehmeren, von denen ſie ausgezeichnet ward, und entſchloſſen, ſpäterhin niemals in der großen Welt leben zu wollen, wurde ſolche Huldigung mit Kälte von ihr zurück gewieſen.

Wochen, Monate vergingen. Wesly kehrte nicht zurück, ſein Ausbleiben erſchütterte Wera bis ins innerſte Herz; ſie würde gelernt haben, ohne ihn zu leben, wenn Nothwendigkeit es geboten, aber daß er, von deſſen Willen die Rückkehr, ihrer Meinung nach, abhing, ſo leicht ſie entbehren und vergeſſen konnte, ſchmerzte ſie um ſo lebhafter, als ſchon Lord Lindlow ihr den traurigen Beweis gegeben, wie bald ſie zu vergeſſen ſei. Die Vorſtellung, daß es ihr, mit einem Herzen ſo voll Innigkeit, nicht gegeben, dauernde Zuneigung zu erwerben, verdüſterte ihr Gemüth und äußerte bald den nachtheiligſten Einfluß auf ihre Geſundheit. Das ſchmachtende Vergehen dieſer lieblichen Blume erfüllte des Fürſten Herz mit tiefer Bekümmerniß, vergeblich wurde Alles aufgeboten, ſie zu zerſtreuen, vergeblich ihre Einwilligung zu einer glänzenden Heirath begehrt, und ſo wurde am Ende, aus Beſorgniß des Schlimmſten, einer der geſchickteſten Aerzte zu Rathe gezogen. Dieſer äußerte in leiſen Andeutungen die Möglichkeit vorhandener Gefahr, da ein beſtimmtes Seelenleiden die Kräfte einer höchſt zarten Organiſation zu zerſtören drohe. „Vermuthlich Sehnſucht nach der Heimath," ſetzte der Doctor mit Feinheit hinzu. „Heimweh," dachte der Fürſt, „o wäre es nur das! wie ſchnell würde ich dies irdiſche Eden gegen den tiefen Norden vertauſchen. Wäre es nur das!" —

Einige Monate später ward Wera eines Morgens zu ihrem Vater beschieden, der sie mit sichtlicher Bewegung empfing, mit Zärtlichkeit in seine Arme schloß: „Immer habe ich Dich von ganzer Seele geliebt," sagte er sanft, „wie sehr, das wirst Du heute erfahren." So redend nahm er ihren Arm und den Weg nach ihrem Attelier einschlagend, äußerte er im Gehen: „Dein Herz hat gewählt, so folge demselben, Du hast meine, Du hast unsere Einwilligung, sei nun glücklich und vergiß alles Leid." Hastig jetzt die Thür jenes Zimmers öffnend, schob er, sich zurückziehend, Wera in dasselbe, die starr, wie vom Blitz getroffen, Wesly erblickte, welcher völlig überraschend und auf solche Weise angekündigt, ihr gegenüber stand. — Bleich, aber mit strahlenden Augen, mit tiefer Befangenheit, stand auch dieser einige Minuten regungslos, dann nahte er der Prinzessin: „Wera!" hauchte er leise, sie regte sich nicht, mit größerer Zuversicht wagte er, sie sanft zu umfassen und zu sich hinzuziehen, und an seiner Brust sprach ihr erschüttertes Gefühl in Thränenströmen sich aus. Lange Zeit verging, bevor sie eines Wortes mächtig war, dann richtete sie wie aus tiefen Träumen sich auf: „O Wesly! Sie hier? —

Er sank zu ihren Füßen: „Hier, und glücklich, der Glücklichste, wenn Sie es wollen."

Nur Thränen, tiefe, dem innersten Herzen entrungene Seufzer antworteten ihm; gezwungen, das Wort zu nehmen, erläuterte er Alles, aber stockend, mit ungewisser Stimme, denn er mußte, wie sehr er es auch zu umgehen suchte, in leisen Andeutungen der Neigung gedenken, welche diesen Ausgang herbei geführt. Mit noch größerer Verwirrung hörte die junge Fürstin ihm zu, und als er am Schluß

ſeiner Rede, halb hingeriſſen, halb innere Betroffenheit zu verbergen, mit ſeinen Lippen ihre Wange berührte, entzog ſie mit unwillkürlicher Bewegung ſich ſeinen Armen. Ihre Thränen floſſen aufs Neue, ſie erfuhr aus Wesly's, durch innere Erregung mangelhaftem Berichte, daß der Fürſt an ihn geſchrieben, ein Adelsdiplom für ihn erworben werden ſolle und ihnen dann ſpäter ein Leben in Rußland, auf des Fürſten Gütern, zugedacht ſei. —

Selten vielleicht befanden zwei junge Perſonen ſich in einer peinigenderen Lage; die größte Zartheit hatte ſie, auf gleichwohl unzarte Weiſe, einander gegenüber geſtellt, und Wesly wagte kaum von ſeiner Neigung zu reden, da mit einiger Sicherheit angenommen werden konnte, daß eben darauf niemals würde Rückſicht genommen ſein. Ein Takt des Herzens, vielleicht auch ein Gefühl eignen Unbehagens, bewogen ihn zu der Frage: „Ob er jetzt ſie ihren Betrachtungen überlaſſen und ſpäter wieder erſcheinen dürfe?" — Wera reichte ihm die Hand mit zuſtimmender Bewegung und er drückte dieſe ſchöne Hand mit wunderlicher Empfindung, mit einer Art Eigenthumsrecht, an ſeine Lippen. —

Es giebt Schilderungen, welche ewig unerfreulich bleiben müſſen, da, obwohl die Farben dazu der Natur entnommen ſind, dennoch nur Wenige eben dieſe ächten Naturfarben als ſolche erkennen werden. Betäubt, faſt Sinnverwirrt, dachte Wera in Einſamkeit über das Geſchehene nach; ſie war Wesly's Braut, ſie, für welche, nach der Eltern Sinn, faſt keine Heirath glänzend genug hätte gelten können, ſie war es, weil ſie nicht die Kraft beſeſſen, den Gram, die innere Sehnſucht ihres Herzens zu verbergen. Sie hatte nun ihren Willen, wie man verwöhnten, zu ſehr geliebten Kindern ihn

giebt; aber war es ihr Wille gewesen? — Bei dieser Frage verweilte sie bebend. —

Wie anders war nun Alles! Als des unbegüterten Malers Weib hatte sie in spielenden Träumen sich gedacht, und in dem Augenblicke, wo sie nun wirklich sein ward, hörte er auf, es zu sein, und aus dem jungen, unbekannten Mann entwickelte sich ein vornehmer Herr; und doch konnte er das niemals werden, ein inneres Gefühl sagte es ihr; sie hätte zu seiner Sphäre sich herabstimmen können, er durfte niemals zu der ihrigen sich erheben. Was blieb ihr nun von Allem, was sie gewünscht? In dieselben Kreise gebannt, denen sie zu entfliehen sich gesehnt, zu einem Leben im Ueberfluß verdammt, sah sie ihn mit in dasselbe hineingezogen und folglich war es um sein Glück geschehen, wie um das ihrige. Und das Alles, welche Kämpfe mochte es gekostet haben, was konnte die Mutter sagen, welche so viel auf Rang und äußere Ehre hielt? —

Bevor diese Betrachtungen noch völlig ausgesponnen, trat der Fürst zu seiner Tochter ein; mit zärtlicher Liebe bemüht, sie über den Kummer zu trösten, welchen sie ihm und der Fürstin bereitet, schien er fest entschlossen, ein großes Opfer nicht halb bringen zu wollen. Liebreich theilte er den Wunsch ihr mit, die Verbindung mit Wesly möge so lange Geheimniß bleiben, bis dieser unter passendem Stand und Namen aufzutreten berechtigt wäre. Bis dahin möge er, wie früher, als Lehrer erscheinen und auch die Abendzirkel häufiger besuchen, um eine äußere wünschenswerthe Bildung mehr und mehr sich anzueignen. Der gütige Vater führte Wera zu der Mutter hin, zu welcher sie zagend eintrat und sich von dieser, welche sichtlich bemüht war, eine sehr leb-

haſte Aufregung zu bekämpfen, zwar gütig, aber mit einiger Kälte empfangen ſah. Erſchüttert durch ſo viel aufopfernde Güte, verſagte Wera es ſich, die geheimen Wünſche ihres Herzens laut werden zu laſſen, der Schwiegerſohn des Fürſten L. ein Maler! nimmer würde ſie ſolchen Vorſchlag auszuſprechen gewagt haben. —

Von den aufgeregteſten Gefühlen bewegt, ſchrieb die junge Fürſtin einige Zeilen an Wesly, ihn zu erſuchen, erſt am folgenden Morgen und zur ſelben Stunde, wie früher, zu ihr kommen zu wollen. Zu dieſer Zeit trat er, eben wie ehemals, zu ihr ein, ſein raſcher, durchdringender Blick traf ihr geſenktes Auge, dennoch verſtanden ſie einander, und mit ſanfter Zurückhaltung die ihm faſt zagend gebotene Hand erfaſſend, ſetzte er bald darauf ſich am Tiſche ihr gegenüber. In demſelben Raum vereinigt, beſchäftigt wie früher, belebte bald ein Hauch milder Zutraulichkeit die anfangs ſtockende Unterredung. Mitunter fand der junge Mann durch Wera's lebhafte Fragen ſich in wahrhaft ſchmerzliche Verwirrung verſetzt, da er gerechtes Bedenken trug, es ſie gewahren zu laſſen, daß nur Beſorgniß für ihr Leben die Eltern zur Nachgiebigkeit und ihn bewogen habe, ein unabhängiges, von ihr getrenntes Daſein, für ein abhängiges, mit ihr vereintes, hinzugeben. Durch ihre Liebe hatte ſie ihn ſich erworben! Das iſt wohl ein ſchönes Wort, wenn aber, wie hier, ſo viel zum Opfer gebracht werden muß, um bis dahin zu gelangen, kann es auch ein bedenkliches, tief demüthigendes ſein. Er empfand das für ſie und mit ihr, und wenn gleich tief gerührt von ſo viel entzückender Anhänglichkeit, wagte er dennoch den unbefangenen Austauſch der

Gedanken nicht, stets in Furcht, durch eine unbedachte Aeußerung zu verletzen.

Am folgenden Abend erschien Wesly im Salon der Fürstin; Wera zitterte, er werde sich verrathen, jedoch erschien diese Furcht völlig unbegründet, denn er trat mit derselben anspruchslosen Haltung ein, wurde wie gewöhnlich begrüßt, nur nicht von Wera, welche bei seinem Erscheinen mit lebhaftem Farbenwechsel sich abwandte, und ging bald, fern von ihrem Sessel, mit Antheil in ein ernstes Kunstgespräch ein. Ihre Augen folgten ihm, sie war überzeugt, er werde unwillkürlich nur auf sie sehen, er aber blickte ruhig auf die mit ihm im Gespräch Begriffenen, und nur einmal streifte sie sein Blick mit flüchtigem Lächeln. „Er ist nicht in der großen Welt erzogen," dachte sie nachsinnend, „und wie gut versteht er die mühselige Kunst, sich zu verstellen! Mama selber würde mit ihm zufrieden sein."

Am folgenden Morgen blieb eine kleine Anspielung auf so viel Selbstbeherrschung nicht aus. Wesly lächelte, mit dem Gefühl eines, in seiner Liebe, wie in seiner Eitelkeit, befriedigten jungen Mannes. „Wenn ich," sagte er in scherzhafter Vertheidigung, „jeden Blick zurück-gegeben hätte, so würde es um die Bewahrung des Geheimnisses ziemlich mißlich ausgesehen haben." Wera erröthete: „O, ich blickte nur aus Neugier zu Dir hin." — „Das ist ein Anderes," entgegnete er kalt, „und ich bin erfreut, es gelegentlich zu erfahren."

Wera schwieg voll nachdenklichen Erstaunens; war das der einfache, herzliche Freund, der früher nie eine Spur von Empfindlichkeit gezeigt, den sie darüber weit erhaben geglaubt, und der jetzt abwechselnd die Beherrschung und die

Laune eines Weltmanns zeigte; wenn er aber in ein Leben voll Ueberfluß künftig auch die einfache Gesinnung nicht mit hinüber nahm, welche Grundelemente des Glücks blieben dann noch übrig! — —

Wesly war, wie schon früher erwähnt, im Ganzen wortkarg, nur einzelne Erinnerungen, nur ein Anklang völligen Uebereinstimmens, verlockte ihn zu lebendiger Beredsamkeit, das Lieblingsthema früherer Zeit aber, ein Leben voll Anstrengung und Entbehrung, erlitt jetzt keine Anwendung mehr. So traf es sich, daß beide junge Leute einander oft schweigend gegenüber saßen, jetzt, wo sie ihr ganzes künftiges Geschick mit einander zu bereden hatten. Die Fürstin, deren Benehmen gegen die Tochter zwar mild, doch ohne besondere Herzlichkeit war, erwähnte Wesly's Namen in seiner Abwesenheit nie und ließ sein Erscheinen unberücksichtigt, der Fürst dagegen trat jetzt oft in den Morgenstunden zu den Verlobten ein, sich freundlich mit Jenem zu unterreden. Auf Freundlichkeit mußte er dabei sich freilich ziemlich beschränken, denn nur im Gebiete der Malerei und Natur völlig zu Hause, waren Politik, Diplomatie, Spiel und Racepferde dem jungen Manne völlig fremde Gegenstände, über welche er daher auch wenig zu sagen wußte.

Wera erkannte die liebevolle Güte des Vaters, empfand aber eben dadurch auch um so überzeugender, wie wenig ihr Verlobter für ein Leben geeignet sei, in welches ihm eine Aufnahme bereitet wurde. Nach einigem Ueberlegen faßte sie den Muth, offen mit ihm darüber zu reden, ihm vorzustellen, ob es nicht gerathener wäre, den Vater, der schon in so große Opfer gewilligt, auch dahin zu vermögen, sie des einfachen Malers Frau sein zu lassen. — Mit ruhigem Erstaunen

hörte Wesly ihr zu, nur mitunter von der Zeichnung aufblickend, welche ihn beschäftigte: „Theure Wera," entgegnete er endlich, „welch ein seltsam kindlicher, ich möchte fast sagen, kindischer Einfall! Du, eines noch unberühmten Malers Weib, mit ihm umherziehend, ohne eigentlich festen Wohnort, ohne Bequemlichkeit und Luxus, Du, das verwöhnte Schooßkind des Glücks?"

Die Prinzessin bezog in ihrer Antwort sich auf den geringen Werth, welchen sie auf Glanz und Reichthum lege, auf den flüchtigen Antheil, welchen die äußeren Zierden des Lebens ihr einflößten.

Der junge Freund hörte sie halb mitleidig an: „Wie kann," sagte er endlich, „Derjenige den Werth der Dinge bestimmen, welcher nie durch Entbehren zur Vergleichung gelangte. Die Sicherheit des Besitzes täuscht Dich, aber auf solche Voraussetzung hin darf kein Mann von Ehre es ankommen lassen. Wie anders denkst Du Dir Alles! meine Frau müßte, sollten wir sorgenfrei leben können, überall thätig eingreifen, um Alles sich kümmern und es sorglich zusammenhalten. Wie könntest Du das? —

„Warum ich nicht? —

Der Maler warf einen Blick auf die schönen, zarten Hände, welche sich vor seinen Augen bewegten, ein Seufzer hob seine Brust: „Liebste Wera, plage Dich und mich nicht mit so phantastischen Plänen; die Lage, worin Dein Vater uns zu versetzen gedenkt, ist für Dich die einzig passende. Du, meine Frau, in meiner jetzigen Lage! ich würde eher sterben als es zugeben."

Thränen entstürzten Wera's Augen: „Wie täuschest Du Dich selber, wähnend, daß Liebe zu mir Dich leite!

Auch Dich haben Glanz und Reichthum verblendet, denn früher dachteſt Du anders, aber dieſe Lockung iſt zu groß, auch für Dich."

Wesly erröthete: „Wenn ich jemals anders dachte, träumte vielmehr," entgegnete er finſter, „ſo war ich ein Thor, aber ein noch größerer würde ich ſein, wollte ich bei ſo unhaltbarer Anſicht verharren."

Erſchüttert durch die Vorſtellung, ihn beleidigt zu haben, bot Wera die Hand zum Frieden, welcher unter der Bedingung zu Stande kam, daß jener wunderlichen Pläne nie mehr gedacht werden ſolle; als aber Wesly, auf dies Verſprechen geſtützt, hinzufügte: „Gelobe mir, auch nicht mehr daran denken zu wollen," ſchüttelte ſie wehmüthig verneinend das Köpfchen. —

Auch was Zeichnen und Malerei anbelangte, war Wera früher mit dem ihr fern ſtehenden Lehrer unendlich beſſer zurecht gekommen, und namentlich tadelte Wesly Alles in ſeiner Abweſenheit Gearbeitete mit jenem unbefangenen Freimuth, der ſich des beſten Rechtes bewußt iſt. Erſtaunt hörte Wera ihn an: „Früher hätteſt Du mir das Alles auf ſolche Weiſe nicht geſagt, Wesly."

Er lächelte: „Jetzt aber würde es thöricht ſein, meinen Tadel auszuſprechen wie ehemals."

„Thöricht, wenn Du höflich gegen mich wärſt?" —

Aehnliche Reden führten Verſöhnungen herbei, welche mit Grazie eingeleitet, mit Zartheit geſchloſſen wurden. Manches hatte ſich in Wahrheit in Wesly's Anſicht geändert; früher war ihm Wera als ein überaus anmuthiges, faſt feenartiges Weſen erſchienen, deren ſüße Jugendträume ihn entzückten, jetzt, nachdem ihre Leidenſchaft für ihn alle

Verhältnisse umgestaltet, hatte auch seine Bewunderung einen andern Charakter angenommen. Ihre Liebe rührte ihn tief, zugleich aber erschreckte ihn jene leidenschaftliche Festigkeit, welche den Ausgang herbei geführt, und er glaubte eine Art von Herrschaft sich aneignen zu müssen, wozu das Bewußtsein, eine solche Neigung eingeflößt zu haben, ihm den Muth verlieh, er glaubte es um so mehr, da aus Wera's erstem Empfang, aus manchem folgenden, eine Laune durchzublicken schien, welche ihm für ihr künftiges Glück Besorgniß einflößte. — So nahm er zum Oefteren das Ansehn des Mentors an, wo er, der innersten Herzensneigung folgend, nur den lebhaft eingenommenen Liebhaber gezeigt haben würde. —

In dem Augenblick, wo Wesly die Prinzessin zuerst in seine Arme schloß, hatte er ihr süßes Traumgewebe, das Liebesmährchen eines noch fast kindlichen Herzens in das Gebiet einer Wirklichkeit versetzt, welche ihr bis dahin immer fern gestanden; mit den Zauberbildern bisher nur spielend, sah sie aus diesem Spiel Ernst und Wahrheit bedeutungsvoll hervor treten. Allen äußern Verhältnissen nach, stand sie ihm näher als früher, in ihrem Herzen fühlte sie sich ihm entfremdeter als damals, wo streng abgeschlossene Schranken sie trennten, wo sie nur auf ihre Weise, im heimlich unbelauschten Gedanken ihm angehörte.

Der junge Mann befand sich seinerseits in nicht viel beglückterer Lage; das Incognito seiner Stellung trug dazu bei, ihn nicht selten in unerfreuliche Verwirrung zu versetzen, denn so oft er es wagte, nur mit einer Miene, im Beisein Anderer, die ihm auferlegte Zurückhaltung zu übertreten, führte ein kalter, fast geringschätzender Blick der Fürstin ihn

in die angewieſenen Schranken zurück. — Er empfand was es heißt, den Großen dieſer Erde beigeſellt zu werden, ohne durch Geburt dazu berechtigt zu ſein. —

So ſeltſam geſtellte Verhältniſſe ſollten noch verworrener ſich entwickeln, denn als Wera eines Morgens, einſam im Salon hin und wieder gehend, Wesly's Kommen erwartete, wurde die Thür deſſelben geöffnet und Lord Lindlow ſtand vor ihr. Ueberraſcht, mit lebhaftem Farbenwechſel blieb ſie wie eingewurzelt ſtehen, und ſein Blick, dieſer wohl erinnerte Blick, voll ſchmeichelnder Anerkennung, ſchien an ihrer Verwirrung ſich zu weiden. Sein Gruß, ſeine zutrauliche Anrede überſprangen Jahre der Trennung, es ſchien, als ſei er geſtern gegangen, als kehre er heute wieder, ein erwarteter, willkommener Freund. Wera erfuhr, daß Lord Lindlow von Griechenland nach Italien überſchiffend, ſich unverzüglich nach Neapel begeben und jetzt gekommen ſei, ſo theure Freunde ohne Vorbereitung aufzuſuchen. Jede Bewegung ſeiner Züge, ſeine Stimme, ſeine Augen ſprachen Gefühle und Gedanken aus, welche erſchütternd auf Wera einwirkten, ihre bebenden Lippen entgegneten einige freundliche Worte, da trat Wesly ein. Etwas befremdet blickte der Lord auf den jungen Mann, der ſo unangemeldet mit ruhiger Sicherheit näher kam, kaum hörbar nannte Wera ſeinen Namen, wie den Zweck ſeines Kommens; Lord Lindlow's Stirn verdüſterte ſich: „So will ich nicht ſtören," ſagte er höflich, „und mich beeilen, den Fürſten aufzuſuchen."

Wesly war kein beſonderer Menſchenkenner, dennoch aber fehlte ihm eine richtige Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe nicht, und dieſelbe durch eine kalte, ruhige Haltung äußernd, trennten ſich die jungen Verlobten, ohne ſich

durch eine Miene, durch ein Wort entzweit zu haben, demunerachtet mit sichtlicher Kälte. Der Abend wurde von verschiedenen Seiten mit Gemüthsbewegung erwartet, Lord Lindlow erschien in sichtlich guter Laune, von Mr. Wester begleitet, welchen er den Damen vorstellte: „Mr. Wester," sagte er scherzend, „hat sich aus den Rosenlauben des Orients losgerissen, um Ihnen seine Huldigung darzubringen, ich darf versichern, daß er während der Zeit, wo er nicht das Glück hatte, Sie zu sehen, fast nur von den Düften der Orangenblüthen und des Rosenöls gelebt hat."

Mr. Wester richtete seine schlanke Gestalt höher empor: „Ich darf in der That gestehen, daß die Safranküche des Orients mich nicht sehr gereizt hat, was aber die Rosendüfte anbelangt, von denen ich gelebt haben soll, so lassen diese sich doch mit einiger Poesie in Zuckerbrod und Sorbet übertragen."

Die Fürstin lächelte: „Im Orient waren Sie? Wie beneidenswerth! und dann später in Griechenland — welche Erinnerungen!"

Mr. Wester's Blicke verfinsterten sich: „Griechenland ist ein Aufenthalt so vollkommener Barbarei, daß ich nicht wüßte, dort auch nur die geringste Bequemlichkeit des Lebens angetroffen zu haben. Es ist ein Aufenthalt, den ich zu vergessen bemüht bin."

„Aber die entzückenden türkischen Stoffe, die Turbans — davon müssen Sie mir erzählen."

Lord Lindlow lachte: „Ich glaube keinen Verrath zu begehen, indem ich berichte, daß Mr. Wester sich jeden Abend mit einem, in den kunstreichsten Falten geschlungenen

Turban zu Bette verfügte. Es ist ein Werk seiner Hände, welches sich jeden Abend erneut."

„Wirklich? — aber das ist entzückend! wie kamen Sie nur darauf?" —

„Ich hatte mir," entgegnete Jener, „in einem der vielen Bazar's ein ächt türkisches Tuch gekauft, die Farbe ein glänzendes Scharlach, von weichem, duftigem und doch dichtem Gewebe; wie zufällig es am Abend vor dem Spiegel um das Haupt schlingend, dachte ich: Himmel! Du siehst ja ganz orientalisch darin aus! Dieser Gedanke weckte denjenigen, der ganzen Form etwas Turbanartiges zu geben, was anfangs mißlang, wogegen ich jetzt zu einiger Meisterschaft mich bekennen darf."

„Nein, wirklich? Aber Sie stürzen sich mit dieser Versicherung ins Verderben, denn ich werde jetzt nicht ruhen, bis Sie mir versprechen, meiner Kammerfrau einige Anweisung geben zu wollen." —

Wera und Lord Lindlow hatten von dieser Unterredung sich lächelnd abgewendet, und die junge Fürstin sah bald von Jenem in ein so lebhaftes Gespräch sich verwickelt, daß sie augenblicklich, die Lage der Dinge vergessend, mit ruhiger Heiterkeit Theil nahm. Eine solche Gemüthsstimmung konnte jedoch nicht von langer Dauer sein und wurde zuerst durch das Erscheinen eines jungen, vornehmen Römers unterbrochen, welcher gewohnt, seinen Platz neben Wera zu finden, zu seinem Erstaunen denselben eingenommen sah. Sein durchdringender Blick wurde von Lord Lindlow mit stolzer Unbesorgtheit erwiedert, und ein angelegentliches Gespräch mit Wera fortsetzend, sprach er von seinen Reisen, wie solche ihn, gegen seinen Wunsch, länger entfernt gehalten,

als er gewollt, und seine Blicke schienen mehr noch als seine Worte zu fragen, zu forschen, ob er während so langer Zeit gänzlich vergessen worden? Während die Fürstin den jungen Prinzen zu sich berief, um durch ihr liebenswürdiges Geschwätz die Aufmerksamkeit desselben abzulenken, konnte sie gleichwohl seinen Augen nicht gebieten, welche mit unruhiger Eifersucht zu jenen Beiden hinüber schweiften. Und Wesly — er, der allein ein Recht hatte, Eifersucht zu empfinden, Neigung zu begehren, er stand fern, in einer Fenstervertiefung lehnend, und seine Blässe, sein verdüsterter Blick zeugten allein von den Empfindungen seiner Seele.

Wera's Herz klopfte in Schmerz und Befangenheit, kein Gedanke weilte bei dem Prinzen, Lord Lindlow und Wesly waren die einzigen Gegenstände ihrer Bekümmerniß; halb im Traum hörte sie Jenen an, voll Unruhe blickte sie zu Diesem hin, und in dem Auge, welches auf ihn hinsah, lag Zuneigung, Schmerz und Besänftigung. Lord Lindlow gewahrte den Blick, wie die Erwiederung desselben, finstere Wolken flogen über seine Stirn: „Also nun nicht mehr die Blumen und Bäume allein," dachte er, „ein Maler! und folglich eine Intrigue, mit allem Reiz des Geheimnisses und der Schuld." — Seine Beredsamkeit verstummte, seine Augen, diese schönen Augen voll Seele, sahen mit verletzender Kälte auf dasselbe Antlitz, welches sie, wenig Minuten zuvor, so weich, so fragend und schmeichelnd angeblickt.

Lord Lindlow verließ den Platz neben Wera, um den Fürsten anzureden, beide Herren unterhielten sich einige Augenblicke mit einander. „Wer ist der junge Mann?" — fragte Lord Lindlow wie zufällig, indem sein Blick im Vorübergehen Herrn Wesly streifte. Auf die Antwort des

Fürſten entgegnete er kalt: „Ah, ich entſinne mich, ihn ſchon am Morgen geſehen zu haben; das iſt ein ſehr junger, ein ſehr einnehmender Lehrer, in der That!“ — Der Fürſt ſchwieg und Lord Lindlow, der ſichtlich eine Antwort erwartet zu haben ſchien, äußerte zerſtreut: „Für heute muß ich mich Ihnen empfehlen, theurer Fürſt, und darf wohl morgen Vormittag in Ihrem Zimmer Sie aufſuchen, wir haben gewiß manches Erlebte gegen einander auszutauſchen.“

Die Unterredung, welche zu der Zeit zwiſchen beiden Herren vorfiel, war ſeltſamer Art, Lord Lindlow verſuchte mit großer Feinheit, das Geſpräch auf Herrn Wesly zu lenken, indeſſen der Fürſt, welcher ſeine Beweggründe errieth, mit noch größerer Gewandtheit auswich. Endlich blieb Jener vor einigen Gemälden ſtehen: „Nie habe ich,“ äußerte er, „ein recht anſprechendes Gemach ohne ähnliche Ausſchmückung mir denken können; wie viel aufregender Stoff zu Erinnerung und Betrachtung liegt in ſolchen Bildern, welche ſelbſt den gleichgültigen Sinn, das ungeübte Auge vorübergehend feſſeln. Während meines erſten Aufenthalts in Italien hat es mir Freude verurſacht, aufkommenden Talenten fortzuhelfen, die Neigung dazu iſt nicht in mir erſtorben, ich möchte in ähnlicher Weiſe fortfahren und auf Ihren Rath dabei hoffen dürfen. Um ein eben ſo gerechtes als nützliches Ehrgefühl nicht zu verletzen, laſſe ich nur durch Beſtellungen Unterſtützung angedeihen, das Fordern überlaſſe ich dem Maler, was ich geben will, muß er, nicht zu ſeinem Schaden, mir überlaſſen. Vielleicht dürfte ich auf ſolche Weiſe auch dem jungen Manne nützlich ſein können, der freilich Ihr Schützling zu ſein ſcheint.“

Flüchtige Bläſſe überflog des Fürſten Züge, dann

schnell sich sammelnd, entgegnete er auf gehaltene Weise: „Jener junge Mann wird schwerlich im angedeuteten Sinn von Ihrer Güte Gebrauch machen können, denn er steht im Begriff, mein Schwiegersohn zu werden."

Nie im Leben hatte Lord Lindlow ähnliche Erschütterung empfunden, er schwankte, seine Lippen bebten; „mein Gott!" sagte er leise, aber gewaltsam sich bekämpfend, fügte er mit größerer Fassung hinzu: „Und kann das wirklich, wirklich Ihr Ernst sein?" —

Fürst L. war jetzt zu dem Punkt gekommen, wo Erläuterung des Schmerzlichsten Wohlthat ist; der Lord hörte mit aufmerksamer Unruhe ihn an und legte, als Jener geendet, die Hand mit einer so heftigen Bewegung aufs Herz, als fürchte er, dies arme Herz werde seinem Schmerze erliegen. „Wie aber durften Sie, theurer Fürst," äußerte er nach einer Weile, „jene Beide, so jung, so unerfahren, solcher Einsamkeit überlassen. Nur auf diese Weise konnte Alles sich so begeben."

Der Fürst richtete sich stolzer empor: „Darin liegt allerdings ein begründeter Vorwurf, ich gestehe, daß es mir nie in den Sinn kam, eine Fürstin L. werde mit ihrer Neigung so weit sich herablassen. Wir mögen lange lernen, Lord Lindlow, das menschliche Herz studirt Keiner aus! Der eigentlich Schuldige sind gleichwohl Sie. In Baden gelang es Ihnen, das weiche, schuldlose Herz zum ersten Liebesgefühl zu erwecken; Wera ist länger Kind geblieben, wie wohl Andere in gleicher Lage, die große Lebendigkeit meiner Gemahlin, ich darf," fügte er mit leiser Ironie hinzu, „wohl sagen, ihre jugendliche Lebendigkeit, ihre ganze anmuthige Erscheinung, machten andere Elemente der Jugend

und Schönheit in unſerm Kreiſe entbehrlich, daher konnte Wera Sie lieben, ohne noch zu wiſſen, was Leidenſchaft ſei. Sie fühlten das Alles und gegen meine Erwartung, riß Ihr welterfahrener Sinn ſich los. Was begehrten Sie denn mehr? Meine Tochter, jung, blühend, mit einem ſo durchſichtigen Gemüth, daß ſelbſt jeder Fehl darin lesbar war — Sie fanden Alles vereint, ein Herz, Jugend, Rang und Reichthum, was begehrten Sie denn mehr?" —

„Mit dem Erwachen des ſüßeſten Gefühls, welches ein Menſchenherz zu beleben vermag, fühlte Wera ſich einſam in einer Welt, welche ihrem Sinn niemals ganz zuſagen wird. Ich wollte durch Talente ſie zerſtreuen und ſo fiel meine Wahl auf Herrn Wesly, deſſen ernſte Beſcheidenheit ihm den Vorzug erwarb. Seine Einfachheit, ſeine herzliche Güte, müſſen ihm das Herz gewonnen haben, welches, einmal aufgeregt und nach einer innigen Neigung ſich ſehnend, in dieſem Gefühl jedes Störende überſah. Er ging auf meine Bitte, auf meinen Wunſch kehrte er zurück. — Ich konnte gelaſſen den tödtenden Gram des einzigen Herzens nicht anſehen." — Des Fürſten Stimme bebte, er ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann gefaßt: „des einzigen Herzens, welches mich liebt, wie ich zu lieben verſtehe. O Lindlow, ſind wir denn glücklich! bin ich es wenigſtens? Wohl bin ich geachtet und reich, aber mein Herz — immer, immer, ſelbſt in ſpäteren Jahren, wenn man daran kaum mehr denkt, kommen doch Momente, wo man unabweisbar fühlt, daß es eine Liebe im Leben giebt, welche daſſelbe, wenigſtens einmal, auf beglückende Weiſe erhellt haben muß, wenn man nicht für immer ſich verarmt fühlen ſoll. Theurer Freund, bedenken Sie das wohl, bleiben Sie nicht einſam

im Getreibe der Welt, aber theilen Sie Herz und Glück nur aus wahrer Neigung." —

Lord Lindlow blickte erschüttert auf den ältern Freund: „Und den Rath geben Sie mir, der Sie nur zu gut wissen, daß für mich Alles vorbei ist? Ueberall habe ich Wera's gedacht, ihr Bild zog mich hierher zurück, und nun! — Sie liebte mich, ja ich habe es gewußt, empfunden, und so darf ich vielleicht der Hoffnung Raum geben, sie liebe mich noch." —

Mit aller Beredsamkeit der Leidenschaft und eines durchgebildeten Verstandes, flehte der junge Mann den Fürsten an, das ganze Lebensglück seiner Tochter keiner falschen Großmuth aufzuopfern; ihm zu gestatten, alle Vortheile geltend machen zu dürfen, welche für ihn und seine Sache sprechen könnten. „Welche Heirath!" rief er lebhaft, „die Prinzessin L. die Frau eines jungen, ungebildeten Mannes, welcher vielleicht, muthmaßlich sogar, jeden Anflug des Zorns oder der Mißlaune dem lieblichsten, zartesten Wesen der Erde auf rohe Weise fühlbar machen wird. Welche Heirath, wo nicht einmal, von Seiten des Mannes, eine sorgfältige Erziehung vor Rohheit bewahrt!"

Der Fürst lächelte spöttisch: „Sie sind glücklicher als ich, Lord Lindlow, wenn Sie im Leben nur auf Weltleute stießen, welche auch im häuslichen Kreise jene Feinheit nicht bei Seite setzten. Die wahre Höflichkeit ist, mehr als man denkt, Sache des Herzens."

Durch diese Bemerkung wenig gestört, fuhr Jener fort, mit überströmender Beredsamkeit die Angelegenheit seines Herzens zu führen, jene Verbindung erschien ihm als etwas so gründlich Verkehrtes, daß er kein Gesetz der Ehre zu

verletzen wähnte, indem er dieſelbe, wenn auch zum eignen Vortheil zu ſtören ſuchte. — Der Gedanke, ſich übereilt zu haben, hatte den Fürſten bereits oft beſchäftigt, dieſe Heirath war ein Opfer, welches er zu tragen, nicht aber im Herzen mit demſelben ſich zu verſöhnen wußte; daher, gegen die beſſere Ueberzeugung ſeines Gewiſſens, hörte er dem jungen Freunde erſt mit Zurückhaltung und Mißbilligung, allmälig aber nicht ganz ohne innere Befriedigung zu. — Den ſtürmiſchen Bitten deſſelben eine Unterredung mit Wera zuſagend, erhielt der Fürſt dagegen das Verſprechen, bis dahin jede Uebereilung meiden zu wollen. —

Durch die Reiſe in den Orient fühlte Lord Lindlow auf manche Weiſe ſich umgewandelt; die Gemahlin des engliſchen Botſchafters gehörte ſeiner Familie an und dieſe ausgezeichnete Frau zog ihn mit ſichtlicher Vorliebe in den Kreis ihres Wirkens und Denkens. Bald lag ſeine ganze Lebensgeſchichte vor ihren ſcharfſinnigen Blicken, und des Uebergewichts ſiegreicher Anmuth ſich wohl bewußt, erfuhr er zuerſt aus ihrem Munde die Wahrheit in ihrer ungeſchmückteſten Hülle. Seine Verkehrtheit ihm nicht verhehlend, und hoch den Uebermuth ihm anrechnend, welcher ihm das beſte Lebensglück mit Ueberdruß hinnehmen ließ, tröſtete und ermuthigte ſie auf andere Weiſe, indem ſie auf eine noch unverlorene, nicht verſchleuderte Zukunft ihn hinwies. — „Haben Sie doch Mitleid mit ſich," ſagte ſie ihm oft am Schluß ihrer kleinen Reden, „ſonſt wird am Ende Niemand welches mit Ihnen haben, wenn Ihre Lebensblüthe zu Ende geht." Lord Lindlow fühlte die Wahrheit des Geſagten, ſein Wille richtete an dem friſchen Lebensmuth dieſer liebenswürdigen Frau ſich empor; er empfand nicht allein, was ſie

sagte, sondern errieth auch, was sie dachte; kein ausgesprochener, aber ein im Herzen ihm gegebener Rath führte ihn zu Wera hin. Recht und Wahrheit sind allmächtige Wortführer, wer auf ihren Bahnen sich erst befindet, den führen sie weiter und weiter zum besten Ziele. —

Lord Lindlow besaß viel natürlichen Edelmuth, seine Denkweise war im Ganzen einfach großmüthig, aber er war Aristokrat im vollen Sinne des Worts, und deshalb mag es nicht befremden, daß er so geringes Bedenken zeigte, des armen Wesly's Glück zu untergraben. In seinen Augen lag indessen in jener Verbindung auch für diesen kein Heil, denn indem er sich dem lieblichsten, aber auch verwöhntesten und zartesten Wesen verband, überschritt er den Zauberkreis, über welchen hinaus es keine Ruhe und keine Heiterkeit mehr giebt. In dieser Betrachtung lag viel Wahres, aber sie hätte verdient, aus einem reineren Quell zu fließen.

Fürst L. pflegte mitunter in früher Morgenstunde mit seiner Tochter den schönen Hafen zu beschiffen, und zwei Tage nach der verbemerkten Unterredung, welche in Unruhe und Spannung verflossen waren, wurde eine ähnliche Fahrt von ihm vorgeschlagen. Im Begriff, ihr kleines Fahrzeug zu besteigen, trafen Beide zu ihrem scheinbaren und wirklichen Erstaunen, am Ufer mit Lord Lindlow zusammen. Halb scherzend erfolgte eine Einladung des Fürsten, die mit Bereitwilligkeit angenommen, Jenen bald an Wera's Seite versetzte, welche ihn nicht ohne Schüchternheit, jedoch freundlich begrüßte.

Vornehme pflegen mitunter um das Tagewerk der niedern Klassen, um deren Mühseligkeit und Gewinn, mit einem Eifer sich zu kümmern, als wären sie entschieden,

allereheſtens eine gleiche Lebensweiſe zu beginnen. So ſchien Fürſt L. an jenem Tage ähnlichen, unverſiegbaren Antheil zu nehmen, wenigſtens ließen ſeine lebhaften Fragen, ſeine Unterhaltung mit den Schiffern dem jungen Freunde die unverkümmerte Gelegenheit, ſeine Worte bei der Prinzeſſin anzubringen.

Eine ſo willkommene Veranlaſſung beengte demunerachtet Lord Lindlow's Herz; zum erſtenmal ſeit jener bittern und erſten Erfahrung ſeines jugendlichen Lebens fühlte er, was es heißt, auf eigne Veranlaſſung die Entſcheidung ſeines Geſchicks herbeizuführen. Sein tief bewegtes Gemüth war nur darauf bedacht, rühren zu wollen, jede Klugheit lag ihm fern, erſt dann, wenn er hoffen durfte, geliebt zu ſein, erſt dann wollte er verſuchen, davon zu überzeugen, daß Unrecht kein Unrecht ſei. — Und wenn er ſich nun ſagen mußte, daß er ſelber in eine ſolche Lage ſich verſetzt, daß ihm früher mit Entzücken zugeſagt wäre, warum er jetzt, gegen die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens, zu bitten geſonnen war, ſo konnte, neben ſo manchen ſeltſamen Gefühlen, dies nicht als das unwichtigſte ſich geltend machen.

Wie jene Aufgabe von ihm gelöſt wurde, er wußte es ſelber kaum, aber Wera's tiefes Erröthen, ihr ängſtliches Hinblicken zum Vater verriethen das Ausſprechen einer Bewerbung, welche, unter dieſen Umſtänden, nur Schmerz zu erregen vermochte. Lord Lindlow's inneres Gefühl ſteigerte ſich bei der äußeren Darlegung deſſelben, Thränen benetzten ſein Auge; zum erſtenmal vernahm Wera die Sprache wahrer, glühender Leidenſchaft, und aus dem Munde, welcher ſie ehemals mit der einfachſten Aeußerung der Billigung hoch beglückt hatte. Betäubt, verwirrt, blickte ſie in die Kryſtall-

tiefe des schönsten Meeres hinab, schlug sie den Blick, wie Hülfe suchend, nach Oben, überall Licht und Klarheit, nur in ihrem Herzen Nacht und Verwirrung.

Auf des Fürsten Befehl legten die Schiffer an einer Uferstelle bei, wo ein Diener desselben unter schönen Bäumen das Frühstück bereitete. Entzückend war die Aussicht, deren man von dort genoß, halb träumerisch blickte Wera umher und ihr zur Seite befand sich der Mann, den sie mit ihrem jugendlichen, ahnungslosen Herzen geliebt, ihr gegenüber ihr Vater, welcher lächelnd auf jenen blickte, mit fast väterlicher Vorliebe ihn zu betrachten schien. Einen günstigen Augenblick erspähend flüsterte Lord Lindlow dem Fürsten zu: „Ich bin abgewiesen, aber — ich kann nur hinzufügen, sprechen Sie jetzt zu gelegener Zeit für mich, beruhigen Sie dies liebe, zweifelmüthige Herz."

Während der Rückfahrt sprach nur der Fürst viel und lebhaft, Lord Lindlow schwieg fast gänzlich und aus Wera's Brust schien jeder Laut sich mit Anstrengung hervorzuringen. So ward der Landungsplatz erreicht, der junge Freund empfahl sich am Ufer und Fürst L., welcher seiner Tochter den Arm gab, fühlte das Beben ihrer zarten Gestalt und ward, mit gleichfalls zitternden Lippen, um eine Unterredung in seinen Gemächern ersucht. „Jetzt?" entgegnete er fragend und sie mit besorgter Zärtlichkeit betrachtend, fügte er hinzu: „Nein, jetzt nicht, aber wenn Du Dich gefaßt, will ich Alles hören, was es auch sei, und auf Alles mit Liebe eingehen." Ihre Hände umklammerten den Arm des Vaters, ihr flehender Blick begegnete seinen Augen. „So komm," sagte er nachgebend und führte in sein Cabinet sie ein. Dort flossen Thränen ohne Zahl, bevor der Fürst erfuhr, was er freilich

wußte. „Und ich mußte ſchweigen," hieß es am Schluß dieſer Mittheilung, „durfte nur mit faſt unverſtändlichen Worten ſeinen Antrag ablehnen, durfte, Ihrem Befehl gemäß, nicht verrathen, daß ich Wesly's Braut bin."

Seiner einfachen Tochter gegenüber verließ den Fürſten diejenige Lebensklugheit, welche er ſonſt, oft ſeiner Neigung entgegen, niemals verleugnete, denn im Verlauf ſeiner liebreichen, Lord Lindlow höchſt günſtigen Antwort, verrieth er im Feuer der Beredſamkeit, daß Jener mit allen Verhältniſſen wohl bekannt ſei. Unausſprechliches Erſtaunen, ein Anflug von Schrecken malte ſich in der Prinzeſſin Antlitz: „Er wußte Alles?" wiederholte ſie fragend, und die Thränen in ihrem Auge erſtarrten. Der Fürſt, den begangenen Mißgriff fühlend und die Beantwortung einer ſo kritiſchen Frage umgehend, ſagte jetzt Alles, was ſein Herz belaſtete, wie er befürchte, aus übergroßer Zärtlichkeit und Sorge eine Uebereilung begangen zu haben, und Wesly ſelber einſehen müſſe, wie wenig er in einen Familienkreis paſſe, welcher nur nothgedrungen ihn aufgenommen. „Nimmer," fügte er hinzu, „werde ich, nachdem was geſchehen, ihn jemals verlaſſen, und willigt er ein, ſeine jetzige Stellung aufzugeben, werde ich mit Leichtigkeit ein wohl begründetes, anſprechendes Loos ihm ſchaffen können."

Schweigend hörte Wera dieſem Vortrage zu und ihre ernſte Miene ließ den Fürſten in Zweifel, ob dieſer Ernſt Mißbilligung oder Ueberlegen ausdrücke. Bevor dieſe Ungewißheit gehoben werden konnte, trat ſeine Gemahlin, gegen ihre Gewohnheit, zu dieſer Stunde und unangemeldet bei ihm ein, und mit ihren klugen Augen Vater und Tochter flüchtig ſtreifend, begann ſie ein liebenswürdiges Geſpräch,

wie es ihr eigen war, die Aufregung jener Beiden mit keiner Sylbe berührend. Wera empfahl sich bald und nachdem sie gegangen, hatte der Fürst ganz andere tief ehrgeizige Pläne zu vernehmen, in welche jener junge römische Prinz sich verflochten befand. Die kalte Verwunderung, mit welcher er seine Gemahlin anhörte, würde ihm zu größter Ehre gereicht haben, wenn nicht auch er Abweichungen zugestanden, welche seinen Wünschen entsprachen, und die kluge Frau, die ihn längst errathen, verließ ihn aufgeklärter und fest entschlossen, ihren Wünschen Erfüllung verschaffen zu wollen.

Der rechtliche Sinn eines unbedeutenden Mannes durchkreuzte die Pläne besonnener Klugheit; als Wera in ihr Gemach zurückkehrte, fand sie dort einen Brief Wesly's, des armen, verrathenen Freundes. Dieser Brief, einfach wie er selber, enthielt die zärtlichste Besorgniß für ihr Glück, Zeit und Verhältnisse hatten über Manches ihn aufgeklärt, und Alles klarer, richtiger durchschauend, bot er seiner jungen Braut an, ihr ihm gegebenes Wort zurück zu nehmen. „Ich trete dann," schrieb er, „in den Kreis wieder ein, den ich bis jetzt nur in der Phantasie überschritten, ich werde wieder was ich war, ein thätiger, strebender Mensch, der sich und seinem Fleiß verdankt, was er begehrt und bedarf. Aermer und reicher kehre ich in einen wohlbekannten Lebenskreis zurück, ärmer, des besten Schatzes beraubt, welcher das Herz zu beglücken vermag, reicher um einen entzückenden Traum, der mich niemals verlassen, überall hin mir folgen wird. O Wera, Du weintest, als ich zuerst von Dir schied, so weine auch jetzt nur Eine Thräne dem armen Freunde, der sich von Dir trennt mit blutendem Herzen, der Dich

für einen Andern frei giebt, aber mit Thränen, die einst in Freudenzähren ſich verwandeln werden, wenn er Dich glücklich weiß. Vergiß mich nicht, gedenke meiner, wie man an ſo Vieles im Leben ſich gern erinnert."

Kummerbelaſtet war Wera in ihr Gemach eingegangen, die verſchiedenartigſten Empfindungen beſtürmten ihr Herz, und zu dem Allen kam Wesly's Brief, den ſie erſchrocken überlas. O armer Freund, Eine Thräne! unzählige hatte ſie für ihn, aber es waren Zähren tiefer Rührung über ſeinen Edelmuth, der Reue über Augenblicke voll Schwankens. Seit der Unterredung mit ihrem Vater war Lord Lindlow's Bild jener Glorie beraubt, welche es ſonſt verklärte. Er wußte Alles und wollte ſie dennoch für ſich gewinnen! Wesly's Rechte, die Heiligkeit eines gegebenen Worts galten ihm nichts? Eine innere Stimme flüſterte ſchmeichelnde Entſchuldigungen ihr zu, ihr grader Sinn verwarf dieſelben. „Betrügen," dachte ſie, „betrügen mit Abſicht! und wen! einen Standesgenoſſen, einen reichen, vornehmen Mann? — Nein, einen tiefer geſtellten, einfachen jungen Mann, der Alles, was er ſchien und war, nur durch ſich ſein konnte, dem weder Rang noch Reichthum zu Hülfe kamen, ſeine Vorzüge geltend zu machen, ſeine Schwächen zu verhüllen. Und dieſer, vom Geſchick ſcheinbar Unbegünſtigte, ging rein aus einer Prüfung hervor, in welcher nicht alle Betheiligten beſtanden."

Bebend las Wera den Brief zu Ende, das Blatt entſank ihren zitternden Händen, er wollte ſie verlaſſen, ſich aufopfern, damit ſie glücklich werde. Schmerzlich hallte das Wort „Verlaſſen" in ihrer Seele wieder, unendliche Angſt ergriff ihr Herz, wenn er ginge, ohne ihre Antwort abzu-

warten, wenn er nimmer, nimmer wiederkehrte! — Erschrocken sich empor raffend, ergriff sie Hut und Shawl, welche noch da lagen, und eilte dann, ohne weiteres Ueberlegen, wie gescheucht, die Treppe hinab. Wesly's Wohnung lag nicht sehr entfernt, sie kannte dieselbe auch im Innern, er hatte sie ihr oft beschrieben, und so begann sie mit schnellen, bebenden Schritten ihre Wanderung. Kaum über den Bereich der nächsten Paläste hinaus, stutzte sie vor dem Laut einer wohlbekannten Stimme, Lord Lindlow stand vor ihr. „Darf ich," sagte er höflich, „mich zum Führer anbieten?" — In dem Ton seiner Stimme lag, wie im Blick, tiefe Verwunderung. Wera schwieg, aber ihr Zittern nahm zu. „Darf ich nicht?" wiederholte der Lord, „wohin begehren Sie?" —

Alle Gegenstände verwirrten sich vor Wera's Augen, ihre Besinnung drohte sie zu verlassen. „Zu ihm, zu Wesly," hauchte sie kaum hörbar. Lord Lindlow schwieg einen Augenblick in tiefer Betroffenheit, „dahin wollen Sie gewiß nicht," sagte er sanft, „haben Sie einen Auftrag, dann befehlen Sie über mich, auf meine Ehre, ich werde Alles treulich ausrichten." Wera schwieg, nur ihre Thränen antworteten. „Lassen Sie sich von mir nach Hause führen," fügte er bittend hinzu, „hernach findet sich schon Alles."

Willenlos folgte sie und Lord Lindlow ging so sorglich mit ihr weiter, als führe er ein krankes, schwaches Kind; im Salon angelangt, durchschritt er denselben und sie in ihr Arbeitszimmer und dort zu einem Divan leitend, blieb er zögernd vor demselben stehen. „Kann ich," sagte er nach einer Pause, „Ihnen jetzt noch nützlich sein? Befehlen Sie,"

ſetzte er nicht ohne leiſen Anflug von Bitterkeit hinzu, „daß ich Herrn Wesly benachrichtige, daß Sie eine Unterredung mit ihm wünſchen?“ — Die Prinzeſſin ſchlug die Augen mit einem zuſtimmenden bittenden Ausdruck zu ihm empor, dieſer Blick drang bis tief in ſein Herz. „So ſind Sie denn entſchloſſen,“ ſagte er nach einer Weile, „und ich gelte Ihnen nichts mehr, entſchloſſen, eine Verbindung einzugehen, welche in jeder Hinſicht unpaſſend, Reue und Kummer über Sie bringen wird. Wera, verdiene ich ſo behandelt zu werden, verdient mein Antrag nicht wenigſtens das Bedenken einiger Tage? Würden Sie ſo eilen, wenn Sie Ihres Herzens gewiß wären? — Und wenn Ihr Herz ſich von der leidenſchaftlichen Zuneigung des meinigen nicht loszuſagen vermochte, welche Gabe bieten Sie dann demjenigen, an den Sie nur aus Pflichtgefühl ſich ketten. O über die Sophismen dieſer Welt! — indem Sie der Treue und Wahrheit unſer beider Lebensglück zum Opfer bringen, betrügen Sie eben Denjenigen, dem ſo viel geopfert wird! Sein Sie treu und wahr, aber auf eine richtige Weiſe, ſagen Sie Herrn Wesly, daß Sie — daß Sie mich lieben — und hat er dann den Muth noch, Ihre Hand zu faſſen — oder hätte ich mich getäuſcht, oder ſpricht in Ihrem Herzen keine Stimme für mich? Nur die eine, eine Frage beantworten Sie mir mit aller Aufrichtigkeit Ihres ungekünſtelten Gemüths. Wera, bin ich ganz vergeſſen, gelte ich Ihnen gar Nichts mehr? Oder lebt in Ihrem Herzen noch die Erinnerung an jene Tage voll ſeligen Friedens, wo wir zuerſt uns fanden, gewiß, ich darf ſagen, uns liebten. Nimmer, nimmer habe ich jene Stunden vergeſſen! Und Sie, Wera, und Sie? —“

Das Marmorantlitz der Prinzessin erschien dem Lord in diesem Augenblick fast geisterhaft, sie richtete ihre zarte Gestalt zu deren ganzer Höhe empor, und eine Hand gegen ihn ausstreckend, sagte sie fest: „Ich liebe Sie nicht mehr, Lord Lindlow." — Er stand einen Augenblick regungslos, bleich wie der Tod, dann, sich tief verbeugend, verließ er das Gemach. Nach einer Stunde öffnete sich die Thür desselben, Wesly trat, von dem Lord geleitet ein, und dieser schloß, sich zurückziehend, dieselbe langsam genug, um noch zu sehen, daß Wera Jenem entgegen eilte und an seine Brust sank. —

Der Abend desselben Tages fand den Fürsten in sehr ernster Unterredung mit Lord Lindlow. „Wie die Sachen einmal stehen," sagte dieser, „kann ich nur zu rascher Beendigung rathen. Das Adelsdiplom des jungen Mannes ist in Ihren Händen, so lassen Sie den Segen der Kirche über die Verlobten sprechen und diese dann sogleich eine Reise antreten. Gestatten Sie ihnen, sich wenigstens während eines Jahres in der Welt umzusehen; Wesly wird unbeobachtet auf solche Weise sich am leichtesten an Verhältnisse gewöhnen, welche ihm fremd sind, eine Bildung sich aneignen, die ihm mangelt. Die Liebe," fügte er mit schmerzlichem Beben der Stimme hinzu, „ist eine gute Lehrmeisterin."

Der Fürst stützte das Haupt sorgenvoll auf: „Sie haben nicht Unrecht — aber ich habe eigentlich nie daran gedacht, mich von ihr trennen zu wollen — wie, sie ihm allein anvertrauen, in so weiter Ferne?" — Lord Lindlow seufzte: „Die Lebensreise ist ernster und länger, theurer

Fürſt, und zu ſolchem Vertrauen hat der Muth Ihnen nicht gefehlt."

Lange wurde jene unerfreuliche Unterredung auf ernſte Weiſe fortgeſetzt, diejenige dagegen, welche dazu diente, Wera mit ihrem Verlobten zu verſtändigen, war rührend und befriedigender Art. Zum erſtenmal zeigte ſie ihm ohne Rückhalt die innige, weiche Zärtlichkeit ihres Herzens, zum erſtenmal ſtand er, dadurch gehoben und über alle beengende Verhältniſſe hinweg geführt, ihr gegenüber, ein liebender Menſch voll Seligkeit. — Flüſternd vertraute ſie ſeiner verſchwiegenen Bruſt alle Regungen ihrer unſchuldigen Seele, dies Vertrauen ſchmerzte und beglückte ihn zugleich. Alſo ſie hatte einen Andern geliebt — geliebt, bevor ſie ihn ſah, und jetzt, wo ſie dieſen Glücklichen wieder gefunden, beharrte ſie dennoch feſt dabei, ihr ihm gegebenes Wort zu halten. Seine Zweifel wurden durch herzliche Reden, ſeine Einwürfe durch Liebkoſungen beſeitigt und er gab dem lieblichſten Zauber in ſeliger Trunkenheit ſich hin. Die Ueberzeugung, geliebt zu ſein, läßt einen Thoren gewöhnlich noch thörichter erſcheinen, indeſſen bei einem edlen Mann alle Seelenkräfte dadurch auf wundervolle Weiſe ſich ſteigern und entfalten, es ſind die Schmetterlingsflügel, welche mitunter aus unſcheinbarer Hülle hervorbrechen. So erging es Wesly, bis dahin hatte er das ihm gewordene Loos wohl als ein erſehntes, doch aber auch als ein ſeltſam herbei geführtes, unſicheres betrachtet, jetzt erſt erſchien es ihm als eine Gabe des Himmels, und in dem Maße, als er dies empfand, fühlte er ſich gehoben und getragen, ein anderer Menſch, ein Glücklicher.

Drei Tage nach jener Unterredung empfing der Frei-

herr v. L. am Altar die Hand der Prinzessin von L., der Name des Fürsten war auf den Schwiegersohn übertragen. Ein wunderbares Gefühl ergriff Alle, als die junge Fürstin mit ihrem schwebenden Gange das Gemach betrat, wo die heilige Ceremonie ihrer harrte; nie war vielleicht die natürliche Blässe ihres Antlitzes, die dunkle Färbung des Haars und der Augen so auffallend hervorgetreten, sie beugte das Haupt fast demüthig gegen die Anwesenden und kein Herz blieb ungerührt, als der Segen gesprochen wurde, welcher über das Heil oder Unheil eines ganzen Lebens entscheidet. Alle Theilnahme war für die Braut, dem armen Bräutigam gönnte Keiner, wenn auch aus abweichenden Gründen, sein Glück, nur der Fürst und Lord Lindlow hatten im Innern ein menschlich wohlwollendes Theilnehmen auch für diesen, dessen ernste, ruhige Haltung ihn in diesem Kreise unverlegen und der vollen Wichtigkeit des Augenblicks wohl bewußt erscheinen ließ. — Die Fürstin weinte mütterliche, doch auch ächt weibliche Zähren, Thränen der innigen Liebe und doch auch wieder diejenigen gekränkter Eitelkeit, gedemüthigten Stolzes.

Bald nach vollzogener Trauung erfolgte die Trennung, der Abschied von den Eltern, in deren innern Gemächern; derjenige von der Gesellschaft war kaum mehr, als ein flüchtiger Gruß zu nennen. Lord Lindlow geleitete Wera an den Reisewagen, beide schwiegen, im letzten, dazu noch übrigen Augenblick, sagte er mit tiefster Ueberwindung, aber auf herzliche Weise: „Ich wünsche Ihnen Glück, gewiß, ich wünsche Ihnen Glück.“ Eine zitternde Hand sank in die seinige, kein Wort kam über ihre Lippen und er würde Alles darum gegeben haben, noch einen Laut jener süßen

Stimme zu hören, auf welche ſein Herz nie mit Gleichgültigkeit gehorcht hatte. — Der leiſe Druck ſeiner Hand fand faſt unmerkliche Erwiederung, dann ſah er ſie in den Wagen ſteigen und als dieſer fortrollte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. „Sie liebte mich dennoch!“ — ſagte er leiſe.

„Auf meine Ehre, Lindlow, ich glaube, Sie weinen!“ bemerkte Mr. Weſter, welcher auf der Treppe ſtehen geblieben.

Jener zwang ſich zu lächeln: „Finden Sie das ſo unbegreiflich?“ —

„Ja, ich weiß doch nicht — Sie wiſſen, daß ich ſehr gefühlvoll bin, im vollen Anzuge aber, in Geſellſchaft vielmehr, begegnet es mir niemals zu weinen.“

„Sie haben Recht, wie faſt immer; hüten Sie ſich vor allen Thränen, mein Freund, denn es giebt deren, die ſehr bitter ſind. Eine Thräne könnte Sie Jahre Ihres Lebens koſten.“

Lord Lindlow und Mr. Weſter kehrten nach England zurück, der Schweſter des Letztern, welche nur das angenehme Aeußere, das urſprünglich gute Herz des Bruders, nicht ſeine Thorheit beſaß, war es ſpäter beſchieden, Lord Lindlow das anmuthige Glück einer friedlichen, einfachen Häuslichkeit zu bereiten. Er liebte ſeine Frau, wie man eine herzliche Freundin liebt, mit Treue und Anerkennung, jene poetiſche Flamme aber, welche einſt ſein Herz erwärmte, war gleich einem glänzenden Meteor, nach kurzer Dauer in ewige Nacht zurück geſunken. Er ſeufzte, ſo oft er jener Zeit gedachte: „So liebt man nur Einmal,“ ſagte er leiſe, „es wäre entſetzlich, wenn man zweimal ſo lieben könnte. Eine ſolche Qual iſt für ein ganzes Daſein ausreichend.“

Das junge Paar reiste langsam weiter, durch Tirol nach Deutschland hin; was Lord Lindlow vorher gesagt, ging in Erfüllung, sich unbeobachtet fühlend, vom Druck lastender Verhältnisse befreit, im Besitz überflüssiger Hülfsquellen, nahm Wesly bald etwas von jener vornehmen Eleganz äußerer Formen an, welche, seiner liebenswürdigen Gemahlin zur Seite, wünschenswerth erscheinen mußte. Jede Merkwürdigkeit wurde von ihnen betrachtet, jede Bildersammlung mit Eifer aufgesucht und hin und wieder erstaunte man über das gediegene Urtheil des jungen Freiherrn, über sein tiefes Eindringen in alle Verhältnisse der Kunst. Als dies zum erstenmal geschah, flog ein Lächeln über seine Lippen, seine Wange röthete sich: „Ich bin ein Maler," sagte er heiter, kaum jedoch war diese Aeußerung über seine Lippen, als er auch fragend, fast betroffen, auf Wera blickte; ihr unbefangener Blick begegnete seinem forschenden Auge, sie neigte das Haupt, wie zustimmend, gegen ihn und dieser Augenblick machte ihn reicher und glücklicher, als er sich je zuvor gefühlt. —

Allgemach näherten sie sich Wesly's Heimath, bald war das Städtchen erreicht, wo der Traum seiner Kindheit an ihm vorüber gerauscht. Längst war das elterliche Haus in fremde Hände übergegangen, aber sehen mußten sie es doch; Handwerker bewohnten dasselbe und gestatteten freundlich den Zutritt. — Das Aeußere desselben konnte in jede Idylle passen, ein kleines Häuschen, mit Wein bekleidet, den der frühere Besitzer gepflanzt und gezogen; Wesly legte mit einer Art Pietät die Hand auf die umher schwankenden Zweige, welche die ordnende Sorgfalt zu vermissen schienen,

dann führte er seine Frau in der Eltern Wohnzimmer ein. Ihr Auge schimmerte in Thränen, aber beim Anblick dieses engen, niedrigen, jetzt mehr noch wie früher jeder Zierlichkeit entbehrenden Stübchens, blieb sie dennoch betroffen stehen, ihre Hand faßte ihres Mannes Arm, als wolle sie bei ihm Schutz gegen die Möglichkeit suchen, einen solchen Aufenthalt erwählen zu müssen. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beimischung von Schmerz und Ironie, auch ihm erschien jetzt Manches anders, weniger wünschenswerth; welcher denkende Mensch aber würde mit kaltem Herzen den Schauplatz seiner schuldlosen Kindheit betrachten, der Liebe seiner Eltern ohne Wehmuth sich erinnern. — Wera's Herz leitete sie auf ähnliche Betrachtungen, und als sie mit einander das ärmliche Fleckchen Erde besahen, welches dem jetzigen Freiherrn v. L. früher ein großer, hübscher Garten zu sein schien, flüsterte sie mit Herzlichkeit ihm zu: „Ich würde sogar hier glücklich sein können, wenn es Deine Bestimmung wäre, hier wohnen zu müssen." Er drückte ihre Hand, ein schwermüthiges Lächeln schwebte um seine Lippen. „Du siehst," sagte er, „daß die Beschränkung der Verhältnisse eine sehr ernste Sache ist, wer darin aufwächst, sein Leben darin hinbringt, mag leicht glücklicher, schuldloser bleiben als Andere; die Poesie einer solchen Lage besteht in der unberechneten, innigen Herzlichkeit, womit die Theilnehmer derselben sich unter einander lieben und erfreuen, und in der ruhigen Kraft des Glaubens, welche durch kein Weltleben erschüttert wird. Wer aus Wahl und Nothwendigkeit in solche Verhältnisse eingeht, wird immer durch dieselben sich bedrückt fühlen; jede Tugend kann alsdann sich strahlender bewähren, aber es ist jene freie, beglückende Himmelsgabe

nicht, welche ohne Kampf und Streit aus den Umständen hervorgeht." —

Vor Ablauf eines Jahres kehrte das junge Paar, schmerzlich vom Fürsten vermißt, nach Neapel zurück, der Anblick seiner Tochter fiel gleich Sonnenschein in sein Herz, sie war die Blume, welche seinem Hause Glanz und frisches Leben verliehen, nach ihrer Entfernung war nur ein erkünsteltes darin zurück geblieben. — Ein Jahr hatte manches ausgeglichen, die Fürstin widerstand der großen Herzlichkeit ihrer Tochter, der ehrerbietigen Aufmerksamkeit ihres Schwiegersohns nicht, und zeigte sich auf ihre liebenswürdige Weise huldvoll und theilnehmend. Die größten Hindernisse waren ausgeglichen, es kam jetzt nur darauf an, dem jungen Paar eine passende Lage zu begründen. —

Im ersten Augenblick des Alleinseins mit Wera, forschte der Fürst mit besorgter Herzlichkeit, ob sie sich glücklich, wahrhaft glücklich fühle. Sie betheuerte es mit heiterer Unbefangenheit. „Dann bin ich beruhigt" entgegnete er freundlich, „damals fürchtete ich, ein anderes Bild habe zu tiefe Wurzeln in Deiner Seele gefaßt. Jene Verhältnisse waren so seltsam als unerfreulich."

Wera erröthete, ein leichter Schatten flog über ihre Stirn: „Was ich früher empfand, war so ganz anderer Art," sagte sie nachdenklich, „ich glaube, ich könnte nie mehr so fühlen; nimmer aber habe ich bereut, mein Wort gehalten zu haben." —

Nach öfterem und langem Berathen mit seinem Schwiegersohn, brachte Fürst L. das letzte Opfer, er trennte sich von seiner Tochter und gestattete den Ankauf eines Besitzthums in Tirol. Dort siedelten die jungen Leute sich an; ein altes,

verfallenes Schloß ward, im Sinne der ersten Anlage, würdig hergestellt und verschönt, die reiche Gegend bot Stoff in Menge, den schönsten Park zu schaffen, überall fand sich Anregung zur Thätigkeit, zu Glück und Frieden, die mit reinem Herzen aufgefaßt, zum Segen sich gestaltete. — Nachdem alles einigermaßen geordnet, stellte der Fürst zum Besuch sich ein und hieß den Enkel, der ihm entgegen getragen ward, mit Herzlichkeit willkommen; seine Gemahlin, welcher das Reisen nicht zusagte, beschied in einer freundlichen Zuschrift die jungen Leute zu sich hin nach Neapel. —

Während nachfolgender Jahre traf der Fürst oft auf dem anmuthigen Schlosse im schönen Tirol ein; so liebevoll und herzlich er sich in allem gegen seinen Schwiegersohn bezeigte, niemals schenkte er demunerachtet den zahlreichen Gemälden desselben, welche die Wände schmückten, die geringste Aufmerksamkeit. Es schien, als ob jene Bilder Erinnerungen weckten, denen er sich zu entziehen gesonnen war. Einst, als er nach Jahren wiederkehrte, von seiner blühenden Tochter, von einer fröhlichen Kinderschaar empfangen, sprang der älteste Knabe jubelnd an ihm empor: „Großpapa, Großpapa, nun mußt Du mit mir kommen, ich will Dir etwas zeigen, Du wirst Dich freuen!"

Lächelnd ließ der Fürst sich führen und blieb erstaunt vor einem großen Bilde stehen, welches ihn selber und jenes Kind darstellte. Die hohe, stattliche Gestalt, der ruhige Ausdruck der untadelhaften Züge sprachen aus jenem Bilde auf wohlthuende Weise ihn an, das Kind spielte dort zu seinen Füßen, und er schien mit mildem Ernst auf dasselbe hin zu blicken.

„Kannst Du Dich wohl kennen, Großpapa? — Das

bist Du, Vater hat es gesagt. Kannst Du mich auch wohl sehen? Aber Du bist viel, viel größer als ich!"

Jener küßte den kleinen Schwätzer: „Allerdings, das bin ich, lieber Sohn, aber mir scheint, Dein Vater hat Dich etwas zu groß dargestellt, so groß bist Du gewiß nicht!" Dann, über den Eifer des Knaben lachend, fügte er freundlich hinzu: „Das ist ein sehr schönes Bild! wir wollen doch aber Ihre andern Bilder auch betrachten, lieber L. Es ist etwas Schönes um die Kunst, und auch darum," fügte er lächelnd und seine Tochter umfassend hinzu, „auch darum, daß gewisse verwöhnte Personen in allen Dingen ihren Willen bekommen."

III.

Puschkin's letzte Stunden.

Von

Basil Shukowski*).

Rußland hat Puschkin in dem Augenblick verloren, als sein Geist, gereift durch die Erfahrungen des Lebens, durch Nachdenken und Studien, sich rüstete, in seiner ganzen Kraft aufzutreten. Ein bleibender, durch nichts zu ersetzender Verlust! Was würde er geleistet haben, hätte ihn nicht das Schicksal so plötzlich seiner schönen, kaum angetretenen Laufbahn entrückt! Unter seinen hinterlassenen Papieren fand sich viel Angefangenes, sehr wenig Vollendetes vor. Mit frommer Liebe gegen sein Andenken werden wir Alles aufbewahren, was sich von diesem kostbaren Nachlaß aufbewahren

*) Der tragische Fall des Dichters Puschkin im Duell mit seinem Schwager wird den Lesern noch aus den Zeitungen des Winters 1837 erinnerlich sein, und wird hier in seinen Umständen als bekannt vorausgesetzt. Shukowski, der Erzieher des russischen Thronfolgers, ist uns im Geleite dieses Prinzen vorigen Sommer in Deutschland auch persönlich bekannt geworden. Die literarischen Persönlichkeiten und Verdienste beider russischer Dichter sind näher dargestellt in den „literarischen Bildern aus Rußland, herausgegeben von H. Koenig. Stuttgart, Cotta, 1837." —

läßt, und werden es zu ſeiner Zeit herausgeben. Wir theilen hier den Leſern einen Bericht über die letzten Stunden ſeines Lebens mit. Er iſt einfach und ausführlich, und bildet einen Brief an den unglücklichen Vater Puſchkin's.

Brief an S. L. Puſchkin.

Den 15. Februar 1837.

Ich hatte nicht den Muth, an Dich, mein armer Sergei Lwowitſch, zu ſchreiben. Was konnte ich Dir ſagen, von unſerm gemeinſchaftlichen Unglück ſelbſt tief gebeugt, das wie ein Bergſturz auf uns gefallen iſt und Alles verſchüttet hat! Unſer Puſchkin iſt nicht mehr! Es iſt leider wahr, ſo unglaublich es auch ſcheint. Der Gedanke, daß er nicht mehr da iſt, will ſich nicht in die Reihe gewöhnlicher, lichter, täglicher Gedanken fügen; wir können uns noch nicht abgewöhnen, ihn fortwährend aufzuſuchen; es iſt uns noch ſo natürlich, eine Zuſammenkunft mit ihm zu beſtimmter Stunde zu erwarten; ſeine Stimme tönt noch gleichſam in unſere Geſpräche herein; es iſt uns, als wenn wir ſein kindlich heiteres Lachen noch da hörten, wo er täglich zu ſein pflegte. Nichts hat ſich verändert; es iſt ſonſt kein Zeichen da von dem traurigen Verluſt; Alles geht ſeinen gewöhnlichen Gang, Alles iſt an ſeiner Stelle; nur er iſt dahin, auf immer, auf eine unbegreifliche Weiſe dahin! In Einem Augenblick ging ein kräftiges Leben voll Geiſtes, voll heiterer Hoffnungen zu Grunde. Ich rede nicht von Dir, armer, hinfälliger Vater, ich rede nicht von uns, ſeinen trauernden Freunden: Rußland hat ſeinen Lieblingsdichter,

seinen nationalen Dichter verloren. Er ging für Rußland in dem Augenblick verloren, wo er seine vollendete Reife gewonnen, wo er den Scheidepunkt erreicht hatte, auf welchem der Geist von der brausenden, zuweilen regellosen Jugendkraft Abschied nimmt und, von dem Genius getrieben, sich der reifern, schöpferischen Kraft des reifen Mannesalters hingiebt, die, eben so frisch wie jene, vielleicht nicht so schwunghaft ist, aber desto mehr schafft. Bei welchem Russen ist nicht durch seinen Tod etwas Verwandtes vom Herzen weggerissen? Der Ruhm der gegenwärtigen Regierung hat in ihm seinen Sänger verloren. Er gehörte ihm, wie Derschawin dem Ruhme Katharina's und Karamsin dem Alexander's.

Du hast die Stunden des ersten Schmerzes überstanden; jetzt bist Du fähig, mich zu hören und zu weinen. Ich will Dir die letzten Stunden Deines Sohnes beschreiben, was ich selbst sah, was mir andere Augenzeugen erzählt haben. —

Am Mittwoch, den 27. Januar, um zehn Uhr Abends, fuhr ich zu dem Fürsten Wäsemski*). Man sagte mir, er und die Fürstin seien bei Puschkin's. Walujef**) aber, bei dem ich vorfuhr, kommt mir mit den Worten entgegen: „Haben Sie das Billet der Fürstin erhalten? Man hat schon lange nach Ihnen geschickt; fahren Sie zu Puschkin; er ist im Sterben." — Betäubt von dieser Nachricht eile ich die Treppe hinab. Ich komme zu Puschkin. In seinem Vorzimmer, vor dem Eingang zu seinem Kabinet, finde ich die Doktoren Arendt und Spaßki, die Fürsten Wäsemski und

*) Bekannter russischer Dichter.

**) Schwiegersohn des Fürsten Wäsemski.

Meſtſcherski. Auf meine Frage, wie es mit ihm ſtehe, antwortet mir Arendt: „Sehr ſchlecht; er kann unmöglich am Leben bleiben.“ — Von dem Vorgefallenen erzählte man mir Folgendes:

Um ſechs Uhr Nachmittags wurde Puſchkin in dieſem entſetzlichen Zuſtande von dem Oberſtlieutenant Danſas*), ſeinem Freunde, aus dem Lyceum her, nach Haus gebracht. Der Kammerdiener hob ihn aus dem Wagen und trug ihn die Treppe hinauf. „Wird es Dir ſchwer, mich zu tragen?“ fragte ihn Puſchkin. Man trug ihn ins Kabinet; er ließ ſich reine Wäſche geben, zog ſich aus und legte ſich auf den Divan. Gerade als man ihn hinlegte, wollte ſeine Frau, die von gar nichts wußte, herein treten, aber er rief ihr mit lauter Stimme zu: N'entrez pas, il y a du monde chez moi.“ Er fürchtete, ſie zu erſchrecken. Sie kam erſt dann herein, als er ſchon zu Bette lag. Man ſchickte nach Aerzten. Arendt fand man nicht; Scholz und Sadler kamen. Puſchkin bat Alle, ihn mit dieſen allein zu laſſen. Danſas und Pletnef**) waren eben bei ihm. „Es ſteht ſchlimm um mich,“ ſagte er, indem er Scholz die Hand reichte. Man unterſuchte ſeine Wunde und Sadler eilte, die nöthigen Inſtrumente zu holen. Mit Scholz allein, fragte Puſchkin: „Was halten Sie von meinem Zuſtande? Sagen Sie es mir aufrichtig!“ —

„Ich darf es nicht verhehlen, Sie ſind in Gefahr.“ —

„Sagen Sie lieber, daß ich ſterben werde.“ —

---

*) Puſchkin's Sekundant in dem verhängnißvollen Duell.

**) Profeſſor an der Univerſität zu Petersburg, ein Freund Puſchkin's. Derſelbe hat jetzt die Fortſetzung der Zeitſchrift Puſchkin's: „Der Zeitgenoſſe“ übernommen.

„Es iſt meine Pflicht, auch dieſes Ihnen nicht zu verhehlen. Aber wir müſſen die Meinung Arendt's und Salomon's hören, nach denen geſchickt worden iſt.“ —

„Je vous remercie! Vous avez agi en honnête homme envers moi,“ ſagte Puſchkin, fuhr mit der Hand nach der Stirn, ſchwieg einige Augenblicke, und ſetzte dann hinzu: „Il faut, que j'arrange ma maison.“ —

„Wünſchen Sie nicht Jemanden von den Ihrigen zu ſehen?“ fragte Scholz.

„Lebt wohl, meine Freunde!“ ſagte Puſchkin, indem ſeine Blicke auf ſeine Bibliothek fielen. — Von welchen Freunden er in dem Augenblick Abſchied nahm, von ſeinen lebenden oder von den todten, weiß ich nicht. Bald darauf fragte er: „Sind Sie der Meinung, daß ich keine Stunde mehr leben werde?“ —

„Keineswegs! Allein ich glaubte, es würde Ihnen angenehm ſein, irgend Jemanden von den Ihrigen zu ſehen. Herr Pletnef iſt hier.“

„Gut, aber ich möchte auch Shukowski ſehen. Reichen Sie mir ein Glas Waſſer; mir wird ſchlimm.“ —

Scholz fühlte ihm den Puls; er fand ſeine Hand kalt, den Puls ſchwach und ſchnell. Er ging hinaus, um ihm zu trinken zu holen, und man ſchickte nach mir. Ich war damals nicht zu Hauſe, und weiß nicht, wie es gekommen iſt, daß man mich nicht aufſuchte. Unterdeß kamen Sadler und Salomon. Scholz verließ den Kranken, der ihm freundlich die Hand drückte, aber ohne ein Wort zu ſagen. Bald darauf erſchien auch Arendt. Beim erſten Anblick ſchon überzeugte er ſich, daß hier keine Hoffnung mehr wäre. Man legte ihm kalte Umſchläge mit Eis auf den Unterleib,

und gab ihm ein kühlendes Getränk. Dieſes brachte die erwünſchte Wirkung hervor, der Kranke wurde ruhiger. Ehe Arendt ſchied, ſagte er ihm: „Bitten Sie den Kaiſer, daß er mir vergebe.“ Arendt übertrug ihn beim Scheiden an Spaßki, ſeinen Hausarzt, der die ganze Nacht nicht von ſeinem Bette wich. „Es ſteht ſchlimm um mich,“ ſagte Puſchkin, indem dieſer ſich ihm näherte. Spaßki ſuchte ihn zu beruhigen, aber Puſchkin winkte abweiſend mit der Hand. Von dieſem Augenblicke an, hörte er gewiſſermaßen auf, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und richtete alle ſeine Gedanken nur auf ſeine Frau. „Machen Sie meiner Frau nicht zu viel Hoffnung,“ ſagte er zu Spaßki; „verhehlen Sie ihr nichts von der Sache; ſie kann ſich nicht verſtellen; Sie kennen ſie ja genau. Uebrigens machen Sie mit mir, was Sie wollen; ich bin zu Allem bereit und mit Allem zufrieden.“

Unterdeſſen war ſchon der Fürſt Wäſemski, die Fürſtin, Graf Wielhorski und ich gekommen. Die Fürſtin war bei ſeiner Frau, deren Zuſtand ſich nicht beſchreiben läßt. Wie ein Schatten ſchlich ſie von Zeit zu Zeit nach dem Zimmer hin, wo ihr ſterbender Mann lag. Er konnte ſie nicht ſehen, denn er lag auf dem Divan, mit dem Geſicht von den Fenſtern und der Thür abgewandt; aber jedesmal, wenn ſie herein trat oder nur bei der Thür ſtehen blieb, fühlte er ihre Gegenwart. „Iſt meine Frau hier?“ ſprach er. „Führt ſie hinweg!“ — Er fürchtete, ſie vor ſich zu laſſen, indem er nicht wollte, daß ſie ſeine Leiden, die er mit bewunderns-würdigem Muth ertrug, ſehen ſollte. „Was macht meine Frau?“ fragte er Spaßki einmal. „Die Arme leidet unſchuldig. Die Welt wird ſie zerfleiſchen.“ —

Ueberhaupt ertrug er vom Anfang bis zum Ende seine Leiden mit bewundernswürdiger Festigkeit, außer zwei, drei Stunden lang in der ersten Nacht, wo sie über alles menschliche Maß gingen. — „Ich bin in dreizehn Schlachten gewesen," sagte Dr. Arendt, „ich habe Viele sterben sehen, aber Wenige wie ihn." Auch war es besonders bemerkenswerth, daß er in diesen letzten Stunden seines Lebens gleichsam ein ganz anderer Mensch geworden war. Der Sturm, der vor wenigen Stunden mit unüberwindlicher Heftigkeit in seiner Seele tobte, war verschwunden, ohne auch nur eine Spur zurück zu lassen. Kein Wort, kein Gedanke über das Geschehene! Ein sehr rührender Zug ist aber folgender: Tags zuvor erhielt er eine Einladungskarte zur Beerdigung des jungen Gretsch. Dessen erinnerte er sich inmitten seiner Leiden. „Wenn Sie Gretsch sehen," sagte er zu Spaßki, „so grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich herzlichen Antheil an seinem Verlust nehme." — Man fragte ihn, ob er zu beichten und das Abendmahl zu empfangen wünsche. Er war dazu willig und bereit, und es wurde festgesetzt, daß man den Geistlichen am Morgen kommen lassen wolle. Um Mitternacht kehrte Dr. Arendt zurück. Was der Sterbende von ihm erfuhr, erfreute, beruhigte und erhob seine Seele. Er erfüllte den schon geahneten Wunsch des Kaisers, in welchem sich eine rührende Sorge auch für sein jenseitiges Heil aussprach. Er beichtete und empfing das h. Abendmahl. Bis fünf Uhr des Morgens erlitt sein Zustand keine Veränderung. Dann aber wurde der Schmerz im Unterleibe unerträglich und die Gewalt derselben besiegte die Kraft seiner Seele. Er fing an zu stöhnen, und man schickte wieder nach Arendt. Dieser kam und verordnete ein

Enema; aber es half nicht, ſondern vermehrte nur das Leiden, welches endlich den höchſten Grad erreichte und bis ſieben Uhr Morgens anhielt. Was wäre aus ſeiner armen Frau geworden, wenn ſie während dieſer zwei ewig langen Stunden ſein Stöhnen gehört hätte! Ich bin überzeugt, daß ihre Geiſteskräfte dieſe Folter nicht ausgehalten hätten. Allein ſie lag in vollkommener Erſchöpfung im Gaſtzimmer bei der Thür, die allein ſie von dem Bette ihres Mannes trennte. Bei ſeinem erſten entſetzlichen Geſchrei ſtürzte die Fürſtin Wäſemski, die in demſelben Zimmer war, auf ſie zu, indem ſie üble Folgen befürchtete. Allein ſie lag unbeweglich da, obgleich ſie erſt vor wenigen Augenblicken geſprochen hatte; ein ſchwerer, todtenähnlicher Schlaf hielt ſie umfangen, und dieſer Schlaf, als ſei er ihr eigens vom Himmel geſandt, hörte erſt in derſelben Minute auf, als das letzte Stöhnen hinter der Thür gehört wurde. Aber in dieſen Augenblicken der härteſten Prüfung zeigte ſich, nach den Worten Arendt's und Spaßki's, die Seelenſtärke des Sterbenden in ihrer ganzen Kraft. Im Begriff aufzuſchreien, ſtöhnte er nur, indem er, wie er ſelbſt ſagte, befürchtete, ſeine Frau möchte es hören und erſchrecken. Um ſieben Uhr ließ der Schmerz nach. Es muß bemerkt werden, daß ſein Geiſt während dieſer ganzen Zeit bis zum Ende klar blieb und ſein Gedächtniß nicht litt. Kurz vor dem Anfang des heftigen Schmerzes rief er Spaßki zu ſich, ließ ſich von ihm ein gewiſſes Papier, das er geſchrieben hatte, reichen, und es darauf verbrennen. Dann rief er Danſas und dictirte ihm etwas über einige ſeiner Schulden. Dieſes erſchöpfte ihn aber und ſpäter konnte er ſchon keine Anordnungen mehr treffen. Als am Morgen ſeine unerträglichen

Leiden aufgehört hatten, sagte er zu Spaßki: „Meine Frau! rufen Sie meine Frau!"

Diesen Abschied beschreibe ich auch Dir nicht. Darauf verlangte er nach seinen Kindern. Sie schliefen aber und man brachte sie ihm noch halb schlafend. Er heftete die Blicke schweigend auf jedes von ihnen, legte jedem die Hand aufs Haupt, segnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und winkte mit der Hand, daß man sie entfernen sollte. „Wer ist hier?" fragte er Spaßki und Dansas. Man nannte mich und Wäsemski. „Ruft sie her," sagte er mit schwacher Stimme. Ich nahte mich ihm, ergriff die erstarrende Hand, die er mir entgegen streckte, und küßte sie. Sagen konnte ich ihm nichts. Er winkte mit der Hand und ich trat zurück. Er rief mich aber wieder: „Sage dem Kaiser," sprach er, „es thäte mir leid, sterben zu müssen; ich wäre ganz sein gewesen. Sage ihm, daß ich ihm eine lange, lange Regierung wünsche, und daß Er an Seinem Sohne, an Seinem Rußland viel Freude erleben möge."

Diese Worte sprach er leise, abgebrochen aber deutlich. Darauf nahm er Abschied von Wäsemski. In diesem Augenblick kam der Graf Wielhorski angefahren, trat zu ihm und empfing noch den letzten Händedruck von ihm. Man sah es ihm an, daß er eilte, seine Abrechnung mit dem Irdischen zu Ende zu bringen, und daß er gleichsam dem Tritt des herannahenden Todes horchte. Er fühlte sich selbst den Puls und sprach zu Spaßki: „Der Tod naht!" — Als Turgenjef zu ihm trat, sah er ihn zweimal mit einem ausdrucksvollen Blick an, drückte ihm die Hand, wollte, wie es schien, ihm etwas sagen, winkte aber mit der Hand und flüsterte nur: „Die Karamsin!" Sie war nicht da, man schickte

ungeſäumt nach ihr, und ſie kam bald. Er ſah ſie nur einen Augenblick an. Als Katharina Andrejewna (Frau Karamſin) von ſeinem Bett zurücktrat, rief er ſie und ſprach: „Segnen Sie mich!" Er küßte ihr darauf die Hand. —

Unterdeſſen hatte das Opium, das man ihm gegeben, ihn etwas beruhigt. Auf den Unterleib legte man ihm nun, anſtatt der kalten Umſchläge, erweichende. Das that dem Leidenden wohl und er fing an, die Vorſchriften der Aerzte ohne Widerrede zu erfüllen. Bis dahin hatte er ſich allen ſtörriſch widerſetzt, indem ſeine Qualen ihn aufgeregt hatten, und er zur Endigung derſelben den Tod ſehnlichſt herbei wünſchte. Nun aber wurde er gehorſam wie ein Kind, legte ſich ſelbſt die Kompreſſen auf den Leib und half denen, die um ihn her beſchäftigt waren. Mit einem Worte, es wurde ihm augenſcheinlich leichter. So fand ihn Dr. Dahl*), der um zwei Uhr zu ihm kam. „Es ſteht ſchlimm um mich, mein Lieber," ſagte er ihm mit einem Lächeln. Dahl aber, der in der That mehr Hoffnung als die Andern hatte, antwortete ihm: „Wir hoffen Alle, verzweifle auch Du nicht!" — „Nein," antwortete er, „mit meinem Leben iſt es aus; ich ſterbe und wie es ſcheint, mußte es ſo kommen." Damals war ſein Puls voller und kräftiger; eine allgemeine mäßige Hitze zeigte ſich nun. Ihm wurden Blutegel geſetzt, und der Puls fing an gleicher, ruhiger und leichter zu ſchlagen. „Ich griff," ſagt Dahl, „wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, ſprach mit ſchüchterner Stimme das Wort Hoffnung aus und täuſchte mich und Andere." Da Puſchkin

*) Dahl iſt als ruſſiſcher Schriftſteller unter dem Namen: Kaſak Luganski bekannt.

bemerkte, daß Dahl mehr Zuversicht hatte, ergriff er ihn bei der Hand und fragte: „Hier ist doch Niemand?" — „Nein!" — „Dahl, sage mir die Wahrheit, werde ich bald sterben?" — „Wir haben Hoffnung, Puschkin, in der That wir haben sie." — „Habe Dank," erwiederte er ihm. Aber wie es scheint, schmeichelte er sich nur dieses Eine Mal mit der Hoffnung; weder vor noch nach diesem Augenblick gab er sich ihr hin. Beinahe diese ganze Nacht, auf den 29., saß Dahl an seinem Bette, ich aber, Wäsemski und Wielhorski waren im nächsten Zimmer. Er hielt die ganze Nacht Dahl an der Hand; oft trank er einen Löffel voll Wasser, oder nahm ein Stückchen Eis in den Mund, und immer that er dieses selbst; auch nahm er ein Glas von der nächsten Riole, rieb sich die Schläfe mit Eis, legte sich selbst die Umschläge auf den Unterleib und wechselte sie selbst. Ihn quälte weniger der Schmerz, als eine heftige Angst. „Ach, welche Angst!" rief er zuweilen aus, indem er die Hände über den Kopf warf, „es drückt mir das Herz ab!" — Dann bat er, man möchte ihn aufheben, ihn auf die Seite wenden, oder ihm die Kissen zurecht rücken. Er ließ es die Leute aber nicht zu Stande bringen, sondern wies sie mit den Worten zurück: „Nun! so! so ist es gut! Das ist schön; das ist genug; jetzt ist es sehr gut." — Oder: „Warte — es ist nicht nöthig — zieh mich nur bei der Hand — nun ist es gut, nun ist es schön!" (Dies sind genau seine Ausdrücke.) „Ueberhaupt," sagt Dahl, „war er mit mir lenksam und gehorsam wie ein Kind, und that Alles, was ich wollte." Einmal fragte er Dahl: „Wer ist bei meiner Frau?" — Dahl antwortete: „Viele gute Leute nehmen Antheil an Dir; der Saal und das Vorzimmer sind vom Morgen bis

zum Abend voll." — „Schönen Dank," antwortete er, „geh aber und ſage meiner Frau, daß mir, Gott Lob! leicht iſt; ſonſt werden ihr die Leute dort den Kopf ganz verdrehen." —

Dahl täuſchte ihn hierin nicht. Vom Morgen des 28. an, als die Nachricht in der Stadt erſcholl, daß Puſchkin im Sterben liege, war ſein Vorzimmer immer voll von Anfragenden. Einige ließen ſich durch ihre Leute nach ihm erkundigen, Andere, und zwar Perſonen jedes Ranges, Bekannte und Unbekannte, kamen ſelbſt. Ein rührendes Gefühl einer allgemeinen nationalen Trauer war überall ſichtbar. Die Zahl der Kommenden wurde zuletzt ſo groß, daß die Thür des Vorzimmers, neben dem Kabinette, wo der Sterbende lag, alle Augenblicke auf- und zugemacht wurde. Dieſes beläſtigte den Leidenden, und wir verfielen darauf, dieſe Thüre zu verſchließen, ſie von der Seite des Vorhauſes mit einer Bank zu verſperren, und dafür eine andere, niedere Thür zu öffnen, die gerade von der Treppe ins Büfett führte. Die Gaſtſtube aber, wo ſeine Frau war, ſonderten wir mit Schirmen von dem Eßzimmer ab. Von dieſem Augenblick an war das Büfett jeden Augenblick mit Menſchen vollgepfropft; ins Eßzimmer aber traten nur die Bekannten ein. Auf allen Geſichtern las man eine herzliche Theilnahme; ſehr Viele weinten. Dieſer Ausdruck allgemeiner Trauer rührte mich tief. Bei Ruſſen, denen der Ruhm des Vaterlandes theuer iſt, war ſie ganz natürlich; die Theilnahme der Ausländer aber war mir ſo theuer als unerwartet. Wir verloren den Unſrigen; kein Wunder alſo, daß wir trauerten. Was erſchütterte aber ſie? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Das Genie iſt ein Gemeingut; in der

Huldigung des Genie's sind alle Völker verwandt; und wenn dieses vor der Zeit die Erde verläßt, so begleiten ihn alle mit gleicher brüderlicher Liebe. Seinem Genie nach gehörte Puschkin nicht allein Rußland, sondern ganz Europa an; daher kamen auch viele Fremde mit eigener Trauer an seine Thür und grämten sich um unsern Puschkin, als sei er der Ihre.

Indem Puschkin Dahl zu seiner Frau schickte, um ihr Hoffnung einzuflößen, hatte er selbst keine. Einmal fragte er, wie viel Uhr es sei, und auf die Antwort Dahl's fuhr er mit unterbrochener Stimme fort: „Habe ich — noch lange — mich so zu quälen? — Bitte, bitte — geschwinder!" — Dieses wiederholte er einigemal, darauf: „Ist mein Ende nah?" — Und immer fügte er hinzu: „Bitte, geschwinder!" Ueberhaupt aber war er, nach den Qualen der ersten Nacht, die zwei Stunden anhielten, wunderbar standhaft. Wenn die Angst und der Schmerz ihn befielen, so machte er eine Bewegung mit den Händen, oder stöhnte abgebrochen, aber so leise, daß man ihn kaum hören konnte. — „Man muß aushalten, Freund; es ist nichts zu machen," sagte ihm Dahl, „aber schäme Dich Deiner Schmerzen nicht, stöhne nur, das wird Dich erleichtern!"

„Nein," antwortete er abgebrochen, „nein — es muß nicht — gestöhnt werden — meine Frau — wird es hören; — außerdem — ist es lächerlich — daß diese — Armseligkeit — mich übermannen soll — ich will's nicht." — Ich verließ ihn um fünf Uhr Morgens und kehrte nach zwei Stunden zurück. Da ich sah, daß die Nacht ziemlich ruhig verging, so ging ich beinahe mit Hoffnung nach Hause; als ich aber zurück kam, fand ich es anders. Arendt sagte mir bestimmt,

Alles ſei vorbei und Puſchkin würde den Tag nicht überleben. In der That wurde auch ſein Puls ſchwächer und ſank merklich; die Hände fingen an kalt zu werden. Er lag mit verſchloſſenen Augen; nur zuweilen erhob er die Hände, um nach dem Eis zu greifen und die Stirn damit zu reiben. Es ſchlug zwei Uhr Nachmittags und Puſchkin hatte nur noch drei Viertel Stunden zu leben. Er ſchlug die Augen auf und verlangte Himbeerenſaft. Als man ihn reichte, ſagte er vernehmlich: „Ruft meine Frau, ſie ſoll ihn mir reichen!" Sie kam, ließ ſich zu Häupten des Bettes auf die Knie, reichte ihm ein paar Löffel des Saftes und drückte ihr Geſicht gegen ſeines. Puſchkin ſtreichelte ihr den Kopf und ſagte: „Nun, nun; es iſt nichts; Gott Lob! Alles iſt gut; geh' nur!" Der ruhige Ausdruck ſeines Geſichts und die Feſtigkeit ſeiner Stimme täuſchte ſeine arme Frau: indem ſie hinaus ging, leuchtete ihr Geſicht vor Freude. „Sie werden ſehen," ſagte ſie zu Dr. Spaßki, „er wird am Leben bleiben, er wird nicht ſterben." — Allein in dieſem Augenblick fing ſchon der Todeskampf an. Ich ſtand mit dem Grafen Wielhorski zu Häupten des Bettes, ſeitwärts ſtand Turgenjef. Dahl flüſterte mir zu: „Er verſcheidet." Er war aber noch beim Bewußtſein. Nur ſelten verhüllte ein halb träumeriſches Vergeſſen ſeine Gedanken. Einmal reichte er Dahl die Hand, drückte ſie und ſprach: „Nun, richte mich denn auf! laßt uns gehen; höher, höher! Laßt uns gehen!" Dann kam er zu ſich und ſprach: „Mir träumte, ich kletterte mit Dir auf dieſe Bücher und Schränke; es war hoch und mir ſchwindelte der Kopf." Bald darauf fing er wieder an, ohne die Augen zu öffnen, Dahl's Hand zu ſuchen und indem er ihn daran zog, ſagte er:

„Nun, laßt uns denn gehen, bitte, bitte! und zusammen!" — Dahl nahm ihn auf seine Bitte unter die Arme und legte ihn höher. Plötzlich, als sei er erwacht, öffnete er rasch die Augen, sein Gesicht wurde heiter und er sagte: „Mit dem Leben ist's aus!" — Dahl, der ihn nicht recht gehört hatte, antwortete: „Ja, wir haben Dich umgewandt." — „Mit dem Leben ist's aus!" wiederholte er vernehmlich und fest. „Das Athmen wird mir schwer, es erdrückt mich!" —

Dies waren seine letzten Worte. Ich verwandte keinen Blick von ihm und bemerkte in diesem Augenblick, daß die bisher ruhige Bewegung der Brust unregelmäßig wurde. Sie hörte bald auf. Ich sah aufmerksam hin; ich erwartete seinen letzten Seufzer, aber ich bemerkte keinen. Die Stille, die ihn umfing, schien mir ein Ausruhen; aber er hatte schon geendigt. Wir standen Alle im Schweigen versunken um ihn her. Nach ein paar Minuten fragte ich: „Wie ist es mit ihm?" — „Er hat geendet," antwortete Dahl. (Drei Viertel auf drei, Nachmittags den 29. Januar 1837.) So still, so ruhig schied seine Seele. Wir standen lange schweigend und unbeweglich um ihn, ohne zu wagen das Mysterium zu stören, das der Tod vor unsern Augen in seiner ganzen rührenden Heiligkeit vollbrachte.

Als Alle hinausgegangen waren, setzte ich mich vor ihn hin und sah, allein, ihm lange ins Antlitz. Nie hatte ich auf diesem Antlitz etwas gesehen, das dem geglichen hätte, was sich in dieser ersten Minute nach dem Tode darauf ausdrückte. Sein Kopf neigte sich etwas; die vor wenigen Minuten krampfhaft bewegten Hände lagen ausgestreckt, als

ruhten ſie von einer ſchweren Arbeit aus. Was aber ſein Geſicht ausdrückte, kann ich mit keinen Worten beſchreiben. Es war mir ſo neu und doch zugleich ſo bekannt. Das war weder Traum noch Ruhe; es war nicht der geiſtige Ausdruck, der ſonſt dieſem Antlitz ſo eigenthümlich war; es war auch kein poetiſcher; ſondern irgend ein erhabener, großer Gedanke drückte ſich in demſelben aus, — ein Schauen, eine Genüge, ein tief befriedigtes Wiſſen. Indem ich ihn ſo betrachtete, war mir, als ob ich ihn fragen müßte: „Was ſiehſt Du, Freund?" — Und was würde er mir geantwortet haben, hätte er auf eine Minute zurückkehren können? Das ſind Augenblicke in unſerm Leben, die in vollem Maße würdig ſind, groß genannt zu werden. In dieſem Augenblick kann ich ſagen, daß ich das Antlitz des Todes ſelbſt ſah, das göttlich geheimnißvolle, das Antlitz des Todes ohne Schleier. Welches Siegel hat er ihm aufgedrückt! Und wie erhaben drückte er auf dieſem Geſichte des Verſtorbenen ſein eigenes Geheimniß aus! Ich verſichere Dir, daß ich auf ſeinem Geſicht nie einen ſo tiefen, erhabenen, feierlichen Gedanken ausgedrückt ſah. Gewiß wohnte dieſer Gedanke auch früher in ſeinem Geiſt und war ſeiner hohen Natur eigenthümlich; in dieſer Reinheit trat er aber erſt dann hervor, als, bei der Berührung des Todes, alles Irdiſche von ihm wich. Solches war das Ende unſers Puſchkin! —

Für den Vater füge ich mit wenigen Worten hinzu, was ſpäter geſchah. Zum Glück dachte ich damals daran, daß man von ihm einen Abguß (eine Todtenlarve) nehmen müſſe; dies geſchah ungeſäumt. Seine Züge hatten ſich noch nicht verändert. Zwar blieb der erſte Ausdruck nicht,

den der Tod ihnen gegeben hatte; indeſſen haben wir doch einen anziehenden Abdruck davon, der nicht Tod, ſondern einen tiefen, erhabenen Schlaf ausdrückt. Ich werde Dir nicht erzählen, wie es um ſeine arme Frau ſtand; bei ihr blieben unzertrennlich die Fürſtin Wäſemski, E. U. Sagráſhſki, der Graf und die Gráfin Stroganof. Der Graf nahm alle Vorkehrungen zur Beerdigung auf ſich. Ich blieb noch einige Zeit im Hauſe und darauf fuhr ich zu Wielhorski zu Mittag. Bei ihm kamen auch alle übrigen Zeugen der letzten Stunden Puſchkin's zuſammen; er ſelbſt war drei Tage vorher zu dieſem Mittag, zur Feier ſeines Geburtstages eingeladen worden. —

Den andern Tag legten wir, ſeine Freunde, ihn eigenhändig in den Sarg, und den folgenden Tag am Abend trugen wir ihn in die Stallhofs-Kirche. Auch dieſe beiden Tage, wo er im Sarge lag, war ſein Zimmer immer voll von Menſchen. Ueber zehntauſend Menſchen waren gewiß da geweſen, um ihn zu ſehen. Einige weinten, Andere blieben lange ſtehen, als wollten ſie ſich in ſein Geſicht immer mehr vertiefen. Es lag etwas Ergreifendes in ſeiner Unbeweglichkeit mitten in dieſer Bewegung und etwas rührend Geheimnißvolles in den Gebeten, die, mitten unter dieſem unruhigen Geſumme, ſo leiſe und einförmig an ſeinem Sarge immerwährend geſprochen wurden. Die feierliche Beerdigung erfolgte den erſten Februar. Viele unſerer Vornehmen und viele fremde Miniſter waren in der Kirche. Darauf trugen wir den Sarg mit eignen Händen in ein Gewölbe, wo er ſtehen blieb, bis er aus der Stadt weiter gebracht wurde. Den dritten Februar um zehn Uhr Abends verſammelten wir uns zum letztenmal um das, was uns von Puſchkin

übrig geblieben war. Die letzte Seelenmeſſe wurde gehalten; der Sarg in einen andern geſtellt und auf den Schlitten gebracht. Um Mitternacht ſetzte ſich der Zug in Bewegung, im Mondlicht begleitete ich ihn einige Zeit mit meinen Blicken, bald wendete er um die Ecke eines Hauſes und Alles, was auf Erden Puſchkin angehört hatte, war für immer vor meinen Augen verſchwunden.

Baſil Shukowski.

Der Leiche folgte A. J. Turgenjef. Puſchkin hatte ſich oft gegen ſeine Frau geäußert, er wünſche in dem Swätogorſchen Kloſter, wo ſeit Kurzem ſeine Mutter liegt, begraben zu werden. Dieſes Kloſter liegt im Pſkow'ſchen Gouvernement, im Opotſchkow'ſchen Kreiſe, vier Werſt von dem Dorfe Michailowsk, wo Puſchkin einige Jahre ſeines poetiſchen Lebens zugebracht hatte. Den vierten um neun Uhr Abends wurde die Leiche nach Pſkow gebracht, von wo ſie, nach gehörigen Anordnungen von Seiten der Gouvernementsregierung, dieſelbe Nacht, auf den fünften Februar, durch die Stadt Oſtrow nach dem Swätogorſchen Kloſter, wo ſie ſchon um ſieben Uhr Abends anlangte, gebracht wurde. Der Verſtorbene zog neben ſeinem verödeten Hauſe, neben ſeinen drei Lieblingstannen, die er noch nicht lange beſungen hatte, zu ſeiner letzten Ruheſtätte hin. Die Leiche wurde auf den ſogenannten heiligen Berg in der Kathedral-Kirche hingeſtellt und eine Seelenmeſſe gehalten. Während der Nacht grub man ihm ein Grab, neben dem, wo ſeine Mutter ruht. Den andern Tag in der Morgendämmerung wurde, nach der Beendigung der Liturgie, die letzte Seelenmeſſe gehalten, und der Sarg in Gegenwart Turgenjef's und der Bauern

Puschkin's, die von dem Dorfe Michailowsk gekommen waren, um ihrem Gutsherrn die letzte Ehre zu erweisen, in das Grab gesenkt. — Schauerlich klang den Anwesenden der Bibelspruch, mit welchem die Erde auf Puschkin's Sarg geworfen wurde: „Erde bist Du!"

IV.

Vorschläge zu einem Wissenschafts-Verein.

Von

M. Veit.

Wenn man die letzten Kunstausstellungen verließ, so konnte man sich der wehmüthigsten Empfindung nicht erwehren; dieselbe Mittelmäßigkeit und Geistlosigkeit, die sich in unserer Journalliteratur breit macht, hat auch in der Kunst ihren Thron aufgeschlagen und ist eine so gewaltige Macht geworden, daß sie der Genialität immer mehr Boden abzugewinnen und selbst die höheren Geister unmerklich leise zu unterjochen beginnt. Ich habe keinen Beruf, über Kunst zu sprechen und die Gründe dieser Erscheinung zu entwickeln; nur eines will ich hervorheben, worin ich eine Hauptnahrung dieser Verflachung aller Kunst zu erblicken glaube, das Uebermaß materieller Unterstützung nämlich, welche die Kunstvereine den Künstlern angedeihen lassen. Während die strebsamen Geister einem höheren Schauplatz künstlerischer Thätigkeit, dem Fresko, sich zugewendet haben, ist das Bedürfniß der Kunstvereine täglich im Steigen, und da dies

Bedürfniß auf jede Weiſe befriedigt werden muß, iſt es da zu verwundern, wenn die Ausſicht auf ſichern Abſatz — der goldene Boden des Handwerks — eine Menge junger Leute, die unter andern Umſtänden, wenn das Glück gut war, mit ihrem geringen Talent dem Gewerbe zur Zierde gereicht hätten, je nach dem Bedarf in Landſchafts-, Genre- oder Hiſtorienmaler umwandelt? Der urſprünglich edle Zweck der Kunſtvereine, das wirkliche Talent auf ſeiner Bahn zu fördern, hat die gefährliche Wendung genommen, daß ſie das Halbtalent zu einer Laufbahn verlocken, die ihm ein gutes Auskommen und wohlfeilen Ruhm verheißt, und ſo wird denn auch der Befangenſte einräumen, daß es die höchſte Zeit ſei, einzulenken, um die Kunſt durch die Liebe, mit der man ſie nährt und pflegt, nicht vollends zu erdrücken.

Und jene Geldkräfte, die man der Kunſt ſo großmüthig zur Dispoſition ſtellt, ſollen in die Kaſſen der Privaten wieder zurück fließen? Das iſt meine Meinung nicht, denn ich weiß ſehr wohl, wie ſchwer es hält, den Egoismus der Einzelnen zu gemeinſamen Zwecken zu begeiſtern; aber eine andere Richtung möchte ich dieſem Enthuſiasmus geben, in der mit verhältnißmäßig geringern Mitteln die wichtigſten Zwecke gefördert werden können. Denn ich leugne nicht, daß meine Betrachtungen über die Verſchwendung der Kunſtvereine niemals ohne einen geheimen Rückgedanken geweſen ſind, den ich nicht länger verhehlen mag. Wenn nur ein kleiner Theil der Mittel, mit denen man die Kunſt zu Grunde richtet, dachte ich oft, der Wiſſenſchaft zu Gute käme, wie viel nachhaltig Gutes und Treffliches könnte für Gegenwart und Nachwelt gewonnen werden!

Dieſen Gedanken weiter auszubilden und zu begründen, dazu gab mir die tägliche Erfahrung, die mein Lebensberuf mir darbietet, den reichſten, oft unerwünſchten Anlaß. Er ſtellte die Ueberzeugung in mir feſt, daß, obgleich, oder vielmehr weil literariſche und buchhändleriſche Induſtrie uns mit einer ſteigenden Bücherfluth faſt zu erſäufen droht, manche werthvolle Manuſcripte, weil ſie keinen Verleger finden, ungedruckt bleiben, manche Autoren, aus Furcht vor dieſem Mißgeſchick, ihre Werke ungeſchrieben laſſen. Und wenn wir bedenken, daß es gerade die gründlichſten, ein Leben voll Forſchung und Entſagung vorausſetzenden Unterſuchungen ſind, die am häufigſten im Pulte des Verfaſſers ein unfreiwilliges Exil erdulden, ſo muß es jedem wohlgeſinnten Manne am Herzen liegen, den Mitteln nachzuforſchen, wie dieſe Entmuthigung von ehrenwerthen Gelehrten, wie dieſe Schmach von der Wiſſenſchaft genommen werden könne?

Was früheren Zeiten die gelehrten Mönchsorden geweſen ſind, das wurden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts die Akademien der Wiſſenſchaften, die einen großen Theil ihrer jährlichen Einkünfte auf die Herausgabe koſtſpieliger Werke verwendeten. Ihnen ſchloſſen ſich einzelne Privatgeſellſchaften, vor allen Dingen die Miniſterien des öffentlichen Unterrichts in den größeren Staaten Deutſchlands, beſonders in Preußen an, die aus Staatsfonds die Wiſſenſchaft zu befördern in keiner Zeit unterlaſſen haben. Theils aber werden auf dieſe Weiſe nur beſtimmte, meiſt naturwiſſenſchaftliche oder ſtreng philologiſche Zwecke begünſtigt, theils werden die disponiblen Geldkräfte durch einzelne große, überaus koſtſpielige Unternehmungen, oder auch, was höchſt bedauernswerth iſt, durch typographiſche Ver-

ſchwendung ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß Vieles, was gleicher Förderung würdig wäre, unberückſichtigt bleiben muß. Was die Gymnaſien und andere öffentliche Unterrichtsanſtalten durch die ihren jährlichen Programmen beigefügten Abhandlungen zu Tage fördern, dürfte hier wohl kaum in Betracht kommen, und ſo fällt denn die bei weitem größte Maſſe der für ein geringes Publikum beſtimmten Unterſuchungen und Monographien, die gleichwohl die Bauſteine für die ſtolzeſten Gebäude der Wiſſenſchaft ſind, dem Buchhandel anheim.

Gerade in dieſem ſchwierigen Verhältniß hat der deutſche Buchhandel von jeher die Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung beurkundet, gerade hier hat er bewieſen, daß er ſeine eigenthümliche Stellung an den nachbarlichen Grenzen der Intelligenz und Induſtrie zu würdigen wiſſe, die ihm, wie keinem andern Gewerbszweige, eine zwiefache Rückſicht auferlegt. Man prüfe die neueſten Kataloge und entſcheide dann, ob jener ehrenhafte Grundſatz: einen Theil des Gewinnes, den die Muſe dem häuslichen Altar beſchieden, der Muſe ſelber zu opfern, nicht bis auf unſere Zeiten herab ſich fortgeerbt habe. Es iſt hier nicht der Raum, dieſen Punkt zu erörtern und zu belegen; ich brauche nur auf die bündige Auseinanderſetzung zu verweiſen, die Friedrich Perthes in ſeiner Schrift: „Ueber den deutſchen Buchhandel" gegeben hat.

Eben dieſe Behauptungen des erfahrenen Mannes aber führen darauf hin, wie vorſichtig der deutſche Buchhandel in Beziehung auf wiſſenſchaftliche Unternehmungen zu Werke gehen müſſe. Dazu kommt, daß mit der Zeit ſo mancher Schacht verfallen iſt, der dem Buchhandel früher mit ergie-

biger Ausbeute lohnte, daß die Klöſter, die für viele Werke der Gelehrſamkeit eine ſichere Baſis des Abſatzes darboten, auch in katholiſchen Ländern ſäkulariſirt ſind; daß der Adel auf ſeinen Schlöſſern mit den Bibliotheken der Vorfahren ſich begnügt und überhaupt die Mode, durch eine wohlverſorgte Bücherſammlung zu glänzen, aus den Gewohnheiten der Reichen und Vornehmen verſchwunden iſt. Der Debit eines wiſſenſchaftlichen Buches wird heutzutage durch das Bedürfniß, und durch keine andere Nebenrückſicht, beſtimmt und wenn man von der einen Seite geſtehen muß, daß hieraus ein dem Ernſt der Wiſſenſchaft durchaus angemeſſenes Verhältniß ſich ergeben habe, ſo iſt doch von der andern Seite die bedenkliche Lage nicht zu verkennen, in die ſich der Buchhandel verſetzt ſieht; es iſt nicht zu verkennen, daß er nicht mehr allein den Aufwand der Wiſſenſchaft zu beſtreiten vermag. Wenn nun die Zeit ſo viele Quellen verſandet hat, die ſonſt der Wiſſenſchaft befruchtend zuſtrömten, ſo ziemt es nicht, die Hände müßig in den Schooß zu legen, unbillig iſt es, die Abhülfe in dieſer Noth allein von den Regierenden zu erwarten; unſerer Zeit aber und des großen Gegenſtandes iſt es würdig, durch freies Zuſammentreten eine neue, ergiebige, unverſiegliche Quelle für die Förderung und Ausbreitung ächter Gelehrſamkeit zu eröffnen.

Der Verein der Kunſtfreunde im Preußiſchen Staate hat eine Jahres-Einnahme von etwa 13,000 Thalern; ſollte es eine chimäriſche Hoffnung ſein, daß etwa ein Dritttheil dieſer Summe für wiſſenſchaftliche Zwecke zuſammen kommen werde, die allerdings nicht auf eine ſo weit verbreitete Theilnahme des größeren und ſchauluſtigen Publikum rechnen dürfen? Ich ſollte meinen, wenn einige Männer von Ruf

und Einfluß zuſammen träten, welche, von dieſem Gedanken angeregt, die Einſammlung von Beiträgen ſich angelegen ſein ließen, ſo müßte in kurzer Zeit eine Summe bereit ſein, mit der man, wenn auch zuerſt in kleinerem Maßſtabe, muthig den Anfang würde machen können.

Ich gehe näher auf die Organiſation eines ſolchen Vereines über, der, da er einen weſentlich verſchiedenen Zweck, die Wiſſenſchaft, zu ſeinem Inhalt hat, ſich auch in einzelnen Verwaltungsformen, ſo wie in ſeinem Ergebniß weſentlich anders geſtalten würde, als ein Verein zur Förderung der Kunſt. Im Ganzen möchte wohl ein wohlorganiſirtes Verlagsgeſchäft bei der innern Einrichtung eines „wiſſenſchaftlichen Vereins" als Vorbild und Beiſpiel dienen müſſen.

Diejenigen Verfaſſungsformen, die ſich bei dem Zuſammentreten größerer, für beſtimmte Zwecke berechneter Geſellſchaften durch innere Nothwendigkeit jedesmal ausbilden, darf ich hier füglich übergehen; ich darf vorausſetzen, daß ſich ein Directorium, ein Ausſchuß, eine Generalverſammlung mit beſtimmten, gegen einander abgegränzten Rechten und Pflichten conſtituiren, daß die Geſellſchaft die nöthige Anzahl von Beamten ernennen wird. Nur das ſpecifiſch Eigenthümliche dieſer Verbindung habe ich hervorzuheben und werde vielleicht dabei Gelegenheit finden, manches Mißverſtändniß zu beſeitigen, manchem Einwurf im Voraus zu begegnen.

Das geſchäftsführende Comité wird zunächſt aus den zuerſt Zuſammengetretenen beſtehen und kann ſpäter durch Wahl ergänzt oder erneuert werden; vorzüglich iſt dafür zu ſorgen, daß die Männer, die Sitz und Stimme in

demſelben haben, die Wiſſenſchaft in ihren verſchiedenen Zweigen repräſentiren. Die Entſcheidung, welches von den eingeſandten Manuſcripten durch den Druck veröffentlicht werden ſoll, wird das Hauptgeſchäft des Comité ſein. Hier kommt es darauf an, ſich über leitende Grundſätze zu verſtändigen, während jedes einzelne Votum von dem Takte des Vortragenden und von der Abſtimmung der Mitglieder abhängt. Als oberſten Grundſatz würde ich voranſtellen, daß man ſich auf das Gebiet wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen zu beſchränken und alle künſtleriſche Production unbedingt auszuſchließen habe. Denn um noch einmal an den ſchon erwähnten Gewährsmann anzuknüpfen, ſo iſt es ein Irrthum, auf wiſſenſchaftliche Werke, deren Ertrag weit hinter dem Aufwand von Druck und Papier zurückbleibt, die Preſſe anzuwenden, da vielmehr Jeder, der Luſt und Beruf hat, ſie zu ſtudiren, ſich, wie in alten Zeiten, eine Abſchrift von denſelben anfertigen laſſen müßte. Dahingegen gelangt das freie Produkt poetiſcher Begeiſterung, wenn es rechter Art iſt, von ſelbſt an ſein Ziel, und dieſes Ziel iſt kein anderes als die ſchrankenloſeſte Verbreitung, indem jedes Werk der Kunſt ſeiner Natur nach das größte Publikum, nämlich die geſammte Nation, vorausſetzt.

Ich glaube nicht, daß irgend eine andere Beſchränkung, etwa die Ausſchließung oder vorzugsweiſe Begünſtigung eines beſondern Zweiges der Wiſſenſchaft, aus dem Gedanken unſers Vereins hervorgeht; als eine Regel der Klugheit dürfte zu empfehlen ſein, weitausſehende Unternehmungen und koſtſpielige Kupferwerke den ſchwachen Kräften des Vereins für's erſte noch nicht zuzumuthen.

Wenn es für nöthig erachtet wird, erſtattet ein einzelnes

Mitglied Spezialbericht über ein vorliegendes Manuſcript; die Entſcheidung, ob es angenommen werden ſoll oder nicht, wird in der Sitzung gefaßt.

Je nach der Zeit ſeiner Anmeldung erhält jedes Manuſcript eine Nummer und gelangt nach derſelben, ſobald es angenommen worden, zum Druck. Nur Fortſetzungen früher angefangener Werke unterbrechen dieſe Reihenfolge und gehen den übrigen Manuſcripten voran. Um ſich jedoch nicht auf zu lange Zeit hinaus die Hände zu binden, darf das Comité nicht mehr Manuſcripte annehmen, als der Verein etwa im laufenden und dem darauf folgenden Jahre herauszugeben die Mittel hat. Iſt die Zahl voll, ſo wird bis zu einem von dem Comité feſtzuſetzenden Zeitpunkt jeder weitere Antrag abgelehnt. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß das Unangenehme, das im Privatverkehr mit ſolchen Geſchäften verbunden iſt, bei den Vertretern einer Geſellſchaft hinwegfällt, die ihren jährlichen Abſchluß zu veröffentlichen kein Bedenken trägt.

Es iſt nicht vorauszuſetzen, daß ein Comité, wie ich mir es zuſammengeſetzt denke, ſich über den Werth der angebotenen Manuſcripte täuſchen könne. Durch das gebildetſte Kunſturtheil geht eine Ader ſubjectiver Betrachtung, des beſondern Geſchmackes, der Vorliebe für den Vorwurf oder den Künſtler, unleugbar hindurch; das wiſſenſchaftliche Urtheil dagegen iſt rein objectiver Natur. Eben ſo iſt die Oeffentlichkeit, die ein Buch durch den Druck gewinnt, eine bei weitem größere, als die einer Geſammtheit von Kunſtwerken durch Ausſtellung, meiſt nur in einer einzigen Stadt, zu Theil wird; die größere Controle, welche die öffentliche Meinung über die Geſchäftsführung des Comité ausübt, iſt

daher ein Schutz gegen Abwege, auf welche die Kunſtvereine nicht ſelten gerathen ſind.

Eine weitere Frage, die ich mir zu entſcheiden nicht getraue, iſt die: Soll der Autor überhaupt honorirt werden? Man darf nicht überſehen, daß der Gelehrte weit eher als der Künſtler Gelegenheit habe, ſich, abgeſehen von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und daß der Verein daher nicht zur Unterſtützung der Gelehrten, ſondern zur Förderung der Wiſſenſchaft zuſammentreten ſoll. Ueberdies ſind die Fabrikations- und Verbreitungskoſten im Verhältniß zu dem hier zu erwartenden Debit ſo bedeutend, daß gewiß mancher Autor, dem ſeine Verhältniſſe es erlauben, mit der bloßen Veröffentlichung ſeines Werkes ſich begnügt, beſonders wenn er weiß, daß das erſparte Honorar einem andern nützlichen Werke zu Gute kommt. Es wäre daher vielleicht das Rathſamſte, die Frage, ob Honorar verlangt werde oder nicht, nach Annahme des Manuſcripts dem Autor zur Entſcheidung anheimzuſtellen, und, um hier keine Rückſicht außer Acht zu laſſen, die gezahlten Honorare in dem Jahresabſchluß nur in Einer Summa aufzuführen. Wenn man aber vermeiden will, daß auf dieſen Anlaß hin Bücher nicht erſt geſchrieben werden, ſo muß ein mäßiger Honorarſatz und zwar, um das Comité jeder Verdrießlichkeit zu überheben, nach einer ſtatutenmäßig feſtgeſetzten Norm verabredet werden. Ich ſchlage vor, weil der gewöhnliche Maßſtab hier nicht ausreicht, eine Quote, etwa zwei Dritttheile der Druck- und Papierkoſten, als Norm anzunehmen.

Um Zeit und Koſten zu erſparen wird einer Buchhandlung, welche die nöthigen Garantien darbietet, die

Fabrikation und der Debit übertragen. Ueber die allgemeinen Grundsätze, die bei der Ausstattung, beim Preisansatz, beim Debit zu befolgen sind, muß man sich unter Concurrenz mehrerer Sachverständiger, die aus der Zahl der Mitglieder gewählt werden können, im Voraus verständigen, besondere Anordnungen für den einzelnen Fall zu treffen, bleibt dem Comité überlassen, das alsdann den Commissionair zur Theilnahme an seinen Berathungen zu berufen hat.

Für die Besorgung der Fabrikation und des Debits bringt der Commissionair entweder die gewöhnlichen Gebühren von jedem verkauften Exemplar in Abrechnung, oder es kann ihm, wenn man es vorziehen sollte, ein Rabatt von der Summe zugestanden werden, die in jedem Jahre verdruckt worden ist.

Nach der Ostermesse wird von der Buchhandlung Rechnung abgelegt und die Netto-Einnahme heraus gezahlt. Diese Schlußrechnung wird von Sachverständigen geprüft, welche die Generalversammlung zu diesem Behufe aus ihrer Mitte gewählt hat. Der Contract mit der Commissionshandlung kann nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren abgeschlossen werden.

Die Einsammlung der Beiträge wird von dem Kassirer besorgt, welcher der Buchhandlung eine geringe Summe zu kleineren Ausgaben zur Verfügung stellt, die größeren Rechnungen auf Anweisung derselben auszahlt.

Wenn man annehmen darf, daß der Abgang älterer und das Hinzutreten neuer Mitglieder, sobald einmal der Verein sich consolidirt hat, sich so ziemlich das Gleichgewicht halten und die Jahreseinnahme ungefähr dieselbe bleiben würde, so wächst gleichwohl das jährliche Betriebscapital

in steigender Progression, indem die Einnahme der vorangegangenen Jahre hinzukommt, und ebenfalls zu den Zwecken des Vereins verwendet werden muß. Das jährlich verwendete Kapital muß freilich verloren gegeben werden, aber indem Bücher, zwar von geringem Absatz, aber doch von bleibendem Werthe, gedruckt werden, verwandelt sich das Kapital in eine Rente; die Rente des ersten Jahres kommt zur Jahreseinnahme des zweiten, die Rente des ersten und zweiten zur Jahreseinnahme des dritten u. s. w. hinzu und so stellt sich die Aussicht heraus, daß der Verein in sich selber erstarken werde. Ein Zahlenbeispiel, nach einer mäßigen Annahme berechnet, möge das Gesagte veranschaulichen. Ich nehme an, daß der erste Verkauf, der natürlich wegen der Neuheit des Buches der stärkste sein muß, ein Viertheil des Kapitals wieder einbringt, das zweite Debitsjahr gleich zu einer Rente von $6\frac{2}{3}$, das dritte zu einer Rente von $4\frac{4}{9}$, das vierte und die folgenden zu $3\frac{1}{3}$ herabsinkt; wenn demnach die jährliche Einnahme etwa 4000 Thaler beträgt, so wird im nächsten Jahre 4000+1000, im dritten 4000+1000+160, im vierten 4000+1000+160+120 disponibel sein. Wie lange man einen Vorrath wissenschaftlicher Bücher als zinstragendes Kapital betrachten könne, wage ich nicht zu entscheiden; ein Durchschnitt, aus den Erfahrungen von Akademien und größeren Buchhandlungen genommen, würde sowohl zur Prüfung des angenommenen Maßstabes, als zur Beantwortung der obigen Frage erforderlich sein.

Die letzte Controle muß der Generalversammlung überlassen werden. Zu einer bestimmten Zeit wird ihr der Jahresabschluß vorgelegt und, um jedes Mitglied mit den Leistungen des Vereins bekannt zu machen, wäre es nicht

unzweckmäßig, wenn das Comité über die im Laufe des Jahres herausgegebenen Werke einen allgemein verständlichen Bericht vertheilte, der auf die Erweiterung oder Berichtigung hinweist, welche die Wissenschaft durch die benannten Werke gewonnen hat.

Schließlich möchte ich noch die Frage in Anregung bringen, ob es auch hier nothwendig sei, den Mitgliedern, wie dies bei den Kunstvereinen durch Verloosen der Bilder und Vertheilen der Umrisse geschieht, die Aussicht auf den Gewinn einer außerordentlichen Prämie offen zu erhalten? Sollte die Meinung nicht dahin neigen, daß ein wissenschaftlicher Verein um des Ernstes der Sache willen solcher Reizmittel nicht bedürfe, so wäre es ein Leichtes, gewisse Rechte und Vorzüge ausfindig zu machen, welche die Mitgliedschaft des Vereins auch annehmbar und wünschenswerth erscheinen lassen.

V.

Vorgänge und Zustände der Schweiz.

(Von Tr.)

Vierter Artikel.

Nachdem der Bürgerprinz Ludwig Bonaparte seinen kleinen Hofstaat aufgelöst und mit guten Pässen die Schweiz verlassen, erklärte sich die Regierung des Bürgerkönigs Philipp zufrieden und das Heer, welches nach der Proclamation von Aymar die turbulens Voisins zu Paaren treiben sollte, verschwand allmälig in großer Stille von der Gränze *).

*) Von Lyon aus wurde dazumal geschrieben (Le Réparateur légitimiste und die Allgemeine Zeitung Nr. 303): „Wir haben die retrograde Bewegung unserer an der Schweizergrenze befindlichen Truppen angekündigt; inzwischen scheint sie, neuen Befehlen zufolge, noch nicht auf allen Punkten Statt finden zu wollen. Man fürchtet, die Organisation der Büchsenschützen möchte neue (!) Unordnungen in der Schweiz hervorrufen und für diesen Fall wäre es möglich, daß Frankreich bei dieser radikalen Bewegung gegenwärtig sein möchte." Ferner: „Es müssen die Männer der alten Regierungen, welche eine Zeitlang die Radikalen gegen die neuen Regierungen unterstützten, jetzt, nachdem der Radikalismus eine allen Volksbewegungen eigene Energie hervorgerufen hat, diese Bewegung zu bannen und die Aenderung der Bundesverfassung zu hintertreiben suchen." — Diese zwei

Dieser sonderbare Feldzug hatte außer der höchst erfreulichen Wirkung auf den Volksgeist in der Schweiz keinen andern Erfolg, als daß er lebhaft das Andenken an den, vor zwei Jahren von Frankreich gegen die Schweiz verhängten blocus hermetique auffrischte und eine Stimmung begründete, welche sich nicht so bald wird auslöschen lassen. Daß den Franzosen selbst dieser Feldzug räthselhaft vorkam und nicht gern gesehen wurde, hatten schon die Stimmen in den öffentlichen Blättern gelehrt, welche dies Benehmen gegen die Schweiz als unnational und unpolitisch tadelten. Als der König in seiner Thronrede von der ganzen Sache geschwiegen, wurden die Minister in beiden Kammern darüber zur Rede gestellt. Montebello (herois Lannes filius und Vetter des Bürgerprinzen), der große Freund der Aristokratie und des Clerus, welcher nicht ohne Thränen seinen Gesandtschaftsposten verlassen und in der Schweiz nichts als eine Menge Champagnerflaschen, eine Masse versteigerter Meubels und einen verhaßten Namen zurückgelassen hatte, tauchte inzwischen in der französischen Pairskammer wieder auf, versprach eines Tages ihr Aufschlüsse über die Schweizeraffaire auf den folgenden, war aber an diesem in der Kammer weder hör- noch sichtbar. Molé dagegen gab sich den Schein, als wenn er das diplomatische Siegel lösen und der hohen Kammer den Hintergrund der Politik beleuchten wollte,

---

Stellen geben viel Licht und Aufschluß über den damaligen Stand der Dinge und belegen unsere Ansicht, daß der französische Feldzug nicht der bloßen Vertreibung des Bürgerprinzen gegolten hat, sie zeigen, welche Faktion in der Schweiz sich an das jetzige Frankreich lehnt und von ihm portirt wird; welche Partei dagegen die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Vaterlandes will, worauf allein eine wahre Neutralität ruhen kann.

welche vorgeblich wegen des Bürgerprinzen und ſeines Straßburger Attentats eine Armee gegen die im tiefſten Frieden ſchlummernde Schweiz hatte ausrücken, als aber dieſe kriegeriſch aufwogte, wieder heimſchreiten laſſen. Molé's Rede umging in weichen Wendungen die Hauptfrage und warf ſich in den Ornat der Großmuth, welche ein ſeit Jahrhunderten mit Frankreich befreundetes Volk nur aus ſeiner Indifferenz gegen die Intereſſen der neuen Dynaſtie herausreißen, übrigens freundnachbarlich hätte ſchonen wollen. — Es liegt hier nahe, an den Fuchs in der Fabel und an die unreife Traube zu denken, um ſo näher, wenn man erkannt hat, daß das Kabinet von Ludwig Philipp in Bezug auf die Schweiz ſeit 1830 ganz die Politik verfolgte, welche Talleyrand im Jahr 1815 entgegen Oeſtreich, Preußen und Rußland, ſich an Caſtlereagh lehnend, den Bourbonen inſpirirt hatte. So wie Frankreich 1798 die Revolution der alten Schweiz auf Koſten ihrer Schätze gemacht hatte, ſollte nun auch von ihm die vollkommene Contre-Revolution oder die Reſtauration der alten Ordnung der Menſchen und Dinge ausgehen. Wahrſcheinlich war von der in drei Viertheilen der Schweiz nicht nur geſtürzten, ſondern in tiefſte Ohnmacht und Creditloſigkeit verſunkenen Partei über die Lage der Sachen das philippiſche Kabinet ſelbſt irre geführt worden, daß es glaubte, es dürfe ſeine Iſraeliten nur mit Krügen und Trompeten vor Jericho's Mauern erſcheinen laſſen, ſo würden ſie ſtürzen, oder man dürfte nur Genf anconiſiren, ſo würde Frankreich der Schweiz denſelben Dienſt leiſten können, wie dem Papſte. Wie groß dieſer Rechnungsfehler war, hat der Erfolg gezeigt. Friedliebend und nicht Racheſinnend wünſchen wir unſern Nachbarn von

Weſten, daß ſie in ihrer Stellung gegen Spanien und Belgien, und in ihren Auszügen gegen die übermeeriſchen Republiken Mejiko, Buenos-Ayres und Montevideo glücklicher ſein oder wenigſtens ſich ehrenvoller aus dem Spiel ziehen mögen, da ſonſt der Ruhm der großen Nation und der Glaube der Völker an ſie, wie in der Schweiz auch anderswo mächtigen Abbruch leiden müſſe.

Daß Friedrich von Preußen, der Große, der wohl zu Denen gehörte, die Nichts vergeſſen, aber nicht zu Denen, die Nichts lernen, ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Schweiz weit richtiger beurtheilte, als die philippiſchen gelehrten Miniſter in unſern Tagen, beweiſt folgende Sure, die wir aus dem Schriftchen: Mes Pensées ausheben.

CCCCXL.

Berne est aujourdhui présque oligarchique. Il est de l'interêt de la France d'y rétablir la Démocratie, de l'interêt des autres Cantons, de l'interêt des bourgeois, de l'interêt du peuple. Le Paysan seul est heureux. Il ne faut qu'une Génération, qui ait un peu plus de courage et des circonstances plus favorables — et le sceptre échappera des mains des Sinner, des Steiger, des Graferied, des Erlachs, des Vattevils, des Diespach, qui se sont partagés l'Autorité. —

Dies war eine Prophezeihung im eigentlichſten Sinne des Worts, anwendbar nicht nur auf Bern, ſondern auf Luzern, Freiburg, Solothurn, die ſchon Stanion auf eine Linie geſtellt hat, und welche in ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung meiſtens die franzöſiſche Partei in der Schweiz ausmachten, eben ſo. Und ſie iſt in Erfüllung gegangen dieſe

Prophezeihung an andern Orten, wie an dieſem einen, durch die ganze Schweiz, und zwar nicht erſt zur Zeit des von der Juliusſonne 1830 beſchienenen Dynaſtienwechſels in Frankreich, ſondern lange vorher. Die patriziſchen Täuſchungen des Auslandes und die Umtriebe im Innern vom Jahr 1815 haben auf dem verrathenen und zerriſſenen Schweizerboden nur Kartenhäuſer gebaut, welche wie verweſte Leichen beim erſten Zutritt von freier Luft zuſammenſtürzten *). Es beſorgt daher auch kein unbefangener und ſachkundiger Menſch den Wiederaufbau derſelben, wohl aber hat jene Zeitenwende, in welcher ſo Vieles übereilt werden mußte und ſo Manches eingeſchmuggelt werden konnte, ein wie durch böſen Zauber geſchaffenes Luftſchloß hinterlaſſen, dem es zwar an allen Fundamenten in Leben und Wirklichkeit fehlt, das aber von den alten Kantonen und ihren Herren als Muſter für künftige Bauten feſtgehalten, ſo wie von dem engherzigen und kleingeiſtigen neuen Liberalismus und Juſtemilieu geſtützt wird, damit er das im Jahr 1833 mißlungene Experiment wiederholen, ein Projekt nach ſeinem Sinn aushecken und an die Stelle des apocalyptiſchen Thieres, das iſt und nicht iſt, ſetzen könne. Wir meinen hier die für einen ganz andern, bereits untergegangenen Zuſtand und Verband der Kantone berechnete Vororts- und Tagſatz-Wirthſchaft mit der ausgehöhlten und durchlöcherten Bundesform. Die Veränderung von dieſer, gemäß den Grundſätzen der jetzt beſtehenden

*) Alexander, Kaiſer von Rußland, ſprach im Januar 1814 zu der eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft in Baſel: „Je dois disculper cette puissance (Autriche) qui a été induite en erreurs par quelques Intrigans Suisses. Monsieur de Senft, que je n'ai jamais vu, a étrangement outrepassé ses pouvoirs.“

Kantonsverfaſſungen, iſt eine unumgängliche Nothwendigkeit, die auch von einem großen Theil der Behörden anerkannt und beinahe von dem ganzen Schweizervolke gefühlt iſt. Dies iſt die Aufgabe der Zeit und die Lebensfrage der Schweiz, welche auch von den europäiſchen Kabineten wohl verſtanden wird und nichts weniger als unbeachtet geblieben iſt, ſo daß wir ihren darauf ſich beziehenden Intereſſen und Tendenzen die verſchiedenartigen und zum Theil ſehr verworrenen Einflüſſe und Einwirkungen, welche die Schweiz in neueſter Zeit erfahren, zuſchreiben müſſen. Wir gehören nun aber keineswegs zu Denjenigen, welche Schmerz oder Leid über dies Treiben für oder gegen die Sache empfinden, und die, wenn ſie könnten, den an ſich allerdings unberufenen und anmaßungsvollen Einmiſchern das Handwerk legen würden. Wir haben bisher wenigſtens noch immer Stoff gefunden, in patriotiſcher Herzenstiefe über die diplomatiſchen Anregungen und die darauf erfolgten Gegenwirkungen uns zu freuen. Die dem Volke eigene Kraft der Schwere und Trägheit hat nur auf dieſe Weiſe, nur mit dieſen Mitteln können überwunden werden, und beſonders ſind es die bei dieſen Anläſſen gemachten Erfahrungen über die Langſamkeit, Rathloſigkeit, Unbehülflichkeit und Getheiltheit der Bundesbehörden, was die öffentliche Meinung belehrt, die allgemeine Stimmung erweckt, den Sinn für Veränderungen angeregt und die Empfänglichkeit für Ideen unter das Volk gebracht hat. Die Schweiz hat in dieſem Geiſte, der übrigens von demjenigen, den man mit Grund revolutionair nennen könnte, himmelweit entfernt iſt, unendliche Fortſchritte gemacht und man darf wohl ſagen, daß die ihrer Entwickelung feindſeligſte Diplomatie die Stelle der beſt-

berechnetsten und wohlthätigsten Demagogie vertreten hat. Auch der Mangel einer mehr centralisirten Leitung ist ihr dadurch ersetzt und der Sinn für Unabhängigkeit vom Ausland nach allen Richtungen befördert und gestärkt worden. Es ist auch, als ob ein Theil nach dem andern der Reihe nach von seinen Gebrechen geheilt und von den alten Sünden absolvirt werden müßte, damit das Ganze endlich wieder genesen und zu erneuter Einheit und Stärke gesunden könnte. Kaum ist durch den jetzt in Thätigkeit getretenen Vorort Zürich mittels seiner narkotischen Staatsklugheit der Streit zwischen den Hörnern und Klauen in Schwyz zu scheinbarer Ruhe und Stille eingewiegt, so bricht an dem westlichen Alpenwinkel zwischen Unter- und Oberwallis der Kampf zwischen den Ansprechern von Gleichrecht und den Vertheidigern von Ueberrechten los. Selbst in der Republik Bern, die bisher in ihrem neuen Zustand noch am meisten Aplomb zu haben schien, wird von dem etwas warmblütigern und des langsamen Ganges der Verbesserung überdrüßigen, vielleicht auch noch durch andere Triebfedern bewegten Jura aus ein lebhafter Anspruch auf eigene Gesetzgebungsrevision gemacht, der zu einer unvorhergesehenen Reihenfolge von neuen Verwickelungen und Entwickelungen führen kann, wie der bereits sehr ernste Kampf in Wallis.

Mitten in all diesem Wirrwarr und Aufruhr, wie man es nennen könnte, oder dieser Confusio divinitus conservata, wie ein römisch-päpstlicher Nuntius den Zustand der Schweiz seiner Zeit treffend nannte, herrscht eine Stille und Ruhe, ein Friede und eine Zuversicht des Bessern, deren sich vielleicht kein Intelligenz- und Musterstaat in der Welt rühmen kann. Wenn neulich der nouveau Commandant-

supérieur de la garde-nationale, maréchal Gérard ſagen konnte: — **La Devise, qui est écrite sur notre drapeau, Liberté et ordre public, résume admirablement le voeu national et l'intérêt du pays** — ſo kann die Schweiz auch ohne Nationalfahne und Reichsmarſchall ein Gleiches von ſich verſichern, und ſogar noch von einer gewiſſen Gleichheit und öffentlichen Glückſeligkeit dazu reden, ohne groß zu ſprechen. Wenn die Zuſtände und Vorgänge, in welchen die wiedergeborene Schweiz jetzt gährt, Manches enthalten, was man als Symptome von Tölpel- und Flegeljahren bewitzeln kann, ſo wird der aufmerkſame und tieferblickende Beobachter nicht überſehen, daß das Meiſte dieſer Qualität keineswegs auf Rechnung des Volks, das ſich noch immer in großen Augenblicken auch groß, ſinnig und herzhaft bewieſen, ſondern auf Rechnung vieler der jungen Capacitäten und neuen Regenten fällt, welche das auf enge Kreiſe beſchränkte Kantonsvolk in erſter Linie zu wählen ſich genöthigt ſah, und die nun wieder nicht viel beſſer als die alten in ihre neuen Regimentsſitze verſeſſen, wähnen, das Schweizervolk werde ſich mit bloßen Aenderungen der Kantonsverfaſſungen und mit Dynaſtienwechſel ſeiner Regenten begnügen, oder die Bundesreform dem Belieben und Verfügen der Localbehörden anheimſtellen! Wie ſehr ſich aber dieſe Menſchen und alle, die ihnen jetzt ſo häufig in in- und ausländiſchen Blättern mit ihren Falſetſtimmen Glauben beimeſſen, täuſchen, beweiſen all die großen Augenblicke, in welchen das Schweizervolk freiberathend oder ſich ſelbſt helfend auftritt. Solch eine Scene des politiſchen Lebens der Schweizerfamilie hat ein unbefangener geiſtreicher Reiſender, Prof. Eduard Gans, aufgefaßt und in ſeinen Rückblicken

auf Personen und Zustände dargestellt. Umfassend und zusammenhängend, wenn auch im Style rapide der Zeitgenossenschaft und Theilnehmung, hat die ganze neuere Geschichtsentwicklung der Eidgenossenschaft geschildert Dr. Henne, Archivar von St. Gallen, in dem dritten Bändchen seiner neuen Schweizerchronik für's Volk. Das sind Männer, die Geist, Charakter und Wissen genug haben, um ein Volk und dessen Natur und Geschichte gehörig zu würdigen, während andrerseits bald jeder von den hundert und tausend Reisenden, welche alljährlich zwischen den Alpen und dem Jura durchschneuzen, wenn er einen blanken Beutel hat und eine Feder führen kann, oder bei einem Gesandtschaftsposten in der Schweiz angestellt ist, oder endlich gar als Missionair einige Monate sich aufhält, sich berufen und verbunden glaubt, dem Ausland aberwitzige, lügenhafte und lästerliche Zeitungsartikel, Miscellen, Skizzen oder Gemälde aufzuheften. Das um die Schweiz sich interessirende Ausland kann auf dieses Treiben, das zwar auch in jedem andern, aber vorzüglich in diesem, durch seine Lage und andere Verhältnisse so bedeutungsvollen Lande statt findet, nicht genug aufmerksam gemacht werden. In der Schweiz, als einer Conföderation von Republiken, ist und bleibt die Volksmasse das vorherrschende und bestimmende Element. Dies hat, nach unserer Meinung, in politischer und ethischer Hinsicht seine gute, in literarischer und artistischer Hinsicht seine schlimme Seite*).

*) Wie weit die Schweiz in diesem Betracht gegen andere Staaten zurücksteht, wie sie aber auch darüber zum Bewußtsein kommt, zeigt ein höchst lesenswerther Aufsatz in Nr. 100 und 101 des Nouvelliste Vaudois von Pequignot: Monumens, Bibliothèques, Archives de la Suisse.

Es ist nun aber einmal so und kann und darf von letzterer Seite nur allmälig geändert und verbessert werden. Auch in dieser Beziehung würde die Wiederherstellung der Eidgenossenschaft als Bundesstaat aus dem elenden Staatenbund, in welchen sie mit List und Gewalt ist zerfetzt worden, ein großes Hülfs- oder Rettungsmittel sein. Daher fängt auch an Glaube, Hoffnung und Liebe aller verständigen und gutgesinnten Eidgenossen sich auf dies Ziel zu richten, und in jüngster Zeit haben den vielen Vorarbeiten über dieſen Gegenstand sich zwei neue Schriften angeschlossen, welche in Hinsicht auf Mittel und Zweck in einer bewundernswürdigen Harmonie zusammentreffen. Es sind: — Die sieben Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft von 1798 bis 1815, als volksgeschichtliche und staatsrechtliche Grundlage zur unumgänglich nothwendigen Bundesreform, mit einer Einleitung von Dr. Troxler (Zürich, bei Wirz-Widmer, 1839) — und: **Projet de Constitution fédérale, par James Fazy (Genève, chez Pelletier, 1839).**

Die erste Schrift giebt ein treues Bild des vergangenen und gegenwärtigen Bundeszustandes der Eidgenossenschaft; die zweite richtet ihren Blick besonders auf die Zukunft und zeichnet mit vielem Scharfsinn die constitutionellen Präliminarien derselben. Beide behandeln ihren Gegenstand, obwohl umfassend und erschöpfend, doch in höchst gedrängter Kürze, und sind besonders geeignet, die Stellung der sogenannten radikalen und nationalen Partei in der Schweiz zu dem neuen Kantonsliberalismus und gegen die alte Aristokratie ins Licht zu setzen. Die jüngsten

Ereigniſſe haben wenigſtens den guten nachhaltigen Erfolg, ſo ſpurlos ſie vorüber zu gehen ſchienen, daß das Volk aufs Neue über dieſe Parteiſtellung iſt orientirt worden und die Reihen des Stillſtands und Rückſchritts von denen der Bewegung unterſcheiden gelernt hat. So ſteht die Schweiz zu Anfang des Jahres 1839. —

Daß die auf den Grundſatz divide et impera gebaute Zerſplitterung der Eidgenoſſenſchaft in Kantonsſtaaten, und dieſer wieder in halbe, wenn es ſo fortgeht, in Viertel- und Achtel-Souverainetäten, auch eine Herabſetzung der Kräfte in den einzelnen Theilen, wie im Ganzen iſt und beſonders nachtheilig auf das geiſtige Leben und die Kulturentwicklung wirkt — werden wir in einem der nächſten Hefte ausführlich erörtern. Einſtweilen widerſtehen wir der Verſuchung nicht, aus einem im Nouvelliste Vaudois eingerückten Aufſatz des Herrn Pequignot, der größern Leſewelt eine intereſſante Anekdote vorzulegen. —

Als die Klöſter Lucelle und Bellelay im Jura aufgehoben wurden, ſah man die geiſtigen Schätze als diejenigen an, nach welchen die weltliche Macht nicht trachtete, ſie wurden nach Art des jus primi occupantis verſchleudert und geriethen meiſtens in die Hände der Verwandten von den ſogenannten Kloſterherrn. Dies Loos hatte auch ein unſchätzbares, einzig köſtliches Werk, nämlich die Bibel Karl's des Großen in eigener Handſchrift von Alcuin. Sie lag, da ſich die Regierungen wenig um Dinge dieſer Art kümmerten, verborgen in dem Hauptorte des Thales, in Münſter. Ein Reiſender machte die Entdeckung, kaufte für einige Batzen den herrlichen Fund und verhandelte ihn dann für ſechszig

tausend Schweizerfranken nach England. Eine Menge anderer wichtiger Schriften sollen von den ausgewanderten Mönchen nach Colmar und Inspruck verschleppt worden sein. Hiefür war Freiheit! — —

VI.

Rotteck und Welcker.

Eine Skizze

von

Th. Mundt.

Die Universität Freiburg galt eine Zeitlang gewissermaßen als das Papstthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Professoren von Rotteck und Welcker, die als Lehrer dieser Hochschule jetzt in den Ruhestand versetzt sind, ein Opfer, das sie ihrem landständischen und publizistischen Wirken gebracht haben. Beide Männer sind Charaktere im seltensten Sinne dieses Wortes, und ihre Namen, auf die Deutschland stolz zu sein Ursache hat, werden unsterblich sein als Denkmal des großen Versuchs, welchen der deutsche Geist mit sich angestellt hat, um sich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker sind unter einander sehr verschiedenartig, sowohl in ihren Persönlichkeiten, als selbst in ihren Ansichten und Richtungen, wie in deren Begründung. Nur der nächste praktische Zweck, welcher jetzt der Geschichte gewissermaßen vor Augen liegt, ist, außer ihrer persönlichen Freundschaft, das gemeinsame Band, das

sie zu einer festen Stellung zusammenstehen läßt. Sonst, wenn sie die ihnen gemeinsamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That sich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden sie vielleicht eine große Abweichung von einander darstellen, die jetzt, wo sie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutschen Lebens sichtbar werden, sich nicht geltend macht.

Rotteck ist eine kleine, gedrungene Gestalt, von einem entschiedenen, festen Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig ist, und in dieser Verschmelzung der Strenge mit der Geschmeidigkeit gerade das eigenthümlichste Wesen dieses Mannes charakterisirt. Das Hervorstechende in allen Dingen ist bei Rotteck der Charakter, und so verräth er auch in seinem Aussehen, wie in seinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philosophen, denn was diese letztere Seite an ihm anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß er durch sein philosophisches Vernunftrecht, mit dem er Alles basiren will, der Begründung seiner Ideen gewiß mehr schädlich als nützlich gewesen. Aber die persönliche Charakterentschiedenheit ist es, welche Rotteck auf eine in Deutschland seltene Weise auszeichnet, und die der Betreibung der deutschen Angelegenheiten in der angestrebten Richtung so nothwendig war. Mit seiner Entschiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir scheint, ein eigenthümliches diplomatisches Talent, nicht nach der innern Seite seiner Ideen zu, denn diese steht an ihm unbeweglich fest, sondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, diese Ideen geltend zu machen und durchzusetzen wider die Gegenpartei. Dies hat in der Wirkung für die Sache ohne Zweifel häufig sein Gutes

gehabt, und man kann auch fragen, wozu denn den Leuten der Reaction und des legitimiſtiſchen Ultrathums allein die Vortheile der Diplomatie überlaſſen bleiben ſollen? Rotteck's diplomatiſirende Klugheit hat ſich oft in Witz und ſelbſt in glänzende Sophiſtereien gekleidet, um Gegenmeinungen aus dem Felde zu ſchlagen, aber in dem Augenblick eines ſo errungenen Sieges behauptet er auch ſogleich wieder ſeine Republikaner-Schroffheit, mit der er die ihm eigene Meinung aufbaut und begründet. Und es dünkte mich, als vereinigte eben ſein Geſicht und das tief liegende feurige Auge alle dieſe verſchiedenen Elemente ſeines Charakters, dieſe Beweglichkeit und dieſen Widerſtand, dieſe Ruhe und dieſe Reizbarkeit, dieſe Milde und Feinheit, dieſe kräftige Entſchloſſenheit und niederblitzende Kraft. Alſo recht ein Geſicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer hiſtoriſchen Wirkſamkeit ſchon in der ganzen Erſcheinung ausgeprägt.

Seinen drei und ſechzig Jahren nach ſchon ein greiſer Veteran des deutſchen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, alſo zu einer Zeit, wo der Breisgau noch öſterreichiſch war, hat doch Rotteck noch ein ſo jugendlich kräftiges Ausſehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann ſich ſagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die ſeinige, welche gewiſſermaßen im Reiche der Ideale verblieben iſt und noch heute nur der Zukunft angehört, länger den Geiſt der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Friſches und Leuchtendes, das von der Sehnſucht und dem Kampf herkommt, über ihre Geſtalten ausbreitet. Der Umſtand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oeſterreicher, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Miſchung der Richtungen, die

man an ihm so charakteristisch wahrnimmt. Namentlich ist der Oesterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat sich blos von dem Vernunftrecht durchdringen lassen müssen, wodurch denn diese Temperatur von Oesterreicher und Radicalen als Niederschlag geblieben. Alle die österreichische Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Persönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenusses, zum Theil auch eine gewisse jenem Naturell angehörige Beschränktheit in manchen Ideenverbindungen, sind an ihm in dieser Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite besitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der französischen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weise, denn man würde ihm selbst wie seiner Richtung sicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen absichtlich französirenden Charakter erblicken wollte. Obschon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben scheint, daß er an dem deutschen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, so ist doch dabei von französischen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neuesten französischen Verhältnisse gesprochen hat, einen Franzosenhasser nennen, und er ist es in Bezug auf diese Nation, wie sie unter der Regierung Louis Philipp's dasteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutsch geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelsten und redlichsten Deutschen auf dem Kirchhof des Père Lachaise die Schlummerstätte bereitete, so glaube ich doch, daß in seines Wesens Tiefe Rotteck ein beständig liebendes Gemüth für seine Nation hat, wie selbst Börne es

hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutschen Wissenschaft genährt und dies befestigte seine Richtungen, daß sie nicht in die Irrthümer Börne's sich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in seinem geisterhaft durchzuckten Nervensystem zu viel prophetische Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landständischen Wirksamkeit in deutschen Kammern seine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing schon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung sich sein Grab gegraben, während der Andere, am Abende seines Lebens die Rüstung abwerfend, mit der er so lange in Kampf und Noth gestanden, eine Besiegung erlitten hat, die er sich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenstillstand ist, wenn auch, wie es scheint, ein sehr langwieriger. —

In neuester Zeit ist Rotteck in gewissen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falsche oder eine künstliche ist, oder beides zusammen genommen. Dies ist vornehmlich sein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den kölnischen Wirren an den Tag gelegt hat, und das sich in mehrfachem Betracht als ein schiefes darstellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik ist, so konnte ihn doch sein eigenes religiöses Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch seine bekannte Streitschrift über den Erzbischof von Köln und das Verfahren der preußischen Regierung wirklich in dieser Frage eingenommen hat. Er sagt zwar, daß er diesen religiösen Handel einfach vom Standpunkt des positiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt sich darunter eine verkappte politische Opposition,

die mit der Sache selbst eigentlich nichts gemein haben sollte, und wodurch seine Auseinandersetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falschen Sache zu halten, nur um eine persönliche Gegnerschaft auszufechten, ist eine eben so unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geschichte oft gerade ihre bedeutendsten Charaktere hineindrängt, aber diese Falschheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verschiedenen falschen Positionen der Geschichte betrachtet, so muß man sich für alle Dinge die Lehre daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichste, sondern auch das Gefahrloseste in der Welt ist, bei einer zweifelhaften Stellung lieber mit den Personen zu brechen und die persönlichen Regungen und Beziehungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache sich zu verbinden, da sowohl die Wahrheit der Sache als ihre rächerische Gewalt sich am Ende mächtiger als alles Uebrige erweisen. Rotteck steht in einer persönlichen Beziehung zu dem Geist der preußischen Verwaltung, deren Mißgefühl er hätte aufopfern sollen, anstatt es dem Katholizismus und dessen verrotteten hierarchischen Interessen zu Gute kommen zu lassen. In Süddeutschland stößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein spöttisches Lächeln verursachte, jetzt auf Einmal als ein Fahnenbild gegen Preußen emporschwingen, und ihre ganz weltlichen politischen Abneigungen geltend machen unter dem Geschrei des religiösen Fanatismus und mit der orthodoxen Miene des Kirchenrechts. Es ist aber unthunlich, einem Staat persönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblitz zu warten braucht, um

in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchſte Aufwand der Oppoſition in den einzelnen Perſönlichkeiten vielleicht gefordert hat. Rotteck befindet ſich nicht in einer ganz ſo bizarren Stellung zu dieſer Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als ſolcher bedeuten? Er kann und mag für ſich ſelbſt ein guter Katholik ſein, aber er verwickelt ſich auf eine heilloſe Weiſe mit ſeiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholiſchen Liberalismus zurecht macht, welcher am Ende derſelben römiſchen Partei dient, deren heldenmüthigſter Widerſacher Rotteck vordem geweſen. Man weiß ja von ihm, daß er ſelbſt es war, welcher auf der erſten Kammerverſammlung nach der neugegründeten Verfaſſung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholiſchen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutſchen Nationalkirche, die unabhängig daſtehe von den Umtrieben römiſcher Hierarchie, in Bewegung ſetzte. Damals gab die Veranlaſſung dazu der von Rom angezettelte Handel mit dem Biſthumsverweſer von Conſtanz, dem Freiherrn von Weſſenberg, welcher im Verein mit Karl von Dalberg reformatoriſch in den katholiſchen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich dieſe Anregungen erfolglos, wenn ſchon die badiſche Regierung zu jener Zeit die freiſinnigſte Stellung zur katholiſchen Kirche zu behaupten ſuchte. Heut aber, wo in ähnlicher Conſtellation die Frage von einer deutſchen katholiſchen Nationalkirche ſich erneuert, wendet ſich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt ſich dazu her, für daſſelbe Vorpoſtenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengeſetzten Seite im Haupttreffen ſtehen ſollte. Dieſer

improviſirte Katholizismus Rotteck's macht jetzt um ſo mehr einen ſeltſamen Eindruck, als es noch nicht ſo lange her iſt, daß er wegen ſeiner Weltgeſchichte von der katholiſchen Partei ſelbſt auf das Heftigſte angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verſchrieen worden. Sein Geſchichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholiſchen Jugend in gewiſſen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation ſich in dieſem Buche ſo vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargeſtellt fand. Auch zeigte ſich Rotteck der Geſchichtsſchreiber ſtets als ein Bewunderer Joſeph's II. und feierte gerade die entſchiedene und freie Stellung, welche ſich dieſer Kaiſer Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oeſterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'ſche Katholizismus iſt jedoch nur eine Demonſtration, und wird hoffentlich wieder verſchwinden, wie andere künſtliche Demonſtrationen, zu denen ihm früher ſogar die Weltgeſchichte das Relief abgeben mußte, aus ſeinem großen Geſchichtswerk ſelbſt verſchwunden ſind. Rotteck beſaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesſtimmung in die Geſchichte hinein zu tragen, indem er Geſchichte ſchrieb nicht nur mit Rückſicht auf Recht und Politik, ſondern auch um die Angelegenheit der nächſten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politiſches als hiſtoriſches Naturell macht ihn auch in der Geſchichtsſchreibung häufig blos zum parlamentariſchen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Abſichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie ſie zu einem momentanen Zweck ſcheinen und wirken ſollen. Die Gewalt ſeines Charakters, der beſtändig von dem Reiz

des fortschreitenden Lebens pulsirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geschichte immer den subjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, sich ganz an die Objectivität der Gestalten und Verhältnisse gefangen zu geben. Solche zeitgemäßen und zeitgeistigen Behandlungen gewisser Geschichtsepochen müssen aber auch dann wieder mit der Zeit verschwinden. Dies weisen die verschiedenen Auflagen der Rotteck'schen Weltgeschichte nach. In der ersten Auflage dieser Weltgeschichte, die zur Zeit der Universal-Tyrannis Napoleon's geschrieben wurde, ist besonders die alte Geschichte merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Besprechung der Tagesangelegenheiten in Deutschland verboten war, sondern auch schon jede historisch freie Aufrollung der neuesten Geschichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geschichte zurück, und schleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart seine Blitze, welche in die nächste Nähe treffen sollten. Oft gab er auch in seiner Geschichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatsachen Antwort auf persönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längst vergangenen Ereigniß die Interessen seiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in seinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organisirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften sind Handlungen, und sein Griffel ist ein zweischneidiges Schwert, das stets zu siegen trachtet. Bei einer solchen Geschichtsschreibung, die auf den praktischen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Historie eine künstliche und aus fremden Elementen gemischte Seele eingesetzt, aber da der praktische

Zweck auch wieder ein ideeller iſt, und mit den höchſten Zwecken der Menſchheit übereinkommt, ſo wird die Illuſion dabei immer auf einer urſprünglich edeln und ſchönen Miſchung der Lichter beruhen.

So ſollte denn auch die öſterreichiſche Miſchung, die in Rotteck's Weſen verborgen lag, noch am Ende ſeiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und ſogar als von einer Art der Bekehrung über ſich reden machen. Dies iſt die Zuſammenkunft, die Rotteck im vorigen Jahre mit dem Fürſten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie ſie es in gewiſſer Hinſicht auch wirklich iſt, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Mährchen entſtellte. Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rotteck's an öſterreichiſchen Einfluß erkennen wollte, ſo iſt das eben ſo falſch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur inſofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironiſche Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche ſich mit dem Reiz, mit dem ſich alle entſchiedenen Gegenſätze berühren, auf das Leiſeſte eine Sympathie andeutete, an deren thatſächlicher Ausbildung unter gewiſſen Umſtänden ſich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutſchland eintreten ſollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den öſterreichiſchen Einfluß einen andern, ihm feindlich und verderblich geltenden zurückſchlagen könnte, ſo würde er vielleicht jener Sympathie, von der er nur durch Geburt und Naturell einige allgemeine Züge an ſich trägt, freien und vollen Lauf laſſen, und dadurch, da mit ſeinen eigenſten Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich iſt, wiederum in

eine ſolche künſtlich gemiſchte Stellung hineintreten, die wie ein Schickſal über ſeinem Haupte zu ſchweben ſcheint. Rotteck hatte ſeltſamer Weiſe ſchon immer Urſache, in perſönlichen Beziehungen mehr mit Oeſterreich als mit andern deutſchen Staaten zufrieden zu ſein, beſonders was die Duldung ſeiner Schriften anbetrifft. Dieſe ſind zwar in Oeſterreich verboten, wie dort vorausſetzungsweiſe jedes ins Land kommende Buch es iſt, aber es iſt doch erlaubt, ſie gegen Revers, wie man dort ſagt, zu beziehen, und dies geſchieht mit ſo außerordentlich reger und ungehinderter Theilnahme, daß es vielleicht keinen andern deutſchen Staat giebt, in dem nicht nur Rotteck's Allgemeine Geſchichte, ſondern auch namentlich ſein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften in ſo zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in den öſterreichiſchen Landen. Dies und Anderes hinzu genommen, begreift man wenigſtens das Verführeriſche der Situation, von der ich hier reden will, und die in den deutſchen Journalen ſo falſch und zweideutig beſprochen worden. Man hat geſagt, Rotteck ſei nach Wien gegangen, um ſich von Metternich gewinnen zu laſſen, und habe zunächſt die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Unwillkürlich mögen auch ſolche Nebengedanken in die Situation ſelbſt ſich verweben; denn giebt es nicht in ſolchen Perſönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menſchlichen Charaktere gegenüber zu treten wiſſen, eine gewiſſe ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden ſpröden Widerſtand doch zuletzt abſchleift? Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenſchaft dieſes Edelſteines iſt, in einen elektriſchen Zuſtand gerathen, ſchwerlich aber

ſein ganzes Weſen danach verändern. So hat er es auch ruhig geſchehen laſſen, wie Ununterrichtete dies Zuſammentreffen entſtellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutſche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne ſeiner Art muß es freilich gleichgültig ſcheinen, falſche Anſichten über ſich verbreitet zu ſehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es ſtände ſchlimm mit Deutſchland, wenn es von den Kleinkrämerintriguen dieſes moraliſch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweiſen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeſchichtliches Intereſſe haben.

Rotteck begab ſich in der Mitte vorigen Sommers nach Wien, lediglich in der Abſicht, ſeinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen mediziniſchen Anſtalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürſten Metternich dort zu ſehen. Vielmehr hatte er ſich für ſeinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeſchnitten in der Leopoldſtadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu beſuchen, kam ihm durch dieſen ſelbſt, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürſten naheſtehenden Mannes, es ſogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerſtanden, obwohl man ihm geſagt, daß ſich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien geweſen, ohne ihm einen Beſuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegenſätze, die ſich ebenbürtig ſind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch

mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entschiedenen Gegenüberstehen, und man würde sich nicht wundern, sie im Angesicht ihrer feindlichen Heere die Rüstungen vertauschen zu sehen, gleich jenen beiden trojanischen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgesehen war, so tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternich's in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Besuche des Fürsten auf eine bestimmte Stunde ein. Die Zusammenkunft, die zuerst in der Stadt wegen geschäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternich's in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Gespräch lenkt sich sogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, sein politisches System, das System eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt sein Prinzip der Stabilität als durch die psychologischen Bedingungen des menschlichen Geistes und des Volksgeistes selbst gegeben. Gegen den Liberalismus aber spricht er sich mit Entschiedenheit aus als gegen ein Heuchelsystem, das eigentlich Doctrinarismus sei, und das sich stets hinter Unbestimmtheiten verstecke. Er wisse den Unterschied zu machen zwischen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber sei als der erstere, weil er sich so greifbar zeige, daß man wisse, woran man mit ihm sei: eine Bemerkung, welche sich aber die Radicalen schwerlich als eine Gunst auslegen werden, da diese Gunst nur ein Mittel wäre, ihre Personen desto leichter verschwinden zu machen. Im andern Sinne aber selbst ein Liberaler zu sein, möchte auch Metternich nicht in

Abrede geſtellt wiſſen, wobei Einem einfällt, daß ſich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demſelben Recht einen Conſervativen nannte. Rotteck nun unternahm es ſeinerſeits ebenfalls, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn dieſe Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher ſich die Zuſammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, ſo läßt ſich doch daraus ermeſſen, welche intereſſante Lichter auf den gegenwärtigen Zuſtand der Parteien und Meinungen in Deutſchland fallen würden, wenn man die Unterredung beider Männer vollſtändig beſäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde ſich daraus mancher Aufſchluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geiſteszwang, den fortwährend zu beſtürmen ein Hauptverdienſt Rotteck's iſt, ließe ſich nicht als ein allein ſtehendes Krankheitsphänomen, ſondern im Zuſammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und ſeinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten ſich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürſten Metternich zum Kaiſer Franz, die beide zuſammen ein wahrhaft und organiſch zu einander paſſendes Paar abgegeben, und in dieſer Gruppe, die ſie bildeten, eine ſo merkwürdige und verhängnißvolle Phaſe des modernen Geſchichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt ſein Daſein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in

der sich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des süddeutschen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, sein Studirzimmer, das man nicht leicht eben so geräumig bei einem andern Gelehrten findet, ist ein großer Saal, in dem man sich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlassen kann. In seinem Gesellschaftszimmer sieht man eine Aufstellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewissermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In seiner Rede ist Rotteck immer lebendig und anziehend, und ersetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünstige und oft undeutliche Organ versagt, welches letztere ihn auch in der ständischen Kammer, wo man seinen leisen und doch mächtigen Worten stets mit der größten Aufmerksamkeit zu lauschen pflegte, niemals an seinem Einfluß gehindert hat. Im Gespräch überrascht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht selten ihren scharfen Stachel in sich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austausch von Bemerkungen über die Amnestie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiser Ferdinand erlassen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derselben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und sich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber aussprach: „Man sehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoralisirt seien, daß man sich über etwas freuen müsse als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der Menschlichkeit sei, die sich eigentlich ganz von selbst verstehe, und zu allen Zeiten durch die einfachste Humanität

geboten worden sei*)." — Wie richtig dies aber auch von Rotteck bemerkt sei, so bleibt es doch immer, wenn man unsere Zeit und uns selbst betrachtet wie wir einmal sind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geschieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menschlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der wesentlichsten Beschäftigungen Rotteck's bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, so wie sein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt sind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumstände gesteckten Gränze, den Vereinigungspunkt abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und

*) Es ist bemerkenswerth, daß mit dieser einfachen, freien und natürlichen Auffassung einer politischen Amnestie Metternich selbst vollkommen übereinstimmt, denn in einem seitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürst Metternich an den bekannten hessischen Deputirten E. E. Hoffmann gerichtet, sagt er über die mailänder Amnestieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiser hat einen Act der Gnade zu Gunsten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlassen. Er konnte dies im vollen Gefühl seines Rechts wie seiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des sechsten September die österreichische Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung stellen sollte, so würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moralischen Lage des Kaiserreiches sein; eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle sind, häufige Beweise einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie sehr in unserer Zeit das Geschichtliche und somit das Thatsächliche durch schale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abstractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom sechsten September gehört in unserm Regierungssystem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, die auf den Effect berechnet wären." —

in den gemeinſam herausgegebenen Zeitſchriften für ſich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenoſſen fanden. In dieſer Arbeit bethätigt ſich zugleich vor dem Publikum ein Freundſchaftsverhältniß beider Männer, das um ſo erfreulicher und heilbringender iſt, als es zum Beſten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerſchaft ſich zu dieſem feſten Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach ſeiner bekannten demagogiſchen Verdächtigung in Bonn, deren Geſchichte er ſelbſt actenmäßig dargeſtellt hat, von ſeiner dortigen Profeſſur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Univerſität von Freiburg kam, ſchien die Verſchiedenheit, die zwiſchen ihm und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der perſönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulaſſen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufſchwung, welchen im Jahr 1831 das conſtitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinſam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

Welcker iſt eine große, Achtung gebietende Geſtalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, ſinnendes Geſicht, mit ſchönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiöſen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht beſſer bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philoſophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich ſein Gegenſatz von dem einſeitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretiſchen Durchdringung der Gegenſtände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieſer ihn in der praktiſchen Handhabung derſelben. Ferner beſitzt Welcker eine mehr poſitive Anſicht von Preußen

und der fortdauernden Bedeutsamkeit dieses Staats für die deutschen Verhältnisse überhaupt, und theilt in seiner entschieden protestantischen Richtung weder die österreichischen noch die katholischen Sympathieen seines Freundes Rotteck, wie auch immer es beschaffen sein möge mit dem Katholizismus des letzteren. Bei Welcker herrscht ein rein christliches Fundament vor, auch in seinem Verhältniß zur Zeit, indem er selbst seinen Liberalismus auf christlicher Grundlage aufzuführen gesucht hat, und, ein protestantischer La Mennais, obwohl sonst hinlänglich von ihm verschieden, doch wie dieser die Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Christenthum als in dessen ursprünglichster Natur gegeben behauptet. In diesem Sinne ist das Ideal seines Lebens die Entwickelung eines christlich-germanischen Staatsrechts, zu dem auch sein bekanntes Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man nicht sagen kann, daß eine organische Einheit der Anschauung in Bezug auf Staat und Gesetzgebung daraus hervorspränge. Vielmehr entsteht eine Mischung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von einer durch das Christenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters und von neumodischer constitutioneller Praxis, welcher Mischung man zwar eine gewisse geistige Größe und Wahrheit nicht ableugnen kann, deren Realität und Verwirklichung aber zu ungewiß ist, um sich Trost für die Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu entnehmen. Welcker ist indeß kein Träumer, oder wenn er es ist im höheren Sinne des Wortes, so verbindet er doch damit zugleich den praktischen Muth, seinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktischen Wirksamkeit dieses edlen und ausgezeichneten Mannes ist

freilich immer das Gemüth vorherrschend gewesen, und dies hat ihm sowohl den heiligen Ernst und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungestüm, womit er oft seine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenossen, und selbst Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch seine zu leidenschaftliche Hingebung an das Volksinteresse dem nächsten Zweck der Sache geschadet habe, aber dies wiederfährt oft Gemüthsmenschen seiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in sich selbst besitzen als alle übrigen, aber, weil sie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffassen und ergreifen, dadurch nicht selten der Leidenschaft des Augenblicks zu dienen scheinen. Hingerissen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum so rücksichtslos ist, vergreifen sie sich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens und laufen Gefahr, daß selbst der Unbedeutendste, blos weil er kälter geblieben, sie meistert. Welcker hat aber auch in praktischen Dingen oft die glorreichsten Erfolge davon getragen. Er erschien zuerst als ständischer Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfassungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geistes überhaupt, zum ersten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und sein Dasein dem Regierungsantritt des constitutionell gesinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welcker's Beredsamkeit in der Kammer zeichnete sich besonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, so soll auch dies nicht selten dazu beigetragen

haben, seinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker besonders seine berühmten Motionen auf vollständige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organischen Einrichtung des deutschen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rausch des deutschen constitutionellen Liberalismus. Diese Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeschlüsse vom Junius und Julius 1832 in ihrem Gefolge, und die späteren Landtage gestalteten sich immer mehr unter dem Einfluß dieser Reaction gegen das constitutionelle Leben, bis man endlich jetzt dahin gekommen ist, nur noch wie an einen Traum oder wie an ein längst verklungenes Mährchen zurück zu denken an jene Tage, wo in Deutschland die laute Rede erschollen war von allen den hohen Dingen, die sich Verfassungsmäßigkeit, volksthümliche Wahlen, Preßfreiheit, gesetzliche Steuerverweigerung, Ministerverantwortlichkeit, und so weiter, nannten. Der von Rotteck und Welcker dargestellte Liberalismus gilt jetzt selbst bei vielen Liberalen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für ein nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den besiegten Liberalismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! Die Liberalen selbst haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus für jetzt zu einer beschimpften und verlorenen Angelegenheit zu machen, nicht blos durch ihre Uebertreibungen, sondern auch durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesänderungen, die in ihren Reihen vorgefallen und fast niemals mit Würde, meistentheils mit einem ekelerregenden Cynismus vollbracht wurden. Indessen wird man doch niemals dem

conſtitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abſtreiten können, die nothwendige Durchgangsſtufe der modernen Staatenbildung zu ſein, und ſein pädagogiſches Verdienſt um die Volksentwickelung wird ſtets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr geweſen, wächſt noch heute geſchichtlich weiter mit der entſchiedenſten Sicherheit, ſollte es auch auf der entgegengeſetzten Seite und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geſchichte, welcher die Freiheit des Menſchengeſchlechts iſt, giebt es keine ausſchließlichen Formen, um dieſelbe zu verwirklichen, und es iſt auch kaum zu glauben, daß die conſtitutionelle Form ſchon die poſitive Darſtellung dieſes größten Endzwecks ſei. Welcker ſelbſt, obwohl ein Hauptrepräſentant des conſtitutionellen Liberalismus, hat dieſen Glauben an den productiven Reichthum der geſchichtlichen Formen, wonach man ſich beruhigen kann bei jeder Form, wenn ſie nur den Inhalt der Freiheit darſtellt. Rotteck, in Deutſchland der conſequenteſte Vertreter des mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig ſein an die Zukunft der Geſchichte, an den guten Willen des Schickſals, dem andere ſorgloſe Naturen Alles anheimſtellen.

VII.

Blüthe und Verfall der chriſtlichen Malerei in Italien.

Von

Julius Moſen.

Kurz vor und im peloponneſiſchen Kriege, wo die Macht und Herrlichkeit der griechiſchen Freiſtaaten auf ewig zuſammenbrach, und in Sokrates und Plato die Vorahnung des neuen Princips der künftigen Geſchichte ſich ausſprach, gedieh die alte Welt, die Naturſeele, durch die Kunſt in idealer, äußerer Schönheit zu ihrer Vollendung. So vollendete ſich auch der Geiſt des Mittelalters in der Malerkunſt auf dem Wendepunkte, wo ſich das chriſtliche Mittelalter endigte und die neueſte Zeit hereinbrach mit ihren Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei, mit der Entdeckung von Amerika und mit der Reformation.

Inwiefern die Weltgeſchichte mit Abſtreifung der mittelalterlichen Idee eine neue ſuchte, um welche ſie ſich bewegen ſollte, ſchlichtete ſich von ſelbſt der Kampf des Papſtthums mit dem Kaiſerthum. In gleicher Nothwendigkeit der Folge geſchah es, daß in den Städten und an den Höfen Italiens

und Deutschlands und anderer Länder zugleich, und überall die tausendjährige Aloë des mittelalterlichen Lebens zur Blüthenkrone der Kunst empor schoß.

Es machte sich jetzt das alte Gesetz geltend, daß die in der Freiheit entsprossene und heran gewachsene Kunst nach dem Tode dieser ihrer Mutter hoffähig wird.

Bald sehen wir jetzt Papst, Kaiser und Fürsten als die großen Schutzherrn der Kunst; zunächst die Mediceer in Florenz, in der alten, heiligen Kunstwerkstätte.

In dieser Blüthenepoche tritt uns dort zunächst entgegen Leonardo da Vinci, ein herrlicher Mann, wunderbar ausgerüstet mit allen Gaben des Daseins an Geist und Leib.

Bei seiner ganzen Erscheinung und seinem Drang, das verschiedenartigste menschliche Wissen zu erfassen und zu bewältigen, denkt man wie von selbst an Goethe, so wie dieser auch seine Wahlverwandtschaft mit Leonardo in dem Bekenntniß, daß er sich doch am meisten von ihm angezogen fühle, zu ahnen schien.

Seiner vorherrschenden Seelenrichtung nach zart und schwärmend wie Goethe in Werther und Clavigo, und in seinen Frauengestalten fast sentimental, verbindet er diese Stimmung der Seele, welche ihn zur umbrischen Schule hinneigt, mit der Kraft des Gedankens der toscanischen Richtung.

Das ganze Leben, von dem gemeinsten und verworfensten bis zu dem edelsten Menschen und bis zu dem Erhabenen und Göttlichen, handhabte er wie ein Componist sein Handclavier.

Wie er, so erscheinen seine Gemälde und Compositionen tief, mild, schön und edel! —

Leonardo da Vinci, welcher von Florenz nach Mailand und später nach Frankreich ging, starb hier in den Armen seines Freundes Franz des Ersten.

Bernardino Luini, sein Schüler, ist seinem Meister am treuesten nachgefolgt.

Zugleich entwickelte sich in Florenz der gewaltige Genius Michael Angelo Buonarotti, welcher nur zwei und zwanzig Jahre jünger war als Leonardo da Vinci. Er war Anatom, Architekt, Bildhauer und Maler, in jeder Eigenschaft Meister. Wie von einem Dämon erschaffen, herein gestürzt in das Leben, sind seine Gestalten die Träger so wie erhabener Leidenschaft, so des tiefsinnigen, ruhigen Ernstes. Papst Julius der Zweite beruft ihn nach Rom; — dort findet er Raum, die sixtinische Kapelle an den Wänden und den Decken mit seinen Schöpfungen zu beleben; mit den Geschichten der Genesis das Spiegelgewölbe, mit den Propheten und Sibyllen die Stichkappen, mit den Ahnen der heiligen Jungfrau die Bögen darunter über den Fenstern; Alles in einer wunderbaren, architektonischen Zusammenstimmung. Diese riesige Arbeit war in drei Jahren vollendet. In seinem sechzigsten Jahre malte er auf die Hinterwand dieser Kapelle das jüngste Gericht — übermächtig, titanisch in den Gruppen der Verdammniß.

Von seinem Sterbelager aus sah er die Kuppel der Peterskirche, welche er erbaute, emporsteigen. Das spirituelle Princip des alten Testamentes erfaßte er so gewaltig, daß man sagen könnte, er habe die Geister desselben, den zornigen, eifrigen Gott und seine Propheten gezwungen, in der Kunst

sich zu verleiblichen. Selbst sein Christus in dem jüngsten Gericht ist nicht der Heiland der Christen, sondern der junge Jehovah, der die ganze abtrünnige Welt, mit den Gottlosen zugleich Petrus und Paulus zu verdammen scheint.

Kann man den Michael das kunstverklärte alte Testament nennen, so ist Raphael das neue Testament.

Aber immer noch heben sich aus dem florentinischen Leben herrliche Meister der Malerkunst empor, so Baccio della Porta, als Mönch im Dominikanerkloster in S. Marco von Florenz, Fra Bartolommeo genannt. Er ist in seiner Milde Leonardo da Vinci ähnlich; das Element der katholischen Religion ist in seinen Bildern zu menschlicher Anmuth und Würde ausgeprägt. Er war der Freund des unglücklichen Savonarola, nach dessen Hinrichtung er in das Kloster ging und dort vier Jahre lang hinbrütete in seinem Schmerz, bis der junge Raphael freundlich zu ihm ging und ihn wieder zur Kunst aufrichtete. Er hauchte seinen Schmerz und zugleich sein Leben aus in dem berühmten, Grau in Grau gemalten Altarbilde in Lucca, in der Madonna della Misericordia, welche fromme Menschen mit ihrem Mantel vor dem Zorn Gottes schützt. Dieses Bild ist auch insofern bedeutend, als hier subjectiv gelöst werden soll, was Raphael objectiv hernach gelöst hat. Ist in Michael Angelo der Spiritualismus des Christenthums verdammnißfreudig, so sucht hier das sensuelle Princip in der Madonna die arme sündige Welt der Verdammniß zu entziehen.

Neben ihm hat sich sein Freund Mariotto Albertinelli durch die Ausbildung seines Styls zum Einfachen und Großartigen und durch die Wärme seiner Farbe ausgezeichnet; — ihm zur Seite steht der kindliche, phantasien-

reiche Andrea Vanucchi, Andrea del Sarto genannt, mit ſeinen ſchönſten Arbeiten im Vorhof der Kirche S. Annunciata in Florenz, in der Madonna del Sacco über dem dortigen Kloſterhof und in ſeinem Oelgemälde in Dresden: das Opfer Abrahams.

Eben ſo begann Ridolfo, der Sohn des Domenico Ghirlandajo, in der Kunſt empor zu ſtreben. Sein Freund Raphael ſuchte ihn zu bereden, in Rom Theil zu nehmen an den Arbeiten im Vatican. Ridolfo blieb in Florenz und malte nicht mehr.

Es war kurz vor der Reformation, wo die päpſtliche Macht ihren höchſten Glanzpunkt erreicht hatte, zu eben derſelben Zeit, wo mit dem Mittelalter die Skepſis der neuen Zeit den langen Kampf begann, der bis zu dieſer Stunde fortdauert.

Der Jüngling aber, in welchem die Kunſt des Mittelalters ihre Spitze erreichen ſollte, iſt

Raphael.

Als Schüler des Pietro in Perugia begann er in der ſchönen, zarten, lyriſchen Stimmung der umbriſchen Schule ſich auszubilden, ſo daß ſein Genius, indem ſpäter in Florenz die toscaniſche Richtung ihn mächtig ergriff, durch dieſe Gegenſätze geſteigert zur Verſchmelzung des ſenſuellen und ſpirituellen Princips, das Höchſte in der italieniſch-chriſtlichen Kunſt zu löſen vermochte.

Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling wurde er von dem Papſt Julius II. nach Rom berufen, wo er mit Michael Angelo zuſammenkam, ein Genius zu dem andern.

Es war, als wenn die durch das Chriſtenthum durchſeelte Natur durch ihn und ſeine Werke ſich erlöſen wollte

aus den Fesseln der Endlichkeit, der Sünde, der Strafe und Verdammniß in das ewig selige Reich der Idee. Ein wunderbar gnädiges Schicksal hob ihn mit leichter Hand über seine Zeitgenossen hoch empor zur Verklärung.

Seine großen Freskogemälde an den Wänden und an den Decken von drei Zimmern und in einem Saale im Vatican verherrlichen den Triumph der Kirche.

Die Reihenfolge der Freskogemälde an der gewölbten Decke der Logen im Vatican ist die in Bildern zur Anschauung gekommene Bibel.

Die Zeichnungen zu den Tapeten enthalten das Leben der Apostel.

Wie er in diesen großen historischen Gemälden alle Richtungen der italienischen Kunst vereinigt, so hat er wieder das Höchste gelöst in seinen Madonnenbildern, vor allen in der Madonna del Sisto, jetzt auf der dresdener Gallerie. Wie einst Phidias in seiner Statue den olympischen Zeus, so hat Raphael die Mutter mit dem Kinde in Linien und Farbe als höchsten Inbegriff der Weiblichkeit zur leiblichen Anschauung gebracht.

So hatte Raphael das Alles vollendet. Die Religion war einst wie in Athen in die Kunst aufgegangen; das Wort war in ihr Fleisch geworden.

Wie auch dort, so suchte die Kunst sich jetzt von ihr zu befreien.

So wie Raphael die religiöse Richtung der Kunst beschließt, so beginnt mit ihm die neue Bahn in seiner Geschichte der Psyche und in der Galathea an den Wänden der Farnesina.

In der Galathea scheint die Aphrodite wie vom Schlaf

erwacht, als die Ondina der alten Welt, welche eine christliche Seele erhalten hat, in neuem, eigenem Daſein, auf der Muſchel über das Meer hin der neuen Zeit entgegen zu jauchzen.

Doch ſchon nahte der Tod dem jungen Gott der Freude.

In ernſter Vorahnung ſeines Endes malt er die Verklärung Chriſti auf Tabor. Der Heiland ſchwebt hier in Licht und Seligkeit, erhoben über alle Zerriſſenheit, die Beſeſſenheit und alles Elend des niederen Lebens. Dieſes Bild iſt das letzte, welches er gemalt hat, als das höchſte Gedicht, welches nur ein Genius, der ſchon über dem Leben ſteht, empfinden und wiedergeben kann. Dieſes Bild, deſſen tiefe Poeſie und Wahrheit bis jetzt kaum Jemand ahnet, wird erſt in ſpäter Zeit verſtanden werden, wo ſich die Diſſonanzen des Chriſtenthums zur Harmonie auflöſen, wo die Sünde ein Irrthum, das Laſter eine Krankheit und der Tod die Geneſung ſein wird.

Dieſes Bild iſt eine gemalte Prophezeiung von dem neuen Weltenheiland, in welchem Raphael ihm zuruft das Stichwort: Licht und Freiheit!

Als Raphael ſiebenunddreißig Jahre alt war, ſtarb er; hinter ſeinem Sarge als Siegespanier ſtand dieſes Bild.

So herrlich hat er das große Werk der Jahrhunderte beendet und die neue Zeit begonnen.

Sein großer Schüler Giulio Romano, ſtürzt nach ſeinem Tode wie ein zügelloſes, ſchönes Roß in wilder, toller Freiheit dahin. Zu ſeinen kecken, wilden Schöpfungen fand er Raum in Mantua.

Kurz nach Raphael's Tode ward Rom von Carl von Bourbon erobert und geplündert. Die Greuel des Krieges

vertrieben die Jünger Raphael's aus Rom und zerstreuten sie in alle Gegenden Italiens.

Doch wie jeder Meister, welcher das Höchste in seiner Kunstrichtung erreicht hat, immer seine nachstrebenden Schüler zurückdrücken muß in die Manier, so Raphael seine Schüler, während die Werke Leonardo da Vinci's von selbst Schüler ihm heranbildeten, welche zur eigenen Meisterschaft gelangen sollten.

Antonio Allegri, von seinem Geburtsorte Correggio zubenannt, geboren 1494, erhielt seine Bildung zuerst in der Schule des Mantegna, ward jedoch daraus befreit und zu sich selbst gebracht durch die Werke Leonardo's.

Er ist der freigewordene Sensualist, der im Reiche der Farbe zwischen Licht und Schatten lacht und weint. Er ist der unübertroffene Meister im Zauberreiche des magischen Helldunkels. Mit wunderbar lebendigem Auge und leichter Hand verfolgt er die leiseste Bewegung der schönen menschlichen Glieder und Mienen in seinen Darstellungen.

Er empfindet wie ein schönes, lebhaftes Mädchen, das seine Schönheit kennt und damit ein wenig coquettirt. Man könnte ihn vergleichen mit Euripides, so wie Michael Angelo mit Aeschylus, Raphael aber mit Sophokles.

Sanguinisch lebt in ihm die vom ernsten Cultus der Kirche entfesselte Kunst sich aus.

Das religiöse Element ist selbst in seinen Gemälden, welche noch dem Cultus geweiht sind, von der Kunst ganz überfluthet.

Sein berühmtes Freskobild, die Himmelfahrt der Maria, welches die innere Kuppel des Domes in Parma einnimmt, ist ein Meer von wonnigen Gliedern.

Seine schönsten religiösen Oelgemälde, welche sich in der dresdener Gallerie befinden, scheinen nicht sowohl die Andacht, als vielmehr ein reines Wohlgefallen an schöner Gliederwendung und holdseligen Mienen in magischem Farbenspiel zu erwecken. Er sucht immer zu gefallen, zu rühren und zu entzücken.

Sein recht inneres, eigenes Leben kommt zum Vorschein in seinen mythologischen Compositionen, wie in dem Jagdzug der Diana im Saale des Nonnenklosters von S. Paolo in Parma, und in seinen Staffeleibildern, in der Jo, der Danae und in vielen andern, welche er wie im Jubel der fröhlichsten, harmlosesten, sinnlichen Lust auf die Leinwand hingegossen hat.

War so in Correggio der Sensualismus noch getragen vom Gemüthsleben, so ward jetzt die Kunst in Venedig einzig angezogen vom schönen leiblichen Dasein. Sie tritt aus dem mährchenhaften Dämmerlichte Correggio's in die freundliche Tageshelle des gegenwärtigsten Lebens. Das warme Sonnenlicht ist die Seele der venetianischen Malerkunst. Verleiblicht ist diese Kunstrichtung in dem Schmelz der Oelfarbe.

In den beiden großen Schülern Bellini's, Giorgio Barbarelli di Castelfranco (Giorgione genannt) und in Tiziano Vecellio kommt dieses Princip zum Durchbruch und zur höchsten Verklärung.

Wie das politische Leben der Republik Venedig kühn, mit einem morgenländischen, phantastischen Anstrich und doch in strenger Zucht eiserner Herrscherkraft, so ist das Leben, welches sich in den Gemälden Giorgione's ausspricht, in streng gebändigter Leidenschaft glühend und phantastisch in venetianischer, äußerlicher Pracht.

Sein tüchtiger Schüler war Sebastiano del Piombo, sein Nachahmer Jacopo Palma vecchio. Er starb sehr jung und mußte die Lösung seiner großen Aufgabe seinem Mitschüler und Nebenbuhler Tizian überlassen; das neidische Schicksal reichte ihm die Todtenkrone für den Siegeskranz.

In Tizian hat die Kunst sich ganz befreit von den Satzungen der Kirche in der Verklärung des Fleisches, im bittersüßen Gefühl der Sättigung am Genuß des leiblichen Daseins.

Mit Tizian, dem Freunde Arioſto's, schließt sich in Carl dem Fünften, dessen Zeitgenosse er ist, das Mittelalter ab.

In seiner Himmelfahrt der Maria, jetzt in der Akademie von Venedig, wird das irdisch schöne Weib vom Sturme empor getragen in die Arme Gottes.

Diese irdische Maria ist die Muse seiner Kunst.

Den höchsten Triumph des leiblich schönen Daseins in Licht und Farbe hat die venetianische Kunst gefeiert in einem seiner Venusbilder in der Tribune der Uffizien in Florenz, wo das göttliche, nackte Weib vor einem hellen Hintergrunde in klarem Licht auf weißem Lager in leuchtender Farbe und in süßer Genüge ihres Daseins hingegossen ruht.

Neben Giorgione und Tizian entwickelte sich unabhängig Giovanni Antonico Regillo da Pordenone in Composition ruhender und ruhiger Gestalten und in weicher Modellirung des Nackten.

Einer der vorzüglichsten Schüler Tizian's ist Jacopo Robusti, Tintoretto genannt, welcher sich einen eigenen Weg zu bahnen suchte. Sein Wahlspruch: „Die Zeichnung des Michael Angelo, Colorit von Tizian!" charakterisirt seine Gemälde, ohne daß er den Einen oder den Andern erreicht hat.

Zugleich mit diesen Nachfolgern Tizian's blühte die Kunst in Verona in edler, selbst großartiger Copirung des Lebens und der Natur mit tüchtiger Technik. Der Repräsentant dieser Richtung, welche das geistige Element der Religion, so wie selbst die zum Idealen gesteigerte Sinnlichkeit preis giebt und sich nur an die malerische Erscheinung der Gegenwart hält, ist vor Allen Paolo Caliari (Paolo Veronese).

Da er sich nach Tizian gebildet hat, so kann man ihn dessen Schüler nennen. Die große Auffassung des Lebens in seinen Gemälden, verklärt durch die Pracht der Farbe in den reichen Gewandungen, die Durchsichtigkeit in den Schatten und die Kraft des Lichtes, alle diese Elemente zusammen machen ihn vorzugsweise zum Historienmaler der Wirklichkeit.

Viele seiner Werke machen denselben Eindruck wie die historischen Festschauspiele des zu gleicher Zeit lebenden Shakspeare's, ohne daß man an den großen Humor dieses Dichters denken darf. Seine Gemälde geben die Poesie der irdischen Herrlichkeit wieder. Festpompe innerhalb geschmückter, architektonischer Räume mit prachtvollen Menschen, im Genusse ihres aristokratischen Daseins, bringt er mit Vorliebe zur Anschauung.

Von dieser Auffassung des wirklichen Lebens war nur ein Schritt zur Darstellung des gemeinen Lebens — zu den Genre-Bildern. Jacopo da Ponte (Bassano nach seiner Vaterstadt genannt) bezeichnet diese Stufe des Verfalls der italienischen Kunst.

Wie mit dem sechzehnten Jahrhundert das Mittelalter gleich einer reifen, mürben Frucht vom Baum des Lebens abfiel, so auch die italienische Kunst.

Mit dem Verfall derselben entsteht durch die Vermittlung des schnellfertigen Giorgio Vasari aus Arezzo die erste Akademie. Er ist zugleich der Geschichtsschreiber der italienischen Künstler.

In Florenz, Rom und in Siena schien um diese Zeit die Kunst wie die Flamme einer ausgebrannten Lampe zu verlöschen, und dennoch zuckte sie noch einmal hellleuchtend auf, ehe sie für immer verwehte.

Aus den Stürmen der Reformation hatte der Jesuitismus das Papstthum gerettet.

Eine große Restaurationsperiode beginnt und mit ihr in der Kunst die sogenannte Schule der Eklektiker und die Schule der Naturalisten.

Suchten die ersteren nach den verschiedenen älteren Malermeistern wie nach Mustern zu malen, so schlugen die letzteren einen neuen Weg ein in frappanter Auffassung der Wirklichkeit.

Lodovico Caracci sucht die Kunst wieder herzustellen mit seinen beiden Neffen Agostino und Annibale Caracci, mit welchen er in Bologna eine Kunstakademie errichtete und dort Unterricht ertheilte, wie er noch heute in unsern Kunstakademien ertheilt wird, nach Modellen und Gypsabgüssen und willkürlichen Kunstrecepten.

Unter ihnen hebt sich Annibale hervor, welcher mit Massen Wirkung zu machen suchte, wie später Bernini in der Baukunst.

Aus dieser Schule ging Domenico Zampieri, genannt Domenichino, hervor, in welchem der Geist der alten Kunst in schöner, heiterer Auffassung der Natur wieder lebendig zu werden schien, obschon er häufig wieder zu effecthaschenden Schaustellungen manierirt herabsinkt.

Sein Nebenſchüler war Franceſco Albani, deſſen Gemälde mit Vorliebe freundliche Kinderſpiele darſtellen; ferner Andrea Sacchi, deſſen beſtes Bild der heilige Romuald unter ſeinen Kloſterbrüdern im Vatican iſt, ohne jedoch mit den alten Meiſtern einen Vergleich aushalten zu können, vor Allen aber Guido Reni, welcher mit allen Eigenſchaften begabt war, welche nur je einen Menſchen zum Künſtler zu ſtempeln vermögen, und dennoch verſagte ihm die Ungunſt ſeiner Zeit die Erreichung des höchſten Zieles. In ſeinen Jugendwerken großartig, ſpäter ſchön und harmoniſch, leidet er an dem Streben nach einem Ideale, welches aus ſeiner Zeit entwichen war.

Doch hat er in ſeinem Deckengemälde im Palaſt Roſpigliosi in Rom — Aurora und der Sonnengott — vielleicht das Höchſte geleiſtet, was in dieſer Zeit möglich war.

In dieſem Bilde ſcheint das entwichene Ideal, das der Künſtler ſuchte, ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirn gedrückt zu haben.

Neben ihm ſteht Giovanni Franceſco Barbieri, genannt Guercino da Cento, in kräftiger Auffaſſung maleriſcher Momente in ſeinen früheren, und in weicher Anmuth in ſeinen ſpätern Bildern.

Wie die Schule des Caracci, ſo entſtanden anderwärts ähnliche Kunſtakademien in gleichen Richtungen; ſo in Mailand und in Rom, wo der idylliſche Frederigo Baroccio in zarter ſchöner Farbe malte. Auf gleiche Weiſe bildete ſich Criſtofano Allori in Florenz, welcher mit ſeinem Oelgemälde: Judith mit dem Haupt Holofernes — für immer zu den Meiſtern ſeiner Kunſt gehört.

Es war, als wenn aus Florenz, ihrem Stammhauſe,

die italienische Kunst nur schwer und schmerzlich sich trennen könnte.

Noch zuletzt bei ihrem Abschiede wird sie von treuen Jüngern umdrängt, unter ihnen ist Carlo Dolce, durch dessen Beinamen die Weise seiner Malerei sich charakterisirt, hervorstehend.

Er war der letzte Eklektiker, welcher mit Ehre genannt wird.

Länger als diese Schule erhielt sich die der Naturalisten, welche die Leidenschaft, wie sie sich auch zeigen mochte, darzustellen suchten, ohne Rücksicht auf Muster alter Bilder.

Sie charakterisiren das Leben der Italiener, wie es noch heute ist, aufgelöst zu Individuen mit heißem Blute, aber ohne irgend einen Haltpunkt in der Religion oder der Geschichte.

Dieses Leben der individuellen Leidenschaft brachte Michelangelo Amerighi da Caravaggio in der Kunst hauptsächlich zur Anschauung. Wie sich in der neueren Zeit dieses Sinnenleben in Neapel concentrirte, so wählte auch dort die Kunst, welche dieses Leben zur künstlerischen Anschauung brachte, ihren Sitz. Dort lebte der Spanier Giuseppe Ribera (lo Spagnoletto genannt), welcher die Fußtapfen Caravaggio's verfolgte. Aus dieser Schule ging der Schlachtenmaler Aniello Falcone und der wilde Salvator Rosa hervor, welcher mit seinen Mitschülern, unter dem Namen der Compagnia della Morte, mit den Neapolitanern in dem Aufstand Masaniello's gegen die spanische Herrschaft losbrach und nach dessen Sturz nach Rom entfloh. Seine Bilder sind wie sein Leben und sein Charakter wild und finster.

Wie das letzte historische Leben in Italien phantastisch

in der Empörung Masaniello's zum letztenmal aufflackerte und die große italienische Geschichte des Mittelalters endlich schmachvoll ausläuft in unheimliche Banditengeschichten, so schließt auch die Geschichte der italienischen Kunst sich ab durch Salvator Rosa in seinem Bilde: Die Verschwörung Catilina's und in seinen düstern Landschaften mit wilden Schluchten und Gebirgen und einsamen, finstern Räubergruppen.

So starb das historische Leben, zugleich die Kunst in Italien.

VIII.

Oesterreichisches Culturleben.

Von

F. E. P. Sepetz

1.

Die Geistlichkeit.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo eine Partei, die sich das Monopol der Katholizität zueignet, und die Religion für sich allein gepachtet zu haben glaubt, den finstern Geist herauf beschwören will, aus dem der dreißigjährige Krieg und Deutschland's Zerrissenheit und Erniedrigung hervorging, blickt nicht nur jeder denkende Katholik, sondern überhaupt Jeder, dem die wahre Religion am Herzen liegt, mit wehmüthigem Bedauern auf eine Periode zurück, in der für die katholische Kirche Deutschlands die Bahn zu einer würdigen und edlen Zukunft gebrochen wurde, ohne daß es ihr bis jetzt gelang, das Ideal zu verwirklichen, welches den erleuchteten Männern jener wie aller Zeiten vorschwebte. Wir meinen das Zeitalter Kaiser Joseph's II., dessen Leben der Aufgabe geweiht war, sein Volk geistig zu erheben. Wenn

es ihm auch nicht vergönnt war, diese Aufgabe ganz zu lösen, so war doch das Opfer seines Daseins, das in ungewöhnlicher Kraftanstrengung erlag, nicht fruchtlos, und der Same, welchen er ausstreute, wurde nicht vom Winde verweht. So kommt es, daß die ultramontanen Tendenzen bei Oesterreichs Klerus und Volk wenig Anklang finden und diese bereit sind, jeder Leitung auf das freudigste zu folgen, welche ihnen in Joseph's Geiste vorgezeichnet wird. Begreiflicher Weise kann dies in Oesterreich nur von der Regierung ausgehen, und wie sehr man sich auch bemüht, diese als römisch gesinnt darzustellen, so ist doch ihre Selbstständigkeit entschieden, und es ist gewiß, daß sie im Kreise ihrer Wirksamkeit nie das Aufkommen einer Partei gestatten wird, welche nur kriecht und schmeichelt, um dann desto unbeschränkter tyranniſiren zu können. Wir könnten zum Beweise dieser Ansicht mehrere Thatsachen bringen, die wohl Niemand in Abrede zu stellen vermag. So z. B. besteht in Oesterreich der Orden der Ligorianer schon seit beinahe zwanzig Jahren, aber ihr Einfluß ist Null, und jeder, der Oesterreich und zunächst die Orte, in welchen sie Kollegien oder Rektorate haben, nur einigermaßen kennt, kann sich überzeugen, wie sehr die Volksstimmung ihnen entgegen ist. In Wien äußert sich diese von jeher in Bonmots; so sagte man z. B., der Kaiser Joseph bekomme stets Ueblichkeiten, wenn ein Ligorianer über seinen Platz gehe (wo des Kaisers Reiterstatue steht). Ein Bischof, dessen geistige Eigenschaften ihn zu einer Zierde seines Standes machen, weigerte sich auf das bestimmteste, sie in seine Diözese aufzunehmen, und es bedürfte nur eines Federzuges von Oben, um ihrer Existenz als Orden in Oesterreich ein Ende zu machen, ohne daß sich

eine Stimme des Bedauerns deswegen erhöbe. — Nicht beſſer geht es den Jeſuiten; in Grätz, wo ſie ein Noviziat errichtet haben, ruft der Anblick dieſer Herren, die dort wie in ganz Inneröſterreich noch von den Zeiten des Erzherzogs Ferdinand her durchaus nicht in geſegnetem Andenken ſind, zuweilen öffentliche und auffallende Zeichen der Mißbilligung hervor, und ſie ſtehen, trotz ihres hohen Protektors, des Biſchofs Roman Sebaſtian Zängerle, eben ſo gemieden und eben ſo allein wie dieſer mitten unter einer gebildeten, aufgeklärten und lebensfrohen Bevölkerung. Zwar wiederholen ſich die Gerüchte, deren Urſprung übrigens nicht ſchwer zu finden iſt, von Jahr zu Jahr, daß ihnen die Leitung der Studien anvertraut werden ſoll; allein es iſt eben ſo wenig im Ernſt daran zu denken, als an eine Wiedereinführung der Folter. Wir zweifeln, ob im ganzen großen Reiche eine Stadt oder ein Städtchen geneigt wäre, 30,000 fl. in Aktien zur Gründung einer jeſuitiſchen Erziehungsanſtalt anzulegen, oder um eine ſolche zu petitioniren, und die Regierung iſt weit entfernt, die alten reich dotirten klöſterlichen Inſtitute, aus denen ein großer Theil der Lehrer gewählt wird, zu Gunſten eines Ordens außer Thätigkeit zu bringen, der in der Geſchichte mindeſtens zweideutig daſteht. Außer dem beſchränkten Boden nun, den dieſe beiden Vorpoſten des Romanismus inne haben, hat dieſer wenig von dem Terrain zurück erobert, das man ihm in den Jahren 1780—90 abgenommen. Denn die übrige regulirte Geiſtlichkeit neigt ſich in Oeſterreich auf jene Seite, welche nicht will, daß den Nachkommen das verloren gehe, um deſſen willen ihre Voreltern gekämpft und geblutet; ſie ſetzt ihren Beruf nicht allein in Meſſeleſen und Chorbeten, trotz des inappellablen

Ausspruches, daß diese beiden Dinge mehr werth seien, als Seminarien, Spitäler und Schulen, und dieser Gesinnung, der lobenswerthen Thätigkeit, welche sie in wissenschaftlicher Beziehung, im Erziehungswesen entfaltet, hat sie es zu verdanken, daß man nicht mit Neid und Scheelsucht auf ihren durch Jahrhunderte behaupteten Wohlstand blickt, und im Ganzen damit zufrieden ist, die Bildung der Jugend großentheils in ihren Händen zu sehen.

Unter den ältern Mitgliedern des Sekularklerus finden sich noch Manche, die aus den Generalseminarien Kaiser Joseph's hervorgegangen; und wenn es auch zu bedauern ist, daß ihre Zahl mehr und mehr schwindet, so wachsen doch unter der jüngern Saat einige Halme frisch und kräftig empor, welche für den Tag der Erndte fruchtbare Aehren versprechen. Der Geist des Volkes — und aus diesem geht der Klerus hervor, in ihm wurzelt er — duldet nicht jene Kopfhängerei, jene finstere Verdammung jeder freien und heitern Bewegung, jene Demuth, welche sich scheut, einem Manne gerade und offen ins Auge zu schauen; er will, daß der Geistliche unter und mit ihm lebe, daß er sich mit ihm freue und betrübe, und wartet nur, bis die letzte Scheidewand, welche eine Zeit, die nicht die unserige war, zwischen Laien und Klerikern aufführte, fällt, um sich ganz mit ihm zu verschmelzen. Diese Scheidewand ist es auch, welche es dahin kommen ließ, daß ein Stand, welchen alle Völker und Zeiten an die Spitze des gemeinen Wesens stellten, sich fast nur mehr aus den untersten Klassen der Gesellschaft ergänzt, daß ihn beinahe nur jene wählen, denen äußere Verhältnisse oder geistige Unfähigkeit jede andere Bahn zum Fortkommen oder Broderwerbe verschließen. Der höhere Adel wird kaum

mehr in demselben repräsentirt; die Söhne der Beamten, des vermöglichen Mittelstandes folgen den Berufsarten ihrer Väter, und so bleibt nur der Sohn des armen Landmannes übrig, und der schwarze Rock sinkt in die Kategorie des weißen herab — er wird zum ultimum refugium. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß nicht auch aus der Hütte des Bauers achtungswürdige, gelehrte und gebildete Geistliche hervorgehen können; allein Niemand wird in Abrede stellen, daß eine sorgfältige Erziehung, eine mit den Forderungen, welche die heutige Welt an jeden durch Amt und Würde höher gestellten Mann richtet, von früher Jugend an vertraut gemachte Bildung in jener niedern Sphäre selten gefunden, und schwer zu ersetzen, dem Geistlichen aber eben so nothwendig und wünschenswerth sind, wie dem in andern parallelen Wirkungskreisen sich Bewegenden. Die Schuld an diesem Unglück, können wir sagen, haben sich jene zuzuschreiben, welche durch Aufrechthaltung und heuchlerische Vertheidigung eines grausamen und thörichten Gesetzes die Geistlichkeit zum Staat im Staate machen wollten, aber damit nur bewirkten, daß aus den Braminen Parias wurden, von denen sich die höhern Kasten verachtend abwenden, vor deren Berührung sie sich zurückziehen, und sie so zwingen, eine Lebensweise zu ergreifen, welche sie entweder zu düstern, menschenfeindlichen, jeder Schwärmerei zugänglichen Anachoreten, oder zu verworfenen Wüstlingen macht, die in Trunk und geheimer Wollust zu vergessen suchen, daß die Gesellschaft sie verstößt. Bald ähneln sie dann in Rohheit der Sitte und des Geistes denen, auf deren Umgang sie allein beschränkt sind, und der geringste Dorfbeamte dünkt sich klüger und besser, als sein geistlicher Hirt. Wo That-

sachen sprechen, müssen Deklamationen verstummen; und diese Thatsachen werden so lange sprechen, bis ihr Grund, und wir erklären es wiederholt — ihr einziger Grund weggeräumt, und der katholische Geistliche in einem der schönsten und reinsten Vorrechte des Menschen, im Familienleben, dem Laien gleichgestellt ist.

Für die wissenschaftliche Bildung des katholischen Klerus bestehen in Oesterreich theologische Lehranstalten, theils an den Universitäten und Lyzeen, theils in einigen Stiftern, wie Admont, Klosterneuburg u. s. w. Die Dauer des Lehrkursus ist auf vier Jahre festgesetzt, und die Gegenstände sind so vertheilt, daß im ersten Jahre die ganze Kirchengeschichte, die hebräische Sprache mit Einleitung, Archäologie und Exegese des alten Testaments, im zweiten das Kirchenrecht, mit Einleitung und Exegese des neuen Testamentes, im dritten Dogmatik und Moral, im vierten Pastoral, Katechetik und Pädagogik vorgetragen werden, wozu auch praktische Uebungen kommen. Die Professoren lesen in der Regel nach eigenen Heften, denen die vorgeschriebenen Lehrbücher zum Grunde liegen. Wo solche fehlen, und dieses ist namentlich bei der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht der Fall, bleibt ihnen freierer Spielraum, und so kommt es, daß man neben Vertheidigern päpstlicher Unfehlbarkeit freimüthige Verfechter josephinischer Grundsätze findet. Fromme Seelen haben freilich keinen Anlaß mehr, sich darüber zu ärgern, daß ein im Index stehendes Buch zum Leitfaden der Vorlesungen dient; aber seine Grundsätze sind darum doch die herrschenden und in der Praxis die allein geltenden, gegen die es keinem einfällt, sich aufzulehnen, um damit die goldenen Sporen zu verdienen, wenn es auch hie und da an

hyperorthodoxen Stoßſeufzern und soi-disant frommen Wünſchen nicht fehlen mag, die aber ungehört und unerfüllt in der blauen heitern Gottesluft verhallen. In den Seminarien muß jeder Studirende der Theologie wenigſtens das letzte Jahr verweilen; gewöhnlich bringt er jedoch darin mehrere, auch alle vier Jahre zu, da dem Unbemittelten, und die meiſten ſind es, eine Anſtalt willkommen iſt, die ihn aller Nahrungsſorgen überhebt. Sie werden von zwei, auch drei Geiſtlichen, die den Titel Direktor, Spiritual, Vicedirektor führen, geleitet, und der in ihnen herrſchende Geiſt iſt je nach dieſen verſchieden. Mit Bedauern müſſen wir es ſagen, daß in mehreren derſelben der Heuchelei zu viele Chancen geboten, dem Günſtlingsweſen zu wenig Hinderniſſe in den Weg gelegt, und ſo offene, die oft zu engen Schranken manchmal überſpringende Talente zu Gunſten von Schleichern und Angebern zurückgeſetzt werden. Andere Uebelſtände ſind wohl auch ſchon häufig gerügt worden, und die wenigen überlebenden ehrwürdigen Geiſtlichen, welche ihre Bildung in den Generalſeminarien erhielten, haben, als wir ſie kennen lernten, in uns den Wunſch reger gemacht, auch dieſe Einrichtung Joſeph's in angemeſſener Form wieder aufleben zu ſehen.

2.

Das Schulweſen.

Man wird ſich wohl kaum verhehlen können, daß Oeſterreich, ein Staat von dreiunddreißig Millionen Einwohnern,

gegen das übrige Deutschland in Bezug auf wissenschaftliche Cultur weit zurückstehe? Nach meiner Meinung ist der Grund der wissenschaftlichen Thatlosigkeit vorzüglich in dem Zustande des Schulwesens zu suchen, der freilich mit dem herrschenden allgemeinen Geist wesentlich zusammenhängt. Ich beschränke mich auf die sogenannten gelehrten Schulen, und spreche daher nicht von den Volks- oder, wie man sie in Oesterreich heißt, deutschen Schulen. Diese sind zahlreich, gut organisirt, und der Lehrplan hat viele Vorzüge, wenn auch die bessere Einrichtung mancher Schulbücher zu wünschen wäre, und der Einfluß der Geistlichkeit, welcher das Gesetz die Leitung derselben in scientifischer, moralischer und religiöser Beziehung ausschließlich übergiebt, auch hier etwas beschränkt und den Lehrern mehr Spielraum gelassen wäre.

Auf Erlernung der Anfangsgründe alles menschlichen Wissens werden vier bis sechs Jahre verwendet, und hat nun der Knabe die deutschen Schulen absolvirt, so wird im Familienrathe verhandelt, was ferneres mit ihm zu machen sei. Sind die Aussichten und Verhältnisse nicht ganz niederschlagend, so geht der Beschluß wohl dahin, man müsse ihn studiren lassen. Darunter wird nun ganz und gar nicht verstanden, daß man die Absicht habe, den Knaben gelehrter, verständiger, besser machen zu lassen, was er ohnedies in den Schulen nicht in sehr hohem Grade werden kann; er soll blos so viel Zeugnisse erhalten, als nothwendig ist, um sich dann zur Theologie, Jurisprudenz oder Medizin wenden zu können. Er tritt nun zuvörderst in das Gymnasium ein, wenn er das gehörige Alter hat, denn Knaben unter zehn Jahren sind zu jung, über vierzehn zu alt, um die Vor-

hallen des Tempels der Wiſſenſchaften, d. h. desjenigen, welcher in Oeſterreich ſich erhebt, zu betreten.

Das Gymnaſium iſt eine Anſtalt, an welcher man durch ſechs Jahre in der chriſtkatholiſchen Religion unterrichtet ward, und nebenbei auch Griechiſch und Latein, Geographie und Geſchichte, Archäologie und Arithmetik lernen kann. Das wäre nun Alles recht ſchön, wenn es nur auch wahr wäre. In der griechiſchen Sprache bringt man es kaum weiter als bis zum Leſen, und das Latein wird den Schülern durch immerwährendes Ausarbeiten von Penſen und Einlernen der Regeln ſo verhaßt, daß ſie es als ein eigentliches Marterwerkzeug betrachten. Von dem, was man klaſſiſches Studium nennt, iſt dabei keine Rede. Geographie iſt in der erſten Klaſſe ein Kompendium mathematiſcher und aſtronomiſcher Definitionen, welche den Schülern jetzt noch unmöglich deutlich gemacht werden können und in der folgenden eine trockene Aufzählung ſtatiſtiſcher Merkwürdigkeiten, Geſchichte durchaus nur eine magere Nomenklatur von Regenten, Kriegen und Friedensſchlüſſen, wenn man auch die im letzten Jahre vorkommende alte Geographie und Geſchichte ausnimmt. Archäologie wird vernachläſſigt, und in der Arithmetik kaum mehr vorgetragen, als die vier Spezies, kurz ſo viel, als ein Knabe von mittelmäßigem Talent in drei Monaten leicht erlernen kann. Naturlehre und Naturgeſchichte, zwei für die Jugend ſo intereſſante Fächer, machen nach dem jetzt in Kraft beſtehenden Studienplan keinen Gegenſtand des Unterrichts mehr aus.

Damit beſchäftigt man ſich ſechs Jahre lang, und auf daß Niemand früher gelehrt werde, iſt es verboten, die Prüfungen über all' dieſen Kram in kürzerer Zeit zu machen.

Aus dem ist wohl leicht zu ersehen, wie es mit dem zweiten Grade der Vorbildung für Leben und Wissenschaft beschaffen sei; doch eben so wenn nicht schlimmer sieht es bei der weitern Ausbildung aus. Man hat das Gymnasium absolvirt und tritt in die philosophischen Studien ein. Nun, die Benennung ist anmaßend genug, was abet ist hinter ihr? Sehr wenig. Die philosophischen Studien bestehen aus zwei Jahrgängen, in deren erstem Logik, Metaphysik, Arithmetik, Geometrie, Philologie und Religionsphilosophie, im zweiten ditto Religionsphilosophie, Moralphilosophie, Naturlehre und Philologie als obligate Gegenstände vorgetragen werden. „Obligat" ist ein Kunstausdruck und bezeichnet die Vorlesungen, zu deren Besuch alle Studirenden verpflichtet sind. Diejenigen, welche Schulgeld (eine jährlich dem Aerar zu entrichtende Summe von achtzehn Gulden Conventionsmünze) zahlen, erlangen dadurch das Recht, etwas unwissender zu sein als die Uebrigen und brauchen Welt- und Naturgeschichte nicht zu hören, zwei Wissenschaften, welche also nur wie Anhängsel betrachtet werden. Hierzu kommt noch die ebenfalls dem Privatfleiß überlassene Erziehungskunde*), Landwirthschaftslehre, und auf Universitäten Aesthetik, Geschichte der Philosophie, österreichische Staatengeschichte, Diplomatik, hier und da auch die französische, italienische, englische und wohl auch eine slavische Sprache. Diese Vorlesungen sind die einzigen, welche gehalten werden, denn das Institut der Privatdozenten oder Lektoren findet sich an keiner Fakultät.

*) Es ist charakteristisch, daß der Besuch dieser Vorlesung nur den Studirenden der Theologie zur Pflicht gemacht ist.

Das eben Angeführte gäbe kein ganz unerfreuliches Bild, doch darf man ſich ja nicht vom erſten Eindruck einnehmen laſſen, denn er täuſcht, wenigſtens hier.

Nimmt man auf die Anſtellungsart der Lehrer Rückſicht, ſo können die Mängel dem unbefangenen Auge nicht entgehen. Bei der Beſetzung der Lehrkanzeln nimmt man in der Regel nicht auf literariſchen Ruf und Kenntniſſe Bezug. Diejenigen, welche eine Lehrerſtelle aſpiriren, ſind zwar gehalten, einen ſogenannten Konkurs zu machen, d. h. einige ihnen vorgelegte Fragen ſchriftlich zu beantworten und einen mündlichen Vortrag zu halten, doch dadurch wird nichts bezweckt, indem ſelten auf die Antworten, ſondern gewöhnlich auf ganz andere Dinge geſehen wird. So geſchieht es, daß Lehrer angeſtellt ſind, welche man anderswo kaum zu famulis brauchen könnte. Es wäre leicht, Beiſpiele von allen Univerſitäten und Lyzeen anzuführen, ni odiosa essent.

Eben ſo wenig die Selbſtthätigkeit der Lehrer wie der Schüler befördernd iſt das durch alle Unterrichtsanſtalten geltende Geſetz, ſich an die vorgeſchriebenen Lehrbücher zu halten, welches ſeit einiger Zeit beſonders ſtreng eingeſchärft wurde. Dieſe Lehrbücher ſind nun ſehr verſchiedenartig und wechſelnd; einige wollen behaupten, die früher gebrauchten ſeien meiſtens beſſer geweſen und die neuern hätten ihr Daſein weniger den Fortſchritten der Wiſſenſchaften als finanziellen Spekulationen zu danken. Ich führe einige dieſer Lehrbücher an:

Im Gymnaſium ſind ſie anonym, faſt ausſchließend Piariſtenmachwerk.

Die Religionsphiloſophie wird nach einem, aus dem

großen Werke Frint's von Leonhard gefertigten Auszug vorgetragen. Die Welt kennt Frint als den Gründer des in Wien bestehenden höheren Bildungsinstitutes für katholische Geistliche und als Verfolger Bolzano's und des Bischofs von Leitmeritz, daher muthe ich auch Niemanden zu, seine zahlreichen religionsphilosophischen und nicht philosophischen Werke zu lesen und enthalte mich jedes Urtheils darüber. Uebrigens sind sie vom Papst gebilligt.

Philosophie wird nach Carpe gelesen. Ich bürge nicht für die Richtigkeit dieses Namens, und weiß auch nicht, welcher Schule er angehört. Einige sagen, er sei ein Eklektiker d. h. er habe überall das Schlechteste herausgesucht; aber wie gesagt, ich weiß es nicht. Doch zeigt die Erfahrung, daß er durchaus nicht gefährlich ist, denn er hat keine Anhänger.

Appeltauer's Mathematik ist freilich schon alt und schwach, aber — transeat.

Die Naturlehre Baumgartner's ist den Gelehrten vom Fach vortheilhaft bekannt, wenn es auch zu bedauern ist, daß die Herausgabe des Ettinghausen'schen Werkes ins Stocken gerieth.

Eine, verschiedene Abschnitte aus griechischen und römischen Klassikern enthaltende Chrestomathie dient den Vorlesungen über Philologie zur Grundlage. Sie gehen, wie schon angedeutet wurde, durch beide Jahre des philosophischen Studiums fort, allein man kann durch sie, selbst bei dem besten Willen mancher Lehrer, nicht einmal gründliche Sprach-, viel weniger philologische Kenntnisse erlangen. Davon ist nun vollends gar keine Rede, daß man in den Geist des Alterthums eingeweiht werde.

Naturgeſchichte iſt ein harmloſes Studium, man hat noch für kein approbirtes und cenſirtes Lehrbuch geſorgt.

Und endlich die Weltgeſchichte! Clio hat den Verfertiger des vorgeſchriebenen Leitfadens in ihrem Labyrinth ſicher nicht begeiſtert. Es iſt Dr. Jakob Brand, allein damit hat es keine Gefahr, an ſeinem Buche entzündet man ſich nicht. Es iſt ein Regiſter der Fürſten, welche regiert, der Kinder, welche ſie gehabt, und der Kriege, welche ſie geführt haben und ſchließt ſich ſo würdig an die einzelnen Lehrbücher im Gymnaſium an. Man ſollte es alphabetiſch einrichten; dem Gedächtniß zur Schonung.

So alſo wird dem öſterreichiſchen Profeſſor ſein Amt ſehr erleichtert und nirgends wird einem der Titel von Lamettrie's Buche: **L'homme machine**, klarer als hier. Ein ſich ſtreng nach den Vorſchriften haltender Profeſſor ſetzt ſich auf den Katheder, nimmt das vorgeſchriebene Lehrbuch zur Hand und lieſt daraus während der vorgeſchriebenen Stunden auf die vorgeſchriebene Weiſe. Dieſes wiederholt er alle Jahre, ſo lange, bis er entweder in ſeinem Berufe ſtirbt, oder mit dem Titel eines k. k. Rathes penſionirt wird.

Nach jedem Semeſter finden Prüfungen Statt. Iſt dies auch in den untern Schulen zu billigen, ſo halte ich es doch in den höheren für mehr oder weniger unzweckmäßig. Denn dadurch geſchieht es, daß die Studirenden, anſtatt ſich um die Erlernung der Wiſſenſchaften ernſtlich zu bekümmern, nur durch allerlei unwiſſenſchaftliche Mittel dahin trachten, gute Zeugniſſe zu erhalten, weil ſie wiſſen, daß man ſie bei ihrem Eintritt in Staatsdienſte u. ſ. w. nicht um ihre Kenntniſſe, ſondern um ihre Zeugniſſe fragt.

Alle Profeſſoren, mit Ausnahme einiger Ordensgeiſt-

lichen, sind vom Staate besoldet, und haben von den Studirenden für ihre öffentlichen Vorlesungen kein Honorar zu beziehen. Dies ist auch recht gut, so lange die gegenwärtige Einrichtung des Schulwesens fortbesteht; denn wäre es nicht der Fall, so würden die Lehrer, um mehr Schüler an sich zu ziehen, einander nicht durch Entfaltung von ausgebreiterem Wissen, sondern dadurch zu übertreffen suchen, daß sie bei möglichst geringer Quantität von Kenntnissen der Schüler die möglichst besten Zeugnisse ausstellen. Die Gehalte der Lehrer sind sehr verschieden; diejenigen unter den Gymnasiallehrern, welche am schlechtesten bedacht sind, bekommen vierhundert Gulden Conventionsmünze, Professoren der philosophischen Studien können bis tausend Gulden steigen. Doch giebt es Professoren der Philosophie, welchen der Staat jährlich nicht mehr als sechshundert Gulden zuwirft.

Und doch giebt es eine Partei in Oesterreich, welcher selbst dieses verkümmerte wissenschaftliche Leben noch zu üppig ist. Sie besteht aber, Gott sei Dank! größtentheils nur aus Leuten, welche die Tonsur nicht blos haben, sondern auch tragen. Diese blicken sehnsüchtig nach den Jesuiten und würden im Nothfall auch mit den Ligorianern vorlieb nehmen. Einer ihrer Lieblingswünsche besteht darin, daß der Religionsunterricht noch mehr ausgedehnt würde, und zwar selbst auf die juridischen und medizinischen Jahrgänge. Man brauchte, wie sie in der Einfalt ihres Geistes meinen, keine neuen Lehrbücher zu fabriziren, sondern nur eine neue Auflage (etwa von dreiunddreißig Millionen Exemplaren) des Katechismus des ehrwürdigen P. Canisius zu veranstalten. Herr, erlöse uns vom Uebel!

3.

Die Ariſtokratie.

Nur die engliſche und öſterreichiſche Ariſtokratie hat den Sturm der Revolution überlebt. Die ſpaniſchen Grandes, jene ſtolzen Großen, die vor ihrem Gebieter mit bedecktem Haupte ſtanden, ſind zur Fabel geworden, der Ueberreſt des ancien régime ſchmollt im Faubourg St. Germain, oder lebt in freiwilliger Verbannung, Venedigs goldenes Buch ſchloß ſich für immer, und die Paläſte ſeiner Nobili ſtehen leer, die Mediatiſirten Deutſchlands ſchreiben Bücher gegen conſtitutionelle Verfaſſungen, reiſen für Geld, oder kämpfen in irgend einer Ständeverſammlung um ungeſchmälerte Bewahrung der Jagdrechte, die Patrizier der Reichsſtädte ſind verſchollen, und die der ſchweizeriſchen Pſeudorepubliken werden von ihren ehemaligen Unterthanen wegen hochverrätheriſcher Umtriebe zu Geldſtrafen und Einſperrung verurtheilt. Was ſchützte und erhielt die beiden erſten bei all' ihrer Verſchiedenheit?

Die Pairie erfriſcht ihren Ichor von Zeit zu Zeit durch einige Tropfen guten, bürgerlichen Blutes, ſie regenerirt ſich durch die hervorragendſten Talente der Barre, des Comptoirs, der Literatur; und es iſt nicht lange her, daß man an der Spitze ihrer kämpfenden Faktionen zwei Emporkömmlinge dieſer Art, Lyndhurſt und Brougham erblickte. Der öſterreichiſche hohe Adel weiſt ſeit Jahrhunderten dieſelben Namen und Geſchlechter auf, die Schranken, welche ihn von den übrigen Ständen ſcheiden, ſind unüberſteiglich und in ſeinem Weſen herrſcht das nämliche Prinzip der Stabilität und Abgeſchloſſenheit, dem das ganze Reich gehorcht. Die Lords

sind nicht geborne Minister, geheime Räthe, Generale und Gouverneurs; das Kabinet von St. James leiten auch manchmal Plebejer, und wie Canning bewies, nicht ohne Geschick. An den Ufern der Donau verhält es sich anders: vom allmächtigen Minister bis zum Vorsteher der letzten Provinzialbehörde, vom Präsidenten des Hofkriegsrathes bis zum Obersten irgend eines Grenzregiments ist alles adelig, und der Sohn des ungarischen Schiffmanns, der Freiherr von Thugut, steht wohl als das einzige Beispiel da, wo zum Erklimmen einer so hohen Stellung die Geburt nicht die Leiter war. Erst seit der hohe Adel es verschmäht, seine Söhne der Tonsur zu unterwerfen, finden sich unter den Würdenträgern der katholischen Hierarchie bürgerliche Namen; verirrt sich aber einer aus jener Kaste in die Seminarien, so ist ihm Pektoralkreuz und Inful in kürzester Frist gewiß.

Zwar sind „Ihre Herrlichkeiten" erbliche Gesetzgeber; aber wenn sie mit dem Zufall der Geburt nicht gründliche und vielseitige wissenschaftliche und politische Bildung verbinden, so müssen sie entweder vom Kampfplatze abtreten, oder blindlings denen folgen, die sich im Besitz derselben befinden. Darum schickt man sie in die Schulen von Eaton, Cambridge und Oxford, wo sie mit Sorgfalt auf ihren hohen Beruf vorbereitet werden; darum lehrt man sie frühzeitig, daß ihre künftige Stellung nicht von ihren Titeln und der Menge ihrer Ahnen abhängt, und die Erziehung, welche Schule und Familie begann, vollenden Reisen und die allmählig sich steigernde Theilnahme und Mitwirkung an einem öffentlichen Leben, in dessen großartigem Umschwunge alle Mittelmäßigkeit wie Spreu vor dem Winde davon fliegt. In der That hat keine Aristokratie der Welt eine solche

Menge von Mitgliedern aufzuweiſen, deren hochgebildeter Geiſt in fördernder Unterſtützung von Kunſt und Wiſſenſchaft, in ſchriftſtelleriſcher Beſchäftigung, in ſtaatsmänniſcher Wirkſamkeit hervortritt. Wo ſind in Oeſterreich die Spencer, Holland, Byron, Bleſſington u. ſ. w.? Statt ihrer hatten wir einen Fürſten, der mit einem Einkommen von Millionen ſich weigerte, ein Unternehmen fortzuſetzen und zu vollenden, das von ſeinem Vorgänger begonnen, blos die Kunſt betraf; wir haben hochadelige Damen, die ſich ſchämen, daß ihr Bruder „ſchriftſtellert," und eine Menge von ungariſchen Magnaten, böhmiſchen und andern Feudalherren, denen Pferde, Hunde und Maitreſſen das Höchſte und Einzige im Leben ſind, welches ihre Thätigkeit und ihr Vermögen in Anſpruch nimmt. Mögen die Zeichen einer Reaction, die ſich in dieſer Beziehung ankündigen will, nicht trügen, und ein Mann, den ſein Geiſt noch mehr adelt als ſeine Geburt, recht viele Gleichbegabte und Gleichgeſinnte finden!

In England treten die nachgebornen Söhne des Adels in die Reihen einfacher Bürger oder Gentlemen zurück, und verhindern ſo jedes ſchroffe Gegenüberſtehen der Stände. Sie bilden vielmehr ein höchſt wohlthätiges Verbindungsglied, welches jedoch in Oeſterreich entweder ganz fehlt, oder durch den niedern Adel nur ſehr unvollkommen erſetzt wird. Mögen die Metternich, Lichtenſtein, Schwarzenberg, Lobkowitz hunderte von Kindern haben, es ſind alle Fürſten; die der andern wenigſtens Grafen, und eben ſo erben die gräflichen und freiherrlichen Titel auf alle Glieder der Familie. Aber mit den Titeln erben auch die Anſprüche; während der jüngere Sohn eines engliſchen Marquis oder Viscount

es nicht verschmäht, die Stelle eines Subalternoffiziers oder Beamten, eines Landpfarrers zu bekleiden.

Unglücklicher Weise läßt sich das Vermögen nicht eben so vertheilen, wie der Titel, daß Jeder das Ganze bekommt, und so stößt man in dem prachtvollen Gebäude trotz der Majorate auch auf Trümmer ehemaliger Größe, deren Adel dem Fasse gleicht, welches tönt und leer ist. Die Zeiten sind vorüber, in denen das Kapital eines loyalen Cavaliers nur aus Schwert, Sporen und Roß zu bestehen brauchte, um die reichsten Zinsen zu tragen; auch machen die Criminalgesetze, wenigstens in der Theorie, keine Ausnahmen zu Gunsten der Raub-Ritter und Grafen. Manche Familien würden die hungrigen Löwen und Adler ihrer Wappenschilder gern veräußern; aber die Regierung hat sich das Monopol des Handels mit Adelsbriefen vorbehalten, und dieses Eigenthum unterscheidet sich von andern auch dadurch, daß man es wohl kaufen, allein nicht verkaufen kann. In England bleiben Titel und Güter in Einer Hand vereinigt; dies erhält den Glanz des Hauses und imponirt der Menge, die sich vor dem reichen Lord beugt. Dort finden jene traurigen Mißverhältnisse zwischen dem Rang und den Mitteln, ihn zu behaupten, nicht statt, denen wir in Oesterreich begegnen.

So exclusiv die höhere Gesellschaft Englands ist, so hängt doch die Zulassung in dieselbe nicht von der Zahl der Ahnen ab, und ihre Elastizität ist bedeutend größer, als die der österreichischen. Die aristokratischen Cercles der Hauptstadt werden hier von den Provinzen nachgeäfft und sogar überboten; in G* z. B. besteht ein Casino, dessen Thüren sich nie für eine Frau ohne „von" öffnen (gegen Männer ist man nachsichtiger); dasselbe ist, nur auf kleinstädtischere und

karrikirtere Weise in L* der Fall, und die emanzipirten Plebejer werden mindestens in der Umgangssprache geadelt.

Die öffentliche Meinung ist in England der Aristokratie nicht ungünstig gesinnt, sie ist geneigt, ihr Vieles zu verzeihen und zu Gute zu halten, und wenn auch Irlands hundertjährige Mißregierung, die ungeheure Schuldenlast und einige andere kleine Posten größtentheils auf ihre Rechnung kommen, so wird man sie deswegen doch nicht zur Verantwortung ziehen und in einer Nationalversammlung über Bord werfen. In Oesterreich kann sich keine öffentliche Meinung bilden, wenigstens nicht äußern, und die einzelnen Stimmen, welche hie und da laut werden, verhallen ungehört. Sie verlangen nicht plötzliches und gewaltsames Umhauen der alten verdorrten Stämme; mögen sie verfaulen oder sich verjüngen und mit der Frühlingslandschaft in Einklang setzen, welche rings um sie aufzublühen beginnt! Sie wissen recht gut, daß selbst in der verdorbensten Aristokratie der Geburt noch mehr Poesie liegt, als in der des Geldbeutels, und würden, hätten sie die Wahl frei, keinen Augenblick in derselben zögern. Nur nach der Ausgleichung streben sie, daß der Zufall nicht höhere Berechtigung ertheile, als das Verdienst! Wohl giebt es kein Justemilieu zwischen Recht und Unrecht, aber es giebt eines zwischen zwei Extremen.

IX.

Feierabende.

Betrachtungen

von

H. Koenig.

I.

15. April.

Ich meine noch keinen ſo ſchönen Frühling erlebt zu haben, als dieſer iſt. Oder wäre mein Herz etwa in ländlicher Stille empfänglicher? Vielleicht zeigt ſich auch auf dem Lande die Natur offener. Alle dieſe Bäuerinnen, die mich in der Stadt kaum anſehen würden, nicken mir hier mit unbefangenen Grüßen zu: vielleicht macht es die Natur eben ſo, und wird hier zutraulicher, als in der Stadt, wo man ſie ja meiſt auch nur durch das kennt, was ſie zu Markte bringt. — Sei mir denn gegrüßt, heilige Natur! Auch ich will dir entgegen kommen; wir wollen vertraut mit einander werden. Ich bin auf's Land zu dir heraus gezogen, nicht blos, um mich an deinem friſchen Athem zu erquicken; ich will auch dein Herz erforſchen. Ich komme nicht blos deinen balſamiſchen Waldeshauch zu ſchlürfen, dein junges Schafrippchen, deine Schlehblüthen und Schlüſſelblumen zu Thee abzubrühen, mich auf deinen Höhen und Felſen zu

tieferem Schlaf abzumüden: ich möchte auch deine leiſen Zuflüſterungen verſtehen, deine Zeichen und Worte in tauſendfältig-lebenden Geſchöpfen begreifen, und an den Ahnungen der Ewigkeit, die ſich in deinen Verwandlungen verkündigen, beruhigt werden. — Urſprünglich haben dich ja die Menſchenkinder verſtanden. An deiner Bruſt haben ſie dein ſchlagendes Herz empfunden. Du, ihre Mutter, warſt ihre erſte himmliſche Offenbarung. Sie hingen an deinen Augen, und zankten ſich nicht über die frohe Botſchaft deines Lächelns; ſie ruhten ſelig in deinem Schooße, und ſchmähten einander nicht mit Flüchen der Verdammniß. Laß mich wie Eins jener alten Kinder zu dir kommen! Lächle mir, dieweil ſie draußen närriſch ſind! Segne mich mit ewigen Ahnungen, während draußen tolle Prieſter Zwietracht ſtiften!

Du verjüngſt dich mit jedem Jahre, Natur, und nur deine Kinder altern an deinen ewigen Frühlingen. Du haſt wohl auch Stürme und öde Tage: aber wie ſchnell gehen ſie vorüber? Die Verirrungen, die Erſchöpfungen unſeres Geſchlechtes — wie lange dauern ſie nicht? Wie langſam geneſen die Zeitalter nicht von ihrer Gelbſucht, von ihren kalten Fiebern, von ihren gaſtriſchen Leiden und von ihrer Impotenz? Unſere Gegenwart — leidet ſie nicht an allen dieſen Uebeln zugleich? Und was noch ſeltſamer iſt, ſo wird die alternde Zeit noch einmal von Kinderkrankheiten befallen. Wie müd und erſchöpft erſcheint ſie manchmal, unfähig etwas Neues zu ſchaffen. Wie kindiſch freut ſie ſich am Alten, — an alten Möbeln, alten Trachten, alten Sitten, alten Meinungen! Sie glaubt wohl, mit den frühern Thorheiten auch noch einmal jung zu werden. Rococo iſt Mode im Hauſe und in der Geſellſchaft; Rococo wird Mode im

Staat und in der Kirche. Wir können nicht einmal mehr unſere Kinder im Reſpekt halten, und rufen die Jeſuiten herbei. Weil ſie uns einſt gezüchtigt haben, ſollen ſie die Tüchtigſten ſein, unſere Brut zu erziehen. —

Aber bin ich nicht heraus gekommen, gerade um dieſe Betrübniß zu vergeſſen? — Ich bin nicht krank, und mißachte die Gegenwart nicht. Sie hat Großes vor: aber es ſind erſt die gemeinen Zurüſtungen. Die großen Gedanken, die ſtolzen Geſinnungen fehlen noch zu den erſtaunlichen Materialien, die aufgehäuft werden, und an denen die Taglöhner der Zukunft ſich ſchmutzig machen. Es iſt Sonnabend. Alles eilt zu Markt; der Dampf iſt unſer Schwager und Fuhrmann, der Dampf iſt Schiffer und Fabrikherr. Der Markt iſt überladen, die Waaren erſticken die Bedürfniſſe. Dazwiſchen wird geputzt und gereinigt; die alten Möbeln werden ausgeklopft, die alten Staatsmaſchinen ausgekehrt. Die Sünder und die Betbrüder eilen nach den alten Kirchen; die Juden ſchlendern in die große Oper, die von ihren Leuten componirt iſt.

Ich komme zu dir, ſtille, treue Frühlingsnatur! Laß mich auf dem jungen Grün, am Fuße deiner duftenden Berge, die Vigilien einer neuen Zeit feiern, vor welcher wir freilich noch eine Nacht haben — zum Träumen. —

Ein milder Abendwind ſpielt in den Vorhängen meines offenen Fenſters. Ueber der heimlichen Landſchaft webt das Mondlicht. Die Erde duftet von den lauen Aprilſchauern, die heute, von der Sonne durchſchienen, über gepflügtes Land, über keimende Saaten und Wieſengründe hinſprühten. Die Stauden ſchlagen ihre Knospenaugen auf, und thränen

vor Freude. Die Blüthenknospen schwellen. Tausend Geheimnisse und Ahnungen dringen an mein Herz.

Wie lachend baut dies Landvolk den geheimnißvollen Boden an, über den ich heute, von Frühlingswehmuth bewegt, andächtig hinwandelte! Ermüdet bin ich heimgekehrt, und besinne mich auf die Fragen, die sich in meinem Herzen regen. Der Landmann berechnet, was ihm die Natur an Halmen und Aesten, an Wurzeln und Ranken bereitet. Ich möchte verstehen, was sie in den Kammern der Quellen, in den Hallen der Winde, in den Sprossen der Gewächse, in den Trieben der Thiere offenbaret. — Heute, als ich am Waldborne saß, und gedankenvoll die hellen Bläschen und Wellchen herauf sprudeln sah, wurde ich auf einmal aus meinem Träumen bei der Frage munter, — ob man nicht aus bloßer Naturbeobachtung die Wahrheiten schöpfen könne, die der religiöse Mensch nicht entbehren mag. Ob uns die Natur nicht auch Glaube, Liebe und Hoffnung lehre. — Die Natur ist eine Offenbarung, die in ihren regelmäßigen Wiederholungen ihre eigne Tradition wird, und keines unfehlbaren Stellvertreters bedarf. — Wie glücklich, wenn man einen schönen Sommer lang von all' dem Hader nichts hörte, mit welchem die Gläubigen hungrig über den abgebrühten Hülsen der Offenbarung liegen. — Allein ich habe mich nicht tief genug mit dir bekannt gemacht, schweigsam blickende, stumm winkende Natur! Ich will mich auf Alles besinnen, was fromme Forscher von dir herausgebracht haben. An deinen Lippen hangen die Menschenkinder, und können deine schenkenden, bescheerenden Hände nicht entbehren. Ich will auch deine Wimper, deinen Athem belauschen, und errathen, was du sinnest. Sei mir hold, Natur! Ich ver-

traue dir. Begegne mir am Tage mit deinen Zeichen, und ſei mir am Feierabende mit deinen heiligen Zuflüſterungen nahe!

---

18. April.

Mehrere Tage bin ich in dieſen reizenden Aprilwechſeln von Sonnenſchein und Regenſchauern umhergewandelt, um irgendwo eine Betrachtung anzuknüpfen. Hundert Erſcheinungen lockten mich und entzogen ſich wieder, wie muthwillige Mädchen den Finger reichen und dem Zugreifenden entſpringen. Wie ich nun eben in der Dämmerung zurückkehre, iſt hier neben an, in der Wohnung des gräflichen Verwalters, eine ängſtliche und doch heitre Geſchäftigkeit. Ich frage. Die junge Hausfrau, heißt es, hat eben ihr erſtes Kind, ein Knäblein, geboren. — Noch geſtern ſprach ich an der Thüre mit ihr. Sie plauderte ſo unbefangen, während ſie doch verſchämt mit einem eben ausgeſchüttelten kleinen Teppich ihre hoffnungsvolle Geſtalt zu bemänteln ſuchte. — Ha! da höre ich noch von meinem Fenſter aus die junge Menſchenſtimme. Ich wünſche euch Glück, ihr frohen Eltern, daß der Kleine ſo wacker in die Welt hinein ſchreit!

So iſt unter den Millionen Knospen, die ſich um mich her entfalten wollen, auch ein Menſchenköpfchen aufgegangen.

Woher dieſe Fülle des Lebens, die in mehr oder weniger vollkommener Geſtalt aus dem Boden, aus Stauden und Stämmen, aus dem Ei der Turteltaube und aus dem Schooße der Mutter hervor bricht? So könnte ich denn die Unzahl der Erſcheinungen mit der einen Frage zuſammen-

faſſen, — woher ſie kommen? Doch muß ich wohl dem Einzelnen nachgehen, wenn ich finden will, woher Alles kömmt. Wie ich aber das Einzelne genauer anſehe, fällt es mir auf, daß jedes Lebende — ein Einzelall iſt, wenn ich nämlich mit dieſem Worte andeuten darf, daß ein Weſen, eigenthümlich und untheilbar für ſich, nach den Geſetzen der Welt als ein Verein von Weltkräften und als Abbild der Entwicklung des Alls beſteht.

Da halte ich denn vor dem Geheimniſſe der Individualität!

Jedes lebende Weſen iſt ein für ſich beſtehendes, für ſich abgeſchloſſenes, zuerſt um ſeinetwillen vorhandnes; es iſt ein Ich. Es beſitzt die allgemeinen Kräfte des Lebens auf eine ihm eigne Weiſe, in einer ihm eignen Verbindung, aus einem ihm eignen Mittelpunkt. Es hat eine Seele, mit der es ſich aufrecht hält und eigens entwickelt mitten in der Anfechtung und Uebergewalt der allgemeinen Weltkräfte, die alles Seelenloſe zerſtören und verwandeln. Die Seele iſt es alſo, die das Individuum in ſeinem kleinen materiellen Gebiete ſouverain macht, und ſolch ein lebendiges Einzelall dem Weltall ebenbürtig gegenüber ſtellt. Viele glauben, der Antheil eines lebendigen Weſens an der Sinnenwelt, ſeine ſinnliche Abgrenzung, mache es zum Individuum. Je aufmerkſamer man aber die Stufen der Entwicklung der Individualität von den einfachſten Organismen bis hinauf zum Menſchen durchgeht; deſto unverkennbarer wird es, daß in dem Grade, als die Seele eines Weſens freier und umfaſſender wird, auch deſſen Individualität entſchiedener hervor tritt. Auch in der Menſchengattung, wo die Individualität

sich zur Persönlichkeit verklärt, werden mit der geistigen Bildung sogar die Physiognomien mannichfaltiger und sprechender. So scheint der Geist selbst auf dem Wege irdischer Verwandlungen individuell zu werden, und Persönlichkeit das Ziel der Schöpfung zu sein. Wie geneigt sind wir nicht, hierin unsere Würde und unsere ewige Hoffnung zu finden! Weniger aber denken wir daran, hiernach auch die sittliche, die sociale und religiöse Aufgabe unsers Erdendaseins zu bestimmen.

Doch, ich darf die Bedeutung und das Geheimniß der Individualität hier noch nicht weiter verfolgen. Ich komme zu weit von meiner Frage nach dem Woher der mich umgebenden Erscheinungen ab. Ich kann jetzt das Individuum nur als den Mittelpunkt betrachten, in welchem sich zwei Unendlichkeiten berühren. Die Bestandtheile seiner Sinnlichkeit gehören einem unermeßlichen Weltgebiete an, die Kraft seines übersinnlichen Bestandes rührt aus einer unergründlichen Tiefe her. Ja, welches der in die Sinnenwelt heraus getretenen Einzelwesen ich auch anfasse, — sei es eine Schlüsselblume, wie diese hier am Bach gebrochene, die auf dem Fenstersimse welkt, sei es jener Säugling, der an der Mutterbrust gedeihen mag: immer finde ich mich auf dem Scheidewege zweier Richtungen. Soll ich dem Wesen vorwärts in seinen Entwicklungen folgen, oder soll ich rückwärts nach seiner Herkunft forschen? Nach Letzterem hat der Mensch einen dunkeln Zug. Obschon es eine unergründliche Tiefe ist, geht es ihm doch wie Einem, der in einen Schacht fährt: er weiß, daß auch der tiefste Schacht nur ein kleiner Spalt in die Schale des Erdapfels ist, und daß es unmöglich bleibt, bis hinab in das Gehäus der Kerne zu

dringen; dennoch kann er nicht widerſtehen, einen Blick in das Innere zu werfen, und den geheimnißvollen Lebenskräften einen Schritt, wie er glaubt, entgegen zu thun. Warum ſoll ich es nicht auch verſuchen? Knospend, verhüllt brechen die zahlloſen, frühlingenden Weſen hervor, und locken uns zu fragen: Woher kommt ihr nur, verhüllte Geſtalten? Du, Veilchen, mit aufbrechendem Dufte, du, Knäblein, mit jauchzender Seele, — woher kommt ihr? Euern Entwicklungen nachzugehen, bleibt mir ein langer Sommer; jetzt hallt in der Frühlingsſtille unter jedem meiner Schritte das dumpfe Geheimniß des Lebens wieder. Doch will ich nicht, über das um mich her keimende Leben hinaus, etwa gar bis zum erſten Schöpfungs-Akte zurück räthſeln. Dieſe Träume ſind uralt: es ſind die Kinderträume der frühſten Völker.

Seltſam! Die Natur umgiebt uns ſo nah und warm mit ihrer Pracht und Fülle, jedes Stäubchen, jede Regung, iſt ſo voll Geheimniß, daß es ſich kaum erklären läßt, wie der Menſch ſo gern den Zuſtand vor der Schöpfung und dieſe ſelbſt in ihrem Urſprunge zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens machen mochte. Man ſagt, mit dem Reichthum wachſe die Habſucht: ſo ſcheint der Menſch wirklich auch als Forſcher, der mehr hat, als er nur zu zählen, viel weniger zu faſſen vermag, grade nach dem zu dürſten, was ihm gar nicht gereicht werden kann. Doch, vielleicht ſollte dieſer Durſt nach dem Urſprung der Lebensquelle, dieſe Wißbegierde nach dem Anfange der Schöpfung für ein Merkmal des menſchlichen Adels gelten, der ſich von Seite des Vaters für älter als die materiel-mütterliche Schöpfung hält. Vielleicht iſt es auch nur eine Verlegenheit, eine Verzweiflung,

aus welcher der Mensch über die unzähligen Geheimnisse um ihn her, die ihn mit ihrem: Rathe! rathe! ängstigen und necken, hinausspringt, um nach jenem Urgeheimnisse zu forschen, das ihn eigentlich nichts angeht. So stürmt er an den stummgebornen Kindern der Ewigkeit, die ihn mit dunkeln Augen anlächeln, vorüber, um nach ihrer Stammmutter zu fragen, die sich hinter ein unzugängliches Jenseits zurück gezogen hat.

Die Natur freilich, indem sie uns tagtäglich umgiebt, nimmt einen Schein von Gemeinheit an; so daß der Menschengeist, im Bewußtsein göttlicher Abstammung, und verdrießlich über die Zudringlichkeit der Sinnenwelt, gar bald nach deren Herkunft fragt. Indem ihm aber ein unabweisliches Gefühl sagt, daß auch die Natur nicht eine Tochter des Zufalls, sondern eine Enkelin der Gottheit sei, drängt sich ihm das große Räthsel auf, — wie denn eine sinnlich-materielle Welt aus einem reingeistigen Wesen habe hervorgehen oder auch mittelbar abstammen können.

So finden wir denn, woher es auch kommen mag, die ältesten Völker mit Gedanken und Träumen über einen Zustand vor der Schöpfung und über Gottes Schöpfungsthat selbst beschäftigt. Und gerade die ältesten Völker, — sie, die vom herrlichsten Reichthum einer verlockenden Natur umgeben waren, wie die Indier am heiligen Ganges. Dann sind die spätern Geschlechter immer geneigt, solchen ältesten Meinungen und Ansichten vom Ursprunge der Dinge einen frommen Glauben zu schenken, als ob etwa in der Urzeit unseres Geschlechts die Schöpfung selbst noch von der Wärme der Schöpferhand umwittert gewesen wäre. Oder als ob jene ältesten, kindlichen Völker noch die Unterredungen der

Gottheit mit den Bewohnern des Paradieſes in friſchem Andenken gehabt hätten.

Doch ich wollte ja nicht über den Urſprung der Schöpfung räthſeln, und will auch weder die älteſten Religionslehren noch die neueſten Philoſopheme über dies große Räthſel in mein Gedächtniß rufen. — Ich frage nur nach dem innern Weſen der nächſten Geſchöpfe, die mich frühlingig umgeben, nach dem allgemeinſamen Grunde, nach der eigentlichen Subſtanz der Dinge in der Welt, — ich frage nach dem Leben. Und doch, — wer weiß, wie nah ich mit dieſer Frage auch der Frage nach der Schöpfung bin! Wenn ich mir nämlich das Leben nur als ein ewig einiges, ewig urſprüngliches, ein alterndes denken darf; ſo finde ich mich vor jedem eben entſtandenen Weſen im Grunde genommen am Urſprunge der Schöpfung. Jedes Einzelweſen entſteht, wenn auch durch andere Vermittlung, doch ſeinem Grunde nach ſo unmittelbar, als die erſte Schöpfung der materiellen Dinge ſelbſt aus dem Leben, oder ſoll ich ſagen, aus dem Lebensgeiſte? Denn geiſtartig und dem Weſen Gottes ähnlich muß ich mir das Leben denken. Jede lebendige Erſcheinung, die der Naturforſcher ergründet, lehrt uns ja, daß die Materien, die wir mit unſern Sinnen faſſen, nur die Masken, die Einkleidungen des Lebens ſind.

Alſo — was iſt das Leben? An dieſe Frage bin ich gewieſen, wenn ich nach dem Urſprung der Dinge forſche. Das Leben liegt allen individuellen Weſen zu Grunde, und doch — wie verſchieden ſind dieſe nicht! Ich lebe, und das auf Sonnenſtrahlen tanzende Mückchen lebt. Iſt uns beiden denn ein und daſſelbe Leben gemein? — Ohne Zweifel! Denn das Leben in ſeinem Grunde kann nur eine Einheit

ſein; die ganze Welt kann nur ein gemeinſames Leben haben, wie es nur Eine Gottheit giebt, aus der das Leben hervor gegangen und der es geiſtig ähnlich iſt. — Wodurch werden nun aber die aus demſelben Leben hervorgehenden Weſen unter ſich ſo verſchieden? Vielleicht durch ihre ſo verſchiedenen Seelen? Und wäre das, — wie verhalten ſich denn die Seelen zum Leben?

Einmal muß ich mich doch hierüber klar machen! Wie oft habe ich vor dieſem Abgrunde geſchwindelt, der nach der innern Seite des Weltalls führt. Ein Schauer trieb mich immer zurück, ähnlich der Beklemmung, die mich oft einen Schacht zu befahren abhielt. Ich rannte dann, entſetzt vor der ſchwarzen Tiefe, die ſich über mich erheben wollte, nach der nächſten Höhe; und breitete meine Arme nach der weiten, ſonnigen Landſchaft unter mir aus. Und ſo kann ich auch jetzt, da ich in die Geheimniſſe des Lebens ſteigen will, nicht umhin, erſt noch einmal mit einem flüchtigen Blicke nach dem Umfang des Weltalls aufzuathmen, das aus dem allgemeinſamen Leben hervor gegangen iſt. Ich darf mir nicht verhehlen, daß das Leben gewiß nicht weniger tief ſei, als es umfaſſend iſt. Und wenn für den ſinnlichen Umfang der Welt keine Maßſtäbe zureichen ſollten, wie wird man den geiſtigen Abgrund ermeſſen können? —

Gewiß ſind die Schriftgelehrten der Kabbala, die bei ihrer Erklärung der Schöpfung — das allverbreitete Gottheitslicht aus einander rücken laſſen, um für eine Schöpfung Raum zu gewinnen, zu dieſer Vorſtellung durch den Anblick der Sterne in den heitern Nächten eines ſüdlichen Himmels gekommen, wo jene Forſcher über den fernſten Räumen einen matten Lichtſchimmer wahrnehmen konnten. Aus demſelben

Lichte ſcheinen die Fixſterne zuſammen geballt, und die Sternbilder, wie Kronleuchter aus ſchimmernden Decken, herab zu hangen.

Jene Decken bloßen Lichtes über unermeßbaren Fernen — ſind es etwa die goldenen Franſen am Thronteppich der Gottheit? Iſt es der Vorhang, der die Welten der Schöpfung vom Allerheiligſten trennt? Oder iſt es der Lichtſtoff, in welchem ſich die unvollendete Schöpfung fortſetzt, und Sonnen-Syſteme bildet, die ſelbſt für unſere Vorſtellung von Raum und Ferne zu hoch liegen.

Denn weißt du auch, verwegenes Auge, wie weit her jene Lichtſchimmer kommen, die du doch nur mit dem beſten Fernrohr wahrnimmſt? — Keiner, der auch die Richtigkeit der aſtronomiſchen Meſſungen bezweifelt, mag doch in Abrede ſtellen, daß die Welt unendlich ſei. Denn ein in den Raum gebannter Geiſt kann ſich keine Grenze des Raums denken, ohne zu fragen, was jenſeit dieſer Grenze liege. Und muß er dann von einer allmächtigen Gottheit nicht annehmen, daß ſie auch den ganzen Raum mit Schöpfung erfülle? Nun, ſo nimm denn einmal deine Parallaxe im Begriff der Unendlichkeit und miß mit der Phantaſie! —

Deine Schatzkiſten, o Menſch, kannſt du mit deiner Hand umſpannen, deinen Mantel an der Länge des Armes meſſen, deine Paläſte mit Schritten umgehen, deine Feldgüter mit einer Ruthe überſchlagen, und dein Machtgebiet, o König, mit dem Zepter ins Geviert durchkreuzen. Nach Stunden zählt der Fußgänger, und der Pilger der Wüſte nach Tagreiſen, die ſein flüchtiges Dromedar durchrennt.

Innerhalb unſers Sonnengebiets pflegt man wohl auch die Entfernungen der Planeten unter einander nach Meilen

zu bestimmen. Wird aber die Zahl der Meilen zu groß, so leiht man eine Mutterelle von unserer Sonne, nämlich die Länge eines Halbmessers der Sonne, oder die über 96,000 Meilen lange Linie von der Oberfläche der Sonne bis in ihren Mittelpunkt, und berechnet die Räume nach Sonnenhalbmessern. So sagt man, die Erde sei 216 Sonnenhalbmesser von der Sonne entfernt, Uranus, der äußerste Planet unseres Sonnensystems, gar 4130 solcher Halbmesser, die über 400 Millionen Meilen ausmachen. — Geht man nun über den Uranus und die Grenze unsers Sonnenreiches hinaus, und betritt das unkatastrirte Gebiet, welches vielleicht nur von der ausschweifenden, republikanischen Jugend der Kometen durchschwärmt wird; so bedient man sich, um bis zum nächsten Fixsterne, mithin bis zur Residenz unseres nächsten Nachbarregenten, zu messen, abermal einer größern Meßruthe. Man nimmt eine Linie durch den Kreis, den unsere Erde in einem Jahre um die Sonne beschreibt, einen vierzig Millionen Meilen langen Maßstab, und rechnet nach „Erdbahndurchmessern." Oder die wallfahrende Andacht könnte mit einem Rosenkranze messen, dessen Körner so dick als unser Erdball sein müßten. Und sie hätte dann 550 Millionen dieser Körner, eins an's andere abzustreifen, um bei dem nächsten Fixsterne anzulangen.

Doch wie unzureichend wird auch dieser Maßstab wieder für die ferneren Fixsternweiten! In dieser erstaunlichen Wüste, wo der Pilger „Gedanke" von einer Stern-Oase zur andern zieht, bedient er sich auch eines flüchtigen Dromedars, und reist mit der Geschwindigkeit des Lichtstrahls, der in einer Sekunde über 42,000 Meilen Wegs durchzückt, — eine Geschwindigkeit, mit welcher er, nach der be-

kannten Berechnung in acht Minuten den Raum von der Sonne zur Erde durchmißt, wozu eine Kanonenkugel in ihrer gleichmäßigen Eile gegen sechsundzwanzig Jahre brauchte. —

Denken wir uns nun, — in jenen friedlichen Tagen, da der erstgeschaffene Adam, voll Verlangen nach einer Genossin, jeden blühenden Strauch suchend aus einander bog, und in den Nächten, da seine Liebessehnsucht mit den hundert Nachtigallen in den Myrtensträuchen des Paradieses schlug, hätte die Gottheit ein neues Gestirn in weitester Ferne des Himmels hervor gerufen. Die ersten Strahlen jener Sonne wären mit der Schnelligkeit von 42,000 Meilen in jeder Sekunde fortgeeilt, um den fernherrschenden Sonnen den Regierungsantritt ihrer Königin zu verkündigen: wann möchte wohl der unermüdliche Strahlenbote, der an unserer Erde vorüber nach unserer Sonne eilte, sein Ziel erreicht haben? —

Seit Adam aus dem Paradiese verstoßen worden, wie viel entthronte Könige sind nicht ausgewandert! Wie langsam sind nicht die Staaten angewurzelt und aufgewachsen, deren sich die Geschichte kaum noch erinnert! Welche Völkerwanderungen sind weidend und kämpfend langsam, langsam fortgerückt, haben sich in fremden Welttheilen angesiedelt, und sich zu blühenden Staaten ausgebildet! Und seit jenem ersten Opfer Abel's, da der unschuldige Opferer neben seinen reinen Früchten blutig von Bruders Hand fiel, — welche Religionskämpfe sind nicht gestritten worden? In fabelhafter Zeit röthete sich der heilige Ganges vom Blute der vertriebenen Buddha-Gläubigen, und wie lange ist es wieder her, daß Magdeburg in Flammen stand und in der

Bartholomäusnacht das Blut der Hugonotten floß? Wie viel Herrscherthaten und Priesteranmaßungen vergaß die Geschichte, seit Samuel, der Hoheprieſter, den freisinnigen König Saul ausschalt und ihm mit früher Priesterkunst einen Gegenkönig ausbrütete, bis zu den heutigen Allocutionen des Papstes gegen Preußen! Wie viel Schiffbauholz ist gewachsen und verfault, seit das abenteuernde Schiff Argo, um das goldne Vließ zu holen, nach Kolchis gerüstet ward, bis zu den Schiffen, die auf der Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt in das Polareis geriethen, oder die der letzte Januarsturm an die englischen Küsten warf? Wer zählt die Hammerschläge, seit Tubal unter den Pforten des Paradieses das Metall zu bearbeiten anfing, bis auf Cockerill, der in seinen Schmieden an der Maas wöchentlich achtzig Tonnen Eisen verarbeitet? — Um ein Recht, um einen heiligen Gedanken, oder auch um einen Mißverstand, um einen Wahn haben Jahrhunderte blutig gerungen. Und wie langsam sind aus solchen blutigen Ueberschwemmungen wieder die Cocospalmen der Bildung gereift! Wie langsam sind die Pergamentblätter vom Baume der Wissenschaft in jahrhundertlanger Nacht der Barbarei fortgeweht worden, um jugendlichen Völkern zum Schulbuche der Bildung zu werden! — Und seit all' dieser Zeit zückt der Lichtstrahl jener Sonne unermüdlich in seiner Eile von 42,000 Meilen mit jedem menschlichen Pulsschlage fort, und hat noch nicht den zweihundertsten Theil des Weges zurück gelegt, um unserer Erde das Dasein einer Sonne zu verkündigen, die seit Adam's Zeit leuchtet, und die wir noch nicht sehen, weil ihr Licht bei uns noch nicht angekommen ist. —

Unsere Erde wird fortkreisen; Reiche und Völker wer-

den — wie das Meer der Geſchichte mit ſeinen Wogen am Geſtade der Ewigkeit fluthet und ebbt, ſteigen und fallen; die Bildungen der Natur und des Menſchengeiſtes werden ſich erſchöpfen, die Meere verdunſten, und endlich, wenn vielleicht unſer ausgetrockneter Erdball in ſeinen Phönixflammen auflodert, wird der Strahl jener Sonne anlangen, und in die Gluth dieſes letzten Gerichtes mit hinein fallen.

Wenn dann nach Jahrtauſenden die neugeborne Erde ſich wieder mit Wolken und Meer umhüllt, mit neuem Pflanzenwuchs umkleidet, und neue, in paradieſiſchen Buchten des Meeres geborne Menſchen ſich im Laufen und Lallen geübt haben, ſprechen und ſchreiben, Sternwarten bauen und Teleſkope ſchleifen können: wie werden ſie jene Sonne nennen, die ein ihnen unbekanntes Menſchengeſchlecht nicht zu ſehen bekam? Oder wird inzwiſchen auch jene Königin wieder ihren Thron verloren haben?

Meine Phantaſie erlahmt, ein Stück der Unendlichkeit auszumeſſen; mein Auge netzt ſich. —

Seltſame Gedankenverbindung, der man unterworfen iſt! Da fällt mir das wäſſernde Gürtelband einer theuern Freundin ein. Welchen Himmel umſpannt es, und iſt keine fünf Viertel Ellen lang, — eine Welt ewiger Gefühle, von einer ſchlagenden Sonne bevölkert! — So wiegt ſich liebend und geliebt ein Leuchtkäferchen auf ſeinem Grashalm an dunkler, duftender Hecke, während in Fernen, die es nicht durchfliegen kann, ein feuerſpeiender Berg flammt. Das Thierchen leuchtet nur durch und für ſeine kurze Sommerliebe: iſt es aber ein anderes Feuer, als in jenen Sternen funkelt? Iſt es eine andere Liebe, als die auch jene flammende Sonne entzündet hat?

So bin ich denn wieder aus jener schwindelbaren Weite der Schöpfung sanft herab an den warmen, grünen Rand der Tiefe des Lebens gesunken. Da wimmelt um mich her eine ganz andere, eigentlich erst seit Kurzem entdeckte Welt, und baut — möchte ich glauben — die ersten Stufen zu jener geheimnißvollen Tiefe. Es ist eine Schöpfung, die unserm Staunen über das Unermeßliche durch ein neues Staunen über das Unergründliche entgegen wirkt. Denn wenn uns bei der Vorstellung jenes unendlichen Raumes, beim Anblick jener leuchtenden Wohnungen von Geschöpfen unerforschlicher Art ein Gefühl eigner Nichtigkeit überkömmt: so belebt sich um mich her das Stäubchen, der Wassertropfen mit Geschöpfen, die zu winzig für mein bloßes Auge sind. Lebende Wesen, mannichfach und gewiß so vollkommen, als fein organisirt, entdecken sich unter dem Sonnenmikroskop,— Thierchen, vieltausendmal kleiner, als ein Sandkorn, und die sich doch wieder zu den kleinsten, die das bewaffnete Auge noch zu entdecken vermag, wie Elephanten neben Mücken gebehrden. Man kömmt auf die Vermuthung, die Materie könnte sich so verdünnen, daß sie für unsere Sinne zu fein würde, und doch ein Element für Geschöpfe bliebe, die sich im Gefühl ihres Daseins groß genug däuchten.

Nein, es giebt keine unbedingte Größe in der materiellen Welt. Denn was ist am Ende gegen das endlose Universum gerechnet, die Erde selbst mehr, als ein Tropfen, der nach seinem Maßstabe Ozeane mit darin schwimmenden, Welttheile benannten Stäubchen umfaßt? Einem Geiste, der außerhalb der Erde in die Unendlichkeit mit einem Auge blicken könnte, das dem Maßstabe der Geschwindigkeit des Lichtes gewachsen wäre, wie unseres dem Fluge des Adlers,

würde gewiß unſer Erdball nur als ein belebter Tropfen erſcheinen, deſſen Bewohner er auch nur durch Vergrößerungsmittel für ſein Auge wahrnehmen könnte. — Und dieſer Tropfen, dieſer Erdball ſelbſt, iſt doch wieder nur auf ſeiner Oberfläche mit organiſchen Geſchöpfen belebt. Was ſind aber dieſe Urwälder und die darin wohnenden Rieſenthiere gegen die kubiſche Erdmaſſe ſelbſt? Ein dünner Ueberhauch des Lebens über eine Kugel von 9¼ Millionen Quadratmeilen im Umfang! Wie ſoll ich mir ein ſo unbegreifliches Uebergewicht der materiellen Grundlage zu dem wechſelnden individualiſirten Leben erklären? Doch — deute ich es eben nicht ſelber an? Ich nannte ja wechſelndes Leben. Stellt ſich nicht jenem materiellen Uebergewicht in den unaufhörlich vergehenden und wiederkehrenden Bildungen, in den unermüdlichen Entwicklungen des Lebens, eine andere Uebermacht entgegen, und hält Gleichgewicht? Gewiß ſind nicht nur die Anziehungskräfte der Weltkörper unter einander, ſondern auch auf jedem einzelnen das Gewicht der Maſſe zur Kraft des Lebens abgemeſſen.

Viele mögen etwa glauben, die Sandſteingebirge unſerer Erde ſeien auf die Dauer des Menſchengeſchlechts zu den nöthigen Kirchen und Paläſten berechnet; ſo viel Eiſen müſſe bis zur vollſtändigen Entwicklung der menſchlichen Civiliſation für Pflug und Axt, für Schwert und Ketten d'rauf gehen, und die ungeheuern Steinkohlenlager hätten in den Oefen und unter den Dampfkeſſeln der bürgerlichen Geſellſchaft auszureichen. Ich aber bin überzeugt, wie die Beilaſt nach der Größe eines Schiffes angenommen wird, ſo ſei die Laſt des Erdballes nach dem Umfang des Lebens und des Geiſtes beſtimmt, die auf ihm wirken ſollen. Wer

von uns möchte aber berechnen, nach welchen Verhältniſſen ſo ungleiche Exiſtenzen, als Materie und Geiſt ſind, gegen einander ausgeglichen werden, und wie ſchwer der Widerſtand der Erde ſein müßte, wenn der Geiſt des Menſchen ſie nicht ſollte aus ihrer Bahn treiben können.

So iſt uns denn für die Sinnenwelt ein blos relatives und gewiß in ſeiner Grundlage nach den Mutterverhältniſſen der Erde ſelbſt geaichtes Maß gegeben. So ſcheint ſchon die Geſchwindigkeit der menſchlichen Bewegung nach dem Umſchwung der Erde berechnet. Nehmen wir blos den Umfang unſers Weltkörpers ohne die Hinderniſſe, die Waſſer und Wüſte in den Weg legen; ſo kann ein Menſch in derſelben Zeit um die Erde wandeln, als dieſe um die Sonne kreiſt. Auf andern Planeten von größerm Umfang und Sonnenabſtand hat die Entwicklung des Lebens, die Dauer des Geſchöpfs und haben Sinn und Verſtand vernünftiger Geſchöpfe anderes Maß, als wir.

Nur die Gedanken, die Gefühle, der Wille des Menſchen haben ein unbedingtes Maß, das nach der einzigen abſoluten Größe geſtempelt iſt, die es giebt, — nach der Gottheit ſelbſt. Dann hat Pascal Recht, wenn er ausruft: Das Weltall umfaßt, ja verſchlingt mich wie ein Pünktchen; mit meinem Geiſt aber umfaſſe ich das Weltall.

Es ſchlägt Mitternacht.

---

23. April.

Heute iſt der Knabe getauft worden, und der glückliche Vater hatte auch mich, ſeinen Nachbar und den er in der Gunſt ſeines gräflichen Herrn weiß, dazu eingeladen. Die

Taufe wäre, wie es bei Katholiken üblich ist, früher — gleich den Tag nach der Geburt — geschehen, hätte der Pathe nicht aus der Stadt kommen müssen. Das ganze Dorf staunte über solche gewagte Verzögerung. Auch hatte die alte Großmutter keine ruhige Stunde mehr vor Angst, das Kind könnte an einem plötzlichen Stickflüßchen ungetauft sterben, und seine Seligkeit verfehlen. Wahrlich! zum Grafen Xaver, in dessen Diensten diese Familie von jeher gestanden, würden sie sich einer ähnlichen Härte und Engherzigkeit nicht versehen, als sie hier von ihrem lieben Gott fürchten. Der Ungebildete und Unklare rechnet es wahrscheinlich zur Allmacht eines höchsten Wesens, daß es alles vermöge und — zu allem fähig sei. — Bei solcher Einrichtung konnte die Mutter freilich der Ceremonie nicht beiwohnen, wie es sich bei den aufgeschobenen Taufen der Protestanten so anmuthig macht. Auch durften nachher nur die Frauen mit dem vom Wasser beunruhigten Täufling in's dunkle Nebenzimmer an das Bett der Wöchnerin treten, und ihre Glückwünsche bringen. Wir Männer blieben um den Vater. Der Pfarrer, ein ganz freundlicher junger Dechant, hatte die Liturgie in einer höchst widerlichen, singenden Weise gesprochen, wie es bei gemeinen Leuten Rührung hervor zu bringen pflegt. Nachher bei einem guten Frühstücke sprach er viel entschiedener zu. Der Pathe, ein Offiziant des gräflichen Hauses, bleibt nun gleich hier, um das Schlößchen zum Empfang der gräflichen Familie einzurichten. Sie wollen früher kommen, und erwarten auf den Sommer vielfachen Besuch. Bei der Gunst, die der Graf und die Gräfin für mich haben, wird mich solche Unruhe in meinem vertrauten Umgang mit der Natur wohl manchmal stören.

Vielleicht bieten ſich aber auch durch den Gegenſatz der Societät neue, electriſirende Berührungen mit der Natur. Wenn man einmal mit ganzer Seele auf ein Intereſſe gerichtet iſt, ſo wenden Einem auch die fremdartigſten Gegenſtände eine wahlverwandte Seite zu. So mußte mir ja auch heute auf meinem Nachmittagswandel die vormittägliche Taufe, — ein religiöſer Gebrauch, der dem Waſſer die höchſte Bedeutung beilegt — Fahrwaſſer verſchaffen zu meinen Betrachtungen über den tiefen Urſprung des Lebendigen, mit denen ich ſeit ein paar Abenden auf's Trockne gerathen war. —

Es wurde mir nämlich jetzt recht bedeutſam, daß Waſſer ein Hauptbeſtandtheil aller organiſchen, wie aller beſeelten Weſen iſt, und zu ihrem Beſtehen nicht entbehrt werden kann. Ja ſchon die bloße Kryſtalliſation, jene erſte Regung des Lebloſen, aus dem Geburtsſchlafe zu organiſchem Leben zu erwachen, geſchieht nur aus flüſſigem Zuſtande.

Noch wichtiger ſchien es mir, daß auch jedes organiſche und lebende Individuum aus wäſſeriger Flüſſigkeit entſteht. Im Samen der Pflanzen ruht der Keim des jungen Gewächſes in Feuchtigkeit, aus der er demnächſt ſeine erſte Entwicklung nimmt. Wie die Samenlappen ſind auch die feſten Häute der Inſekten-, Fiſch- und Vogeleier mit wäſſerigem Stoff erfüllt, und noch mehr ſind die Eier der Thiere und Menſchen, die im Innern der Mutter ausgebrütet werden, von Flüſſigkeit umgeben, wie ſie ja vorher auch erſt von väterlicher Flüſſigkeit angeregt und belebt werden mußten. — Wo immer alſo das räthſelhafte Weſen, das wir Lebenskraft oder Lebensgeiſt nennen, ſich mit organiſchem Stoffe verbindet, geſchieht es durch Vermittlung des Waſſers.

Jedes Individuum wird, ſo zu ſagen, — ins Leben getauft.

Gewiß iſt es auch der Mutter aller Individuen, — der Erde ſelbſt, nicht anders ergangen; ſie iſt nicht anders entſtanden, als ihre Kinder noch entſtehen, durch Vermittlung eines flüſſigen Elementes. Nicht genug, daß die Einheit des Lebens, mithin die Uebereinſtimmung der Grundgeſetze deſſelben im Ganzen und Einzelnen, dafür ſpricht: die Erde hat auch ihren Taufſchein aufbewahrt. Ihr innerer Zuſtand deutet nämlich auf große Umwälzungen durch Waſſer. Man findet in ihrem Schooße, in Flötzſchichten, die Trümmer von Pflanzen und Thieren jetzt nicht mehr vorhandener Arten. Dort gräbt man auf weite Ablagerungen von Muſcheln und Schalen ſolcher Thiere, die nur im Meere leben konnten; hier kommen Knochen von Landthieren neben den Ueberbleibſeln von Seebewohnern vor — Reſte, die nur durch gewaltige Fluthen zuſammen gebracht ſein können. Ja Knochen und ſogar ganze Thiere, — Elephanten, Nashörner, die nur in ſüdlichen Klimaten leben, finden ſich in den Eisfelſen des Polarmeers am nordöſtlichen Sibirien und nordweſtlichen Amerika. Daß jene Thiere in den Fluthen ſtarben, beweiſen ihre Särge aus Eis. — Kein Zweifel, die frühern Bildungen und Geburten der Erde ſind durch Fluthen untergegangen; auf dem weiten Kirchhof des Begrabenen hat ſich neuer, vom Waſſer befruchteter Boden abgelagert, und neue Geſchöpfe ſind aus dem Waſſer wiedergeboren worden. Vor der allererſten Geburt, deren Kinder jetzt am tiefſten begraben liegen, mag die Erde ſelbſt wie ein großes Ei gedacht werden, mit dichten Häuten von Wolken umſchlungen. Auf geheimnißvolle Weiſe vom

Sonnenlicht befruchtet, ſind dann aus den Waſſernieder-ſchlägen jener Wolken die Geburten der irdiſchen Weſen in beſtimmten Zwiſchenräumen erfolgt, bis auch der Menſch, nicht mit dem Vorzug der Erſtgeburt, ſondern mit dem Glück der Letztgeburt erſchien. —

Nun bin ich froh, durch die Betrachtung der heutigen Taufe mich an das Element gewieſen zu ſehen, das die Geburtsſtätte der lebendigen Weſen umgiebt, und durch welches ich gewiß auch dem Geheimniſſe des Lebens näher kommen kann. Allein dieſelbe Taufe hat mich noch auf andere Betrachtungen geführt, die mich abermal auf meinem Wege aufhalten. — In der Natur ſehe ich nämlich aus dem Reiche der unbeſeelten Stoffe durch Vermittlung des Waſſers, gleichſam durch eine Taufe, Geſchöpfe in das höhere Reich der Individualität gelangen. So ſoll auch im Sinne der Kirche durch das Symbol des Waſſers der Täufling aus dem Banne der natürlichen Geburten in ein höheres, geiſtiges Reich wieder und weiter geboren werden. Von der natürlichen Mutter gelöſt, ſoll er durch die Nabelſchnur des Glaubens im Schooß der Kirche ein Embryo höherer Hoffnung werden. Nun hatte ich mir vorgeſetzt, durch Naturbetrachtung zu den höhern Wahrheiten, — ſoll ich ſagen, zu der religiöſen Nahrung zu kommen, die der Gläubige unmündig im Schooß der Kirche empfängt. Ich wollte lieber ein freizappelnder Säugling der Natur, als ein Embryo der Kirche ſein. Und nicht ohne Grund! Die vielerlei — Alterationen, welche die Kirche ſeit Jahrhunderten erfahren, die Ueppigkeiten, die ſie angenommen, die Heftigkeiten, denen ſie ſich hingegeben hatte, z. B. die charwochentlichen Ketzerverwünſchungen, die wiederholten Allocutionen u. dgl. können

einem Embryo höherer Hoffnung unmöglich gut anſchlagen; wie ich ſelber denn auch ſo unruhig davon im Schooß der Mutter geworden war, daß ich durch Excommunication abgetrieben werden mußte. — Aber, — wie nun zu dieſen höhern Wahrheiten gelangen? Was frommt es mir, wenn ich mich ein wenig klarer über das Entſtehen, die Entwicklung und das Vergehen der Geſchöpfe mache, und nicht auch Glaube, Liebe und Hoffnung gewinne? ———

Halt! — Spreche ich da eben nicht eine bedeutſame Parallele aus? Dort drei Stufen der ſinnlichen Entwicklung — Werden, Wachſen, Vergehen; hier drei Richtungen des religiöſen Lebens, — Glaube, Liebe, Hoffnung! — —

Ehe ich mich auch noch recht klar darüber mache, was eigentlich „Glauben" ſei, fühle ich ſchon, daß ich ihn — wenn überhaupt in der Natur — zunächſt in der Tiefe der Schöpfung finden muß, auf dem ewigen, geiſtigen, göttlichen Fundamente der Welt. Denn der Glaube ſoll ja die innigſte Gewißheit ſein, die ſich die Unermeßlichkeit voraus nimmt, — wie der Keim das ganze Geſchöpf umſchließt. — Folge ich dann den unzähligen Weſen in ihrer Entwicklung, — wie Alles ſich entzweit, ſich verzweigt, ſich verbindet, Jedes ſich ſelbſt ſuchend an ein Anderes gewieſen wird: ſo dürfte ich vielleicht in der Breite der Schöpfung auf den wahren Begriff und die hohe Sendſchaft der Liebe kommen. — Und nun fällt, bedeutſam genug, das Vergehen der beſeelten Weſen in die dritte Richtung der Schöpfung, in ihre Länge oder Dauer. Sollte das Vergehen der Geſchöpfe überhaupt nur ein wiederholtes Wandeln derſelben nach einem ewigen Ziele ſein? — Welche Ausſicht für unſere Hoffnung! —

Alſo, wie der Raum drei Dimenſionen hat, müßte ſich

mir auch die Natur nach drei ſinnlich-geiſtigen Richtungen aufſchließen, — glaubenstief, liebesbreit, hoffnungslang.

Glück auf! Ich wollte mich ja zuerſt der Tiefe zuwenden, — nach der Wurzel des Lebens graben. Es ſoll mich nun auch nichts mehr unterbrechen, nach der Subſtanz der wandelbaren Weſen zu fragen. Dort werde ich auch klar darüber werden, was der Glaube ſei, und wie ich ihn gewinne.

Horch! War das nicht ſchon eine Nachtigall? — Wahrhaftig, dort aus dem gräflichen Garten her verſucht ſie ihre erſten Töne. Ha! Immer länger wird der Ton der Sehnſucht, den ſie aus ihrer gefiederten Bruſt zieht. Ja, ſchmettere, klage! Du wirſt verſtanden, einſamer Sänger! Ich bin froh, daß ich nicht mehr bloß Hühner höre, die nach ihren gelegten Eiern gackern.

Ein andres Mal will ich nach dem Grund des Lebens, nach der Wurzel des Glaubens fragen, — ein andres Mal! Jetzt juble, klage den Mai herbei, du Nachtigall!

X.

Literaturblätter.

1.

Berichte über die neueste ungarische Literatur.

Erster Artikel.

Bewegungen auf dem Felde magyarischer Journalistik.

Daß es mit unsern nationalen Strebnissen fröhlich vorwärts gehe, so wenig es oft den Anschein darnach haben mag, giebt sich nicht nur auf dem Felde der Literatur, sondern auch auf dem unserer vaterländischen Journalistik in unzweideutigen Aeußerungen kund. Freilich sind jene Kämpfe und Befehdungen, die sich innerhalb eines sonst bei uns so friedlichen Gebietes jüngst entsponnen haben, in ihren augenblicklichen Aeußerungen selten von der Art, daß die sogenannten Gebildeten im Volke — denen jedes kräftigere, ob auch noch so gesunde Ueberquellen jugendlich strebsamer Naturen gleich ein Verstoß wider den literarischen Anstand dünkt — sich dadurch besonders erbaut und angezogen fühlen könnten. Vielmehr lehnen sie, an die abstracte Verflachung unserer socialen Zustände gewöhnt, allen publicistischen Zwiespalt, als für den literarischen Pöbel gehörige Rohheit, mit vornehmer Geringschätzung ab. Ganz Unrecht haben sie allerdings hierin oft nicht, da derlei, meist in Persönlichkeiten ausartende Zerwürfnisse des Unerquicklichen und Erbärmlichen häufig so viel zu Tage fördern, daß einem ehrlichen Leser alles Interesse daran nothwendig verleidet werden muß. Gleichwohl findet der tiefere Beobachter, der gewöhnt ist, weniger die Wirkung als deren Ursache ins Auge zu fassen, und die vereinzelten Erscheinungen nach ihrem Prinzip und innern Verhältniß zu dem Gesammtfortschritte

der Zeit zu begreifen ſucht, in jenem letzten, ſtetig gewordenen Gegenſatz, deſſen Schwingungen ſich faſt über die geſammte ungariſche Tagsliteratur erſtrecken, ein bemerkenswerthes Moment in dem ſtufenweiſen Entwicklungsgange unſerer jugendlichen Nationalbildung. Von dieſem Standpunkt aus dürften einige erläuternde Hinweiſungen auch dem gebildeten Auslande, das an dem fröhlichen Emporblühen der magyariſchen Cultur in Wiſſen, Kunſt und Leben immer wärmern Antheil zu nehmen ſcheint, nicht ganz unwillkommen ſein.

Vor dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts gab es überhaupt nur höchſt dürftige Anfänge einer Journaliſtik im Lande. Die noch jetzt beſtehende vereinigte Ofner-Peſther und die Preßburger Zeitung (bloße Compilationen aus der Wiener Zeitung, dem öſterreichiſchen Beobachter und wenigen deutſchen Blättern), denen man ſpäter ein ziemlich geſchmacklos redigirtes, erſt ſeit den letzten Jahren den Anforderungen der Zeit mehr entſprechendes Unterhaltungsblatt „die gemeinnützigen Blätter" und „die Aehrenleſe" beigab — wurden, als die einzig beſtehenden politiſchen Zeitungen im Lande, allmählig eine Goldgrube für die Redaction derſelben, ohne jedoch zur politiſchen und Geſchmacksbildung des Volkes weſentlich beizutragen. Neben ihnen tauchten ſpäter eine mißgeſtaltete, klägliche Nachäffung der Wiener Modezeitung „der Spiegel" und einige nur von einem, verhältnißmäßig kleinen Publikum erhaltene ungariſche Zeitſchriften auf, unter denen der ſpäter eingegangene „Magyar Kurir*)" für politiſche Relation, die noch jetzt beſtehende, von dem verdienſtvollen Horváth redigirte „Tudományos Gyüjtemény**)" für wiſſenſchaftliches Streben die geleſenſten waren. Da trat in Folge des, auf dem Landtag 1825 erhaltenen, kräftigen Impulſes für vaterländiſche Sprache und Cultur, meiſt durch Vermittlung des unermüdet thätigen Patrioten Grafen Stephan Széchenyi eine neue ungariſche Zeitung: „Jelenkor***)," redigirt von Helméczy, einem Mitglied der neu begründeten ungariſchen Akademie für nationale Sprache und Literatur, unter günſtigen Auſpicien in's Leben. Als politiſches Blatt in ziemlich ſelbſtſtändiger, mitunter angefochtener Haltung dem Beſſern nachſtrebend, diente es zugleich als Tummelplatz ſprachlicher Reformen und Bereicherungen, wobei theils das rühmliche Abweichen vom alten Schlendrian, theils der zuweilen allzukühne Eifer in Aufſtellung neuer Wortbildungen manchem ehrenfeſten Magyaren aus der alten Zeit zu nicht geringem

*) „Der ungariſche Courir."
**) „Wiſſenſchaftliches Archiv."
***) „Gegenwart."

Aergerniß gereichte, und in der That, als Uebergangsperiode, eine kleine babyloniſche Sprachverwirrung im Kreiſe der nationalen Literatur und höhern Converſation herbeiführte. Nebenher konnte eine ſpäter hinzugekommene belletriſtiſche Beilage „Társalkodó*)“ einerſeits als gewählter nationale Unterhaltungslectüre, andererſeits als Organ für die patriotiſchen Beſtrebungen des Grafen Széchenyi und der ihm befreundeten Literaten gelten, welche, aus den erſten Mitgliedern der ungariſchen Akademie beſtehend, eine, längere Zeit unbeſtrittene Oberherrſchaft auf dem Gebiet der Literatur behaupteten. Mit dem allmähligen Erſtarken der Nationalbildung wuchs auch der Umfang und das Bedürfniß des ungariſchen Leſepublikums. Es entſtanden jährlich neue Zeitſchriften, die jedoch mehr in dem engern Kreiſe belletriſtiſcher Unterhaltungsblätter ſich bewegend und durch kein hervorſtechendes Talent gehoben, weder auf die Maſſe des Volks beſondern Einfluß übten, noch den Anſprüchen der höher Gebildeten völlig zu genügen vermochten.

Da vereinigten ſich endlich drei der angeſehenſten Capacitäten: Dr. Schedl**), Secretär der ungariſchen Akademie, und die Dichter Vörösmarty und Baiza***), welche ſeit Kazinczy das Geſchäft einer wiſſenſchaftlichen Kritik nebſt dem trefflichen Kölcſey†) faſt allein in verſchiedenen, bald wieder eingegangenen Zeitſchriften geübt hatten, zur Gründung eines neuen Organs für Kunſt und Wiſſenſchaft im „Athenaeum,“ dem ſich ein ſelbſtſtändiges Literaturblatt „Figgelmezo††)“ beigeſellte. Die ganze Zeitſchrift war augenſcheinlich dem Cotta'ſchen Morgenblatt und dem Menzel'ſchen Literaturblatt nachgebildet. Die allgemein geachteten Namen der drei Herausgeber bürgten für Gediegenheit des Inhalts wie der Form, die beide freilich nur für ein auserleſenes, zur Zeit noch weniger zahlreiches Publikum berechnet waren. Auch wuchs die Theilnahme für dieſes wahrhaft reelle, zeitgemäße Unternehmen zuſehends und die raſtloſen Bemühungen der thätigen Redaction berechtigten zu den erfreulichſten Erwartungen für die Zukunft. Da jenes Triumvirat mit dem Grafen

*) „Geſellſchafter.“

**) Ein geborner Deutſcher, bekannt unter dem Namen Franz Toldy durch ſein vielgebrauchtes Handbuch der ungariſchen Poeſie.

***) Erſterer unſtreitig der größte, vielſeitigſte und fruchtbarſte aller jetzt lebenden lyriſchen und dramatiſchen Dichter Ungarns; letzterer bekannt als Lyriker, Kritiker und früherer Director der ungariſchen Nationalbühne zu Peſth.

†) Starb im Auguſt d. J. Einer der reinſten Charaktere ſeiner Zeit; als Menſch, Dichter und Volksvertreter auf dem Landtage 1833 gleich achtungswerth.

††) „Der Beobachter.“

Széchenyi und dessen Organ, dem Jelenkor im besten Vernehmen stand, auch die Sphären beider Blätter sich nicht allzunahe berührten, so bewegten sie sich einträchtig neben einander hin. Das erstere führte nun ein scharfes Regiment über die stets wachsende Schaar der Jünger des pannonischen Parnasses, wobei denn auch die, an innerm Gehalt nur mittelmäßigen Blätter „Rajzolatok*)“ und „Regélö**)“ zuweilen nicht am besten wegkamen. Daß hiedurch die Zahl der öffentlichen und geheimen Gegner des Athenaeum's ins Unendliche vermehrt werden mußte, wird Niemand befremden, der jemals einen tiefern Blick in das Getriebe schriftstellerisch-kritischer Beziehungen gethan. Nicht minder lag es in der Natur der unermüdeten Wirksamkeit, wodurch Graf Széchenyi das wahre Wohl seines Vaterlandes auf verschiedenen Wegen zu fördern suchte, ihn mit vielen seiner Landsleute in Conflict zu bringen, die entweder für seine großartigen Entwürfe unempfänglich waren, oder ihr eigenes Interesse dadurch gefährdet sahen. Es fehlte daher auch nicht an allerlei Angriffen gegen jene Koryphäen der vaterländischen Literatur, doch dienten dieselben, ohne tiefern Halt, als ephemere Ausflüsse persönlicher Beziehungen und Leidenschaften, nur dazu, das geistige Uebergewicht jener Männer desto heller ins Licht zu setzen. Andererseits mußten dadurch freilich auch diese selbst, die bei allen Vorzügen doch von dem allgemeinen Loos endlicher Beschränkung nicht ausgenommen erschienen, in eine Art gefährlicher Sicherheit gewiegt werden, so daß dieselben im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit wirklich eine ziemlich drückende Dictatur auszuüben anfingen, indem sie unmerklich ihre Ansicht, die sich freilich zu ihrer Zeit meist als die richtige erprobt hatte, zur allein geltenden zu stempeln versuchten und was dieser auf irgend eine Art zu nahe trat, ziemlich unsanft und schonungslos abwiesen. Demgemäß lag es nicht nur im Interesse der oft hart gegeißelten, außerhalb des Bereichs der Akademie sich bewegenden Talente, sondern auch im Wunsche der unparteiischen Freunde vaterländischer Cultur und eines lebendigen Zeitfortschrittes: daß irgend ein dazu Befähigter auftrete, um als heilsames Gegenwicht die übertriebenen, oder doch leicht zu übertreibenden Ansprüche der doctrinären Coterie auf ihre natürlichen Gränzen zu verweisen und die Freiheit des geistigen Strebens vor jeder, die innere Selbstentwicklung hemmenden Vormundschaft zu bewahren.

Dieser Mann fand sich bald wirklich in Joseph von Drosz, dessen Name auch im Auslande bereits einen guten Klang gewonnen, indem

*) „Zeichnungen.“
**) „Der Erzähler.“

daſſelbe ſeinem ungariſchen Reichstag von 1830, ſo wie ſeiner 1835 bei O. Wigand in Leipzig erſchienenen, aber nach dem erſten Heft unterdrückten Monatsſchrift: Terra incognita die weſentlichſten Belehrungen über die jetzigen ungariſchen Zuſtände verdankt. Dieſer äußerſt gewandte, wohlunterrichtete und ehrgeizige Publiziſt war der erſte, welcher durch ſeine Schriften ſowohl der ungariſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Sprache und Literatur (die ſich aus eigener Machtvollkommenheit das Prädicat „gelehrte" zugelegt), als deren angeſehenſten Mitgliedern in der öffentlichen Meinung einige empfindliche Streiche verſetzte, indem er ihre wirklichen Blößen ans Licht zog und mit feinem Spott zu geißeln wußte. Auch die literariſchen Erzeugniſſe des Grafen Széchenyi unterwarf er in dem beſondern Werk: Gróf Széchenyi István mint Iró*) mit weit mehr Glück und Geſchick als ſein Vorgänger**), einer ziemlich ſcharfen und unbefangenen Kritik, die den, zwar ſonſt liberalen, aber doch gleichwohl etwas heftigen Grafen Széchenyi um ſo empfindlicher berührte, je weniger er das Gewicht und die würdige Haltung der, zwar ehrenvoll anerkennenden, aber auch eben ſo freimüthig rügenden Beurtheilung in Abrede zu ſtellen vermochte. — In ſeinen literariſchen Beſtrebungen durch die beſtehenden Cenſurverhältniſſe auf allen Seiten gehemmt, ſchien Orosz ſein Heil plötzlich auf anderem Wege verſuchen zu wollen. Es hieß auf einmal: er ſei für die Intereſſen der öſterreichiſchen Regierung gewonnen worden, und dies Gerücht erhielt allerdings in der auffallenden Begünſtigung, die ihm jetzt höhern Orts zu Theil ward, einen bedeutenden Grad von Glaubwürdigkeit. Orosz übernahm die Redaction einer neuen politiſchen Zeitung: „Századunk***)" und gründete ſpäter noch eine zweite: „Hirnök†)," die als gefährlicher Rival des „Jelenkor" dieſen an Eleganz der äußern Ausſtattung wie an Reichhaltigkeit des Stoffes und Schnelligkeit der Mittheilung um ſo leichter überflügelte, als der Redacteur des letztern den bisherigen Mangel aller Concurrenz auf Koſten des Publikums zur Sammlung eines bedeutenden Vermögens zu benutzen gewußt hatte, während er nun, um nicht des größten Theils ſeiner Abonnenten verluſtig zu gehen, zu mehrfachen Opfern und Zugeſtändniſſen an den Zeitfortſchritt ſich gezwungen ſah.

In wiefern übrigens jenes Gerücht hinſichtlich Orosz's Beziehungen zur öſterreichiſchen Regierung, das von deſſen Gegnern begierig

*) „Graf Stephan Széchenyi als Schriftſteller."

**) Graf Joſeph Deſewffy in ſeiner Zergliederung des „Credits" vom Grafen St. Széchenyi.

***) „Unſer Jahrhundert."

†) „Der Courier."

aufgefaßt und verbreitet wurde, gegründet sei, ist mir nicht hinlänglich bekannt; indeß weiß seine geübte Feder jeden Verdacht einer servilen Gesinnung in seinen Blättern aufs besonnenste zu begegnen. Mir erscheint das Ganze mehr als ein, unserm vielgewandten Grafen Széchenyi abgelerntes diplomatisches Mystificationsmanövre, das nach vielen, auf gewöhnlichem Wege mißlungenen Versuchen die Interessen des wahren Zeitfortschrittes auf der einzig möglichen Bahn einer klugen Accommodation zu fördern sucht. Der Oberfeuerwerker Orosz verstärkte sich nun zu seinem journalistischen Feldzuge durch einen tüchtigen, wenn auch zuweilen etwas derb auftretenden, außerhalb des Bereichs der Akademie stehenden Mitkämpfer Csató; nahm mehrere untergeordnete Talente und Blätter in seine Protection und benutzte sie mit kluger Taktik als Werkzeuge zu seinem Zweck: die Bewegungen der doctrinären Coterie einer scharfen und wachsamen Controle zu unterwerfen. Er fand mit seinem Anhang viel Sympathie im Publikum und gab jenen, durch ihn in Schach gehaltenen Herren, die anfangs seine wohlberechneten Angriffe durch vornehm schweigende Geringschätzung zu entwaffnen suchten, aber endlich, aufs empfindlichste gereizt, sich ihres lang verhaltenen Grolls auf einmal in mehreren beißenden Artikeln entäußerten, vollauf zu thun. Der lebhafte Kampf, der sich nun in den Spalten fast sämmtlicher ungarischer Tageblätter besonders auf Veranlassung der stehenden Rubrik im Hirnöck: Hirlapi Szemle*) entspann, trug zwar häufig ein durch Leidenschaft entstelltes, unerquickliches Gepräge, doch läßt sich nicht leugnen, daß derselbe auch in mancher Beziehung anregend und läuternd auf das tiefere Verständniß der nationalen Strebnisse und ihrer Vertreter eingewirkt hat. Die Kräfte wurden geübt und entwickelt, die Geister geprüft, Begriff und Ausdruck abgeklärt, und, was das Wichtigste von Allem: die angestammte Freiheit des Urtheils vor der hemmenden Fessel aristokratischen Autoritätszwanges durch die gesunde Reibung zeitgemäßer Gegensätze bewahrt. Freilich konnte es nicht fehlen, daß in der Hitze des Streites zu beiden Theilen mehrfache Blößen die endlich beschränkte Seite mancher sonst trefflicher, mit Recht gefeierter Wortführer enthüllten und dadurch ihrer Ueberschätzung im Urtheil der Zeitgenossen vorbeugten; doch ist Solches in der That mehr als Gewinn denn als Verlust zu achten und jene Männer sind zweifelsohne bescheiden und wahrhaft gebildet genug, dies auch von ihrem Standpunkt aus bei ruhiger Erwägung gebührend anzuerkennen. So mußten z. B. selbst die wärmsten Verehrer des hochherzigen Grafen Széchenyi nur höchst unangenehm durch einen vielbesprochenen, zwar sehr witzigen, aber von

*) Journalrevue.

ſeiner Stellung völlig unwürdigen Perſönlichkeiten überfließenden Artikel im Társalkodó berührt werden, worin derſelbe ſich verleiten ließ, das ihm empfindliche Kleingewehrfeuer der Orosz'ſchen, zum Theil ſehr grundloſen, aber am beſten ſich ſelbſt widerlegenden Ausfälle mit einer Ladung groben Geſchützes zurück zu weiſen, ohne zu bedenken, daß er ſeinem gewandten Gegner, der ſolche Blöße trefflich zu benutzen verſtand, dadurch in den Augen des unbefangenen Publikums von ſelbſt die Waffen in die Hände lieferte.

Mit würdevollerer, ja im Einzelnen wahrhaft klaſſiſcher Haltung und Eleganz wußten die Herausgeber des „Athenaeums" ihre eigenen, wie die Intereſſen der Akademie, als deren Vertreter ſie erſchienen, gegen die ſpottende Ironie des Orosz'ſchen Tiers-parti zu wahren; indeß verrieth doch die Nachgiebigkeit, mit welcher ſie gewiſſen ziemlich ſchwachen ſatyriſchen Ergüſſen jüngerer Schildträger Platz in den ſonſt ſo ſtreng überwachten Spalten des „Athenaeums" gönnten, nur allzudeutlich die gereizte Stimmung ihres Innern.

Noch iſt der Kampf nicht ausgefochten, der Friede nicht vermittelt. Um den Kern der ſtreitenden Großmächte ſchaaren ſich in verſchiedenen Sprechſälen und Gruppirungen die Reihen jüngerer Talente, hier dieſer dort jener Coalition in eigenthümlichen Schattirungen anhangend oder ſie bekämpfend. Jede Parthei ſtrebt mit allen Waffen des Geiſtes das, als Schiedsrichter zwiſchen beiden ſtehende Publikum für ſich zu gewinnen. — Inmitten dieſer Wirren bereitet die unermüdet thätige Heckenaſt'ſche Verlagshandlung allhier ein, dem Proſpect nach ſehr zeitgemäßes neues Organ für Wiſſen, Kunſt und Leben in dem mit 1. Januar 1839 täglich deutſch erſcheinenden „Peſther Tageblatt" vor, für deſſen würdige Ausſtattung und gediegenen Gehalt ſie weder Mühe noch Koſten ſcheut. So ſtehen ſich die verſchiedenartigſten Beziehungen und Tendenzen der Gegenwart auf dem Felde magyariſcher Journaliſtik ſchlagfertig gegenüber. Wer am Ende das Feld behaupten und vor dem unbeſtechlichen Gericht der öffentlichen Meinung den Lorbeer erringen dürfte, ſteht zu erwarten; das Eine jedoch unterliegt ferner keinem Zweifel: daß die Intereſſen und Anforderungen einer jugendlich kräftigen Zeitentwicklung auch auf dieſem Gebiet nationaler Geſtaltung ſich ſiegreich Bahn brechen und die Früchte ihres Kampfes dem kommenden Geſchlecht als unbeſtrittenes Eigenthum zu Genuß und fördernder Pflege überliefern werden.

G. T.

2.

Hegel und — Schubarth.

Hundert und funfzehn Jahre sind verflossen, seitdem die Hallischen Pietisten den Freiherrn Christian von Wolff vor dem Throne Friedrich Wilhelm's I. staatswidriger Lehren anklagten; es war zu erwarten, daß man in unserer Zeit der Säkularfeierlichkeiten und Monumente dieses würdige Schauspiel der Gegenwart aufzufrischen nicht versäumen werde. Kaum ist die laut und leidenschaftlich erhobene Anklage Leo's verstummt, so beeilt sich Hr. Schubarth aus Hirschberg, die Entdeckung bekannt zu machen, daß die Hegel'sche Philosophie als der „verderblichste Krebs jeder höhern Bildung, als das größte Uebel und Unheil für das Menschengeschlecht" zurückgewiesen werden müsse und da er sehr wohl weiß, daß solchen allgemeinen Behauptungen der Stachel fehle, so bemüht er sich, insbesondere die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwicklungsprinzip des preußischen Staates nachzuweisen.

Es käme nunmehr darauf an, den Inhalt der Schubarth'schen Broschure anzugeben, doch muß ich eingestehen, daß der Verfasser dem Referenten dieses Geschäft zu einer sauern Arbeit gemacht hat; denn seine Schrift ist so leer von allem Inhalt, daß ich als den eigentlichen Kern derselben nur die gröbste Schmeichelei bezeichnen kann, die noch jemals aus der Feder eines deutschen Schriftstellers geflossen ist. Einen großen Fortschritt freilich, den die Zeit seit 1723 gemacht hat, giebt uns Hr. Schubarth zu bewundern, die wie der hallische Lange den Philosophen durch die Schlußfolge verdächtigte, daß seine Lehre von der Prädestination jedem Soldaten Sr. Majestät erlaube, ohne Gewissensscrupel zu desertiren, wenn er sich also genöthigt sah, aus einer sterilen Lehre der speculativen Theologie eine so praktische Nutzanwendung zu destilliren, so zieht Hr. Schubarth es vor, die Anklage gegen Hegel mit einer für sich selbst berechneten Nutzanwendung, nämlich der Apotheose des preußischen Fürstenhauses, in den Götternebel einer philosophischen Phrase einzuhüllen, um sie dem verwöhnten Zeitalter genießbar zu machen.

„Nicht irgend ein Universum oder ein bloßes Partikelchen desselben," sagt Schubarth S. 24, „überhaupt kein bloßes Außen, soll der Mensch vorstellen, wenn er das Höchste erreichen will, sondern eine bestimmte, in sich fest- und vollbegründete Person, die sich von allem Andern, was da unter und über ihr ist, deutlich und prägnant unterscheidet ... Diese Person ... rechnet Gott dem Menschen in letzter Be-

ziehung allein an, denn in dieſer Perſon iſt Jeder nur Er ſelbſt und von ihr kann er Rede ſtehen. Nicht aber rechnet Gott dem Menſchen ſeinen Antheil am Univerſum oder ſeinen Begriff davon oder den Begriff und Antheil an irgend einer Gemeinſchaft, zu der er blos als ſolcher gehört, Staat, Kirche, Zunft, Stand, Gewerbe, Familie, als ein Höchſtes an, weil blos innerhalb dieſer Gemeinſchaften Jeder niemals Er ganz ſelbſt iſt und auch für ſie nicht einſtehen kann. Sie ſind daher nur äußere Hüllen, aus denen die Perſon wie der Schmetterling aus der Puppe hervorkommt .... denn alles Allgemeine, Gemeinſame iſt das weit Geringere, ſo daß es wohl von einer Perſon vollſtändig gefaßt werden kann, nicht aber die Perſon von ihm. Daher gebührt nicht ihm die Herrſchaft über die Perſon, ſondern der Perſon über daſſelbe." —

So weit dieſe Theorie der Perſon, die ſich allerdings von Allem, was jemals einen Anſpruch auf philoſophiſche, ſittliche oder religiöſe Weihe gemacht hat, „deutlich und prägnant unterſcheidet." Ich mag nicht ſo grauſam ſein, den Verfaſſer für alle Conſequenzen verantwortlich zu machen, die aus dieſer Theorie, wie aus einer Drachenſaat, empor wachſen, die Zertrümmerung von Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion würde die unausbleibliche Folge ſein, ſobald die Perſon und mit ihr alle Willkür und Zufälligkeit, die ihr nothwendig anhaftet, fortan der Regulator menſchlicher Verhältniſſe ſein ſoll; wer ſchauderte nicht bei dem Gedanken an dieſe Herrſchaft eines atheiſtiſchen Egoismus, der alle böſen Leidenſchaften der Anarchie und Irreligion in ſeinem Innern birgt? Aber man würde jener philoſophirenden Grundlage viel zu viel Ehre anthun, wenn man ſie vom Standpunkt der Philoſophie aus angreifen wollte, denn es liegt am Tage, daß ſie nichts als ein eilig aufgeſchlagenes Bretgerüſt ſein ſoll, wie Marktſchreier auf Jahrmärkten zu haben pflegen, um die Nutzanwendung, auf die es dem Verfaſſer allein ankommt und die er naiv genug als die einzig mögliche Conſequenz ſeiner Lehre zu betrachten ſcheint, von einem etwas erhöhten, mit ſpeculativen Lappen und Goldleiſten verbrämten Standort vortragen zu können. Alſo zur Nutzanwendung.

„Ein conſtitutioneller Staat," heißt es S. 9, „iſt eine Republik in monarchiſchem Gewande, nichts mehr oder weniger, wo man den Fürſten als Ueberreſt einer vorausgegangenen, rein monarchiſchen Epoche beſtehen läßt, ohne ihn gerade fortzuſchicken, indem man ſich ſeiner bedient, um einige ceremonielle Functionen von formeller Bedeutung für den, von ihm ſeiner Subſtanz nach ganz unabhängigen Staat mit einem gewiſſen bedeutſamen Gepräge zu verrichten. — (S. 15.) „Dieſes Verfallen der Perſönlichkeit an irgend einen Organismus iſt aber dem Begriffe der reinen Monarchie und des perſönlichen

Staats, den sie begründet, ganz zuwider. Die Substanz des preußischen Staates, als einer reinen Monarchie, ist wesentlich nur sein regierendes Geschlecht, welches den Staat kraft seiner einwohnenden, besondern Fähigkeit allein zu dem gemacht hat, was er ist, so daß des Staates Dasein vorzugsweise auf dem beruht, was Hegel die Besonderheit des Charakters nennt." (S. 16) „Es ist stets nur der Monarch, durch den die Andern handeln und handeln können .... und so würde ohne diese Partikularität des Charakters der preußischen Monarchen, ohne das Recht der Geltendmachung derselben und ohne ihre Fortdauer dasjenige gar nicht existiren, was wir heute Preußen nennen. Preußen würde vielmehr als Staat der bisherige zu sein sofort aufhören, sobald hierin auch nur das Geringste geändert würde." (S. 22) „Es ist vor allen Dingen unbegründet und falsch, daß dasjenige, was den preußischen Geist, das preußische Wesen vorstellt, etwas bloß Allgemeines und nichts Specifisches sei." (S. 23) „Der Ursprung dieses besondern preußischen Wesens muß seinem letzten Grunde nach ebenfalls in einem Besondern aufgesucht, bis in Eine Familie, in das hohenzollern'sche Fürstengeschlecht und seine einzelnen Glieder verfolgt werden: denn es ist, wahrhaft betrachtet, dieser preußische Geist, dieses preußische Wesen nichts anders, als der in einer günstigen Stunde zu einer Völkerangelegenheit gewordene Familiengeist der Hohenzollern selbst, eines Geschlechtes, in dem, wie es in der Geschichte nicht selten vorkommt, der allgemeine Menschengeist sowohl zu einer besondern Stärke als eigenthümlichen Aeußerung, nach einem geheimen höhern Gesetz der Geschichte, sich angesammelt zu haben scheint, um demjenigen, was in der Allgemeinheit fade bleibt, seine Würze und Kräftigung zu geben. Diesem hohenzollern'schen Familiengeiste opferten, als etwas Besonderem, aber Besserem, gewisse deutsche Stämme ihren angebornen, allgemeinern, aber geringern Geist, um ihn gegen jenes Bessere und Höhere einzutauschen und durch dasselbe zu veredeln." Eben so aber wie Preußen der Staat der Persönlichkeit, so ist der Protestantismus die persönliche Kirche. Im Süden von Deutschland dagegen, „wo der deutsche persönliche Urkern entweder am meisten verwittert, oder wo seine Grundlage von jeher die schwächste gewesen ist, unternimmt man es, statt des persönlichen Staates den allgemeinern oder constitutionellen, den Massenstaat aufzurichten und auszubreiten und diese Richtung soll dann vorzüglich in dem gleichfalls der Persönlichkeit abholden Katholizismus einen Anlehnungspunkt gefunden haben."

Gewisse Dinge braucht man nur in einer logischen Ordnung, von allem unnützen Beiwerk entkleidet, hinzustellen, um ihnen ihre richtige Beurtheilung zu sichern. Wenn man aber einen König bedenkt

der in seinem wechselvollen Leben so vielfach Gelegenheit gehabt hat, sich von einer göttlichen Vorsehung, von höhern sittlichen Mächten bedingt und bestimmt zu fühlen, so zeigt sich im lächerlichen Contrast der Irrthum einer solchen orientalischen Schmeichelrede, deren Fetisch doch nur die eigene Person des Herrn Schubarth ist, die er dadurch zu befördern meint. In der That kann man eine so grobe, aus blos persönlicher Betrachtung der Dinge hervorgehende Verblendung nur bemitleiden und muß jede noch so boshafte Insinuation, die er gegen die Hegel'sche „Irrlehre," so wie gegen die Staatsmänner ausgehen läßt, „die es gut heißen, oder wenigstens ruhig zusehen, daß vom Mittelpunkt des Reiches eine solche Lehre unter der preußischen Jugend verbreitet werde," als eben so wirkungslos wie das Zeugniß eines Wahnwitzigen betrachten.

Nur der Umstand, daß dieser Wahnwitz doch nicht so ganz ohne Methode ist, gebietet, ihn schärfer zu prüfen. Daß Herr Schubarth von seinem rein subjectiven Standpunkte aus *jeder* objectiven Gestaltung des Staatslebens in der Theorie wie in der Geschichte feindselig gesinnt sei, versteht sich von selbst. Dem republikanischen Alterthum wird der Krieg ohne Angabe von Gründen erklärt, mit wie schelen Blicken er das constitutionelle Deutschland betrachtet, habe ich schon oben angedeutet, und in einer mörderischen Anmerkung wird (S. 19) die britische Verfassung ohne Weiteres über den Haufen geworfen. „Wenn nicht der Hohn, heißt es dort, so wird wenigstens die Dummheit bei einem so von der Natur zum Herrschen vorzugsweise ausgeprägten Monarchen wie Wilhelm III. von England war, fühlbar, dem sein Lebensende vorzüglich darum verbittert und verkümmert wurde, weil *eine bornirte Verfassung, wie die englische*, zwischen seine gottergebene, volle Persönlichkeit sich stellte (?), die er nicht geltend machen durfte, damit *die miserable Allgemeinheit* dieser Verfassung nicht gefährdet würde durch die *viel höhere Einsicht* der *besondern* mit dem Herrschertalent ausgerüsteten *Persönlichkeit des Monarchen*. Hätte Wilhelm seiner höheren Einsicht und Fähigkeit nach ungehemmt walten dürfen, vielleicht (?) wäre England längst seiner irländischen Calamitäten überhoben u. s. w." Man könnte sich's allenfalls gefallen lassen, wenn Hegel, der tiefste Begründer des constitutionellen Staatsrechts, mit demselben Anathem, wie die Geschichte, ganz im Allgemeinen belegt würde; aber Herr Schubarth giebt sich das Ansehen, das Hegel'sche Staatsrecht genau zu prüfen, und formirt eine ganz bestimmte Anklage aus den Ergebnissen dieser Prüfung, der wir die Maske ehrbarer Forschung vom Gesicht reißen müssen, um sie als das, was sie ist, zu erkennen. Der betreffende Abschnitt des Hegel'schen

Werks reicht nämlich von S. 312—424 der neuen Ausgabe (Band VIII. der Ges. Ausgabe); man würde sich vergeblich bemühen, diesen Abschnitt, der vom innern Staatsrecht, also auch von der fürstlichen Gewalt, handelt, ohne alles Vorhergehende zu verstehen. Denn bekanntlich ist die Rechtsphilosophie, nächst der Logik, das ausgearbeitetste und reifste von allen Hegel'schen Werken: mit Recht rühmt der Herausgeber die ganz wunderbare Architektonik, mit der jede Seite und jeder Raum behandelt, den Fleiß, der jedem Winkel des Gebäudes zugewandt ist. Man kann sagen, daß es von Grund auf aus granitnen Quadern erbaut sei, die durch die inwohnende Wucht, wie durch die genaue Bearbeitung der Flächen und Kanten, ohne Kitt und Mörtel für ewige Dauer auf- und nebeneinander gefügt sind. Statt sein Geschütz nun gegen diese cyclopischen Mauern zu richten, erklettert Hr. Schubarth ein wehrloses, leicht zu isolirendes Außenwerk, steckt sein Weihnachtsfähnchen aus und verkündet mit kindischem Trommelwirbel, nicht dort, sondern hier sei die wunderbare Festung selbst. Denn man höre! Sämmtliche Stellen, die Hr. Schubarth aus Hegel citirt, sind aus zwei Zusätzen, zusammen etwa anderthalb Seiten der neuen Ausgabe zu den §§. 279 und 280 entnommen und in einer Weise behandelt, als ob sie lediglich für sich allein, nicht in Bezug auf alles Vorhergegangene und Nachfolgende ihre Geltung haben sollten. Wer die Herausgabe der Hegel'schen Schriften nur einigermaßen verfolgt hat, dem kann es nicht entgehen, in welchem Verhältniß die Zusätze in der neuen Ausgabe der Rechtsphilosophie zu dem in den Paragraphen und Anmerkungen enthaltenen Text stehen. Während nämlich die Philosophie der Kunst, der Geschichte, der Religion und die Geschichte der Philosophie lediglich aus Collegienheften componirt werden mußten, so lag bei der Rechtsphilosophie ein gedrucktes Buch vor, in dem Alles enthalten war, was der Verfasser über den Gegenstand zur Verständigung des Publikums sagen zu müssen glaubte. Eben deshalb hielt er weit seltner Vorlesungen über diese als über andere Disciplinen; wenn er aber darüber las, so gab sich auch hier, wie überall in seinen Vorträgen, ein fast leidenschaftliches Bestreben kund, seinen Zuhörern deutlich zu werden, die geschlossene Reihenfolge seiner Gedanken an populäre Vorstellungsweisen anzuschließen; darin bestand ja eben der Reiz jener unvergeßlichen Vorträge, daß er seine Ideenfolge nicht wie ein Fertiges überlieferte, sondern — ein Populariſiren im großartigsten Styl — vor dem Schüler sie von neuem entstehen ließ und somit dem Aufmerksamen, Nachdenkenden gleich einen Platz in der geheimsten Werkstätte seines Genius vergönnte, daß er die gediegenen Goldbarren des Systems seinen Zuhörern in gangbarer Münze umzuprägen mit

dem liebenswürdigſten Eifer unabläſſig bemüht war, ohne ihnen doch die eigene Geiſtesarbeit auch nur einen Augenblick zu erſparen. So pflegte er denſelben Gedanken auf die verſchiedenſte Weiſe auszudrücken, ihn hin und her zu wenden, durch Beiſpiele und geiſtreiche Bemerkungen zu erläutern, die ihre Wirkung niemals verfehlten; ja, wenn er glaubte, daß ein wichtiges Gedankenglied durch ſeine ungünſtige Stellung zum Ganzen nicht gehörig beachtet würde, ſo ſcheute er es nicht, durch ein ſtärkeres Auftragen, einen frappanten Einfall darauf hinzuweiſen, den beſonders hervorzuhebenden Punkt durch ein grelles Streiflicht zu beleuchten. Aus ſolchen Erklärungsverſuchen des mündlichen Vortrags ſo wie aus einzelnen zum Behuf deſſelben niedergeſchriebenen Notizen hat der Herausgeber die Zuſätze zur Rechtsphiloſophie genommen und es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt, daß ſie zum eigentlichen Text in einem untergeordneten Verhältniß ſtehen. So wird man dann auch einſehen, daß die angeführten Stellen, man brauche zu einem Monarchen nur einen Menſchen, der Ja ſagt und den Punkt auf's I ſetzt u. ſ. w., lediglich der Furcht vor dem nahe liegenden Mißverſtändniſſe ihre Entſtehung verdanken, als ob (§. 280) die unmittelbare Einzelheit, in der das letzte Selbſt des Staatswillens ſich zuſammen nimmt und die ſich als ein beſtimmtes, natürliches Individuum darſtellt, auch nach der Seite ihrer Zufälligkeit und Beſonderheit die Spitze des geſammten Staatsorganismus ſein könne. Dieſe Zuſätze aber für die Lehre ſelbſt auszugeben und dieſe aus jener zu verunglimpfen, iſt das Verfahren des Unverſtands oder der Verläumdung. Ich laſſe Herrn Schubarth die Wahl.

Und ſo wollen wir uns denn an der Betrachtung ſtärken, daß die Hegel'ſche Staatslehre, lange Zeit wegen ihres Serviliſmus geſchmäht, ſeit Kurzem aber des Liberaliſmus, des „verſteckten Aufrufs zur Empörung" beſchuldigt, jenen Kreislauf von Verdächtigungen, denen kein gediegenes, die Extremitäten der Meinung in ihrer gemeinſamen Wurzel, dem Begriff, zuſammen faſſendes Werk ſich entziehen kann, nunmehr glücklich durchlaufen hat und, da ſie bisher von allen Parteien verketzert, von keiner geleſen ward, ſo wollen wir der Hoffnung Raum geben, daß ein gründlicheres Studium derſelben ſich ausbreiten und dazu beitragen werde, der Verworrenheit und dem Leichtſinn zu begegnen, mit dem heutzutage die wichtigſten Controverſen des Staatslebens behandelt werden.

Dr. V.

3.

Literarische Notizen.

(Uhland.) Zu dem unser gegenwärtiges Heft beginnenden Artikel über Volksfeste und Volksgesang in Schwaben können wir die erfreuliche Notiz nachtragen, daß wir nächstens von Ludwig Uhland Forschungen über das deutsche und schwäbische Volkslied erhalten werden, welche als das Resultat ausgedehntester Kenntniß, umfassendster Mittel, mannigfacher Reisen und liebevollster Anschauung zu hohen Erwartungen berechtigen. —

(Friedrich von Gentz und das Prinzip der Genußsucht.) Unter diesem Titel las man in den Halle'schen Jahrbüchern einen Aufsatz, der, bei Gelegenheit der von Dr. Gustav Schlesier herausgegebenen Auswahl Gentz'scher Schriften, eine Art von Anklage sowohl gegen den in Rede stehenden Charakter, als gegen die, welche seine Bedeutsamkeit neuerdings hervorgehoben haben, geltend macht. Dieser Aufsatz ist sichtlich auf den Effect geschrieben, und zwar auf jenen journalistischen Effect, der mehr die Leidenschaften des Tages als die höhern Sympathien zu finden trachtet, und deshalb auch bereits in der niedrigeren Journalistik manches Echo wach gerufen hat: dies, wollen wir glauben, wider Willen des anonymen Verfassers. Die Sache handelt sich um eine moralische Verurtheilung, was die Halle'schen Jahrbücher, die doch sonst von dem höhern Standpunkt des Erkennens auszugehen suchen, billig der Fabrik der berliner evangelischen Kirchenzeitung hätten überlassen sollen. Es gehört keine sonderliche Geistesschärfe dazu, um die moralischen Gebrechen eines Charakters, wie Gentz, sichtbar zu machen, da Gentz selbst wenigstens kein Heuchler war und seine eigenen Sünden zu bekennen pflegte, anderntheils auch Varnhagen von Ense, auf den jener Verfasser mit Recht das Verdienst aller neueren Bemühungen um Gentz zurückführt, gewiß keine künstlichen Tugendschleier um seinen Helden gewoben hat. Was will denn nun aber jener anonyme Verfasser mit seiner Anklage, die er im Namen der Tugend gegen das so sehr berüchtigte Prinzip der Genußsucht und gegen dessen geistreichsten Repräsentanten Gentz erhebt? Man kann ihm fast Alles, was er über Gentz vorbringt, zugestehen, und dennoch in Abrede stellen, daß er irgend etwas Rechtes damit gesagt habe. Er führt freilich sogar Zahlen auf, um zu beweisen, wie liederlich Gentz gelebt und gewirthschaftet habe, und wir könnten ihm vielleicht noch höhere Zahlen von vergeudeten Summen als Gegengeschenk darbringen. Wir wollen ihn auch nicht fragen, durch welche Kammerzofe oder abgedankte Maitresse

er in den Beſitz aller dieſer myſteriöſen Ueberlieferungen gekommen, die er mit kindiſchem Eifer auftiſcht, um dadurch das für ihn ſo fürchterliche Prinzip der Genußſucht zu bekämpfen. Der Verfaſſer weiß ohne Zweifel von allen dieſen Dingen ſehr viel, nur das weiß er nicht, was Gentz iſt, noch hat er eine Ahnung von dem innern Zuſammenhang eines ſolchen Charakters, in welchem das Höchſte neben dem Gemeinſten liegt, eine Miſchung darſtellend, die gewiſſen Zeitläufen der Geſellſchaft ſo eigenthümlich iſt, daß gerade diejenigen Perſönlichkeiten, welche der Mikrokosmos ihrer Zeit zu ſein pflegen, aus dieſen Widerſprüchen zuſammengeſetzt erſcheinen. Wie ſich dies bei Gentz verhielt, wie die grundthümlich in ihm vorhandenen Widerſprüche organiſch in ſeinem Weſen zuſammenhingen und ihn im Guten wie im Schlimmen zu der ausgezeichneten und einzigen Erſcheinung gemacht haben, die nur einmal in ſolcher Art exiſtirte: das hätte der Verfaſſer jenes Artikels am allerbeſten aus der Darſtellung lernen können, welche Varnhagen von Enſe (in der Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang) von Gentz gegeben. Dieſe kennt er auch, baſirt aber eben darauf den gänzlich unbegründeten Vorwurf, daß Varnhagen nichts als eine idealiſirte Charakteriſtik von Gentz geliefert habe, und idealiſirt kann dann im Sinne jenes Referenten nichts weiter heißen, als daß eine unmoraliſche Geſtalt etwa durch den Anwurf ſchöner Redensarten zu einer ſchlechthin vortrefflichen erhoben ſei. Mit einer ſo bornirten Auffaſſung läßt ſich nicht rechten. Ein Unterſchied aber iſt es, Bild und innere Entwickelung eines Charakters zu zeichnen, wie Varnhagen von Enſe es in ſeiner gehaltenen und begränzten Weiſe gethan, oder die Chronique scandaleuse dieſes Charakters zu ſchreiben, wie es der Referent der Halle'ſchen Jahrbücher zu verlangen ſcheint. Dieſer zeigt ſich auch ſchon bereitwillig genug, die ſaftigſten Materialien dazu herzuſchießen, und beſchenkt uns dazu unter Anderm auch mit einer großen Entdeckung, die er wahrſcheinlich bei einer für ihn nicht günſtigen Gelegenheit gemacht, daß nämlich Fanny Elsler, die Gentz geliebt, doch nichts als eine gemeine Tänzerin ſei. Vergleicht man aber die Varnhagen'ſche Charakteriſtik von Gentz mit dem, was jener Referent in den H. J. von Gentz ſagt und will, ſo wird man wohl keinen Augenblick zweifelhaft bleiben können, auf welcher Seite ſogar die größere Schärfe der Zeichnung ſei. Varnhagen, der zu Gentz urſprünglich in einem Verhältniß des größten Widerſtrebens geſtanden, hat in ſeinem Artikel die ſchärfſte Durchſchauung eines ſo complizirten Charakters an den Tag gelegt, und die Abgründe eines ſolchen Daſeins neben den erhabenen Höhen deſſelben oft um ſo ſchneidender angedeutet, als er wirklich die tiefſte Kunde von ſeinem Gegenſtande beſaß. Aber freilich ſchrieb er nicht mit dem Bakel

der Moral in der Hand, sondern als Psycholog und Humanist, und in der Absicht, der deutschen Literatur einen ihr bisher noch fast gänzlich entgangenen Gewinn an einem außerordentlichen und seltenen Talent aufzuzeigen. Es kann dabei wohl keine Frage sein, welche Richtung die höhere ist, ob die, welche bloß das Gemeine gemein auffaßt, oder die andere, welche es im Zusammenhange mit dem Höheren begreift und erklärt? Auch hat Varnhagen von Ense am Schluß seines Artikels keineswegs in Abrede gestellt, daß es nicht noch eine ausgeschriebenere und greller beleuchtete und gefärbte Darstellung von Gentz geben könne, als die seinige, noch hat er durch seinen Artikel die Ziele, denen Gentz durch seine Stellung zugestrebt, als die höchsten behauptet. Es ist ein leicht hingesagtes Gerede, daß Gentz seine Meinung verkauft habe, aber auch dies ist nur in einem beschränkten Sinne wahr. Gentz nahm Geld, aber niemals um sich für eine unbedingt schlechte Sache gewinnen zu lassen, und sein Talent kam damals der heiligsten nationalen Angelegenheit zu Gute, die Deutschland nur je gehabt!

Der Referent der Halle'schen Jahrbücher beschäftigt sich auch damit, die Stellung Varnhagen von Ense's zu der jüngeren deutschen Literatur in ein möglichst ungünstiges und schiefes Licht zu rücken, hier aber verfällt er noch mehr in ein unbegründetes und ungerechtes Gerede, und stimmt zum Theil mit dem überein, was neuerdings auch der geistig verworrene Schubarth (mit welchem jener Referent doch wohl sonst nichts gemein haben möchte!) in den schlesischen Provinzialblättern in derselben Beziehung vorgebracht hat. Varnhagen von Ense, der das Junge Deutschland vertreten haben soll, hat vor der öffentlichen Herausgabe desselben eben so wenig von einem jungen Deutschland gewußt, als der Unterzeichnete selbst, der es auf einer Reise zufällig durch die Zeitungen zuerst erfuhr, daß ein solches existire, und aus fünf Mitgliedern bestehen solle, unter denen er sogar seinen eigenen Namen fand! Die Polizei hat diese momentan aufgegriffene Kategorie längst fallen lassen, aber unser Journalpöbel, schlimmer als diese, und allen höheren Beziehungen der Literatur und des Lebens fremd, schleppt noch ein Ding weiter, von dem er selbst nur die allerdumpfeste Vorstellung hat, und gegen das schimpfend er sich eine Existenz bereiten will. In diese niedrige und gewissenlose Region der Literatur, in der es keinen Grund und Boden mehr giebt, hat sich jetzt auch Schubarth kopfüber hineingearbeitet. Ich vergebe ihm, daß er mich bei der Polizei als einen „Republikaner" denuncirt hat, und bin unbesorgt wegen dieser Donquixoterie. Aber daß er auch den reinen und glänzenden Namen eines Varnhagen von Ense mit seinen plumpen Händen betastet, und darin sogar einen Nachahmer gefunden hat an dem sonst doch wenigstens moralisch gesinnten Verfasser

des Aufsatzes über Gentz und das Prinzip der Genußsucht, dies ist eine jener betrübenden Erfahrungen, die in Deutschland nie ausbleiben werden, und die man in einem thätigen und sich vielfach versuchenden Leben immer machen wird. Glücklicherweise ist man bei uns längst gewohnt, es als den Ehrenschmuck eines verdienten Mannes anzusehen, daß er in den Journalen geschmäht wird. —

Th. Mundt.

(Ansicht von deutscher Philosophie in der Schweiz.) Die in Bern erscheinende „Allgemeine Schweizerzeitung," das publizistische Hauptorgan der patrizischen Partei in der Schweiz, hat bei Anlaß des Concurses um die Lehrstelle der Philosophie an der neuorganisirten Akademie zu Lausanne (bei welcher Gelegenheit es sich auch um einen hegel'schen Philosophen, Dr. Mager, gehandelt hat) ihre Stimme über Philosophie im Allgemeinen in ihrer Nr. 9 auf folgende Weise abgegeben: —

„Bei allem dem hat die Akademie von Lausanne mehr Glück als Verstand gehabt. Die dortigen Studirenden sind um den Vortheil zu beneiden, daß sie nicht Gefahr laufen, ihren Verstand, ihren Fleiß und ihr thatkräftiges Streben an den unfruchtbaren Spekulationen der Kant, Schelling, Fichte, Hegel u. s. w. abzustumpfen — deren Systeme sich einander wie die Wolken im Sturme jagen. Eine leere Windhose flieht vor der andern. Was die Väter als die höchste Weisheit betrachteten, belächeln schon die Söhne als den Aberglauben einer finstern Zeit. Der solide, praktische und wohlgenährte Schweizer verschmähe, seine Jugendkraft an den verworrenen Geistesprodukten zu vergeuden, welche in den Sandsteppen und Föhrenwäldern Norddeutschlands und Ostpreußens der Hunger oder die vom Pumpernikel herrührenden Verdauungsbeschwerden hier und da in krankhaften Gehirnen erzeugt haben, und befolge das Beispiel der Engländer und Franzosen, welche alle nützlichen Erfindungen der Deutschen, die Pulverfabrikation, die Uhrmacher- und Buchdruckerkunst, die Lithographie, schnell sich zu Nutzen gemacht, Gold und Silber aus Deutschland geholt, die pedantischen Spitzfindigkeiten seiner Scholastiker aber als unbrauchbare Schlacken liegen gelassen haben."

Solch eine Sprache führen die literarischen Prätorianer einer in altfränkischer Kultur erstarrten, eben so unwissenden als anmaßungsvollen Kaste, welche ehedem allerdings das auf öffentliche Kosten wohlgenährte, wohlgekleidete, wohlwohnende und wohlhabende Schweizerthum repräsentirte. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung über diese Buschmannschaft, welche ein

wunderliches Schickſal noch bis zur Stunde mitten im civiliſirten Europa und im Lande der Freiheit liegen gelaſſen hat. Bethörtes, durch die Windhoſen Kant, Fichte, Schelling und Hegel gegängeltes Deutſchland, beeile dich, deine Philoſophie einzutauſchen gegen die in den welſchen Salons und Caſernen entſproſſene Weisheit der Zeitungsſchreiber des alten Berns!

XI.

Correspondenzblätter.

† **Aus Zürich.** — Die Berufungsgeschichte des Dr. Strauß zum ordentlichen Professor an der hiesigen theologischen Facultät hat unsere alte Stadt plötzlich wieder in einen Schauplatz der modernsten Interessen verwandelt, und deshalb dürfte es Ihnen vielleicht angenehm sein, wenn ich Ihnen heute über hiesiges Leben und Treiben überhaupt und über den Charakter der Züricher einige Mittheilungen sende. In dem Augenblick, wo ich schreibe, ist hier noch Alles in der größten Aufregung und Gährung begriffen, und der orthodoxe Fanatismus der dumpfen Masse, der man vorgespiegelt hat, daß ihr Glaube und ihre ewige Seligkeit in Gefahr schwebe, greift auf eine ekelhafte Weise in eine rein wissenschaftliche Angelegenheit ein. Der außerordentliche und wahrhaft große Charakter des Dr. Strauß wird zwar alle diese ihm hinderlichen Umstände überwinden, und sowohl die Schlingpflanzen der hiesigen Radicalen, die sich an seine reine und lautere Richtung anzuranken suchen, von sich abzustreifen, als die Befürchtungen der Gläubigen für ihre Kirche zu beruhigen wissen. Aber dennoch ist keine Hoffnung vorhanden, daß seine Einberufung zu dem von ihm angenommenen und jedenfalls für ihn offen bleibenden Lehramt so bald Statt finden werde. Der Erziehungsrath ist trotz seiner festen Beschlußnahme doch durch die Demonstrationen des Volkes eingeschüchtert worden, und wird mit der Einberufung warten, bis der erste Sturm sich gelegt hat. Dieser Sturm ist aber der Art, daß von einer allmähligen Einwirkung der Vernunft und von der Superiorität einer gediegenen rein wissenschaftlichen Richtung dabei sehr wenig gehofft werden kann. Wer die zähen, an Vorurtheilen fest klebenden, zum Theil auch brutalen Elemente der hiesigen niederen Bevölkerung kennt, muß daher jetzt diese Angelegenheit für weit hinaus geschoben betrachten. —

Was soll ich Ihnen nun von Zürich selbst sagen? Es wäre lächerlich, in unsern schau- und reiselustigen Tagen Lage und Umgebungen

einer Stadt beſchreiben zu wollen, zu der wohl Jeder, dem Geld und Zeit zu Gebote ſteht, in ſeinem Leben wenigſtens einmal wandert, ohne daß ich ſie deßwegen mit Mekka vergleichen möchte; denn Zwingli war kein Muhammed und der große Münſter iſt nicht die Kaaba. Die Zeiten ſind vorbei, als man ſein Teſtament machte und in den Kirchen für einen „Reiſenden" beten ließ, wenn man einen Weg von 50 Meilen vorhatte, oder wie Lavater ſchon eine Viertelſtunde außer dem Stadtthore einen zärtlichen Brief an ſeine Mutter ſchrieb. Wir werden bald Alle dahin gelangen, wo die Engländer bereits ſind, und mit einem einfachen „Farewell" Abſchied nehmen, wenn wir eine Tour um die Welt anzutreten im Begriffe ſind. Allein gerade die Leichtigkeit, mit der wir uns jetzt in weite Entfernungen begeben und ſchnell Ort und Himmel unſers Aufenthaltes wechſeln können, bewirkt, daß wir uns kaum Zeit nehmen, einen flüchtigen Blick auf Häuſer und Bewohner zu werfen, um nur ſchnell wieder weiter und immer weiter zu kommen. Daher auch die Süffiſanſe, mit der die Touriſten unſerer Tage von den Ländern ſprechen, die ſie im Eilwagen oder auf Dampfſchiffen durchflogen, und nur ſo iſt es zu erklären, wie es möglich iſt, während einer dreiwöchentlichen Reiſe Studien über Deutſchland in ſeiner ganzen Ausdehnung und nach allen politiſchen, literariſchen und commerziellen Beziehungen zu ſammeln, ein Rieſenwerk, deſſen Ausführung ſich einer der neueſten und berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller unterzog. Ich für meinen Theil lobe mir den Pedantismus der Alten, welche die eine Hälfte ihres Lebens verwendeten, um Materialien zur Geſchichte ihrer Vaterſtadt zu ſammeln, und die andere, ſie in Ordnung zu bringen und herauszugeben. Darum lieferten ſie aber auch Gediegenes, und manche unſerer Journal- und Revuenhelden ſchlagen heimlich die beſtaubten Foliobände auf, über welche ſie ſich öffentlich luſtig machen, die man aber noch immer mit Ehrfurcht betrachten und benutzen wird, wenn die Eintagsfliegenliteratur, die ſich jetzt breit macht, ſchon längſt den Weg alles Fleiſches gegangen ſein wird. Es giebt nicht viel ehrwürdigere Dinge im Leben als einen Folioband, und wenn ich bedenke, welch' mühevolle Anſtrengung und wie viel Jahre eines nur mit ihm beſchäftigten Daſeins ſeine Hervorbringung koſtete, ſo bin ich verſucht, ihn in dieſelbe Reihe mit den gothiſchen Domen zu ſtellen, wo dann die Vergleichung mit den modernen Kapellen, die leider oft Kapellen des Teufels ſind, ſich von ſelbſt darbietet. Die Schweiz war von jeher das Eldorado aller Reiſebeſchreiber, und man war glücklich, wenn man Briefe aus dem Chamounithal, vom Genferſee oder von Interlaken datiren konnte. Dieſe Wuth beginnt nachzulaſſen, und ſelbſt die dort ſonſt ſtereotypen Engländer, dieſe ſchlanken, blonden, bleichen Figuren

mit Guineen in den Taschen und wenig Worten auf den Lippen, mit ihren zarten Ladies, fangen jetzt an, die nicht minder schönen Gegenden der österreichischen Alpenländer, wo man außerdem etwas wohlfeiler lebt, aufzusuchen, zu durchwandern, und ihre Albums mit Skizzen aus ihnen zu füllen. Trotz dieser Ueberschwemmung mit Reisenden und gerade wegen derselben treffen wir so selten auf befriedigende und wahre Schilderungen des Lebens und Treibens, des Geistes der Bewohner, die sich Schnecken gleich vor der Berührung mit Fremden in ihre Häuser zurück zu ziehen und im Innern ihrer Familien zu verschanzen pflegen. Vorzüglich ist dies in der Schweiz der Fall, die hierin sehr an England erinnert und von dem ihr benachbarten südlichen Deutschland und Frankreich absticht. Von den bedeutenderen Städten möchte ich Genf ausnehmen, wo französische Lebhaftigkeit mit deutscher Bildung und schweizerischem Sinne sich gattet, aber Basel, Bern und Zürich bieten in der Lebensweise ihrer Bewohner noch viele Eigenthümlichkeiten dar, die ihren Ursprung in alten reichsstädtischen Einrichtungen, in geschichtlichen Traditionen und republikanischen Capricen möchte ich sie nennen, haben, und mit den Sitten jener deutschen Cidevant-Reichsstädte Aehnlichkeit haben, deren Sonderbarkeiten meist Gegenstände des Erstaunens und Spottes unserer nächsten und entferntern Nachbarn waren.

Bei Zürich darf man nie vergessen, was es war und wie es geworden, was es jetzt ist. Die Stadt, einst der Lieblingsaufenthalt deutscher Kaiser, die hier bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts eine Pfalz hatten, dann von ihnen belagert die Reichsfahne aufsteckend, und endlich eidgenössischer Ort und mit den andern sich allmählig vom Reiche ablösend und zum Staate anschwellend, besaß nächst Bern eines der bedeutendsten Gebiete, welches durch Landvögte verwaltet wurde, die aus den Familien der Stadt gewählt und von ihnen eingesetzt wurden. So bildete sich eine Stadtherrschaft, die sich jedoch nicht so grell gestaltete wie zu Bern, wo es unter den städtischen Familien wieder einige wenige gab, die sich in Macht und Geld theilten. Man nannte sie Barretlifamilien, denen Schuster und Schneider, Krämer und Metzger oft Jahre lang kreditirten, bis eines ihrer Mitglieder die Reihe traf, auf eine fette Landvogtei zu kommen. Dies war nun, wie gesagt, in Zürich nicht der Fall; es nahmen beinahe alle Stadtbürger gleichberechtigt an der Regierung Theil, schlossen sich aber um desto strenger und ängstlicher vom Lande ab. Sie heiratheten nur unter einander, wie manche hyperstolzen Aristokratenfamilien in alter Zeit oder die Juden, und daher kommt auch die ungeheure Ausdehnung mancher Familien und die abnorme, jedem Fremden auffallende und verwirrende Häufigkeit

mancher Geſchlechtsnamen, wie z. B. des Namens Schultheß, Eſcher, Heß in Zürich eben ſo viel oder mehr ſind, als in ganz Deutſchland Meyer und Müller, oder Smith in der Perle des Ozeans. Daher kommt auch jene Art des Patriotismus, die unſer Kosmopolitismus Mühe hat zu begreifen, die ſich aber dort häufig findet, wo man in demſelben Hauſe zu ſterben pflegt, in dem man geboren wurde. Man gewöhnt ſich nach und nach, das Haus, die Gaſſe, die Stadt mit allen ihren Vorzügen und Fehlern als Theile ſeines Ich zu betrachten, und ſo wie die Eigenliebe ſchwer verletzt wird, wenn dieſes dem Tadel unterliegt, ſo ſieht man dann auch jede Bemänglung jener als eine gegen die eigene Perſönlichkeit gerichtete Beleidigung an. Dieſer Zuſtand der Dinge dauerte bis in die neueſte Zeit, und es iſt noch nicht lange her, daß ein Landbewohner, um ſein Schwein ſteuerfrei in die Stadt zu bringen, es angekleidet in eine gedeckte Kaleſche ſetzte und ſo einen ehrſamen aber kurzſichtigen Rathsherrn, der in ihm einen Bekannten zu erkennen glaubte, verführte, daſſelbe mit einem freundlichen Bückling zu grüßen. Die letzten Jahre haben das Land auf gleiche Höhe mit der Stadt geſtellt, allein der Abkömmling der alten Bürgermeiſter hat darum ſeine Ahnen doch nicht vergeſſen.

Ich glaube, daß man dort, wo die Bildung in zahlreichen und kleinen Kanälen durch das ganze Volk und Land vertheilt iſt, ſelten rauſchende Waſſerfälle und prächtige, majeſtätiſche Ströme findet. Dies iſt nun auch in der Schweiz der Fall. Zürich hat erſt in der neueſten Zeit ſeine Univerſität erhalten, die mit Baſel und Bern die dritte, und wenn man die Akademien von Lauſanne und Genf dazu rechnet, die fünfte höhere Lehranſtalt der Schweiz iſt. Die Profeſſoren ſind zum größten Theile Nichtſchweizer, darunter Männer von deutſchem und europäiſchem Rufe, wie Schönlein und Oken. Allein dieſe Inſtitute umgiebt nicht jener gelehrte Duft, nicht jene heilige Atmoſphäre, der man ſich nur mit Ehrfurcht naht, es ſind keine Bologna und Salamanca, keine Göttingen und Oxford. Sie haben ihr Daſein meiſtens nur kleinlicher Rivalität, dem Kantönligeiſt oder dem Verlangen zu danken, welches die neuen Herren empfanden, es den alten zuvor zu thun. Es ſind Pilze von geſtern und die Schweizer müſſen ſich ſehr ändern, bevor jene zu freudig aufſtrebenden Frucht und Schatten gebenden Bäumen werden. Man kultivirt in der Schweiz, die ich hier wieder mit England vergleiche, nur jene Wiſſenſchaften, die am nächſten zum Gelderwerbe führen und ſo geſchah es, daß z. B. im vorigen Jahre Oken's Kollegium über Naturphiloſophie nicht zu Stande kam, ſeine naturgeſchichtlichen Vorleſungen aber von nur etwa 20—25 Zu-

hörern beſucht wurden. Doch wäre es ungerecht, die Fortſchritte zu verkennen, welche das wiſſenſchaftliche Leben im Ganzen gemacht hat.

Ich gehe nun auf das häusliche Leben der Züricher über. Dieſes iſt ſehr einfach und man entdeckt darin wenig von jenem Ueberflüſſigen, das nothwendig iſt, oder wie man dieſen Dämon (ich nehme hier Dämon im antiken Sinne) nennt, dem Luxus. Keine Livree, keine Equipagen, kleine Zimmer mit niedern Fenſtern und Meublen, zwar nicht im Geſchmack der Renaiſſance, aber in manchen Häuſern ihm ziemlich nahe kommend. Auch die Meubeln, welche man mit ſich herum trägt, nämlich die Kleider, verrathen wenig von der Nähe Frankreichs, und wenn Friedrich's des Großen Geiſt je aus Walhalla nieder ſtiege, ſo würde ihm in Zürich manchmal die kleine unſchuldige Freude zu Theil, einen Haarzopf zu ſehen. Nur die alte ſolide Sitte zu traktiren macht von dieſer Einfachheit eine Ausnahme, und ich wünſchte ſehr einen Theil derſelben z. B. nach Berlin verpflanzen zu können, um dort dem Reiche der Butterbemmen und des zwanzigmal aufgegoſſenen Thees ein Ende zu machen. Zum Luxus gehören auch die Landhäuſer, eine Einrichtung, die ich Allen anempfehle, denen ſie noch mangelt. Die Geſtade des Sees, die Ufer der Limmat ſind damit bedeckt und ihr äußerlich nettes und freundliches Ausſehen wird durch das Innere nicht Lügen geſtraft. Allein das beſchäftigte Leben ihrer Beſitzer läßt dieſe ſelten und nur auf kurze Zeit zu Bewohnern derſelben werden. Für mich aber hat ein Landhaus nur in Verbindung mit dem Müſſiggange Reiz, und wer iſt weniger müſſig als ein Schweizer?

Man hat einmal etwas erfunden, was man Poeſie des Lebens nannte. Es beſteht aus der Sehnſucht, welche wir nach allem Wahren und Schönen empfinden, das uns hier ſo gezeigt wird, wie ungefähr den Kindern der Zucker, um ihr Weinen zu ſtillen. In einer andern Form heißt es auch Liebe, und ſtets war dabei viel von Abendroth, Nachtigallenſchlag und Frühlingsgrün die Rede. Es gab überdieß Leute, welche behaupteten, alles Andere ſei in Vergleich mit dieſem nur von untergeordnetem Werthe und nicht viel beſſer als unnützer Plunder. Ich kenne ſogar einen ſehr ſoliden Mann, der ein großer Hiſtoriker, Profeſſor an der Univerſität Berlin iſt und ſich nebenbei viel mit Eiſenbahnen, Dampfmaſchinen und Fabriken beſchäftigt hat, und doch ſchreibt er: „Der Handel hat die Erde größtentheils entdeckt und erobert, er hat eine Gemeinſchaft erzeugt, welche ſehr hoch anzuſchlagen iſt, und die Bande zwiſchen Menſchen und Menſchen immer ſtärker machen wird; aber ſein ſcheinbar unendlicher Raum, alle Berechnungen der Länge und Breite, alle Hoffnungen gebaut auf die Windroſe verſchwinden vor einem Blick in den geſtirnten Himmel, vor

einem gleichen Pulsschlag der Liebe, ja vor einem Seufzer, welcher der Brust entsteigt, wenn ein höheres Licht sie wie der Sonnenstrahl die Memnonssäule berührt." Allein es fällt, wie man zu sagen pflegt, nicht ins Gewicht, ist in keinem Preiscourant zu lesen, und kein Commis-Voyageur trägt Muster davon bei sich: wie sollte man es also in der industriellen Schweiz finden? In der That hört man in Zürich nichts von dergleichen Zeug, und jene Phrase, die durch Clauren ich weiß nicht ob erfunden oder discreditirt worden ist, „der Gram der Liebe hat sie getödtet," findet hier gar keine Anwendung. Heine und Byron gehören nicht zu den populären Dichtern, und wird Jemand wahnsinnig oder ein Selbstmörder, so kann man Hundert auf Eins wetten, daß unglückliche Liebe nicht die Ursache war. Und doch sind die Schweizer Dichter, und gerade zwei der vorzüglichsten, Geßner und Lavater, gehören Zürich an. Ich nenne auch Lavater, denn ich bin der Meinung, daß, so wie man von Byron sagte, seine Dichtungen seien größtentheils verhaltene Parlamentsreden, Lavater's Erzeugnisse verhaltene Dichtungen waren. Die jetzige Generation hat die Werke des Pfarrers an der St. Peterskirche bei Seite gelegt und vergessen, weil sie, nach dem Ausdrucke G. Sand's, die Schüler liebkost, nachdem sie die Lehrer und Meister ans Kreuz geschlagen; sie nehmen ihren Platz unter den Büchern ein, von denen man, wie z. B. von Klopstock's Messiade, noch Anstands halber sagt, man habe sie gelesen, ohne daß man je mehr als den Titel anblickte. Er wollte alles aus dem Vorderkopfe lesen, Gall aus dem Hinterkopfe; dieser kam später, war mehr Charlatan und hat ihn also gestürzt. Doch möchte ich noch lieber Lavater's Schüler werden, und seine Lehre hat wie die vom thierischen Magnetismus eben so viel Wahres als Falsches. Sie war seine Geliebte; er übersah daher ihre Schwächen und muthete Andern dasselbe zu, allein er that es in gutem Glauben, und seine milde Ruhe, sein Dichtergemüth blieben ihm stets treu, wie er dies besonders bei Gelegenheit der sarkastischen Angriffe Lichtenberg's bewies. — Geßner, Haller, und die übrigen schweizerischen Dichter sind meistens Naturbesinger und es thut mir nur leid, daß ich hier ein Lied nicht einschalten kann, welches der Graf Hans von Habspurg und Rapperschwyl dichtete, als ihn die Züricher (1351) im Wellenberg gefangen hielten und das so anfängt: Weiß mir ein Blümli, blawe u. s. w.

Das gesellige Leben in Zürich unterscheidet sich wesentlich von dem in andern Schweizer- oder deutschen Städten. Die schroffe Sonderung der Stände nach Abkunft, Stand, Vermögen, welche sich in diesen manchmal findet, kommt hier beinahe gar nicht vor, aber man darf darum nicht glauben, daß hier Alles pêle-mêle unter einander gehe,

denn man trennt sich nach Geschlecht, politischen Ansichten, Blutsverwandtschaft und Alter.

Männer und Frauen haben in der Regel ihre besondern Zirkel; die der letzteren gerathen dadurch in die Gefahr, in Klatsch- und Kaffeegesellschaften auszuarten, die der erstern hingegen entbehren so ihres schönsten Reizes, und sicher wirkt dies ungünstig auf ihren Charakter ein, und macht ihn so nüchtern und prosaisch. Eben so kommen gewöhnlich nur die von Einer Farbe zusammen und auf die Unterhaltung von Familienverbindungen sieht man mit pedantischer Aengstlichkeit. So liest man öfters in den Zeitungen: Die volljährigen Mitglieder der Familie N. werden gebeten, sich an diesem oder jenem Tage dort oder da einzufinden. Ist man also in Zürich kein „Verwandter" so entgeht einem schon sehr vieles. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung sind die sogenannten Sonntagsgesellschaften. Von früher Jugend an erhält nämlich jeder Knabe und jedes Mädchen ein Dutzend „Kamerädli" und Gespielinnen, die sich an jedem Sonntagabend abwechselnd in den Häusern ihrer Eltern versammeln. Diese Vereinigungen dauern bis in die spätesten Jahre fort, und selbst alte Frauen sprechen manchmal noch von ihren „Gespielinnen." Auch giebt es Jahrgängervereine, in die Männer zusammentreten, welche im nämlichen Jahre geboren sind; dann eine Schach-, eine Armbrustschützengesellschaft und zahlreiche Zunftvereine. So ist also von dem, was man sonst geselliges Leben nennt, in Zürich keine Rede; es giebt keine Salons, und nur wenige Familien empfangen regelmäßig Freunde bei sich oder machen ein „Haus." Die Sprache ist vollends erbärmlich, und während fast in allen bedeutendern Städten deutscher Mundart, wenn auch das Volk von seinem Jargon nicht abläßt, wenigstens die höhern Stände sich bestreben, allgemein verständlich zu sprechen, so reden auch diese hier beinahe durchaus nur im Dialekt. Die geselligen Talente konnten sich daher in Zürich noch nicht zur Vollkommenheit ausbilden und es gilt zum Theil noch immer, was Lavater seiner Vaterstadt zuruft: „Liebes Zürich! Voll reifen gesunden Verstandes! Voll Bravheit und Humanität! Voll Wissenschaft und Kenntniß! Voll Interesse für so viel Gutes! — warum stehst du in der Conversation so weit zurück? Warum ist Trockenheit, Geistlosigkeit, Gebundenheit, Langeweile in dir wie zu Hause? Warum hast du so feinen Sinn für Witz und so wenig Witz? — Warum haben deine Landleute unter sich so viel Witz? du in deinen feinsten Gesellschaften so wenig? Du so viel Beredsamkeit auf der Kanzel und auf dem Rathhause noch viel mehr, und so wenig in der Conversation?"

Ruſſiſche Literatur-Intereſſen.

Brief an den Herausgeber.

Von der ruſſiſchen Gränze.

Wir ſind überzeugt, Sie werden uns die Aufnahme einiger Worte in Ihr Journal zur Vertheidigung eines Fremden nicht abſchlagen, der ſeinen Namen ſeit einiger Zeit in eine literariſche Polemik verflochten ſieht, die in deutſchen Journalen, zum Theil auch von ruſſiſchen Literatoren geführt wird. Wir meinen hier den Herrn Melgunof, der durch ſeinen Antheil an den im vorigen Jahre von H. Koenig herausgegebenen Literariſchen Bildern aus Rußland einige petersburger Journaliſten wider ſich aufgereizt hat. Als Ausflüſſe dieſer Polemik ſind beſonders einige Artikel im Hamburgiſchen Correſpondenten zu betrachten, die mit Iwanof unterzeichnet erſchienen und über die wir hier, im Intereſſe Melgunof's, einige Erklärungen folgen laſſen wollen.

Vor Allem müſſen wir bemerken, daß die literariſchen Nachrichten aus Rußland, die Hr. Iwanof aus dem zweiten Bande des Freihafens anführt, dieſem Journal nicht von Hrn. Melgunof zugekommen ſein können, zwar nicht aus den Gründen, die der wohldenkende Verfaſſer anführt, ſondern darum, weil Hr. Melgunof, ſo viel uns bekannt iſt und ſich aus den „literariſchen Bildern" ſchließen läßt, eine durchaus andere Anſicht von einigen der hier angeführten Literatoren hat. Von manchen andern aber unter ihnen, ſo wie von einigen literariſchen Unternehmungen kann er aus dem guten Grunde nicht geſprochen haben, weil ſie in der That entweder gar nicht exiſtiren oder keine Beachtung verdienen.

Es läßt ſich freilich nicht beſtimmt behaupten, ob Gogol, wie im Freihafen geſagt ſein ſoll *), den Verluſt Puſchkin's erſetzen wird. Denn außerdem daß ſie verſchiedenen Gebieten der Poeſie angehören, ſo ſind die beſten Sachen Gogol's noch bei Lebzeiten Puſchkin's geſchrieben worden, folglich iſt Jener kein Schriftſteller, der erſt nach Puſchkin aufgetreten iſt und der dieſen Verluſt erſetzt. Wie hoch wir auch das Verdienſt Gogol's anſchlagen mögen, ſo iſt doch Rußland ſeit dem Hintritt Puſchkin's um ein großes Genie ärmer. Allein ſagen, wie jener Iwanof im Hamburger Correſpondenten, Gogol habe

*) Aber nicht geſagt iſt, ſ. Freihafen von 1838, 2. Heft, S. 218. A. d. Red.

nur „einige kleinrussische Erzählungen, meistens Karikaturen" geschrieben, oder daß seine Komödie: der Revisor nur Eine gute Scene habe, nämlich das Selbstgespräch eines „hungrigen Lakaien," heißt doch wahrlich sich von dem einseitigen und kleinlichen Geist der Partei etwas zu weit hinreißen lassen. Schon allein Taras Bulba, eine große Novelle Gogol's, in der es auch nicht ein Fünkchen Komisches oder Karikirtes giebt, stellt Gogol höher als die meisten russischen Erzähler, unendlich höher als Bulgarin und Konsorten.

Ferner sagt Hr. Iwanof, daß Niemand in Rußland die Kritiken des Hrn. Schewyrof liest. Das ist eben so richtig, wie auch alles Uebrige. Der Ton, mit welchem Hr. Iwanof von seinen Kritiken spricht, beweist, daß er der erste ist, der sie liest und daß sie wahrscheinlich den wunden Fleck treffen. Hr. Schewyrof ist ohne allen Zweifel einer der besten russischen Kritiker, und die Achtung, in der er bei den ersten Literatoren Rußlands steht, reicht hin, um alle Anfälle des Hrn. Iwanof zu widerlegen.

Wer ist aber dieser Hr. Iwanof selbst, dieser furchtbare Kritiker der russischen Literatoren? In seinem Artikel sagt er unter Andern, der Name Melgunof's sei in der russischen Literatur unbekannt. Es kann sein, daß dieser Name ihm nicht zu Ohren gekommen ist, ob wir gleich die Wahrhaftigkeit dieser Unkunde stark bezweifeln; um aber das Recht zu haben, Vorwürfe dieser Art zu machen, muß man selbst einen weithin tönenden Namen führen, und doch fehlt daran gar viel, daß der Name des Hrn. Iwanof zu den glänzenden in der russischen Literatur gehören sollte. Es giebt einen Hrn. Iwanof, der im vorigen Jahr unter dem Schutz des Hrn. Bulgarin zum erstenmal in der Literatur aufgetreten ist. In dem Buch dieses Letztern, Rußland betitelt, ist der statistische Theil von einem gewissen, bis dahin gänzlich unbekannten Hrn. Iwanof bearbeitet worden. Wir haben aber keine Ursache zu glauben, daß dieser Hr. Iwanof, der vom Hrn. Bulgarin Aufträge zur Bearbeitung von Lehrbüchern annimmt — was ihm übrigens keine Schande macht — zugleich auf Bestellung seines Gönners beißige Artikel schreiben sollte, was gar nicht löblich wäre. Einem Andern seinen Namen in fremder Fehde hergeben und ihm zur Maske oder Blitzableiter dienen, bringt so wenig Ehre, daß wir durchaus nicht glauben können, jener Hr. Iwanof, der die Statistik in dem Buche des Hrn. Bulgarin geschrieben hat, habe sich dazu entschließen können. Wer aber auch dieser Verfasser sei und wie er sich auch nenne, so muß er in jedem Fall ein würdiger Doppelgänger des Hrn. Bulgarin sein, und wenn der Artikel nicht mit einem deutlichen N. Iwanof unterzeichnet wäre, so würden wir, nach Manier und Benehmen

zu urtheilen, Hrn. Bulgarin ſelbſt für den Verfaſſer deſſelben halten, ſo athmet darin Alles jenen Anſtand, jene feine Sitte und vor Allem jenes Wohlwollen und jene ſittliche Würde, welche das charakteriſtiſche Kennzeichen der kritiſchen Aufſätze vom Hrn. Bulgarin ausmachen.

Indem nun aber der Verfaſſer, ſei er auch wer er wolle, von dem Buche des H. Koenig ſagt: Dieſes Buch ſei gar nicht in den ruſſiſchen Buchhandel gekommen, will er damit zu verſtehen geben, der Verkauf deſſelben ſei nicht geſtattet. Dem iſt nicht alſo! Die Buchhändler, die es beſſer als jeder Andere wiſſen müßten, haben nichts davon gehört. Indeſſen iſt es ganz richtig, daß man das Buch beinahe gar nicht haben kann; allein dieſes haben wir, wie man hört, einzig und allein dem Betrieb von zwei bis drei Journaliſten zu verdanken, die in demſelben gerade nicht geſchont worden ſind und die nun ihren ganzen journaliſtiſchen Einfluß aufgeboten haben, um den Verkauf des Buches zu verhindern.

Der Verfaſſer hat ferner durchaus Unrecht, wenn er glaubt, der Name des Hrn. Melgunof ſei ein pſeudonymer; wir ſind überzeugt, er weiß recht gut, daß dieſer Name einer alten bekannten ruſſiſchen adlichen Familie angehört, deſſen Mitglieder es gewiß nicht zugeben werden, daß irgend ein Fremder ihn uſurpire. Der Name desjenigen Melgunof, deſſen in der Vorrede zu dem Buche des Hrn. Koenig erwähnt wird, gehört wirklich einem Melgunof und keinem Andern.

Es iſt ferner nicht genau ausgedrückt, wenn es heißt, Hr. Melgunof habe dieſes Buch dem Hrn. Koenig in die Feder diktirt. Er theilte ihm vielmehr mündlich die hauptſächlichſten, obgleich nicht alle Materialien mit, denn dieſe wurden aus andern Quellen ergänzt, wie ebenfalls in jener Vorrede erwähnt wird. Die Redaction des Buches aber gehört nicht ihm, ſondern Herrn Koenig. Um ſo weniger ſchickte es ſich zu ſagen, Herr Melgunof habe dem Herrn Koenig zum Souffleur gedient. Einen Souffleur, d. h. Einbläſer, kann man nur einen Menſchen nennen, der im Verborgenen einem Andern ſeine Meinungen und Anſichten zuflüſtert. Herr Melgunof aber theilte ſeine Nachrichten offen mit und Herr Koenig nahm ſie vollkommen unbefangen entgegen, wie es bei Dieſem wie bei Jenem nicht anders ſein konnte.

Und nicht darum ſchwieg Herr Melgunof zu dem unziemlichen Angriff des Blattes „die nordiſche Biene," welche Herr Bulgarin herausgiebt, einem Angriff, der in dem Hamburgiſchen Correſpondenten wiederholt wurde, weil ſein Name angeblich ein pſeudonymer iſt, — ein Schluß der nicht ſehr logiſch wäre — auch darum nicht,

weil er dabei etwas zu befürchten hätte — das iſt nicht ſeine Art — ſondern darum, weil die, wir wiſſen nicht ob von ihm oder von einem Andern herrührende Antwort nicht im Druck erſcheinen durfte, und zwar aus Gründen, die von ihm nicht abhingen, obgleich der Ton dieſer Antwort gewiß weit anſtändiger war, als der, in welchem der Artikel in der nordiſchen Biene abgefaßt worden.

Herr Melgunof ſchätzt auch Herrn Koenig zu ſehr, als daß es ihm, wie Herr Iwanof uns einbilden will, je hätte einfallen können, ihn auf irgend eine Weiſe zu myſtificiren, und zugleich achtet er ſich ſelbſt zu ſehr, als daß er ſich erlauben würde, Lüge für Wahrheit auszugeben. Wenn ſich vielleicht in ſeine Mittheilungen einige Irrthümer eingeſchlichen hätten, ſo ſind wir vollkommen überzeugt, daß dieſes ohne Abſicht geſchehen iſt und wir können uns die Möglichkeit eines ſolchen abſichtsloſen Irrthums um ſo leichter denken, da Herr Melgunof zur Zeit dieſer Mittheilung keine Mittel hatte, ſie durch Druckſchriften und andere Quellen, die nur in Rußland zu haben ſind, zu kontroliren. Darum mußte er Herrn Koenig freie Hand laſſen, ſeine ihm mitgetheilten Nachrichten mit Andern, ſo weit ſie in Deutſchland zu haben waren, zu vergleichen, ſie zu ergänzen und zu berichtigen. Er und Herr Koenig handelten hier nach beſter Einſicht sine ira et studio, wenigſtens ohne perſönliche Leidenſchaft, denn weder der Eine noch der Andere hatten perſönliche Feinde in der ruſſiſchen Literatur. Wenn zuweilen ihre Indignation ſich Luft machte, ſo war dieſe eine rein literariſche, ohne alle Zuthat perſönlicher Feindſeligkeit, die nicht der Perſon, ſondern der Leiſtung galt. Wenn des Charakters und der Lebensumſtände des Schriftſtellers erwähnt wurde, ſo geſchah dies nur in ſo fern es nothwendig war, um den Charakter ſeiner Schrift zu verſtehen. Ueberhaupt galt es bei einer Arbeit dieſer Art und unter ſolchen Umſtänden mehr das Ganze als die Einzelheiten, und ungeachtet einiger leichten Unrichtigkeiten, die unſchwer zu verbeſſern waren, iſt der Eindruck, den das ganze Buch zurückläßt, ein wohlthuender und giebt ein im Ganzen erfreuliches Bild von dem Literariſchen Leben in Rußland und von dieſem ſelbſt. Dieſen Eindruck wollte, wie aus Allem erſichtlich, Herr Melgunof hervorbringen, was ihm auch gelungen iſt und dem verdankt wohl auch das Buch, bei der Theilnahme der Deutſchen für jede friſche Entwickelung eines geiſtigen Lebens, ſeinen Erfolg.

Alle dieſe Eigenſchaften an dem Buche des Herrn Koenig können folglich die Benennung: „Literariſches Libell" durchaus nicht rechtfertigen, die Herr Iwanof ihm beilegt und die er „der nordiſchen Biene" entlehnt. Hier iſt auch der Ort die Beſchuldigung der Ver-

leumdung und der Lüge ein für allemal mit gebührender Verachtung abzuweiſen. Wenn es in den Lebensbeſchreibungen der Schriftſteller Unrichtigkeiten giebt, ſo hat Jedermann das Recht, ſie zu berichtigen, Niemand aber hat das Recht, ſie Verleumdungen zu nennen. Solche Ausdrücke dürfen in dem Munde von Literatoren, die auf eine gute Erziehung halten, nicht geduldet werden, und wer ſie braucht, der begiebt ſich ſelbſt unter den Straßenpöbel. So viel in Beziehung auf das Faktiſche. Was aber die individuelle Anſicht von den Schriften der Autoren betrifft, ſo muß Herr Iwanof Jedem erlauben, die ſeine zu haben und ſie offen auszuſprechen, ohne ſich im Voraus darnach zu erkundigen, was Dieſer oder Jener dazu ſagen wird.

„Herr Koenig," heißt es zum Schluß jenes Artikels, „konnte dem Freihafen dieſe literariſchen Nachrichten aus Rußland nicht mittheilen; denn erſtens fehlt dieſen Notizen die Schärfe der Koenig'ſchen Urtheile, zweitens fürchtet der Einſender, nicht dem Kaiſer von Rußland die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen." Wir überlaſſen es einem Jeden die edle Abſicht des wohldenkenden Verfaſſers mit dieſer Phraſe zu würdigen. Aber zur Ehre des Herrn Koenig und zur Schande für Herrn Iwanof hat deſſen indirekt anklagende Phraſe nicht den allermindeſten Grund. Herr Koenig ergreift in ſeinem Buche jede Gelegenheit, um die Freigebigkeit und Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers gegen einige Celebritäten der ruſſiſchen Literatur hervor zu heben. Davon kann ſich Jeder überzeugen, der in dem Buche des Herrn Koenig die Artikel über Krylof, Shukowski und Andere, beſonders aber über Karamſin und Puſchkin nachlieſt, wo von der großen Munificenz des Kaiſers gegen die Witwen und Kinder der Verſtorbenen die Rede iſt.

Uebrigens wollen wir hoffen, daß Herr Iwanof, wenn er die Abſicht haben ſollte, auf der von ihm ſo rühmlichſt betretenen Bahn fortzufahren, ſich künftig auf den rein literariſchen Streit beſchränken und nicht mehr verſuchen wird, ihn in eine Region hinüber zu ſpielen, die für denſelben zu erhaben iſt.

Wird aber Herr Iwanof überhaupt wohl daran thun, auch wenn er ſich auf die Literatur allein beſchränkt, ſeine Artikel in dem Tone fortzuſetzen, in welchem der erſte geſchrieben iſt? Wird er dadurch den Deutſchen eine höhere Meinung von der Würde der ruſſiſchen Literatur beibringen und wird er in den Augen Deutſchlands die Achtung gegen Herrn Bulgarin erhöhen, deſſen Schildknappe er iſt? Durch die Fortſetzung dieſes Streites kann er das Letzte verlieren, nichts aber gewinnen. Möge er darüber ernſtlich nachdenken. Iſt denn Herr Bulgarin und die ruſſiſche Literatur eins und daſſelbe? Iſt alſo die

Würde der ganzen ruſſiſchen Literatur in der Perſon des Herrn Bulgarin erniedrigt; und heißt das endlich im Geiſte einer literariſchen Coterie ſchreiben, heißt das mit Lobhudeleien und Schmeicheleien auf Koſten der Wahrheit überſchütten, wenn man die glänzendſten und bedeutendſten Namen der ruſſiſchen Literatur, die eines Shukowski, Puſchkin, Kryloſ, Wäſemski, Baratinski, Jaſykof, Chomäkof, Gogol, Pawlof, Odojewski, Schewyrof und Andere mit gebührendem Lobe nennt? Wem will er Alles dieſes glauben machen? Doch es ſei! Mögen die von uns genannten Namen, auf welche die ruſſiſche Literatur mit Recht ſtolz iſt oder auf die ſie ihre ſchönſten Hoffnungen gründet, nach der Meinung des Herrn Iwanof eine literariſche Coterie ausmachen, im Gegenſatz zu der Coterie des Herrn Bulgarin und Compagnie, dabei wird doch Jeder mit uns übereinſtimmen, daß, wenn auch eine ſolche Vorausſetzung, ungeachtet alles des Lächerlichen, das darin liegt, richtig wäre, ein jeder Literator, der ſich ſelbſt achtet, ſich jener erſtern eher anſchließen würde, als der letztern, und daß er ſich eher entſchließen würde, diejenige Partei zu rühmen, welche das Talent, den Geſchmack, den Geiſt und die Bildung auf ihrer Seite hat, als die andere, die ſich, anſtatt durch dieſe Eigenſchaften, durch andere auszeichnet, die man nicht rühmen kann, ohne damit alle Anſprüche auf Geſchmack, Geiſt und Bildung aufzugeben. Allein zum Glück für die ruſſiſche Literatur beſteht dieſer angebliche Unterſchied in ihr nicht. Mögen die untern Regionen der ruſſiſchen Literatur in noch ſo viele kleine Coterien zerfallen, die wahre Literatur, die Ariſtokratie des Geſchmacks und der Bildung, ſteht hoch über dieſen einzelnen Parteien. Dies iſt der Kern der Literatur, der mit den Schalen und Hüllen nichts zu ſchaffen hat.

Es iſt augenfällig, daß Herr Melgunof in dieſem Geiſte ſeine Notizen dem Herrn Koenig zu deſſen Buche mitgetheilt hat, die dieſer nach gehöriger Prüfung in ein Ganzes verarbeitete. Darin iſt Allen, worauf Rußland ſtolz ſein kann, die gebührende, verdiente Gerechtigkeit widerfahren. Alles aber, was deſſen Literatur in Mißkredit bringen kann, jeder unverdiente Erfolg, Alles was dem Nationalgeſchmack und Bildung verderblich ſein kann, iſt darin nach Gebühr gewürdiget, und kein wohldenkender und gebildeter Mann, der die ruſſiſche Literatur kennt, wird ſagen, daß in dem Buche des Herrn Koenig ein guter Schriftſteller einen Platz unter den ſchlechten oder ein ſchlechter unter den guten bekommen hat. So z. B. ſind die Schriften des Herrn Bulgarin unter die Mängel der ruſſiſchen Literatur gerechnet worden, und dies iſt das eigentliche große Vergehen, das die Herren Melgunof und Koenig ſich haben zu Schulden kommen laſſen.

Die Redaktion des Freihafens erklärt, die im zweiten Hefte des vorigen Jahrgangs abgedruckten kurzen Nachrichten über russische Literatur weder durch Hrn. Koenig noch durch Hrn. von Melgunof empfangen, sondern wirklichen Mittheilungen aus St. Petersburg entnommen zu haben. Der Einsender verfuhr bei Mittheilung dieser Nachrichten ganz unbefangen, ohne irgend eine Nebenabsicht, wie er überhaupt in dem inneren Streite russischer Literatoren keine Partei zu nehmen berufen ist, es wäre denn, daß der Zwiespalt in Rede käme, der auch in andern Literaturen leider nicht zu leugnen ist, der Zwiespalt gemeiner und höherer Richtung, wobei jedem Redlichen geziemt, sich, wenigstens mit seinen Wünschen, auf der besseren Seite zu halten.

Aus Wien.

An die Redaction des Freihafens.

Ew. Wohlgeboren werden mir die Genugthuung wohl nicht versagen, in eins der folgenden Hefte des „Freihafens," der Wahrheit gemäß, die Notiz einzurücken, daß der daselbst (1839. Erstes Heft) enthaltene, mit „Stephan Thurm" unterzeichnete Aufsatz: „über die Literatur in Oesterreich 1838" nicht von meiner Hand ist.

Ich würde die Sache auf sich beruhen lassen, wenn nicht die Ansichten, welche der Verfasser jenes Aufsatzes äußert, so wenig mit den meinigen übereinstimmten, daß ich mich unmöglich dazu bekennen kann *).

Hochachtungsvollst

Ew. Wohlgeboren

Wien. Am 21. Febr. 1839.

ganz ergebenster

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

---

*) Die Redaction bestätigt ihrerseits die obige Erklärung.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Drittes Heft.

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Drittes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Inhaltsverzeichniſs.

I. Armuth und Volksvermehrung. Eine Erinnerung an Malthus. Von Franz Baltiſch . . . . . S. 1

II. Der Winterabend. Aus dem Ruſſiſchen des Nikolai Melgunoff. Von Varnhagen von Enſe . . . . . = 23

III. Deutſche Lebensbilder. Aus den Jahren 1778—1782. Nach Familienpapieren von Dr. B. F. Guttenſtein. 1. Sachſen. 2. Berlin. 3. Hannover . . . . . = 48

IV. E. T. A. Hoffmann als Muſiker. Mit Beziehung auf die bevorſtehende Herausgabe ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes. Von Hieronymus Truhn . . . . . = 66

V. Ludwig Tieck und die deutſche Romantik. Hiſtoriſche Skizze von Rudolph Kausler. Erſter Artikel. . . . . = 106

VI. Krieger und Prieſter. Erinnerungen und Betrachtung von H. Koenig . . . = 140

VII. Charakteriſtiken heutiger Univerſitäten. 1. Die Univerſität Bern. Von ** von R. . . . . = 170

VIII. Das Frömmlerwesen im Lutherthum . . . . . S. 208

IX. Literaturblätter.

William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig . . . . . = 215

Gedichte von Dräxler-Manfred . . . = 220

Der braune Knabe, oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle von J. C. Biernatzki. = 221

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. . . . . = 222

Deutschland und die Deutschen von E. Beurmann. Erster und zweiter Band . . = 222

Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. = 224

Theater von Carl Blum. Erster Band . = 225

Fußreise durch Italien und Sizilien von J. Baumann. Zwei Bände . . . . . = 225

Die menschliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargestellt von Giacomo Bisozzi . . . . . = 227

X. Correspondenzblätter.

Aus Zürich. (Dr. Strauß und die Züricher.) = 229

Hanseatische Briefe . . . . . = 240

I.

Armuth und Volksvermehrung.

Eine Erinnerung an Malthus.

geb. 1776, geſt. 1834.

von

Franz Baltiſch.

Im Jahre 1834 den 21. Jul. im Hauſe der Engliſchen Lords ward bei den Verhandlungen über die Armengeſetze Folgendes geſprochen von einem der erſten politiſchen Männer Englands:

„Sei es mir erlaubt, für einen Augenblick von der vorliegenden Frage mich zu entfernen, um einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, der ausgezeichnet war nicht nur durch Gelehrſamkeit und Fähigkeit, ſondern auch durch ſeltne Tugend, und dennoch mehr Verhöhnung von Unwiſſenden und von Uebelwollenden erlitten hat, als irgend ein anderer wiſſenſchaftlicher Mann in dieſem proteſtantiſchen Lande und in dieſen Zeiten des Freiſinns und der Aufklärung. Wenn ich reden will von dem, der Talent und Gelehrſamkeit in ſich vereinigte, warmes Gefühl für die Menſchheit, für ſeine Nation und die aufrichtigſte Freundlichkeit im Verkehr mit den Einzelnen, das lebhafteſte Mitgefühl für den Nächſten und für die Entfernten, wenn ich reden will von einem Manne, welcher die Zierde der Geſellſchaft

war, zu der er gehörte, die Wonne ſeiner eigenen Familie und nicht weniger die Bewunderung der Gelehrten und Forſcher, unter denen er einen ſo hohen Rang einnahm; wenn ich reden will von einem der aufgeklärteſten und frömmſten Geiſtlichen, den je die hohe Kirche Englands zu ihren Söhnen zählte, ſo bin ich gewiß, daß Jedermann bewußt iſt, es könne nur von Herrn Malthus die Rede ſein." —

Es war nicht der Miniſter, Marquis Lansdown, welcher dies Lob ſprach, obgleich er der beſondere Beſchützer und Freund des Verſtorbenen war, ſondern ein Mann, der durch die Unabhängigkeit ſeines Urtheils eben ſo bekannt iſt, als dadurch, daß er die höchſte Würde, die ein Unterthan in England erlangen kann, ſchon bekleidet hat.

So viel ich weiß, hat man in Deutſchland als die Nachricht von Malthus's Tode kam, dieſen großen Politiker, dieſen wahrhaften Menſchenfreund nicht gefeiert. Die Nachricht von dem Tode Talleyrands, der die deutſchen Fürſten und Völker vor dem Wiener Congreß, auf dem Congreß und nach demſelben gehaßt und getäuſcht hat, fand viel mehr Theilnahme. Talleyrand war Erzfranzoſe. Seine vielleicht einzige gute Eigenſchaft war unabläſſiger Eifer für die Größe ſeines Vaterlandes. Die Nachricht von dem Tode Walter Scott's, der die Deutſchen amüſirte, fand bei weitem mehr Theilnahme. Und doch iſt es gewiß, daß die Lehre, die Malthus aufgeſtellt hat, wenn ſie erſt richtig verſtanden ſein wird, nicht nur in den Hallen der Geſetzgeber und den Gewölben der Predigenden, ſondern auch und vorzüglich in den Hütten der Schwerarbeitenden, mehr Einfluß auf das Wohl der Menſchheit haben wird, ich will

nicht ſagen, als die Verhandlungen der Diplomaten und die oft länger als Friedensſchlüſſe fortlebenden Productionen der Novelliſten, ſondern mehr als ſelbſt die Erfindung von James Watt, deſſen Statue in der Weſtminſterabtei mit einer Inſchrift von demſelben Manne geziert iſt, dem wir das angeführte Lob von Malthus verdanken. Die Malthus'ſche Lehre berührt keineswegs blos die materiellen Verhältniſſe der Menſchen, ſondern nicht minder die moraliſche Natur aller Menſchen, der Reichen und der Armen. Zum erſtenmal hat Er das Verhältniß der Reichen und der Armen, das Verhältniß der Eltern, der Erzeuger und Ernährer zu den Kindern, den zu Ernährenden, richtig, das iſt naturgemäß, dargeſtellt. Seine Lehre iſt einfach, wie das Ei des Columbus und dennoch ſind die nothwendigen Folgen dieſer Lehre, wenn ſie allgemein richtig verſtanden ſein wird, von ſo weitem Umfange, wie die Folgen der Erfindung des Compaſſes ſein mußten. Die Franzoſen, wie ſehr ſie auch mit der Tagespolitik beſchäftigt waren, haben dennoch Malthus erkannt und geehrt. Zu verſtehen von den Summitäten der politiſch gebildeten und ernſthaft das Gute wollenden Franzoſen, alſo namentlich den Doctrinairs. Bei der Stiftung der Claſſe des Inſtituts, welche den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften gewidmet iſt, ward Malthus als einer der erſten auswärtigen Genoſſen ernannt.

Als Talleyrand ſtarb, wer hätte da ſich nicht geſchämt, den Politiker Talleyrand nicht zu kennen, den Miniſter der Liſt und Lüge, der vierzig Jahre lang faſt jeden deutſchen Fürſten hintergangen hatte? Aber den Politiker Malthus, kennen ihn alle Leſer? Meine Abſicht iſt nur aufzufordern:

leſ't und erwägt Malthus on the principle of population! (Deutſch: über die Bedingung und Folgen der Volksvermehrung, Altona, 1807.)

Die Politik im heutigen Sinne iſt zweierlei; die Politik des Tages, die ſtreitende Politik, die zum Nutzen oder Schaden von A oder B gereicht; die Politik, die aus der Erfahrung der Jahrhunderte entſpringt und reift, die nicht den Vortheil oder Schaden dieſer oder jener Parthei, dieſes Miniſters, jenes Candidaten zum Miniſterium im Auge hat, ſondern als Ziel ſich ſetzt, das möglichſt erreichbare Wohl der Menſchen überhaupt, ſo viel ihrer in verſchiedenen Staaten, in verſchiedenen Theilen der Erde leben und in kommenden Jahrhunderten leben werden.

Politik des Tages, Politik als lucrative Kunſt: man ſtreitet ſich in der conſtitutionellen Monarchie ob Lord Melbourne oder Sir Robert Peel, ob Molé oder Thiers der waltende Miniſter ſein ſoll; in der abſoluten Monarchie, ob eine neue Pompadour, eine neue Dübarry eine Nebenbuhlerin haben ſoll, ob ein Jeſuit oder Janſeniſt der Geheimerath des Souverains werde u. ſ. w. Dieſſeits des Rheins freilich nehmen die politiſchen Intereſſen, um welche öffentlich gekämpft werden darf, allermeiſtens ein kleineres Format an. Höchſtens darf von dem, was in Konſtantinopel und Alexandrien geſchieht, ohne Scheu laut geſprochen werden; von einheimiſchen Dingen bleibt den Bürgern faſt nur überlaſſen der Conflict zwiſchen der centraliſirten, alles Detail adminiſtrirenden Gewalt und den Intereſſen der Provinz, des Diſtricts, der Commune. Z. B. In der Stadt N. wollen die Bürger auf ihre Koſten das Straßenpflaſter erneuen, aber ſie müſſen um Erlaubniß bit-

In
Stra

ten bei der Behörde. Hier entſteht Diſſenſus; Recurs wird genommen an die höchſte Behörde. Da liegen die Acten ein Jahr nach dem andern; mit vielen ältern; immer ſchwieriger wird's, durch die Straßen wie durch die Acten zu kommen. Es bleibt jedem Bürger frei, ſich in Muthmaaßungen zu erſchöpfen, weswegen die Oberbehörde, welche die Macht hat, zu entſcheiden, dennoch nicht entſcheidet, obgleich der Augenſchein die Dringlichkeit der Entſcheidung lehrt. — Noch ein Beiſpiel unter Tauſend ausgewählt. In der Feſtung N. war die Thurmuhr in Unordnung. Nach pflichtſchuldiger Meldung und vielfacher Correſpondenz wird auf Befehl der Oberbehörde ein Uhrmacher aus der Reſidenz vierzig Meilen weit geſchickt, um die Provinzialfeſtungsthurmuhr zu repariren. Seine Rechnung für Arbeit, Diäten, Reiſekoſten, wird eingeliefert und die Reviſion derſelben beſchäftigt wiederum mehrere beſoldete Beamte der Reſidenz. Wahrlich ſolche kleinliche Adminiſtrationskünſte, wodurch die Staatskaſſe das Vielfache von dem verliert, was einzelne Begünſtigte gewinnen, ſind noch viel widriger als die Streitreden von 10 oder 100 ambitioſen Franzoſen, und die Demoraliſation wird durch ſolche zahlloſe heimliche Adminiſtrationsſünden weit mehr befördert als durch die oft indiscrete Publicität in Frankreich und England. Politik als Wiſſenſchaft, Politik der Jahrhunderte, im Gegenſatz der Tagespolitik, das iſt die für die ganze Menſchheit intereſſanteſte, heilſamſte Wiſſenſchaft. Mag die Politik des Tages, welche das Leben vieler tauſend Bewaffneter für nichts achtet, wenn die Frage entſchieden werden ſoll, ob ein Dorf, oder ein Duzend Dörfer zu dieſem oder jenem Reiche gehören ſoll, ob die Schildwache dieſſeits oder

jenseits der Brücke stehen soll, immerhin verdienen, von den Moralisten verachtet zu werden. Diejenige Politik aber, welche die Regeln, die erfahrungsmäßigen Regeln für das glückliche Zusammenleben der Millionen sammelt und ordnet, ist zuverlässig die Fundamentalwissenschaft für das Glück derselben. Das Erste ist, daß die Staatswissenschaft ihre Aufgabe gehörig fasse: das ist aber bis auf Malthus fast noch nie geschehen. Ohne Brod kann der Mensch nicht leben, auf dieser Erde wenigstens nicht. Nun aber ist es Thatsache, daß eine Familie sich bald verdoppelt hat und hundert Familien während eines Menschenlebens sich verdoppelt haben, und diese Verdoppelung kann sich fort und fort wiederholen. Nimmermehr kann der begrenzte Boden fort und fort eine verdoppelte Erndte liefern. Das gilt nicht nur von einer Insel z. B. England, sondern von der ganzen Erde. Nehmen wir die Bevölkerung der Erde zu 1000 Millionen, so kann das Menschengeschlecht sich vermehren wie 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256., die Summe der dem Erdboden abzugewinnenden Lebensmittel kann aber höchstens steigen wie 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Nach zwei Jahrhunderten würde die Population zu der Summe der Lebensmittel sich verhalten wie 256 zu 9; nach drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13 und in zwei Jahrtausenden würde die Differenz fast unberechenbar sein. Dieses Mißverhältniß ist aber dem Wesentlichen nach keineswegs erst ein zukünftiges, sondern ist jetzt da und in jeder früheren Zeit gewesen. Denn es ist klar, daß bevor ein Zuwachs von Bevölkerung gedeihen kann, vorab eine Zunahme der Lebensmittel bewirkt sein muß und eben so klar, daß Kinder nur Zehrende nicht Producirende sind, daß mithin je-

dem Ehepaar zuvörderſt die Pflicht aufliegt, diejenigen Mittel, welche zur Subſiſtenz der zu erwartenden Familie dienen, vorab veranſtaltet zu haben. In dem Lande, wo dieſe erſte aller Pflichten, die elterliche Pflicht verſäumt wird, da kann kein Glück des Volks exiſtiren und keine Moralität des Volks, mag die Regierung, mag die Geiſtlichkeit ſich noch ſo ſehr bemühen. Bald wird es einen Haufen Eigenthumsloſer geben und die ſchreckliche Alternative wird klar ſein, entweder die Eigenthumsloſen zu Leibeigenen zu machen, oder ſich von ihnen vernichten zu laſſen. Dieſe Wahrheiten müſſen künftig jeder Politik zum Grunde gelegt werden. Die Nothwendigkeit des Eigenthums, alſo des Staats, kann nur auf dieſe Weiſe begriffen werden. Auswanderung kann dem vorhandenen Uebel, dem Mißverhältniß zwiſchen den Bedürftigen und den Lebensmitteln nicht abhelfen, denn Auswanderung iſt nur möglich durch Mitgift von Erſpartem; wer neues Land aufbrechen und beſäen will muß doch wenigſtens Saatkorn haben.

Zugegeben, daß alle wohlwollende Politiker — denn von denen, welche particulaire Intereſſen verfolgen, ſoll nicht die Rede ſein — denſelben Zweck vor Augen haben: salus populi, ſo fragt ſichs, welches ſind die Mittel dazu, welches die Wege, die dahin führen? In Frankreich traten jene Heroen der conſtituirenden Verſammlung auf mit glühenden Herzen und nicht kalten Köpfen und rieſen: Egalité! das ſei die Bedingung, das Mittel, der Weg des Glücks Aller, oder vielleicht beſtehe darin ſelbſt das Glück, daß man Niemanden über ſich ſehe. Es wird aus ihren Reden nicht ganz klar, weil ſie ſich ſelbſt nicht klar waren. Dergleichen vage Wünſche werden von deutſchen Politikern noch bis auf den heutigen Tag gehört. „Die Geiſtesrich-

tung" so heißt es neuerdings „je nachdem sie überwiegend auf Gleichheit oder Ungleichheit gerichtet ist, bestimmt die Unterscheidung von Aristokratismus und Demokratismus." Man weiß aber, daß die Liebhaber der Gleichheit unter dem Namen Aristokraten den Ausbund aller moralischen Schlechtigkeit verstehen, nicht minder als die Aristokraten mit dem Namen Jakobiner einen solchen bezeichnen. Es gehört also etwas Muth dazu, sich dem Vorwurf des Aristokratismus von Seiten seiner Freunde preis zu geben. Dennoch kann ich nicht umhin zu fragen, ob nicht vielleicht derjenige, welcher obige Verdammungsphrase schrieb, an demselben Tage ein Glas Wein getrunken hatte? Wie konnte der Freund der Gleichheit das thun mit gutem Gewissen? Es giebt in der Welt nicht Wein genug, damit jeder Mensch täglich ein Glas bekomme. Also ist jeder, der ein Glas oder ein halbes trinkt, ein Genießer und Förderer der Ungleichheit, ein Aristokrat. Nicht für ein Hundertstel der Bevölkerung des Erdbodens wächst genug Wein. Soll man deswegen alle Weinberge zerstören, alle Weintonnen und Weinflaschen zerschlagen, damit Niemand den Aerger habe, zu sehen, daß ein Anderer Wein trinke? oder ist's nicht besser, daß man den Rath, den Malthus giebt, befolge: pflanzt mehr Weinreben, dann können mehr Menschen Wein genießen. Die Wahrheit, die Malthus lehrt, ist allerdings das Ei des Columbus. Und dennoch wird die Wahrheit, wenn sie auch aus dem tiefen Brunnen herausgeholt ist, oft nicht erkannt, weil sie unwillkommen ist. Daß die Wahrheit, alt oder neu, die wichtigste und heilsamste Wahrheit, dennoch oft unwillkommen und unbequem ist, das gehört zu den ältesten Wahrheiten. Es ist Malthus ergangen,

wie Jenner und Harvey. Bevor E. Jenner, der Entdecker der Vaccine, ſeine Lieblingsidee practiſch bewährt hatte, war ſeine Seele davon erfüllt, er machte aber kein Geheimniß daraus, ſondern ſprach oft davon und, wie es ſcheint, nur davon in der mediciniſchen Geſellſchaft der Grafſchaft Gloſterſhire, deren Mitglied er war. Zu oft für die Geduld ſeiner Collegen; denn in dem Protocoll der Geſellſchaft, kurz vor Jenner's erſter Vaccination findet ſich der Beſchluß: wenn Dr. Jenner nicht aufhört von Kuhpocken zu ſprechen, ſo ſoll er excludirt werden. Auf dieſe Weiſe hätte Jenner gar leicht abgeſchreckt werden können von der Verfolgung der heilſamen Wahrheit, wie in Holſtein derjenige Nichtarzt, welcher vor Jenner eine abſichtliche Vaccination unternommen hatte, ſich hindern ließ fortzufahren durch die Vorwürfe einer unverſtändigen Mutter.

Nicht unmöglich, daß mancher Leſer, indem er die Ueberſchrift dieſer Zeilen ſah, bei dem Namen Malthus ein ähnliches widerſtrebendes Gefühl hatte, wie die Aerzte in Gloſterſhire gegen den Entdecker der Vaccine. Der Name Malthus hat durch unverſtändige oder verläumderiſche Entſtellungen, Witze und Verfolgungen, für die Ohren gar Vieler, die ſich ſelbſt aber als Zartfühlende loben, einen ſchlimmen Klang bekommen. Das Schlimmſte dabei iſt noch dies, daß man ihm, dem menſchenfreundlichſten Mann, das Stigma des Ariſtokratismus hat aufheften wollen, daß wer zum Lobe von Malthus ſpricht, wer ſich zu ſeinen Grundſätzen bekennt, ebenfalls Gefahr läuft von vielen Freiſinnigen, nicht Wohlunterrichteten, für ein Anhängſel der Ariſtokratie, von manchen Frommen für einen Gotteslåſterer und von angeſehenen Gelehrten für einen Unwiſſenden ge-

halten zu werden. Und doch bin ich feſt überzeugt, daß das Malthus'ſche Werk weſentlich im Intereſſe der Armuth geſchrieben iſt, wie kein anderes, daß ſein Streben, weil es das uneigennützigſte und zweckmäßigſte war, ein gottgefälliges geweſen ſein muß. Die Thatſachen, die Malthus anführt, und der Lehrſatz, den er darauf baut, werden künftig den Grund jedes wahrhaftigen politiſchen Gebäudes abgeben. Leider wird Malthus noch immer von den angeſehenſten deutſchen Schriftſtellern über Geſchichte und Staatsökonomie und Staatsverfaſſungen mißverſtanden. Die Gegner in England haben Malthus viel heftiger angefeindet als in Deutſchland, aber die politiſchen Notabilitäten haben ſich auch deſto eifriger für ihn erklärt, wohl einſehend, daß die Zugabe oder die Verwerfung der Malthus'ſchen Theſen den Wegeknoten ausmachen, von wo die Wege der für die Wirklichkeit tauglichen und der chimäriſchen Politiker divergiren. Die größte Befriedigung fand Malthus darin, daß Männer wie Pailey und Pitt ſich zu ſeinen Grundſätzen bekannten. Lord Liverpool war nicht ſeinen Grundſätzen entgegen, wohl aber ſeiner Perſon; er mochte es nicht, daß Glieder der niedern Geiſtlichkeit ſich in die Politik miſchten. Die äußere Belohnung, die Malthus erhalten, war nur eine ſehr geringe, eine mäßig beſoldete Lehrerſtelle am Hertfordcollege. Aber ſein Bewußtſein hob ihn weit empor über die Schmähungen der Gegner. Byron, Southey, Coleridge haben ſich Witze gegen ihn erlaubt; unter denen, die beſondere Werke gegen ihn gerichtet haben, befindet ſich kein einziger bedeutender Mann: Graham, Huntingford, Weyland, Godwin, Sadler, Anderſon, Owen, Poulett Scrope. Ein berühmter deutſcher Hiſtoriker hatte auch einen ſpecifi-

ſchen Widerwillen gegen Malthus, aber das war nur ein Beweis mehr zu vielen andern, daß die Fähigkeit, die Cauſalverbindung der Thatſachen aufzufinden, keineswegs ſeiner Fähigkeit gleichkam, zahlloſe Thatſachen ins Gedächtniß aufzunehmen. Faſt die meiſten neuern deutſchen Autoren über Staatswirthſchaft wollen von der Gefahr der Uebervölkerung nichts wiſſen oder ſtellen ſie in weite Ferne, ſtellen die Furcht davor für jetzt als chimäriſch dar, aus falſch verſtandener Menſchenfreundlichkeit, aus Nichtverſtehen der Malthus'ſchen Sätze. Dieſe beruhen auf Thatſachen. Es iſt gar nicht die Frage, ob wir glauben wollen oder nicht an die Gefahr der Uebervölkerung; ſie iſt da, nicht blos die Gefahr, ſondern die Sache ſelbſt, in jedem Hauſe, in jeder Familie, wo mehr Kinder, die ſich ja nicht ſelbſt ernähren können, vorhanden ſind, als der Vater und die Mutter zur Geſundheit, zum Leben, zum Glück heranziehen können. Die Lehre von Malthus iſt eben ſo ſicher, eben ſo aus der Natur der Dinge genommen, wie Harvey's Lehre vom Blutumlauf. Bis ins 17te Jahrhundert hatten die Aerzte keine richtige Vorſtellung von der Circulation des Bluts; bis ins 19te Jahrhundert hatten die theoretiſchen und practiſchen Staatsmänner keinen richtigen Begriff von dem, was das Wohl des Volks und die Hauptbedingung deſſelben iſt, von der Entſtehung und Veränderung des Tage- und Werklohns überhaupt; denn das Volk beſteht nicht aus einer beſtimmten geſchloſſenen Zahl von Bürgern oder Individuen, ſondern aus ſolchen, die ſo wie ſie ſich wohl befinden, unfehlbar die Tendenz haben, ſich zu vermehren, und nicht blos, wenn ſie ſich wohlbefinden, ſondern auch dann, wenn ein tieferer Grad von Elend den Blick für die Zukunft ab-

ſtumpft und der Genuß des Augenblicks gleichgültig macht, gegen die faſt unvermeidlichen Uebel, dem die Nachkommenſchaft preisgegeben wird.

Ich habe Harvey genannt. Nachdem Harvey ſeine große Entdeckung bekannt gemacht hatte, ſchrieb er einem Freunde, daß ſeine ärztliche Praxis abgenommen habe. Das Vertrauen des Publikums zu ihm war verringert, weil er den Blutumlauf entdeckt hatte. Wahrſcheinlich, wenn Malthus ſich nicht mit der Politik abgegeben hätte oder in nicht menſchenfreundlichem Sinn ſondern im Intereſſe einer Parthei, ſo wäre er zu einem Bisthum ernannt worden. Dieſe illuſtren Exempel von Harvey, Jenner und Malthus mögen Jeden tröſten, der verkannt wird, trotz ſeines lautern Strebens, Jeden, der ſich tröſten laſſen will durch die Einſicht in das, was das unvermeidliche Loos der Menſchheit zu ſein ſcheint. Malthus, der wohlwollendſte nicht nur, ſonder auch wohlthätigſte Schriftſteller bedarf nicht mehr des Troſtes. Er iſt dem irdiſchen Leben entrückt, welches durch Brodeſſen bedingt iſt. Die Schmähungen gegen ihn dauern fort, das iſt betrübend, aber noch viel betrübender iſt, daß ſeine heilſamen Lehren verkannt werden, ohne deren Verſtändniß nimmermehr ein treffender Blick in die politiſchen Verhältniſſe, ein richtiges Urtheil über das Wohl und Wehe der Völker und ein ſichres Eingreifen in die Legislation möglich iſt.

In Frankreich leben auf demſelben Boden, wo zu Anfang der Revolution 24 Millionen Menſchen lebten, jetzt mehr als 33 Millionen. In Preußen hat die Bevölkerung ſeit 1815 faſt noch raſcher zugenommen. Gewiß, die Zerſtückelung der großen Güter, die Vermehrung der Zahl der

Eigenthümer hat fleißigere Cultur, alſo reichere Erndten hervorgebracht, aber kann man im Ernſt behaupten, daß die Bodenfläche, die jetzt eine Familie ernährt, abermals und abermals unter ſechs, ſieben Kinder oder auch nur unter 4, unter 2 Kinder vertheilt, hinlängliche Nahrung, glückliche Exiſtenz gewähren könne? Wenn der Vater nur ein Pferd hinterließe und vier Söhne ſollten ſich theilen in das Eine Pferd? das klingt faſt lächerlich? Aber ſeht, was in Irland geſchieht. Die Inſel Irland hatte noch zu Anfang des 18ten Jahrhunderts kaum 2 Millionen Einwohner, hat jetzt gegen 8 Millionen. Es iſt ein Ding der Unmöglichkeit für jede menſchliche Weisheit, ſeis des vereinigten Parlaments, ſeis eines beſondern Iriſchen Parlaments, Mittel ausfindig zu machen, um Irland glücklich, ja nur ruhig zu machen. Die Mittel ſind nicht da. Der große Haufen der Irländer iſt unbemittelt, iſt hungrig und verhungernd, ohne daß Hülfe möglich iſt. Das Uebel entſteht aus Sünde. Sünde iſt es und Hauptſünde, wenn die Geſchlechtsliebe die Elternliebe erſtickt, wenn die Menſchen, welchen Gott Vorſicht gegeben hat, nicht ſo viel Vorſorge angewandt haben für ihre zu erwartende Familie wie der Vogel, der doch ſein Neſt gebaut hat, eh' er Eier legt. Unzähligemal hört man von den gutmüthigen Deutſchen die armen Irländer, die von den Engländern tyranniſirten Irländer, bemitleiden. Aber dieſe unterdrückten Irländer haben Preßfreiheit und Jury. In allen Verhältniſſen genießen ſie dieſelben Geſetze, wie die freien Engländer; was kann man mehr wollen? daß der Ackerboden, auch wenn er von Katholiken beſeſſen wird, ein Geringes abgeben muß an die proteſtantiſchen Kirchen, iſt allerdings ein Uebelſtand, iſt ein Reſt der

Eroberungszeit, aber wie glücklich wären andre oft eroberte Länder, wenn nicht mehr Spuren der früheren Beſiegung durch rohe Gewalt übrig geblieben, als ſolche geringe Abnormität. Nur politiſch, nicht civilrechtlich kann dieſe Abnormität eine Ungerechtigkeit genannt werden, denn es iſt wohl kein Beſitzer von Grund und Boden in Irland, deſſen Beſitzthum nicht einmal verkauft worden wäre unter der Bedingung jener Abgabe an die proteſtantiſche Kirche. Das Mitleid der Deutſchen für die Irländer als Opfer einer ungerechten Politik iſt die größte Verſchwendung. Irland iſt unglücklich durch eigene Schuld. Das Syſtem der Verafterpachtung des Bodens in kleinen und immer kleineren Looſen hat die Vernachläſſigung der Malthusſchen Lehren hervorgebracht. Seht dieſe Warnungstafel! — Aber die Irländiſche Frage gehört für uns nicht zu den Hauptfragen. Die große Frage von der Geſetzgebung über das Armenweſen, iſt eine der wichtigſten, die durch Malthus und nur durch ihn entſchieden wird. Und wahrlich, nicht minder wichtige Fragen, die nach dem Malthus'ſchen Princip zur Entſcheidung gebracht werden müſſen, ſind die über die Moralität des Familienvaters, über die Grenzen der Staatsgewalt, über die Grenzen des Adels.

Eine zweckmäßige Geſetzgebung über das Armenweſen iſt gar nicht möglich ohne die Thatſachen, welche Malthus ſeinen Lehren zum Grunde gelegt hat, anzuerkennen. Wenn es wahr wäre, daß die Reichen den Armen, jedweder Zahl von Armen helfen könnten durch Mittheilung ihres Ueberfluſſes oder durch Theilung des Nothwendigen, wahrlich es gäbe längſt keine Armen mehr. Die Aufgabe iſt ja nicht: die gegenwärtige Zahl von Armen zu verſorgen, ſondern

eine Zahl, die unvermeidlich die Tendenz hat, ſich unbeſtimmt zu vermehren. Es kann kein Recht des Armen geben unendliche Anſprüche zu machen auf die Hülfe derjenigen Mitbürger, welche, wenn auch bemittelt, doch begrenzte Mittel beſitzen.

Es iſt eben ſo unmöglich, daß der Staat allen Armen ohne Ende Unterhalt gewähre aus einer nicht unendlichen Maſſe von Lebensmitteln als es unmöglich iſt für die abſolute Monarchie oder die abſolute Demokratie, allen Jungfrauen Männer zu ſchaffen, wenn, wie faſt überall, die Zahl der Weiber die der Männer übertrifft. Die ſcheinbar philanthropiſche Lehre von der unbedingten Pflicht, alle Armen zu unterſtützen, würde, geradezu befolgt, aber zu dem entgegengeſetzten Extreme führen, welches die Philanthropen, und mit Recht, am meiſten fürchten, zur Wiederkehr der Leibeigenſchaft. In Deutſchland machen eben diejenigen, welche ſich vorzugsweiſe menſchenfreundlich oder philoſophiſch dünken, die abſurdeſten Forderungen an den Staat. Und was iſt ihnen der Staat? Ein Monſtrum; denn ſie fragen nicht nach dem Zweck des Staats, ſondern begnügen ſich mit der Thatſache einer für den gegenwärtigen Augenblick unwiderſtehlichen Gewalt. Aber wo abſolute Herrſchaft auf der einen Seite iſt, da kann auf der andern Seite nur abſolute Sclaverei ſein. Alſo wo abſolute Herrſchaft iſt, da iſt keine Staatsgeſellſchaft, da iſt der Staat Fiction. Es iſt ein Jammer zu ſehen, wie die trefflichſten Köpfe der neueſten Zeit auf dem Gebiete des Staatsrechts mit der Wahrheit und ihren innerſten beſten Gefühlen Verſteck ſpielen.

Die größte Lücke in der Moral hat bisher ſtattgefun-

den, dadurch daß man dasjenige Verbrechen ignorirt hat, welches das nothwendige Correlat des Kindermordes iſt. Kinder in die Welt ſetzen, für welche man keine Unterhaltsmittel geſammelt hat, iſt ein Verbrechen gegen die Geſellſchaft, reichlich ſo groß, wenigſtens viel folgenreicher an Uebel als die Ermordung der Neugebornen. Wer nicht mündig iſt, darf nicht die Pflichten des Mündigen übernehmen, wer nicht Eigenthum hat, darf nicht einen Wechſel ausſtellen, ohne Gefahr zu laufen, als Betrüger beſtraft zu werden, und dennoch läßt man es täglich geſchehen und lobt es, daß Leute ſich ehelich verbinden, die durchaus nicht im Stande ſind, die elterlichen Pflichten zu erfüllen. Die Pflicht der Eltern für die Kinder geht chronologiſch den kindlichen Pflichten vor. Jedermann wird den Ausſpruch unbedenklich thun: in einem Lande, wo von unzähligen Kindern die Pflichten gegen die Eltern mit Füßen getreten werden, kann kein Segen ſein. Wie ſollte es nicht auch umgekehrt der Fall ſein, daß der Segen des Himmels fehlen müſſe, wie der Regen in der Wüſte Sahara, in ſolchem Lande, wo die elterlichen Pflichten von tauſend und tauſend Ehemännern, die nicht im Stande ſind, Familienväter zu ſein, unerfüllt bleiben und bleiben müſſen, weil die Fähigkeit dazu fehlt. Gar nicht zu reden von den unehelichen Geburten. Der Staat beſteht weſentlich aus Familien, iſt glücklich, wenn die Familien glücklich ſind. Wie ſollte der Staat nicht unglücklich ſein müſſen, in welchem die größte Zahl der Familienväter ſo unvorſichtig handelt, daß die Familie von Noth und Elend niedergedrückt wird?

Von den Grenzen der Staatsgewalt oder des Herrſchers haben die allermeiſten Europäer noch bis dieſen Au-

genblick übertriebene orientalische Begriffe. Wenn der König müßte und wollte, wenn die Staatsgewalt, die unwiderstehliche, beföhle, so, meint man noch gar zu oft, würde jeder, der Lust hat, zu arbeiten, Arbeit und Lohn finden, so würde in jeder Hütte das Huhn im Topfe Sonntags nicht fehlen. Irrige Meinung! verderblicher Grundirrthum! Die Staatsgewalt hat nicht im geringsten Macht, auf längere Zeit den Arbeitslohn zu erhöhn, mithin keine Macht, das Mißverhältniß zwischen denen, welche Arbeit suchen, und denen, welche Arbeit zu lohnen vermögen, zu verbessern und dasjenige Verhältniß herzustellen und zu erhalten, welches eine unbestimmte, stets zur Vermehrung geneigte Zahl Arbeitsuchender als nothwendig erachtet zu ihrem eigenen Wohlbefinden. Unter Arbeit Suchenden wird hier nicht blos der Schwerarbeitende verstanden, sondern auch der Candidat zu allen Staatsämtern, der junge Arzt, der Chirurg, der sich Gelegenheit wünscht zu Operationen, der Architect, der bauen möchte, der Schiffer, der die Meere befahren will u. s. w.

Es ist unmöglich gesunde Ideen zu haben über das Armenwesen, ohne die Malthus'schen Lehren zur Grundlage zu nehmen und eben so wenig kann über den politischen Werth des Adels richtig geurtheilt werden, wenn man den Blick abwendet von den Fundamentalthatsachen, welche Malthus zuerst mit Standhaftigkeit, mit Gewissenhaftigkeit zu betrachten gelehrt hat. In England sind ungefähr 500 Lords; die jüngern Söhne gehen über in die Classe der Bürger; dagegen in Schweden haben die Häupter von 2400 adlichen Familien das Recht auf dem Ritterhause zu erscheinen und alle noch so zahlreiche Glieder dieser 2400

Familien machen Anſpruch auf adliche Vorrechte. Der Herzog von Wellington wird Einen Herzog von Wellington hinterlaſſen und nach mehr als hundert Jahren wird der Erbe des Titels und des großen Grundbeſitzes des jetzigen Herzogs den Reſpect des Volks auf ſich ziehn. Iſt es möglich, daß in andern Ländern ein ähnlicher Reſpect ſtatt finde vor dem Adel, wenn Ein Graf, Ein Baron für Ein Gut drei betitelte Söhne und dreißig betitelte Enkel und Urenkel hinterlaſſen hat? Diejenigen, welche verlangen, daß alle eheliche Deſcendenten eines Adlichen, begütert oder unbegütert, dieſelben Vorrechte genießen ſollen, wie der älteſte Sohn, welcher das Gut allein erbt, verlangen, was gegen die Natur der Dinge iſt und ſind ſchuld an dem Untergang des Adels. Dies Verlangen iſt ebenſo ſehr gegen die Natur der Dinge als das der Gleichmacher, welche wollen, daß jeder Grundbeſitz jedes Erblaſſers unter alle Kinder fort und fort zu gleichen Theilen getheilt werde. In England iſt der Adel geachtet und der geachtete Adel iſt die Stütze des Throns. In Frankreich hat ſich der Adel ſelbſt zu Grunde gerichtet durch die grundloſen Prätenſionen der güterloſen Cadets und er hat auf dieſe Weiſe die wiederholten Kriſen des Throns hervorgebracht. Eben jetzt iſt der Thron in Frankreich wieder unſicher, weil die Pairskammer zu ſchwach iſt, weil ein ſtetes höchſt zu beklagendes Duell zwiſchen Krone und Deputirtenkammer ſtatt findet. Das wahre Mittel der Beruhigung und des Heils würde darin beſtehen, daß feſte geſchloſſene Ackerloſe eingerichtet würden. Ein Achtel des Landes liege in großen Erbgütern; vier Achtel beſtehe in Bauerhöfen, deren jedweder eine fleißige Familie wohl ernährt und ausſchließliches Erbtheil eines Sohns

werde; die übrigen drei Achtel mögen dem freien Verkehr als Waare preis gegeben ſein.

Das Verhältniß der menſchlichen brodbedürftigen Natur zur äußern Natur, das muß der Grundſtein jeder politiſchen Betrachtung, jeder heilbringenden politiſchen Inſtitution und Geſetzgebung ſein. Es iſt thöricht zu glauben, daß die endloſe Theilung des Bodens, (wie in Irland und am Ganges, wenn gleich nur pachtweiſe) oder der Befehl des Monarchen, ſeis des conſtitutionellen, ſeis des abſoluten, an der Natur der Dinge das Geringſte ändern können. Gemäß der Natur der Dinge habe ich nach beſter Ueberzeugung in meiner erſten Schrift politiſchen Inhalts das Epigraph gewählt: Nicht Freiheit und Eigenthum! ſondern: Eigenthum und Freiheit! Einige entferntere Gründe für Ständiſche Verfaſſung. (Man hat wiederholt irrigerweiſe dieſe Schrift dem in Paris verſtorbenen Grafen von Schlabberndorf zugeſchrieben.)

* * *

Zu Anfang habe ich das im Engliſchen Oberhauſe ausgeſprochene Lob des insbeſondere von mir hochverehrten Malthus angeführt. Verſtärkt ward der Eindruck, den dies Lob in mir erregte, durch den Contraſt der falſchen und verderblichen Lehre, die ich bald darauf las in dem neueſten Werke eines der fruchtbarſten und beliebteſten und mit Recht beliebteſten, meiſt lehrenden Schriftſtellers:

„Die abgeſtellte Hungersnoth.

Als im Lande Hungersnoth war
Und dem König ward berichtet,
In des Reiches reichſten Städten
Stürben viele Arme Hungers,
Höret, welche raſche Auskunft,

Welche Abhülf', kurz und bündig
Peros traf, der Perserkönig
Eigenhändig schrieb er einen
Brief an jede Stadt im Reiche
Dieses Inhalts: Wo ein Armer
Hungers stirbt in euern Mauren,
Werd' ich für den Armen einen
Reichen nehmen und im Kerker
Auch ihn Hungers sterben lassen. —
Niemand starb im Lande Hungers,
Und die Reichen selber brauchten
Nicht zu hungern, mit den Armen
Nur den Ueberfluß zu theilen. —"

Ich gestehe, daß ich diese Lehre mit Unwillen gelesen. Es ist die verderblichste Lehre: daß zum Gutregieren guter Wille hinlänglich sei, daß die oberste Gewalt berechtigt sei, aus guter Absicht die Rechte des Eigenthums zu verletzen, die Basis des Wohls Aller, das Eigenthumsrecht zu erschüttern. Wahrlich, wenn es so leicht wäre, der Hungersnoth, der Noth und Armuth überhaupt abzuhelfen, wenn es dazu nur des Befehls eines gutmüthigen Monarchen bedürfte, so möchte wohl schon längst in unserm Lande und in vielen andern Ländern keine Armuth mehr existiren. Ja ich habe so viel Zutrauen zu den Menschen, daß ich nicht zweifle, auch ohne Befehl würden die Reichen mit den Armen theilen, sobald es bewiesen wäre, daß solche Theilung wirklich aller Armuth abhelfen könnte.

Bei Lesung jener Rückertschen Zeilen erinnerte ich mich eines Blattes, welches bestimmt war für den Ehrenkranz des verstorbenen Malthus:

---

1) Und Salomo, der König rüstete Schiffe aus nach dem Lande Ophir, um Schätze zu holen.

2) Und er befahl den Weisen Sorge zu tragen, auf daß es den Schiffen an nichts mangle auf der weiten Reise.

3) Für Alles war gesorgt, und ein günstiger Wind erhob sich, und die Schiffe wollten abgehn.

4) Da beschlossen noch spät die Weisen, daß es gut sei auf die weite Reise den Schiffsleuten ihre Weiber und Kinder mitzugeben.

5) Und es gelangte ein tiefgehendes Boot mit Weibern und Kindern an das erste Schiff, die mit Geschrei verlangten aufgenommen zu werden.

6) Aber der Schiffshauptmann sprach: habt ihr Lebensmittel und Wasser mitgebracht für die weite Reise?

7) Als sie das verneinten, da hieß er die Anker lichten und segelte von dannen.

8) Und sie kamen an das zweite Schiff und schrieen sehr.

9) Der Schiffshauptmann fragte: habt ihr Lebensmittel mitgebracht und Wasser?

10) Derselbe erblickte die Weiber mit Wohlgefallen, und die Zunge sprach: kommt herein.

11) Da erhob sich ein Sturm, der trieb beide Schiffe weit ab von ihrer Fahrt in die Wüste des Meers.

12) Vierzig Tage trieben sie umher und beteten viel.

13) Und als der Sturm nachließ, setzte das erste Schiff seine Reise fort gen Ophir und alles geschah wie Salomo befohlen hatte.

14) Aber in dem andern Schiffe hatte schon längst gemangelt Brod und auch Wasser.

15) Und die Männer hatten sich entzogen das Nothdürftige, und was sie hatten getheilt mit den Weibern und den Kindern.

16) Aber der Vorrath war verzehrt und die Brosamen waren verzehrt.

17) Und die Kinder ſtarben zuerſt, und die Mütter ſtarben in Traurigkeit und die Männer, unfähig das Schiff zu regieren, ſanken hin in Traurigkeit.

18) Aber das erſte Schiff mit Schätzen beladen und fröhlicher Mannſchaft, traf auf der Rückreiſe die Trümmer des andern Schiffs; und die Sonne erleuchtete das Glück der Vorſichtigen und das Unglück der Unvorſichtigen.

19) Die glücklich Heimgekehrten belohnte der König und ſie lebten mit ihren Weibern und Kindern nach geſegneter Arbeit in Freuden.

20) Und der Name des erſten Schiffshauptmanns war Malthus.

Wer ſich ernſtlich beſchäftigt mit Politik, mit den Fragen, welche das Wohl oder Wehe der Millionen betreffen, der leſe und ſtudire und beherzige vor allen Dingen die Schriften von Malthus.

II.

Der Winterabend.

Aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff.

Vorbemerkung des Uebersetzers.

Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Uebersetzung aus dem Russischen darbringe, daß ich unter meinen Lesern auch auf solche treffen werde, die anspruchsvoller sind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichsam auflauern, und meinen, sie müsse ihnen das Unerhörteste, Ueberschwänglichste, Epochemachendste bieten, und die sehr unwillig thun, und als hätte man sie in ihrer Gebühr verletzt, wenn sie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Kost sie sonst im Stillen sich genügen lassen, oder was sie sogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gästen auftragen, und diesen wie sich selber zumuthen! — Ich meinerseits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einsicht durchdrungener Bildung, ein so schöner Verein sinniger Lebensauffassung, ästhetischer und sittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar sehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getrost einlade zu einem solchen Genusse, den man sich ohne Zweifel auch anderweitig verschaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens spähet! —

Berlin, 1839. Varnhagen von Ense.

Der Winterabend.

„Großväterchen,“ ſo ſprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geſchichten?“
Ei gewiß! ....

W. Delwig.

I.

Einleitung.

Der lange ruſſiſche Winter iſt dem ruſſiſchen Herzen theuer. „In allem mag Italien ſchön ſein, doch — kein Winter!“ pflegten die Soldaten Suworoff's zu ſagen. Und wahrlich, was iſt eure venetianiſche Sommernacht gegen helle Froſttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und koſtet keinen Groſchen,“ fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutſchberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigeſpann vor dem breiten Schlitten, ſogar Schneegeſtöber und Windwehe, alles iſt dem Ruſſen lieb. Und wenn der zwölfſtündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienſpahns beginnt der luſtige Erzähler ſein weitausgeſponnenes Mährchen, rings um ihn ſitzen Alle mit aufgeſperrtem Munde, — horchen, horchen, und ſchlafen auch wohl unter ſeinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken ſitzt ein ſchönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, iſt dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben ſo wie im Alter, lebt der Menſch

vom Vergangnen: von den Früchten des Herbſtes, den Erinnerungen des Geweſenen. Im Winter, eben ſo wie im Alter, iſt er gaſtfrei und redſelig, — aus müſſiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gaſtfreiheit und Geſprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingeſtreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und ſich für die kurze Arbeitſamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es ſich, daß ich bei einem Freunde war, der ſich mit einem reichen und ſchönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis ſeiner nächſten Nachbarn war nicht groß, aber ausgezeichnet: er beſtand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau beſuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geſchichten zurückbrachten.

Die meiſten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptſtadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einſamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großſtädtiſchen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geſchmack, Anmuth, Geſelligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatſcherei und Pflichtbeſuche. Dieſer nicht große Kreis erfreute ſich ſolchergeſtalt aller Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, ohne deſſen Gift, ohne deſſen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Anſprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten

verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man ſich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einſchlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch ſein Schwiegervater mit ſeiner Frau und ſeinen jungen Töchtern zum Beſuch. Dies gab für das ganze Haus neue Feſttage, neue Anläſſe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beiſpiel die Jüngern. Der Tag verlief meiſt in dieſer Weiſe: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder von uns, entweder auf ſeinem Zimmer oder im gemeinſamen Saale, nach Belieben ſich beſchäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühſtücke rief. Dann verfügten ſich Alle in das Gaſtzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tiſchtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittageſſens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einfluſſe der reinen Luft, der Gemüthsruhe und ſtarken Leibesbewegung, meldet ſich die Eßluſt von ſelbſt früher an, als in dem dunſtigen, geſchäftvollen, ſitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühſtück, ſetzten ſich die Alten zum Leſen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthſchaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo ſie alsbald nach dem klangvollen Tiſchner'ſchen Fortepiano ſich im Walzer luſtig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenſter tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter iſt heute!“ Dieſer Ausruf wird von den Damen wiederholt, und iſt das Zeichen zur

Spazierfahrt. Zweiſpännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken ſind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde ſtampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald ſind Alle in fröhlichem Gedränge verſammelt, ſetzen ſich ein, ſtellen ſich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde ſtürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber iſt in die Gabel geſpannt; aber das Beipferd, ſich im Bogen windend, wirft den Staub ſäulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtſamen Mädchen, ihre Schleier fallen laſſend, wenden erſchrocken das Geſicht ab, aber die kräftige Hand des Cavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde; der Galopp verwandelt ſich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Roſen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es iſt Zeit nach Hauſe zurückzukehren. Die Pferde ſind müde geworden, ſie gehen im Schritt; am Himmel erſcheint der Mond; leiſeres Geſpräch knüpft ſich zwiſchen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich ſpitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern ſie den nahen Wolf; wie Pfeile ſchießen die Schlitten dahin, ſchon haben ſie die Hoftreppe erreicht; die verſchüchterten Damen, noch zitternd treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen.... Aber bald iſt alles vergeſſen; fröhlich ſetzt man ſich zum hellerleuchteten Tiſche; die Spazierfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühſtück geweſen wäre! Ueberſeeiſche Weine wechſeln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwäſſern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie koſten mit ihren Roſenlippen den hauserzeugten Nek-

tar, die Zungen löſen ſich; der Hausherr flüſtert dem Diener etwas zu, es erſcheint der ſchäumende Ai und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unſrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebensluſt und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Camin oder den Theetiſch verſammelt waren, rückte er ſeinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort ſich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unſer Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erſchöpft hatte, ſetzte er ſich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug, ſagte er endlich, genug des Rennens; ſetzen wir uns ordentlich, und ſprechen wir von irgend was.“

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen.“

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünſchet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Luſtiges oder Schreckliches?“

Schreckliches; das iſt in der Mode jetzt.

„Nun denn, ſo beſorgt vorher ein Fläſchchen Weingeiſt.“

Die Damen rückten näher eine zur andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten ſie ſich zum Hören.

Der Alte begann.

II.

Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch ſehr jung, fügte es ſich, daß ich wegen amtlicher Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geſchäfte erforderten häufige Reiſen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte ſich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin ſagte, ſeine Frau verloren hatte. Weil ich ſehr beſchäftigt und oft abweſend war, ſo gelang es mir nicht ihn zu ſehen, zumal er einſam lebte und ſich nirgends zeigte. Nachdem ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich ſchon im Begriff nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin geweſen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, ſo möchte ich Euch dies Geſchichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtſein wieder, und der Erſte, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals im Tage zu beſuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; ſeine hohe Wohlgeſtalt, ſein ſchönes offenes Geſicht, dem ein

ſchwermüthiger Ausdruck beſondern Reiz gab, nahmen mich auf den erſten Blick ein. Meine langſame Geneſung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber ſeine Seele, die ſichtlich eben ſo ſchön war, wie ſein Aeußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeſchloſſen.

Wir ſaßen öfters am Fenſter, wo wir die Straße von Radziwiloff ſehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, ſo richtete er ſogleich ſein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenſter weg, indem er das Geſpräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn ſeine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reiſewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr raſch an unſern Fenſtern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshauſe: „Das iſt ſie, das iſt ſie!“ rief er aus, ganz außer ſich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüſſig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus ſeinem langſamen Gange, aus einer gewiſſen verſchämten Schüchternheit in ſeinem Geſicht, konnte ich ſchließen, daß er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht habe.

In das Zimmer tretend ſagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Urſache meines Trübſinns, und haben längſt gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten.... Aber, bei meiner Ehre, Sie ſollen alles wiſſen: es iſt Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es iſt Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern ſuche! Ich irre ſchon lange in der Welt umher; bittere Um-

ſtände haben mich den Freunden entrückt: ſei Du mein Freund... Ja?"

Hierbei drückte der Graf mir feſt die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz ahndete, was ich hören würde. Ich antwortete ihm mit ſtummem Händedruck, der aber beredter war als Worte: wir verſtanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch ich nicht zu ſagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig iſt tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrſchen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuſchenden Luftgebilden, die ich thöricht für Wirklichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich dieſe zu finden dachte, und ihr die liebſten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böſes Geſchick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genießen, und verſuchte meinen ſchwachen Willen durch neue Täuſchungen.

„Was ſoll ich alle Umſtände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereigniſſen iſt? Ich werde der wichtigſten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft ſind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht geſehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und ſollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeſchrieben war; während ich noch zu Hauſe Unterricht genoß. Unſer Weg führte uns auch zu dieſer Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erſtenmale, ſah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber ſcharf entgegengeſetzt meiner früheren Einſamkeit; hier, zum erſtenmale, ſtellte ſich mir die bunte Verſchiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in dieſem kleinen Chaos widerſprechender Neigungen, Leiden-

ſchaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen ſollte; keines von ihnen ſprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der Freundſchaft enthüllt ſich früh im Menſchen, beſonders wenn er aus ſtiller Einſamkeit plötzlich in einen geräuſchvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen ſein zerſtreutes, gegenſtandloſes Gefühl zu befeſtigen. Die Abſonderung macht dieſen Durſt der Seele nur noch empfindlicher. Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn ſtillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter geweſen, machten alle Kinder ſich auf, in dem engliſchen Garten zu ſpielen, der hinter dem Hauſe lag, und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüſſe erfriſchten Luft. Da ich ſo lange nicht aus dem Hauſe gekommen war, ſo fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz ſich ausdehnte, wie raſch das Blut in mir ſtrömte. Fünfzehn Jahre ſtürmiſchen Lebens haben in mir den Eindruck dieſes Tages nicht verlöſcht. Ich war fröhlich, ſprang vor Luſtigkeit; aber dieſe Fröhlichkeit war ſchon nicht kindiſch mehr: in ihr verbarg ſich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieſer Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieſer Zeit an war ich herangewachſen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, feſten Umarmung an mich zu ſchließen! Aber meine Gefährten verſtanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Raſen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte, welch ein Abſtand ſie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — dieſe Bezeichnung kam mir zum erſtenmal

in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewiſſen ſchüchternen Mißtrauen in mich ſelbſt, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus Stolz. Auf ſolche Weiſe fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre ſchrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und ſann, ich weiß ſelbſt nicht worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee ſchimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderſchön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es ſich auf ſeinem zarten Stiele ſchaukelt! Dies war, wie ich ſpäter erfuhr, eine von meinen Baſen; ſie ging ihre Großmutter beſuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeiſterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht geſehen hatten, ſo kannten wir einander nicht, und ſie ging ſchweigend weiter. In mir ſchlug das Herz wie ein Fiſchchen im Netze. Ich nahm meinen Reiſehut, und ging auch ſchweigend vorüber. Ich weiß nicht, was ſie in dieſem Augenblicke fühlte; aber ich!.. O! ich athmete kaum: ſo beklommen war mir die Bruſt. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und ſah mit quälendem Neide, wie ſie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luftiges Gebilde, bald verſchwand, bald wieder erſchien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, ſchimmerte zwiſchen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich ſah ſie nicht wieder. Dieſe einfache Erſcheinung erfüllte mich mit unausſprechlichem Leid; dieſes weiße Kleid, das ſich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte ſchwindende Hoffnung nach

augenblicklichem Glück und vor endloſem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traumgeſicht, meine paradieſiſche Blume, — dachte ich: wer biſt du? woher? Werde ich Dich noch wiederſehen?"

„Ich ſah ſie noch an demſelben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Baſe. Wie wir einander anſahen, errötheten wir; ich ſchwieg, ſie ebenſo. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob ſie ſich meiner erinnerte? — „Nein, antwortete die Baſe, ich erinnere mich nicht." — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies ſagte, wurde ich bis über die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit dieſen Worten meine ganze Seele ausgeſprochen."

„Unſre gegenſeitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundſchaft, nicht Liebe, ſondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unſchuldigen Alter bekannt, der erſten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Feſt; ohne ſie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne."

„Die Erinnerung an die Zeit der erſten Liebe iſt ſo ſchmerzlich ſüß, daß Du mir einige Umſtändlichkeit wohl erlaubſt. Nach alter Sitte, die jetzt nur ſelten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieſes Gebrauchs nicht zu ſchätzen; aber nachdem ausgeſprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreiſe anſchicken würden, da — wirſt Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir

noch vergönnt bliebe die Baſe zu küſſen. Mit jedem Tage dünkte mich ihr reiner Kuß ſüßer, der Gedanke der Trennung unerträglicher. Denke Dir hierzu unſre ſtillen Unterhaltungen, Erzählungen, Phantaſieen, das unſchuldige Stammeln des unſchuldigen, nie wiederkehrenden Jugendalters! Wie alles unſre Verknüpfung nur ſtärker befeſtigte! Warum mußte dieſes heitre Ergötzen ſich ſo bald verdunkeln? Warum dieſe uneigennützigen Freuden und Qualen ſo bald durch Berechnung und Geſellſchaftsſitte erſtickt werden?"

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen ſeit dieſem erſten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegsdienſt. Ich gehe auf Urlaub; mein erſtes Anliegen iſt, die Unvergeßliche aufzuſuchen: die Zeit und das zerſtreute Leben hatten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber, barmherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeſchoſſene achtzehnjährige Schönheit, von geziertem, abſchreckendem Weſen, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutzlos, ſie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom des Vergeſſens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche Schule der Welt hatte dieſe, für die Liebe geſchaffene, Seele ausgetrocknet; und das himmliſche Geſchöpf war in eine Puppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für Putz und die eitlen Erforderniſſe der Mode!"

„Getäuſcht in den heiligſten Hoffnungen, eilte ich den Ort meiner erſten Liebe zu verlaſſen, das Paradies meiner Jugend, jetzt verwelkt und verwüſtet! Ich ging fort, ohne Abſchied, und mit keinem Blicke ſogar mochte ich ſie an unſre frühere Freundſchaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir das ein."

„In kurzem hörte ich, daß ſie verſprochen ſei. Auf dieſe Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit ſein ſollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderiſcher, ja! mit mörderiſcher Kaltblütigkeit geleitete ich ſie zum Altar. Mit boshafter Freude ſah ich, wie ſie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblaſenen Geſchöpf getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Gnüge, indem ich dieſes theure Paar betrachtete!"

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle andern Gefühle. Die Treuloſe zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenſchaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willſt, — ich verheirathete mich...."

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren haſt, ſo weißt Du nicht, was alles für Launen ſie hat. Meiner Baſe zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anſtellte, ſpielte die Rolle eines leidenſchaftlichen Gemahles durch, und um meine geweſene Geſpielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verſtand, die Schönheit meiner Frau zu preiſen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Diesmal verſtanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging ſie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor ſie aus dem Geſicht."

„Inzwiſchen ſtarben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau... Ich werde den Staub der Verſtorbenen nicht aufſtören; aber hart iſt die Erinnerung des erlebten Geſchicks. Ich will es mit zwei Worten ſagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigenſinn, und endlich Eiferſucht, die keine Gränzen kannte (denn zum

Unglück liebte die Verſtorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als ſie an einer hitzigen Schwindſucht auszuzehren anfing, reiſte ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu ſpät. Die Luft Italiens und des ſüdlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern; Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; ſonſt werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen."

„Kaum iſt es zu glauben, aber dieſe Worte klingen mir ſeitdem ſtets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wenn ſchon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eiferſucht allein ihr ſolch ſeltſame Drohung eingeben konnte. Gott! ob ſie wohl ſich erfüllen wird?"

Nach dieſen Worten ſchwieg der Graf. Er litt ſichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das iſt ſie!" beſtätigte meine Vermuthung, daß ſein erſchrecktes Gewiſſen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus ſeiner Schwermuth herausführen zu müſſen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erſchrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?" wiederholte er, und ſein Geſicht erheiterte ſich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geſchichte noch nicht auserzählt! Wen? fragſt Du; — unglaublich! kaum daß ich ſelbſt an mein Glück glaube...."

„Meine Frau ſtarb — aber, ſieh, das weißt Du ja... freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf ſtreifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich

muß Dir ſagen, daß ich leidenſchaftlich Muſik liebe; — und Wien iſt die wahre Hauptſtadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reiſe beenden, hier der Kunſt Lebewohl ſagen."

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Muſikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des ſiebenzigjährigen Haydn veranſtaltet, und ich aufgefordert im Chor mitzuſingen, ich beſuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Concerts; das Publikum war zahlreich... Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Greiſes, eröffnete ſich unwillkührlich der Liebe; unwillkührlich gedachte ich der unvergeßlichen Geſtalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeiſterung unaufhörlich vorſchwebte. Plötzlich ... nicht trau' ich meinen Augen ... ſteht ſie vor mir, und ſingt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme ſang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich ſchließt mit dreimaligem: Amen. Hat nicht auch meine Liebe ſo geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erſcheinung. Der Frühling meiner Liebe iſt vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düſtre Herbſt, und kein fröhlicher Geſang, ſondern eine Grabesmelodie erwartet mich."

„Das Concert war geendet, ich trete näher zu der jungen Sängerin ... Gott, es iſt Wiera!... ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Wiera verheirathet, vergaß ſogar ihre Erkaltung gegen mich, unſern erzwungenen Zwiſt ... ich lag in ihren Armen ..."

„Mit kurzen Worten, — dies war meine frühere Wiera, ſanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte ſie wieder

zu ſich ſelber gebracht; ſie war wie eine Blume, dahingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterfriſche. Ihr Mann, ein kalter, ſeelenloſer Egoiſt, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, — und ſie, ſelber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten: ſie war ſchon mein, als ſie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anſtatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühſames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtloſen Wunſche!"

„Wiera hatte in Wien einen Bruder; ſie war zu ihm gereiſt, in der Hoffnung, mit mir zuſammenzutreffen. Du erräthſt das Uebrige . . . ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtſchafe mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; ſie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf ſie zu warten, hier wird auch unſre Hochzeit ſein."

Und inzwiſchen biſt Du bekümmert und ſchwermüthig? ſagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was haſt Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau," antwortete der Graf düſter. „Soll ich es ſagen?" ſetzte er flüſternd hinzu, und ſah ſich nach allen Seiten um; „ſoll ich es Dir ſagen? ich habe ſie geſehen!"

Stellt euch mein Erſtaunen vor: ich ſprang zurück von ihm.

Biſt Du bei Sinnen?

„Ich habe ſie heutnacht geſehen," fuhr der Graf mit gezwungener Faſſung fort, ich habe ſie geſtern geſehen, habe ſie vorgeſtern geſehen."

Im Traum? —

„Ich weiß nicht; vielleicht ... vielleicht aber auch wachend."

Was ſagte ſie?

„Sie ſchwieg."

Und weiter nichts?

„Nein: ſie zeigte auf eine andre Erſcheinung hin, und dies war — meine Wiera!... Starb ſie etwa?... Gott! Neulich ſchien mir, daß in dem Wagen ſie vorbeiführe; aber es war ein Mönch in der Kapuzinerkutte, mit der Muttergottes. Sage, was ſoll ich beginnen?"

Ich bemühte mich, den armen Grafen zu beruhigen; aber die Einbildung hatte ihn zu ſehr bewältigt. Ueberdies konnte ich nicht lange mehr bei ihm bleiben: der Dienſt rief mich nach St. Petersburg. Mit gepreßtem Herzen mußte ich von ihm Abſchied nehmen und ihn in qualvollſter Verfaſſung allein laſſen.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, richtete ich mehrere Briefe an ihn; aber, da ich keine Antwort bekam, ſo ſchwieg ich zuletzt.

Lange nachher, als ich wieder durch Shitomir kam, ging ich zu meinem alten Wirthe, in der Abſicht mich nach dem Grafen zu erkundigen. Hier in der Kürze das Ende ſeines Berichts:

Bald nach meiner Abreiſe kam Wiera wirklich an. Der Graf ſchien ruhiger. Der Tag der Hochzeit war beſtimmt.

Allein an dem Vorabende gerieth das Haus, wo Wiera abgeſtiegen war, in Brand. Der Schrecken, die feuchte Nachtluft, erzeugten in ihr eine Krankheit, die anfangs unbedeutend war. Wie es auch ſein mochte, die Hochzeit wurde aufgeſchoben.

Die Zeichen der Krankheit verkündeten keinerlei Gefahr. Es vergingen einige Tage, und Wiera befand ſich beſſer; aber plötzlich erſchien der Kapuziner, in welchem der Graf den Mönch erkannte, der damals unter unſern Fenſtern vorbeigekommen war. Der Mönch war auf Wallfahrt, die heiligen Oerter zu verehren, und kehrte eben zurück. Da er von der Kranken hörte, ſo beeiferte er ſich, ſeine geiſtlichen Heilmittel hier anzubieten.

Der Graf dankt dem guten Kapuziner, und bittet ihn, die Kranke zu beſuchen. Aber des Mönchs Gebete bringen bei ihr nicht die gewünſchte Beſſerung hervor, und der fromme Vater iſt genöthigt, dem Grafen zu eröffnen, daß ſeine Braut ohne Hoffnung ſei.

Die Vorherſagung erfüllt ſich: Die Krankheit Wiera's wird ſtärker. Der Graf verſammelt alle Aerzte, die ſich in Shitomir finden laſſen. Sie treten zuſammen, ſprechen lateiniſch, zucken die Achſeln, und — gehen fort.

Es vergingen noch drei Tage: die Kranke ſchlief ſtill ein. Auf's neue verſammeln ſich die Aerzte, fühlen den Puls, das Herz, bringen einen Spiegel vor den Mund; auch kein Zeichen des Lebens mehr! Sie erklären, daß Wiera geſtorben, empfangen ihr Honorar, und — gehen fort.

Die Leiche wird mit den gebührenden Ceremonien zur Erde beſtattet... Es iſt überflüſſig, von der Verzweiflung, dem Jammer des Grafen zu reden. Er verfällt in Stumpfſinn, vernimmt keine Rede, erkennt die Umgebung nicht. Sein Kammerdiener bringt die erſte Nacht bei ihm vor dem Bette zu; plötzlich hört er einen Seufzer... Der Graf erhebt ſich mit krampfhafter Bewegung, und ſchreit mit erſtickter Stimme: „Wiera lebt; rettet ſie, rettet!" Der Kammerdiener denkt, der Herr ſei im Wahnwitz, und legt ſich wieder hin.

Aber vor Tagesanbruch, mit ſchrecklichem Geheul: „Rettet!" ſpringt der Graf raſch aus dem Bette, wirft ſich in die Kleider, und läuft auf den Kirchhof. Der Kammerdiener ihm nach. Der Graf weckt den Wächter. „Haltet mich nicht für toll, ſpricht er, nehmet den Spaten, grabet das Grab auf: ſie lebt, ſie lebt!"

Der erſchrockene Wächter gehorcht, ſchaufelt die Erde von dem Sarge fort, öffnet die Vernietung, und was findet ſich? Das unglückliche Opfer der unerfahrenen Aerzte hat ſich im Sarg umgedreht, krampfhaft ſind ihre Glieder zuſammengekrümmt, die Augen hervorgetrieben, der Mund halbgeöffnet, die Zunge zur Hälfte heraushängend. Ihre Kleidung war zerriſſen; der Kopf, die Hände und die Füße blutig....

Der Graf ſank bewußtlos auf das Grab. Mit Mühe brachte man ihn zur Beſinnung zurück; allein vergebens: ſein Verſtand hatte ſich verdunkelt. Ob er jetzt noch lebt, oder ſchon ſtarb — iſt mir unbekannt.

So erfüllten ſich die Worte des grauſamen Weibes:

„Ich werde an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen!“

III.

Schlußwort.

Nach beendigter Erzählung blickte der Alte aufmerkſam auf ſeine Zuhörerinnen. Einige von ihnen zitterten aus Furcht; andre hatten ſich entfernt, ohne die Entwickelung abzuwarten. Aber der Schwiegervater und die Schwiegermutter meines Freundes, die zu dem Erzähler in der Mitte ſeiner Erzählung herangetreten waren, ſahen ſich einander an und lächelten. — „Und Sie glauben dieſe Schreckensgeſchichte?“ fragte die alte Dame.

Warum nicht? ſagte der Alte. Sie haben vielleicht von den beiden Engländern gehört, von denen der eine, im Vorgefühl, daß er dieſes gewaltſamen Todes ſterben werde, frühzeitig ſeinen Freund bat, ihm vor der Beſtattung den Kopf abzuhauen. Der Freund aber war in Frankreich auf Reiſen, als der letztere ſtarb. Da kam es dem erſteren Engländer einesmals im Traume vor, er ſei auf dem Kirchhofe ſeiner Vaterſtadt; nicht weit von ihm ein friſches Grab; er geht hinzu, und hört dort eine Stimme: „Rette mich, ich bin lebendig begraben.“ Es war die Stimme deſſen, der ihm jene Vorſicht geboten hatte. Nach dem Erwachen kehrt er ſchleunig nach England zurück, läßt das Grab aufgraben: die Lage des Körpers zeigte, daß der Unglückliche erſtickt war.

„Schrecklich!“ riefen die Mädchen aus.

Und unwahrſcheinlich, — ſetzte die Alte hinzu.

„Aber erklären Sie uns,“ bat eine junge Dame, zu

dem Erzähler hingewendet, „was geſchah mit Ihrem Kapuziner? Wer war er? Weßhalb war er bei Ihnen?

Der Alte ſchwieg. Als treuer Geſchichtſchreiber überlieferte er nur das Vernommene, wußte aber weiter nichts.

Warten Sie, ich werde Ihre Neugier befriedigen, — ſagte, als die Reihe an ihn kam, der Schwiegervater meines Freundes; mir iſt dieſe Geſchichte bekannt, wiewohl etwas anders.

Ich werde meine Erzählung von der Zeit anheben, als Wiera, nachdem ſie durch die Familiengeſchäfte des Bruders in Wien aufgehalten worden, zu Shitomir eintraf. Wirklich gerieth das Haus, wo ſie abgetreten war, am Vorabende der Hochzeit in Brand; wahr iſt auch, daß ſie nach dem Feuer krank wurde. Aber ſie genaß bald, heirathete den Grafen, und verließ ſogleich mit ihm Shitomir. Es traf ſich, daß grade am Tage ihrer Abreiſe in dem von ihnen bewohnt geweſenen Hauſe eine Frau ſtarb. Die plauderhaften Nachbarinnen nahmen dieſe, wie man ſieht, für Wiera, und verbreiteten das Gerücht von dem Tode der ruſſiſchen Dame. Aber dieſes falſche Gerücht würde in ſich ſelber bald wieder erloſchen ſein, hätte ſich nicht ein Menſch gefunden, der daſſelbe zu ſeinem Zwecke benutzen wollte, und zu altem Unfug neuen hinzufügte.

Dieſer liebenswürdige Menſch war kein andrer, als der Ihnen ſchon bekannte Kapuziner. Sie müſſen wiſſen, daß Wiera, ſeit dem Tode ihres erſten Mannes, viele Anbeter hatte. Unter ihnen zeigte ſich am meiſten verliebt ein junger Taugenichts, deſſen Namen hier nicht genannt zu werden braucht. Er bat um ihre Hand, und erhielt einen

Korb. Der abgewieſene Liebhaber ſann auf Rache für die Kränkung. Die Gelegenheit ergab ſich bald.

Als er erfahren, daß Wiera ſich in Shitomir verheirathen würde, begab er ſich als Kapuziner verkleidet dorthin. Er führte ein Muttergottesbild bei ſich, und was ſonſt noch zum katholiſchen Wallfahrer gehört. Er hatte die Abſicht, in das Haus der von ihm Geliebten ſich einzuſchleichen, und wo nicht ihr Herz, doch ihr Gewiſſen zu bewältigen. Dieſer Plan gelang ihm zum Theil. Indem er die Krankheit Wiera's benutzte, da er ihre Neigung zum Katholicismus kannte, ſo erſchien er bei ihr als Pilger, der eben von den heiligen Oertern zurückkehrte, und von daher die Kraft zu heilen mitbrachte. Wiera ließ ihn vor ſich, und der Schalk, ganz geſchickt ſeine Rolle ſpielend, unterhielt ſich mit ihr von der Unſicherheit der irdiſchen Güter, von der Eitelkeit der Liebe der Menſchen, von der Falſchheit der Männer und anderem der Art. Er wollte ſie von dem Grafen abwenden, und dann vielleicht verlaſſen; aber Wiera, bei aller ihrer Leichtgläubigkeit, hielt Stand gegen den Argliſtigen. An dem Erfolg verzweifelnd, dachte er ſeinen Nebenbuhler wenigſtens zu erſchrecken, und eröffnete ihm, daß die Krankheit tödtlich ſei. Der Graf jagte den Kapuziner fort, ohne übrigens im geringſten deſſen wahren Stand zu ahnen.

Die von dem Schalk verſuchte Täuſchung wäre wohl bis heute geheim geblieben, hätte er ſelber ſie nicht offenbart. Nach einigen Tagen empfing Wiera von dem Kapuziner einen Brief, in welchem er ihr ſeine Verzweiflung kund that und ſich zu ſeiner Argliſt als einem Hülfsmittel bekannte, das ihm die Liebe eingegeben, dann aber hinzufügte, daß er

ſich unfehlbar erſchießen würde, wenn ſie nicht einwilligte ſeine Gattin zu werden, und ihn davon binnen einem Monate benachrichtigte. Die gute Wiera war überaus erſchrocken; aber der Graf kannte den Freund. Um ſeine Frau zu beruhigen, zog er nach abgelaufener Friſt über den verzweifelten Liebhaber Erkundigungen ein....

„Und was nun?" unterbrachen die Mädchen.

Er war in beſtem Wohlſein. Sein Brief war nur zum Scherz. Als er von der Heirath der Grauſamen hörte, und folglich alle Hoffnung ſie zu gewinnen verlor, da verbreitete er aus Muthwillen das neue Gerücht, als wäre ſie lebendig begraben worden, ich aber ſei wahnſinnig geworden und niemand wiſſe, wohin ich verſchwunden.

So biſt Du alſo der Graf? ſagte der gute Alte, außer ſich vor Freude. Mein Gott, wie haben wir beide gealtert! Ich hätte Dich in einem Jahrhundert nicht wiedererkannt. Aber wo haſt Du Dein Grafenthum gelaſſen?

„Und wo Du Deinen frühern Familiennamen?" rief der geweſene Graf, ſeinen alten Freund umarmend.

Beide lachten herzlich.

Nun, nun, ich vergaß auch, — ſagte der Alte, — daß man mich damals mit einem geheimen Auftrage abgeſchickt hatte, und ich mußte den Familiennamen ändern.

„Was mich betrifft," erwiederte der Schwiegervater meines Freundes, „ſo hab' ich nie daran auch nur gedacht, mich Graf zu nennen. Wahr aber iſt, daß man mich in Shitomir, nach polniſcher Art, mit dieſem Titel beehrte; jedoch..."

Jedoch, — unterbrach ihn der Alte, — hatte ich meine

Briefe mit Seiner Erlaucht überſchrieben. Iſt es darnach zu verwundern, wenn ſie nicht an Dich gelangt ſind?

„Wie auch meine nicht zu Dir," ſetzte der ehmalige Graf hinzu.

Aber ſei es wie es ſei, riefen beide zugleich; iſt es wohl auszuſprechen? Wahrlich es ſind dreißig Jahre, daß wir uns nicht geſehen haben!

„Nicht dreißig, weniger," bemerkte die geweſene Wiera.

Nun, was ſoll hier das Verbergen, meine Freundin, ſagte der Mann, indem er liebkoſend ſie an das runzliche Kinn faßte: unſer älteſter Sohn möchte jetzt ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen.

Die Alte ſeufzte und zog ſich zur Seite. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung an den Sohn, oder der Rückblick auf ihre Jugend dieſen Seufzer auspreßten; nur ging ſie nicht mehr zu dem muntern Kreiſe der Mädchen.

Inzwiſchen erſcholl im Saale der raſche Walzer, und unſer Erzähler, zur geweſenen Wiera gewendet, ſagte:

Mütterchen! dreißig Jahre zurück, und wir wären zuſammen jung.

III.

Deutſche Lebensbilder.

Aus den Jahren 1778—1782.

Nach Familienpapieren

von

Dr. B. F. Guttenſtein.

1. Sachſen. 2. Berlin. 3. Hannover.

1.

Sachſen.

Ich reiſte über Freiberg, Marienberg, Annaberg, Zwickau und Altenburg nach Leipzig. Man ſollte glauben, die ganze ungeheure Bergkette, die ſich längs der böhmiſchen Grenze hinzieht, ſey untergraben. Es ſind Gruben an Gruben, alle Thäler ertönen von Hammerwerken. Ein fleißigeres Volk als die Sachſen hab' ich noch nie geſehen. Das ganze Gebirge wimmelt von beſchäftigten Menſchen; ſelbſt den nackten Felſen trotzen ſie Nahrung ab. Sie verarbeiten nicht nur die Steine und Mineralien auf die mannichfaltigſte Art, ſondern alle Städte haben auch ſonſt noch Manufakturen, wo die Fertigung von Leinwand, Spitzen, Bändern, Barchet, Tüchern unzählige Hände beſchäftigt. Des Volkes reger Geiſt iſt unermüdet und unerſchöpflich. Wenn die Mode oder die Mitbewerbung ihrer Nachbarn

ihnen einige Artikel niederſchlägt, ſo haben ſie im Nu zehn andere, um die verdrängten zu erſetzen. Durch die ganze Lauſitz herrſcht dieſelbe Betriebſamkeit. Es iſt, als wenn der hohe Rücken des Erzgebirges und des Thüringerwaldes eine Scheidewand zwiſchen Licht und Finſterniß, Arbeitſamkeit und Indolenz, Freiheit und Knechtſchaft, Reichthum und Bettelei wäre.

Das Volk in den kleinſten ſächſiſchen Bergſtädten, die ringsum durch wilde Gebirge von der übrigen Welt getrennt ſind, iſt artiger, geſitteter und aufgeweckter als das in den größten Städten von Süddeutſchland. Die Lectüre iſt hier zu Lande faſt allgemein. Geſelligkeit und Gaſtfreiheit begleiten und ermuntern den angeſtrengten Fleiß. Freimüthigkeit, Weltkenntniß, Witz und munterer Scherz beleben auch die Geſellſchaften mittleren Ranges. Die holden Sachſenmädchen ſind in der Regel ſchönwüchſig, durch liebliche, beſeelte Geſichtszüge anſprechend ausgezeichnet, munter und doch ſanft, wohlgeſittet und zum Hausweſen gebildet.

Die ungemein ſtarke Bevölkerung des Erzgebirges ſetzt die Einwohner bei einer Theuerung in nicht geringe Verlegenheit. Es bringt nicht den zehnten Theil des zum Unterhalt derſelben nöthigen Getreides hervor, ſondern bezieht den größten Theil deſſelben aus Böhmen. Die Theuerung, welche vor einem Decennium den größten Theil von Europa heimſuchte, hat vielleicht nirgends ſo traurige Wirkungen gehabt als hier. Viele tauſend Menſchen ſind theils durch Hunger, theils durch ſchädliche Nahrungsmittel umgekommen. Eine Menge Menſchen hatten ihre Rettung den Maurerlogen zu Dresden, Leipzig, Freiberg und andrer

Orte zu danken, welche unglaublich viel für ihre leidenden Mitbürger thaten. Wenn ein Land Vorrathshäuser nöthig hat, so ist es dieses. Sobald die geringste Theuerung entsteht, werden die benachbarten Länder geschlossen und die Ebenen von Sachsen sind zu stark bewohnt, als daß sie viel von ihren Ernten entbehren könnten. Die Regierung hat zwar einige Maaßregeln getroffen; allein bei der gegenwärtigen Lage der Finanzen kann sie nicht so viel thun, als hinlänglich wäre, um diese wackern Bergleute ganz sicher zu stellen.

Einige Meilen von Leipzig besuchte ich einige Edelleute, an die ich von Dresden aus Empfehlungen hatte, auf ihren Gütern. Ich glaubte in eine Schule ländlichen Vergnügens gekommen zu sein. Die wenigen Tage, die ich bei ihnen zubrachte, gehören zu den angenehmsten meines Lebens. Die Einkünfte dieser Herren sind ziemlich beschränkt, wie denn ein großer Theil des sächsischen Adels sich wegen Ueberflusses nicht beklagen kann. Allein gerade diese Beschränktheit ist eine der Hauptquellen ihres Glückes. Sie wissen das Schöne mit dem Nützlichen, Einfachheit mit Geschmack, Oekonomie mit mannichfaltiger Abwechslung und die Kunst mit der Natur so schön zu verbinden, daß die Beschäftigungen, welche der größte Theil der Menschen als eine Last betrachtet, für sie zur Lust und Freude werden. Feldbau, Viehzucht, Jagd, Vogelfang, Fischerei, Bienenzucht, Gärtnerei und Waldcultur wissen sie sowohl zu ihrem Vortheil als zu ihrem Vergnügen so sehr zu benutzen, daß ich mir vorgenommen habe, wenn es irgend nur möglich ist, noch einige Tage bei einem von ihnen zuzubringen, blos um Virgils Georgika mit Verstand, Geschmack und

Gefühl leſen zu können. Die Fiſchzucht iſt für ſie ein ganz beſonders angenehmes Studium und gewiß nirgends auf den Grad der Vollkommenheit gebracht wie hier. Sie haben ihre Teiche, worin die Fiſche nach gewiſſen Zwecken und Klaſſen eingetheilt ſind. Dieſe Teiche befinden ſich auf Brachfeldern, die zur beſtimmten Zeit wieder bebaut werden, ſo daß derſelbe Boden doppelt benutzt wird. Auch das Forſtweſen und die Schafzucht ſind zu einem ſeltnen Grad von Vollkommenheit gebracht. Die Waldungen werden mit der größten Sorgfalt und Behutſamkeit gelichtet und man ſtudirt mit Emſigkeit die Baumarten, und den für ſie tauglichen Boden.

Dieſe mannichfaltigen Geſchäfte der Landwirthſchaft, theoretiſch und praktiſch behandelt, wechſeln bei dem Adel mit Spazierfahrten, kleinen Reiſen und Beſuchen der Freunde auf dem Lande und in der Stadt. Sodann wird geleſen, muſicirt, gezeichnet oder gedichtet; nebenbei werden Sammlungen von Naturalien und Kunſtſachen angelegt. Die Reichern, worunter ſchon die gehören, welche acht bis zehntauſend Gulden Einkünfte haben (die meiſten ſtehen ſo zwiſchen drei und ſechstauſend) beſuchen regelmäßig im Winter auf zwei Monate die Stadt. Ihre Töchter ſind die artigſten und verliebteſten Geſchöpfe von der Welt; ihre natürliche Empfindſamkeit nimmt in der Stille des Landlebens einen romantiſchen Schwung, der in allen ihren Geberden, Blicken und Reden ſich offenbart und die lieben, mit allzu ſehnſüchtigen und gefühlvollen Herzen begabten Kinder nicht ſelten zu unbeſonnenen Schritten hinreißt. Entflohene Liebesleute, Entführungen, Mißheirathen kommen hier zu Lande ſehr häufig vor. Ich fand in Schwa-

ben, Baiern und Oeſtreich Sächſinnen aus guten Häuſern, die während des letzten ſchleſiſchen Krieges mit kaiſerlichen Lieutenants oder mit Offizieren von der Reichsarmee durchgegangen waren; alle ſind zärtliche Gattinnen und Mütter geworden. Zu Prag fand ich ein ſächſiſches Fräulein von gutem Hauſe, welches aus Uebermaaß von Empfindſamkeit, wie es mir ſelbſt mit Thränen geſtand, ein ſehr gemeines Mädchen geworden war. Leſſings Minna von Barnhelm hat auch etwas von dieſem Zug verliebter Schwärmerei; jedoch iſt ihre charakteriſtiſche Laune mehr die Art der ſächſiſchen Stadtfräulein; das Pikante und Neckende der Minna haben die Landfräulein nicht; dieſe ſind in der Regel ſinniger, nachdenkend, ſchmelzend und ſchmachtend; aber alle ſind gleich ſchön wie die Engel. Die ſentimentalen, herzbrechenden Romane und Schauſpiele, die jetzt herrſchende Modelektüre in Deutſchland, ſind keine zuträgliche Nahrung für die von Natur ſo zärtlichen ſächſiſchen Landfräulein.

In Leipzig herrſcht gegenwärtig bei weitem mehr Luxus und Verſchwendung als in Dresden. Man ſpielt faſt in allen Geſellſchaften und oft unmäßig hoch. Es werden hier ſehr viele Bücher gedruckt und verlegt, denn Leipzig iſt der große Literaturmarkt; viel Gereimtes und Ungereimtes wird hier gepackt und in alle Welt verſandt. Unter dem Schwarm der hieſigen Gelehrten giebt es viele Stutzer, Kleinmeiſter und Unwiſſende, ſo daß ich in einigen Geſellſchaften mich nach Wien verſetzt glaubte, wo die Gelehrten und Friſeurs in einem Range rouliren und auch gleich zahlreich ſind. Allein die beträchtliche Anzahl der Männer von Verdienſt, welche den Troß dieſer vorgeblichen Literatoren ſo verachten, wie er es verdient, ließ mich bald wieder den

Unterſchied bemerken. In allen Fächern findet man hier einige vortreffliche Männer, ausgezeichnet durch werthvolle literariſche Arbeiten, anerkannt wegen ihrer tiefen und umfaſſenden Gelehrſamkeit.

Herr Weiſſe, den ich beſuchte, iſt nicht nur einer der artigſten Dichter Deutſchlands, ſondern auch ein tüchtiger Gelehrter. Er iſt die Eleganz ſelbſt und das Einkommen von einer anſehnlichen Stelle, die er bekleidet, ſetzt ihn in den Stand, ſeine alten Tage der philoſophiſchen Ruhe, dem Wohlthun und den Muſen zu widmen. Er iſt einer der heftigſten Antagoniſten jener literariſchen Kalmücken, die, gleich den Horden des Dſchingiſchan, vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutſchen Parnaß thaten, die Muſen nothzüchtigten, die ſchönen Blumenbeete der altdeutſchen Poeſie verheerten, mit mongoliſcher Wuth die Sprache verſtümmelnd und die Worte zerfetzend. Sie hätten vielleicht auch noch Kinder gefreſſen, wie ihre Originale, wenn ihre Disciplin der Wuth ihres Angriffes entſprochen hätte. Nun haben ſie ſich allgemach, nach der Hitze des erſten Anfalls, hinter die Hecken und Gebüſche verlaufen, wo ſie manchmal noch Feuer geben auf die Vorübergehenden, aber ſich nicht lange mehr halten können. Weiſſe war und iſt jetzt noch einer ihrer hartnäckigſten Gegner.

2.

Berlin.

Ich hatte mich während meines Aufenthalts in Preußens intereſſanter Hauptſtadt bei einem Kriegsrath eingemiethet

und hätte auch die Ehre haben können, neben einem geheimen Rath in einem Pallaſt von toskaniſchem Geſchmack zu wohnen. Ich konnte in dem Gaſthauſe, wo ich abgeſtiegen war, unmöglich länger bleiben. Der Wirth machte Bücklinge über Bücklinge und that ſo geſchäftig um mich, daß ich gleich in den erſten Minuten Verdacht ſchöpfte. Den zweiten Tag war ich zu Gaſt in einem Hauſe, an welches ich von Dresden aus Empfehlungen hatte und Abends machte mein räſonnirender Herr Wirth ſeine Bemerkungen darüber. Des andern Tages verlief ich mich etwas weit von meinem Logis und ſpeiſte in einem Gaſthauſe, welches einen ſchönen Garten und gute Geſellſchaft hatte. Ich war im Recognosciren der Stadt begriffen und wollte mich durch den weiten Rückmarſch zu meinem Wirth nicht irre machen laſſen. Ich erzählte ihm Abends von dem Garten des Hotels und der guten Geſellſchaft, mit welcher ich zu ſpeiſen die Ehre hatte, und da nahm es mein Aubergiſt ernſtlich übel, daß ich nicht eine Stunde Weges machen wollte, um ein neues item auf ſeine Rechnung zu bringen. Er ſah, daß ich einer von denen bin, die mit Wirthen kurzen Prozeß machen und da kam er des andern Tages mit der Berliner Zeitung, die in Unſinn und Heuchelei der Gazette de France nichts nachgiebt, zu mir auf mein Zimmer gekrochen. — Wirklich gekrochen, denn faſt berührte er die Erde in ſeinen miſerabeln Bücklingen — las mir die wichtigen Neuigkeiten vor, daß ein preußiſcher Major am Podagra geſtorben, daß Prinz Heinrich nach Rheinsberg abgereiſt iſt, daß ein gelehrter Paſtor in der Neumark an der Kolik leidet und daß in Schleſien eine Frau Generalin glücklich von einem Töchterchen entbunden worden. Ich

nahm ihm das Blatt aus der Hand, um nicht mit noch mehr Neuigkeiten der Art überhäuft zu werden. Er that so demüthig, daß ich ihm seine Grobheit vom vorigen Abend eben vergeben wollte, als er mir zu verstehen gab, daß ich auch bei ihm nach Belieben „mit einem angenehmen Bedürfniß zu Bette," wie er sich ausdrückte, bedient werden könne. Nun entschloß ich mich, augenblicklich auszuziehen und in einem Bürgerhause Quartier zu suchen, denn ein Wirth, welcher zugleich den Maquereau macht, ist gewiß ein Schurke. Man glaube übrigens ja nicht, daß ich zu einem gemeinen Kneipenhalter gerathen war; nein, mein Mann war einer von der sogenannten bessern Sorte, von den vornehmern, von denen de confiance!!

Es ist wohl keine Stadt in Europa, Konstantinopel ausgenommen, die eine so zahlreiche Garnison hat, als Berlin. Es liegen hier gegen 26000 Mann. Um ein kleines Geld kann man zu allem einen Soldaten haben. Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken und thun alles, was anderswo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie sprechen auch die Fremden — nicht um ein Almosen — sondern um ein Trinkgeld an, wofür sie sich gewöhnlich etwas zu essen kaufen, denn um ihren Durst zu löschen hat die Spree Wasser genug. Sie sind übrigens lange nicht so grob, als die kaiserlichen Soldaten und man findet unter ihnen sehr viele gute, offene Köpfe.

So viel seh' und hör' ich überall, daß das hiesige Publikum, besonders das der höhern Kreise, besser bestellt ist um die Köpfe, als das von Wien, obwohl es sich mit demselben um den Bauch und die Hosensäcke herum nicht vergleichen kann. Da die Leerheit, welche in dieser Gegend,

beſonders in den Börſen herrſcht, ziemlich allgemein iſt, ſo hat man ſich dieſelbe durch einen ſtillſchweigenden ſocialen Vertrag verziehen und nur ein Fremder bemerkt ſie. Sie hat für hieſige Augen und Ohren ſo wenig Auffallendes, daß Offiziers und Räthe auf den offenen Kaffeehäuſern ohne alle Zurückhaltung, bei einem Juden einige Gulden negociren, wovon ich ſchon den zweiten Tag nach meiner Ankunft Augenzeuge war. Die Kaufleute, Fabrikanten und der Theil des Adels, welcher einiges Vermögen hat, thun ſo geheim mit der Münze, daß man ſie im alltäglichen Umgang von dem großen Haufen, der völlig ausgebeutelt iſt, nicht unterſcheiden kann. Dagegen herrſcht hier eine Aufklärung über den Zuſtand des Landes, eine Freimüthigkeit in Beurtheilung der Regierung, ein Nationalſtolz, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, unter Militär- und Civilbeamten eine Thätigkeit für den Staat und, der geringen Beſoldung ungeachtet, ein Bewerbungseifer, daß man in Betracht alles deſſen glauben ſollte, man wäre nach London verſetzt worden; ein offenbarer Beweis, daß nicht die Verfaſſung, ſondern die Verwaltung den Geiſt eines Volkes bildet und daß das patriotiſche Gefühl kein ausſchließliches Vorrecht des Republikaners iſt. Man ſpricht hier von den Verordnungen des Königs und ſeinem häuslichen Thun und Laſſen mit einer Freimüthigkeit, die man nur von einem Britten erwarten ſollte.

So kurze Zeit ich auch hier bin, ſo glaube ich doch mit aller Zuverläſſigkeit der Vorſtellung widerſprechen zu können, die man auswärts von der preußiſchen Regierung hat und die durch die einfältigen Relationen einiger Extrapoſtreiſenden ausgebreitet wurde, nämlich daß der Kö-

nig wie aus einem undurchdringlichen Gewölke durch Machtsprüche ſeinen Staat regiere. Ich meines Theils habe noch keine populärere Regierung geſehen, als die hieſige, die von England nicht ausgenommen. Der ganze Verwaltungsplan ſcheint mir ſo einfach zu ſein und liegt ſo offen vor Jedermanns Augen, daß es mir faſt unbegreiflich iſt, wie man ſich eine ſo falſche Vorſtellung machen konnte. Einige Engländer, die den Werth und das Weſen der Freiheit darein ſetzen, daß ſie in ihren Parlamentshäuſern ihren oft ſchaalen Witz, ihren Spleen, ihre Radoterien und Sottiſen ungehindert auslaſſen können, und die, trotz ihrer Suffiſance und Dreiſtigkeit, unter allen Reiſenden die ſchlechteſten Beobachter ſind, haben vermuthlich das meiſte zur Verbreitung derſelben beigetragen. Man braucht nicht lange in den preußiſchen Landen zu ſein, um ſich zu überzeugen, daß der König von geheimnißvollen Anſtalten ſo wenig als von eigentlichen Machtſprüchen Liebhaber iſt. Das Departement der auswärtigen Geſchäfte und vielleicht einige Dinge, welche das Gros der Armee betreffen, ſind die einzigen Gegenſtände, worüber etwas Dunkel liegt. Man kann aber wahrhaftig auch nicht verlangen, daß der König die Briefe ſeiner Geſandten und ſeine Schreiben an dieſelben ſo wie auch ſeine Taktik veröffentlichen und durch die Druckpreſſen publiciren ſoll.

Berlin, eine Stadt von 142,000 Menſchen, die Garniſon mitgerechnet, iſt gegenwärtig nicht im Stande, ein gutes Schauſpiel zu unterhalten. Denn ich ſchreibe es blos dem Mangel an Unterſtützung zu, daß Herr Döbbelin die Hälfte ſeiner Leute hungern läßt und in einem Gebäude ſpielt, welches man in jeder andern großen Stadt für ein

Winkeltheater halten würde. Dieſe Stadt iſt gewiß in dieſem Punkte einzig. Man ſollte glauben, die acht- bis neunhundert Offiziere, welche hier ſind, wären allein hinlänglich, eine Schauſpielergeſellſchaft bei Fleiſch zu erhalten. Gewiß iſt dies der ſtärkſte Beweis der Sparſamkeit und beſchränkten Wirthſchaftsverhältniſſe des hieſigen Publikums. Der König ſelbſt ſagt, die Deutſchen hätten bis Dato noch kein ordentliches Drama; wenn einſt ein Moliére erſtehen ſollte in Brandenburg, Pommern oder ſonſt wo in deutſchen Landen, wäre er mit Freuden bereit, demſelben ein reſpektables Haus zu bauen. Der geſcheidte König Fritz hat ſo Unrecht nicht.

Mit dem ſchönen Geſchlechte wird in Berlin ein ausgebreiteter Verkehr getrieben. Das eigentliche Cicisbeat iſt hier nicht eingeführt und es iſt auch gar nicht nach dem Geſchmack der hieſigen Damen. Sie lieben die Abwechslung und den augenblicklichen Genuß zu ſehr, als daß ſie ſich an einen Gegenſtand und an eine gewiſſe Ordnung binden ſollten. Hier iſt es gar nichts Seltenes, daß ſich Frauen vom Stande faſt ohne Zurückhaltung um junge Leute bewerben, ſie mögen herſtammen, wo ſie wollen, wenn ſie nur die Miene von wackern Rittern haben. Beſſere Ehemänner giebt es in der Welt nicht, als unter einem gewiſſen Theil der hieſigen Einwohner. Die Leichtigkeit der Eheſcheidungen trägt wohl das meiſte dazu bei. Durch nichts, als durch ihr gegenſeitiges momentanes Intereſſe ſind die Eheleute hier zuſammengebunden. Sobald ein Theil dem andern zur Laſt wird oder einer die Ausſicht hat, eine beſſere Parthie machen zu können, koſtet es ihm nur eine Anzeige am gehörigen Orte, um ſeiner beſchwer-

lichen Hälfte los zu werden. Der förmliche Weibertauſch iſt hier gar nichts Seltenes. Zwei Ehemänner, deren jeder mit des andern Weib bekannt wurden, vertauſchten ihre Gattinnen gegen einander mit einer Kaltblütigkeit, die in unſerm Welttheil kein Beiſpiel hat. Die Frau, welche ſich mit einem neuen Liebhaber verbinden will, beſpricht ſich darüber mit ihrem Manne ganz freundſchaftlich und offenherzig und hat, wenn er in keinen guten Verhältniſſen iſt, öfters noch Mitleid genug mit ihm, um ihm ihre Couſine oder ſonſt eine Perſon ihrer Bekanntſchaft zu verkuppeln, ehe ſie ſich von ihm ſcheidet. So roulirt eine Frau in wenig Jahren durch drei bis vier Familien und thut in Geſellſchaften, wo ſie einige ihrer ehemaligen Ehemänner trifft, als wenn ſie dieſelben nie gekannt hätte.

So auffallend dieſer Liebesverkehr jedem Fremden ſein mag, ſo glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeſchweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. In welcher Stadt, die nur den zehnten Theil ſo groß iſt, als Berlin, fehlt es an Gegenſtänden zur Befriedigung der Wolluſt? Das Offene und Ungezwungene, welches die Sache hier auffallend macht, iſt ſo wenig ein neuer Reiz zu Ausſchweifungen, daß es vielmehr die Hitze der Leidenſchaft, die eine Folge ſtrenger Verbote iſt, auf eine heilſame und wohlthätige Weiſe dämpft und beſchwichtigt. Man findet hier auch in den untern Volksklaſſen noch ſo viel eheliche Treue, als an irgend einem andern gleich großen Orte.

So gerne ich dem hieſigen Publikum ſeine Paillardiſe verzeihe, ſo wenig kann ich in andern Stücken mit ihm zufrieden ſein. Der Engländer Sherlok ſagt, wenn die Sach-

ſen die deutſchen Athenienſer ſeien, ſo ſeien die Preußen die deutſchen Spartaner. Die Heeresverfaſſung, die Gemeinſchaft der Weiber, die Frugalität des hieſigen großen Haufens, die eine Folge ſeiner Armuth iſt, vorzüglich aber der Hang deſſelben zum Stehlen und Betrügen, den die Staatskunſt der Lacedämonier begünſtigt haben ſoll, um den Witz der Jugend zu ſchärfen, ſind freilich ſpartaniſche Charakterzüge. Gegen öffentliche Räubereien ſetzt einen die hieſige Polizei ſicher genug; allein man kann ſich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizei nicht rächen kann. In der erſten Woche meines Hierſeins gab ich einen der feinſten Lyoner Hüte, den ich erſt kurz zuvor in Leipzig gekauft hatte, einem hieſigen Hutmacher zum Aufputzen, weil er mir auf der Reiſe ſtaubig geworden war. Auf den beſtimmten Tag holte ich ihn ſelbſt bei ihm ab, und ſchrieb das Rauhe, welches er bekommen hatte, der ſchlechten Farbe zu, die mein Mann gebraucht haben mochte. Ich trug ihn einen Tag, ohne einen Betrug zu ahnen; allein ſchon den zweiten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren und war ſo lumpig, mürbe und zerfezt, daß ich überall mit dem Finger durchſtoßen konnte. Ich ſah nun, daß mein Hut, der einen Louisd'or gekoſtet, gegen einen Lumpen vertauſcht war, den der ſpartaniſche Hutmacher mit einem Geſchmier von Leim und Schwärze für einen Augenblick aufgeſteift hatte. Ich ſtellte ihn hierüber zur Rede; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Du biſt in Gefahr, täglich auf dieſe Art betrogen zu werden, und Du wirſt es gewiß am erſten, wenn Du Deine Maaßregeln recht ſorgfältig genommen zu haben glaubſt. Du mußt Dich in alle Mau-

ſereien und in alles, quod suasisset egestas, vile nefas, reſigniren. Allein der beſſere Theil des hieſigen Publikums iſt von eben ſo edler und honoriger Denkart, als niederträchtig der Janhagel in ſeinem Benehmen iſt; und wenn man bedenkt, daß unter letzterem eine zahlloſe Menge zuſammengelaufenen fremden Geſindels ſich befindet, ſo kann man die Niederträchtigkeit deſſelben um ſo weniger für einen Zug des Nationalcharakters halten, da ſie in den andern Städten der Monarchie und auf dem platten Lande ſehr ſelten iſt.

In dem auf der Südſeite der Spree gelegenen, durch herrliche Laubgänge und Irrgärten ſich auszeichnenden Park ſieht man an heitern Sonntagen Berlin in ſeinem ganzen Glanz. Er iſt für das hieſige Publikum, was die Tuilerien für die Pariſer ſind. Man fährt und reitet darin ohne Einſchränkung herum. Auf einigen Stellen deſſelben trifft man, wie in den Tuilerien, große, ſehr intereſſante Kreiſe von Damen auf Ruhebänken ſitzen, und die Freiheit, ſie zu beſchauen und unter die Naſe zu beurtheilen, iſt hier ſo groß als zu Paris. Man findet hier auch zu gewiſſen Zeiten einen großen Theil der hieſigen Gelehrten. Erfriſchungen jeder Art werden von diverſen Reſtaurateurs feilgeboten. Man ſpielt, verirrt ſich mit Frauen oder Mädchen in einſame, trauliche Gebüſche, verabredet Rendezvous u. ſ. w. und es ſteht hier nicht wie zu Wien jederzeit ein Polizeidiener auf dem Sprunge, um im Namen der Keuſchheitscommiſſion einem irrenden Pärchen auf dem Fuße nachzuſchleichen.

3.

Hannover.

Die Regierung dieſer Lande iſt dermalen ſehr mild und die Staatsbedienung in den Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpreſſungen weiß man hier nichts und wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Faſt alles wird zum Beſten der hannöverſchen Staaten wieder verwendet. Die Armee iſt über zwanzigtauſend Mann ſtark, unter allen deutſchen Truppen am beſten unterhalten, aber lange nicht ſo gut disciplinirt, als das öſterreichiſche oder preußiſche Heer. Vielleicht iſt unter allen deutſchen Regierungen die hannövriſche die gelindeſte und es herrſcht in dieſen Staaten durchaus ein Geiſt der Freiheit, der mit andern Gegenden Deutſchlands ſtark genug contraſtirt.

Hannover iſt in jedem Betracht eine ſehr ſchöne Stadt. Hier giebt es vortreffliche Geſellſchaften, zu deren Annehmlichkeit die Offiziere nicht wenig beitragen. Der Adel iſt ſo geſittet und fein, als in irgend einer andern Staöt Deutſchlands. Die Umgebungen von Hannover ſind nicht ſo traurig, als die tiefern Gegenden an der Weſer, und das Land fängt hier an, ſich etwas zu erheben. Prinz Friedrich, zweiter Sohn ſeiner großbritanniſchen Majeſtät, iſt gegenwärtig hier und belebt gewiſſe Zirkel der Reſidenz durch ſeine intereſſante Perſönlichkeit. Er iſt Biſchof von Osnabrück, welches Fürſtenthum ihm jährlich gegen 180,000 rheiniſche Gulden einträgt. Er bekam es faſt ſchon in der Wiege und ſein zärtlicher Herr Vater hat ihm ſeitdem die Revenüen deſſelben ohne allen Abzug zuſammengeſpart, ſo daß er beim Eintritt in ſeine Majorennität weit über drei Millionen

Gulden baares Geld vorräthig hat. Man wünscht und glaubt hier, er werde nach einigen Jahren zum Statthalter der deutschen Lande seines Herrn Vaters erklärt werden und beständig in Hannover residiren. In Betracht seiner ansehnlichen Einkünfte wäre dies ein wichtiger Vortheil für diese Stadt; auch verspräche des Prinzen treffliche Bildung dem ganzen Lande eine eben so weise als sanfte Regierung.

Zu Göttingen hatte ich verschiedene Professoren besucht, vor allen den famosen Herr Schlötzer. Vielleicht giebt es wenige Geschichtkundige in Europa, die aus der allgemeinen Welthistorie so viele Thatsachen wissen, als dieser Mann. Besonders geläufig ist ihm die neuere und neueste europäische Staatengeschichte nach allen ihren Quellen, Darstellungen, Bearbeitungen und sonstigen detaillirten Ansichten und Beziehungen, wobei ihm seine Kenntniß der meisten europäischen Sprachen trefflich zu statten kommt. Seine etwas versalzene Laune mag ihm als Privatmann nicht sehr vortheilhaft sein; aber in seinen Schriften thut sie oft eine gute Wirkung. Was den Herrn Hofrath jetzt vorzüglich merkwürdig macht, ist ein politisches Journal, welches er unter dem anspruchslosen Titel „Briefwechsel" herausgiebt, und welches eines der gängigsten in Deutschland und den angrenzenden Ländern geworden ist, obschon es Herr Linguet bei einem gewissen Anlaß peu connu nennt. Es ist nicht in der Weise der englischen, holländischen und französischen Journale redigirt, die meistens nur Reflexionen und Declamationen enthalten, welche in ihr voriges Nichts zusammenfallen, sobald man die Species facti, worauf sie beruhen, in die Pfanne hauen kann. Schlötzers Journal enthält größtentheils nur Urkunden, zu denen er manchmal

kleine, interessante und oft auch etwas beißende Noten macht; Documente, für deren Sammlung ihm die deutsche Nachwelt gewißlich dankbar sein wird. Es ist wahr, daß oft auch falsche oder verunstaltete Thatsachen sich einschleichen; allein sie werden sobald als möglich berichtigt. Aus keiner Schrift lernt man den jetzigen politischen Zustand Deutschlands so genau kennen, als aus diesem Journal. Es enthält zahlreiche Populationslisten, statistische Tabellen, Budgets, Berichte über Agricultur, Handel und Industrie in den verschiedenen deutschen Staaten und sonst viele Aufsätze staatswirthschaftlichen Inhalts. Da Herr Schlözer besonders auf die Sultanismen einiger deutschen Regierungen und auf die Produkte der Barbarei und des Mönchswesens Jagd macht, so fehlt es nicht an sehr interessanten Anekdoten, die oft zu noch interessanteren Beleuchtungen Anlaß geben. Vielleicht ist dieses Journal eines der sichersten Dämme gegen die Despotie der kleinern Fürsten Deutschlands. Wenigstens weiß man gewiß, daß es an verschiedenen Höfen Wirkung gehabt hat. Personen von hohem Rang, ja Fürsten selbst haben ihm öfters schon Beiträge zugeschickt. Der Plan dieses mit großer Umsicht redigirten Journals ist für den Herausgeber eben so einträglich, als vortheilhaft für das Publikum. Es erhält sich durch fremde Beiträge, wird durch keine selbstliebigen und parteiischen Bemerkungen des Verfassers gehässig, alle Wege bleiben ihm offen, und die kleinen deutschen Paschas und Reichsdynasten, welche noch einiges Schaamgefühl haben, müssen den strengen Göttinger Censor fürchten, der ihre Thaten öffentlich sprechen läßt. Herr Schlözer macht im reichsten und vollsten Maaße Gebrauch von all der Freiheit, die ihm die freisinnige hannövrische

Regierung geſtattet, weßhalb ſein Journal immer mehr in Aufnahme kommt.

Göttingen lebt lediglich von ſeiner Univerſität, die nun eine der berühmteſten in Europa iſt, und außer den Deutſchen auch von Ruſſen, Schweden, Dänen und Engländern beſucht wird. Man zählt dermalen gegen achthundert Studenten und ſechszig akademiſche Lehrer, die Sprach-, Tanz- und Fechtmeiſter mitgerechnet. Der König von Großbritannien ſpart nichts, um dieſe Hochſchule immer mehr in Aufnahme zu bringen. Die zahlreiche, gutgeordnete Bibliothek, die Sternwarte, das Naturalienkabinet, die Sammlungen phyſikaliſcher und chirurgiſcher Inſtrumente, der botaniſche Garten, kurz alles zeugt von einem königlichen Aufwand.

Mehrere gutbeſoldete Göttinger Profeſſoren verdienen ſich nebenbei noch ſchönes Geld durch den Verkauf ihrer Manuſcripte, wie ſie denn überhaupt die literariſche Induſtrie aufs höchſte treiben. Daher die vielen im Druck erſchienenen Entwürfe, Ueberſichten, Leitfäden und Compendien. Es lebe die Gelehrſamkeit!

IV.

E. T. A. Hoffmann als Muſiker.

Mit Beziehung auf die bevorſtehende Herausgabe ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes.

Von

Hieronymus Truhn.

Nichts liegt der Muſik ferner als die Ironie. Niemand, der eine größere Gewalt in der Ironie gehabt hätte als E. T. A. Hoffmann, und dennoch war ſein beſſeres Theil gleichwohl aufgegangen in Muſik. Auch wenn er keine Note componirt hätte, würde ſein ungemeines Verſtändniß des Mozart, den er nicht nur mit dem Verſtande, ſondern mit ganzer Seele begriffen hatte, laut für ſeinen tiefen, ſeltenen Tonſinn ſprechen.

Es giebt Leute, — noch heutigen Tages, — die durchaus behaupten wollen, Hoffmann ſei ein böſer Menſch geweſen, ſein Herz ſei bei jeder unſcheinbaren Veranlaſſung übergeſchäumt von bitterer Galle und infernaliſcher Malice. Ich mußte wirklich lächeln, als ich unlängſt das Funck'ſche Buch „Aus dem Leben zweier Dichter" (Hoffmann und Wetzel) aus einer hieſigen Leihbibliothek las, und an einigen mit dem Crayon geſchriebenen Randgloſſen bemerkte, daß Hoffmann Feinde hatte, die es ihm bis auf den heutigen Tag,

und zwar in ſo feiger burlesker Weiſe nachtragen. Was Funck einen Genieſtreich nannte, war am Rande in „fade Gemeinheit" überſetzt, und in der Art ging es fort Capitel für Capitel. Wer mag dieſer beklagenswerthe Grabſchänder ſein, dem ſelbſt nicht fünfzehnjährige Leichenſteine, wenn nicht Ehrfurcht, doch Schonung und chriſtliches Verzeihen gebieten?. Sollte es vielleicht jener romandichtende Hofrath ſein, dem Hoffmann einſt in dem Titelblatt ſeines ebenerſchienenen Romans eine Priſe Tabak holen ließ, die ihn erſt jetzt in knabenhaften Randgloſſen zum Nieſen reizt?

Aus einer Vereinigung der höchſten geiſtigen und feinſten ſinnlichen Elemente entwickelte und manifeſtirte ſich bei Hoffmann die Deviſe: — „Haß allem, was ſtörend in mein Leben greift!" wonach es manchem ſchlimm erging, und er ſelbſt ſeine beſten Freunde nicht ſchonte, wie Funck von ſich ſelbſt, eben ſo luſtig als freimüthig erzählt. Gewiß, Hoffmann fühlte es, daß ſeine Spanne Erdenleben kurz gemeſſen ſei; — konnte man es ihm verargen, wenn er deshalb ſo wenig als möglich beläſtigt ſein wollte durch täppiſches Eingreifen in die zarten und ſtraffgeſpannten Saiten ſeines Seelenlebens. Es wäre überflüſſig, geſcheidten Leuten, — fühlenden und denkenden — zu beweiſen und darzuthun, daß ein gemeines Herz nicht die Wurzelſtätte irgend einer Kunſtblüthe ſein könne; auch kann und ſoll das nicht zum Vorwurfe dieſes Aufſatzes dienen, der vielmehr nur zeigen ſoll, daß Hoffmann's innerſtes Selbſt rein muſikaliſch war, daß er keineswegs in dieſer Kunſt ein Dilettant zu nennen, und daß er vielleicht nur zufällig eines größern Rufes als Schriftſteller, denn als Componiſt genießt. Läge daneben, ſo zwiſchen den Zeilen, noch der Beweis, daß ein ſo ſtrebender,

eifernder Jünger des engelreinen Amadeus Mozart — von deſſen Heiligenſchein er geblendet war, uud deſſen bedeutſamen Vornamen er gleich einem geiſtigen Sporn dem ſeinen zueignete*) — kein eingefleiſchter Teufel ſein könne, und würde ein blindwüthiger Saulus dadurch bewegt den lächerlichen Randgloſſen-Crayon von ſich zu werfen: — wahrhaftig wir würden mit einigem Vergnügen auf unſere ſchwache ſchriftſtelleriſche Befähigung blicken.

Die Muſik iſt eine ſo durchaus ſubjective Kunſt, daß ſelbſt alles was man davon ſagt, oder darüber ſchreibt, mehr oder weniger dieſer Richtung huldigen wird. Man möge uns daher benachſichtigen und nicht ſchelten, wenn wir, um in's Gleis zu kommen, zuerſt ein Weniges von uns ſelbſt und unſerer eigenen Gefühlsentwickelung ſprechen müſſen.

Im ſechszehnten Jahre hörte ich in meiner Vaterſtadt (in Weſtpreußen) zum erſtenmal den Don Juan von der Bühne herab, wobei ich ſelbſt im Orcheſter bei erſter Geige mitwirkte. Ich weiß nicht mehr, was mittelmäßiger und ſchlechter war: Oben oder Unten, Bühne oder Orcheſter. Genug, das Ganze war jammervoll, aber dieſe Muſik machte auf mich dennoch einen Eindruck, wie nie vorher eine Mozartiſche es vermocht, und zur ſelben Zeit, wie durch glücklichen Zufall, bekam ich die Hoffmann'ſchen Phantaſieſtücke in die Hand. Ich flog gierig durch das ganze Buch, — ich verſchlang den „Ritter Gluck“ und „Don Giovanni,“ den Letztern las ich wiederholt durch. Daß ich danach weder den Aufſatz noch den Don Juan nun ſo recht aus

*) Siehe Funck's ſchon genanntes Buch.

aller Tiefe verſtand und genoß, — geſteh ich offen; der Freiſchütz und Weber überhaupt war mir, obwohl etwas in den Hintergrund gedrängt, noch immer das Liebſte, und dazu kam ein neuer Liebling — Spohr, der mich durch ſeine elegiſche Jeſſonda, durch das ſehnſuchttriefende Duett „Dahin! Dahin!“ und dann auch vorzüglich durch ſeine herrlichen Violincompoſitionen ganz in Anſpruch nahm, und beinahe dem Weber abſpenſtig machte. Denn nachgerade war ich in die verliebten Flegeljahre hineingewachſen, und den ganzen Tag geigt' ich und ſang: die melodiſch-ſentimentale Polakka aus der Jeſſonda

„Daß mich Glück mit Roſen krône —
„Neige ſanft o Frauenſchöne“ ꝛc. —

Dabei las ich den Schiller und den Walter Scott, und hatte den Mozart und den Hoffmann ſchon halb vergeſſen, als die einſt in Italien und Deutſchland gefeierte Sängerin Mariane Kainz in unſere Stadt kam, um mit dem Petersburger Sänger Conſt. Holland deklamatoriſch-muſikaliſch-ſceniſche Abendunterhaltungen zu geben. Stimme und Aeußeres der Sängerin ermangelte zwar bereits der Jugendfriſche, aber ſie war eine Geſangskünſtlerin erſten Ranges, und ihre ſceniſchen Leiſtungen waren von einem hinreißenden dramatiſchen Feuer belebt.

Mit Hülfe eines ausgeſtopften Schlafrockes, der als todter Comthur aufs Proſcenium gelegt wurde, ſangen beide das Schwur-Duett aus Dmoll (zwiſchen Donn' Anna und Ottavio) ſo vollendet in rein muſikaliſcher Execution, ſo dramatiſch von Seiten der Sängerin, — daß mir das Lächeln über den todten Schlafrock gar bald verging, und ein nie gekannter großartiger Schauer mir durch die Seele rie-

ſelte. Was war das?! — Aehnliches hatte ich ſelbſt in der Wolfsſchlucht nie gefühlt. Ich las nun wieder den Hoffmann und ſtudirte den Don Juan durch und durch, und nebenher das Requiem nicht minder. Da fiel es mir denn wie Schuppen von den Augen, — Weber und Spohr traten beſcheiden in den Hintergrund, und neben Mozart war es Beethoven — deſſen Egmont-Ouverture und C moll-Symphonie ganz leidlich geſpielt wurde — für den nun eine reinere Opferflamme in mir zu glühen begann.

In Berlin angelangt, wo ich die Schechner und Schröder-Devrient als Donn' Anna und Fidelio hörte, ſchlug endlich dieſe geheime Gluth für die unſterblichen Meiſter zur lichten Flamme empor, und ich legte mich nun mit Eifer auf das Studium der klaſſiſchen Muſik, worin mich die Oratorien der Singakademie, in denen ich durch Zelters Gunſt thätig mitwirken durfte, bedeutend förderten. Ich las nun den ganzen Hoffmann und verliebte mich in den Johannes Kreisler bis über die Ohren, wie man zu ſagen pflegt. Himmel! wie mußte der Mann componiren, dacht' ich bei mir, der ſo glühend und feinſinnig über Muſik zu ſchreiben verſtand. Ich hatte eine wahre Begier, etwas von ihm kennen zu lernen, ich fragte Zelter: — „Die Undine iſt verbrannt" ſagte er trocken. Ich glaubte es, da ich von mehreren Seiten daſſelbe erfuhr; — bis endlich im vorigen Jahrgange der Schumannſchen Muſikzeitung Herr von Zuccalmaglio von Warſchau aus die Aufforderung ergehen ließ: Hoffmann's Undine herauszugeben. Da erwachte auf's Neue meine alte Neigung für den muſikaliſchen Hoffmann, ich begab mich als Mitarbeiter jenes Journales, in dem die Aufforderung ſtand, ſofort zu dem Verfaſſer von: „Aus

Hoffmann's Leben und Nachlaß" Dr. Ed. Hitzig — fragte, — und erfuhr mit freudigem Staunen, daß nicht nur die Originalpartitur von der Oper Undine, ſondern alles was ſich von Hoffmann's Compoſitionen ſonſt noch in ſeinem Nachlaß vorgefunden, in den Händen dieſes Freundes ſich befände.

Der vor mir liegende muſikaliſche Nachlaß Hoffmann's beſteht:

a. Kirchenmuſik.

1) Miserere in B. Vollſtändige Partitur.
2) Missa in D. Vollſtändige Partitur.
3) Overtura (Musica per la Chiesa. Dmoll) Partitur.
4) Canzoni per 4 Voci alla capella. VI No. enthaltend.

(Das Requiem, das Herr A. B. Marx in ſeinem Aufſatze „Hoffmann als Muſiker" — II. Th. von Hoffmann's Leben, S. 370 — unter No. 2. anführt, befindet ſich nicht mit dabei. Componirt hat er jedoch allerdings ein ſolches nach dem Muſterbilde des Mozartiſchen, wahrſcheinlich während ſeines Aufenthaltes in Polen. 1802—7. Dafür fehlt bei Marx die Aufführung der Meſſe, der Ouverture und der 6 vierſtimmigen Allacapellacanzonen.)

b. Oper und Ballet.

1) Liebe und Eiferſucht, Op. in 3 Akten. Nach Calderon's „Schärpe und Blume."
2) Trank der Unſterblichkeit, Romant. Op. 4 Akte. Ged. vom Gr. v. Soden.
3) Vollſtändige Muſik zum „Kreuz an d. Oſtſee" von Z. Werner.
4) Julius Sabinus von Soden. 1 Akt ohne Ouvert. Bruchſtücke vom 2 Akt.
5) Undine, romant. Oper in 3 Akten von Fouqué.
6) Ballet Arlequin in Partitur.

(„Der Kanonikus von Mailand", eine 1aktige Operette, die Marx an obenbezeichneter Stelle unter No. 6 anführt: — fehlt hier. Hoffmann ſelbſt gab ſehr wenig auf dieſe Partitur. — S. Hoffmann's Leben ꝛc. Th. I. S. 328.)

c. Kammermuſik.

1) Symphonie in Esdur. Vollſtändige Partitur und Stimmen.
2) Grand Trio in Edur für Pianoforte, Violine und Cello.
3) IV Klavierſonaten in Fmoll, Fdur, Cismoll, Fmoll.

4) Quintett in Cmoll für Harfe, 2 Viol., Bratſche und Cello.
5) Vocalquartett „o nume che quest' anima."
6) Duettini italiani für Sopran und Tenor mit Clavierbegl.
7) Aria „Prendi l'acciar ti rendo" für Sopran mit Orcheſterbegl.
8) Einzelne Lieder und Canzonetten.

(Von allen dieſen — sub Lit. c. — findet ſich bei Marx nichts verzeichnet.)

Dieſes iſt nun aber wohl kaum ein Drittheil von dem, was Hoffmann überhaupt componirt hat, wo das andere hingekommen — weiß man nicht. Geben wir eine chronologiſche Ueberſicht ſeiner muſikaliſchen Thätigkeit.

Hoffmann ward am 24. Januar (Friedrichs II. Geburtstag) 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. In ſeinem dreizehnten bis vierzehnten Jahre etwa erhielt er ſeinen erſten muſikaliſchen Unterricht bei einem dortigen Organiſten Namens Podbielsky, der ein ganz wackerer Meiſter geweſen ſein muß in der Kunſt des ſtrengen Satzes. Hoffmann's Compoſitionen, namentlich die für die Kirche, zeugen von tüchtiger Gewandtheit im doppelten Contrapunkte, was er denn wohl dem genannten Lehrer zu verdanken hatte, denn wir finden nirgends, daß er noch ſonſt Unterricht in der Compoſition gehabt hätte.

Er machte in ſehr kurzer Zeit außerordentliche Fortſchritte in Muſik und Malerei, und konnte bei der auffallenden Kleinheit ſeiner Geſtalt ſehr wohl für ein acht bis neunjähriges Wunderkind gelten, deſſen muſikaliſche Compoſitionsverſuche aus jener frühen Zeit als genial, kühn, aber oft bizarr, geſchildert werden. Es iſt nichts aus dieſer Zeit übrig geblieben, auch von den beiden Motett's, deren er in den Jugendbriefen an ſeinen Freund Theodor von Hippel Erwähnung thut, iſt keine Spur mehr zu finden. In einem dieſer Briefe vom 25. November 1795 ſchreibt er: „Die

„Ouverture zum neueſten Motett, dem noch die Vollendung „fehlt, bab ich in der Nacht geſetzt, indem ich bloß den „Baß auf der Harfe, die eben in meiner Stube ſtand, „probirte, und ich verſichere Dich, daß dieſe Ouverture das „einzige von meiner Arbeit iſt, was mich das Innewohnen „eines muſikaliſchen Genie's vermuthen läßt" u. ſ. f. Schon damals ſuchte er die Stille der Nacht für ſein poetiſches Treiben, das während ſeines ganzen Lebens mit der Helle des Tages wenig zu ſchaffen hatte, und wirklich einem dunklen Nachtfalter vergleichbar ſein möchte.

Aus Königsberg, wo Hoffmann bis zum Jahre 1796 blieb, dann aus Glogau, wo er bis 1798 ſich aufhielt, erfahren wir nichts Weſentliches über ſeine Beſtrebungen in der Compoſition. Eben ſo ſcheint er in Berlin von 1798 bis 1800 nur ſeiner Berufswiſſenſchaft und dem Studium der Malerei und Muſik gelebt zu haben; Compoſitionen aus dieſer Zeit ſind nicht nachzuweiſen. In Poſen, wo er ſich bis zum Jahre 1802 aufhielt, componirte er, ſo viel bekannt, ſeine erſte Oper: Goethe's „Scherz, Liſt und Rache" und brachte ſie mit Beifall auf die Bühne. Im Frühlinge 1802, wegen der berüchtigten Carricaturen-Verſchwörung, als Rath nach dem polniſchen Neſte Plozk verſetzt — beſſer: verbannt — ſehen wir ihn hier an der Seite ſeiner treuen Micheline, einer jungen Polin, die er in Poſen geheirathet, fleißiger als je im Dienſte St. Cäcilia's.

Aus dieſer Periode finden ſich in einem Buche mit der Ueberſchrift: — „Miscellaneen, die literariſche und künſtleriſche Laufbahn betreffend: angefangen im Exil Auguſt, 1803," — Anfänge eines komiſchen Singſpieles „der Renegat" in zwei Akten, von ſehr origineller Laune. Es

kommt darin ein ſehr fetter Dey von Algier vor, der nur auf eine Weiſe zum Lachen zu bringen iſt: — nämlich wenn ſeine Frauen weinen; darum erhebt er eine Franzöſin, die ihrem Gatten geraubt wurde, zur Favorite, weil ſie ſo natürlich um ihren verlorenen Gemahl Thränen vergießt. Die übrigen Bewohnerinnen des Harems fangen nun ſämmtlich zu weinen an, können aber leider die Kunſt des Schluchzens nicht verbergen u. ſ. f. Außerdem findet man in jenem Buche Anfänge eines einaktigen Singſpiels „Fauſtine," worin Haſſe, Leonardo Leo und Fauſtina Bordoni — ſpäter Haſſe's Frau, — auftreten; viele Ueberſetzungen italieniſcher Canzonetten; Grundzüge zu einem Aufſatze über Sonaten: — „Vollkommenheit des Pianofortes. — Nur „Schönheit der Harmonie, nicht des Tones. — Es muß „anſcheinende Willkür herrſchen, und jemehr ſich die höchſte „Kunſtfeinheit dahinter verſteckt, deſto vollkommener. — „Größe des Theoretikers, Haydn. — Freude des gebildeten „Menſchen am Künſtlichen u. ſ. w." Wir wiſſen nicht, ob Hoffmann dieſe Ideen in einem größern Aufſatze ausführte, es iſt manches Anregende für einen muſikaliſchen Schriftſteller darin. An Compoſitionen lieferte er in dem traurigen Plozk noch eine Phantaſie für Pianoforte, mehrere Sonaten, worunter eine aus Asdur, und mehrere Veſpern für dortige Klöſter; — von alledem findet ſich nichts im Nachlaſſe, jedoch mögen die beiden kleinen Sonaten (unter Kammermuſik, No. 3.) in Fmoll und Fdur aus Plozk ſtammen, das Papier ſieht danach aus, als ob's von einem ſchmuzigen polniſchen Juden gekauft wäre. Außerdem begann hier die Compoſition jener Missa in D (S. Kirchenmuſik No. 2.) die 1805 in Warſchau beendet wurde. Im Frühlinge 1807

langte Hoffmann in Warschau an, wo sich für ihn eine ausgezeichnete musikalische Thätigkeit bis 1807, wie überhaupt ein genußvolles Kunst- und Künstlerleben neben dem juristischen erschloß. Schon zu Ende des Jahres 1804 componirte er hier Clemens Brentano's „lustige Musikanten" und brachte sie im April 1805 auf die Bühne.

„Der Text mißfiel;" — schreibt er an Hippel — „es „war Keiner für das Volk, wie Hamlet sagt, von der Musik „urtheilten sie günstiger, sie nannten sie feurig und durch„dacht; nur zu kritisch und zu wild; — in der eleganten „Zeitung wurde ich, dieser Composition wegen, ein kunstver„ständiger Mann genannt!!" Leider ist die Partitur dieser anziehenden Oper nicht mehr vorhanden, auf die er mehr gab als auf den „Kanonikus von Mailand" den er selbst aus dem Französischen bearbeitete, und ebenfalls in Warschau componirte. Hier entstand auch seine Bearbeitung und Composition von Calderon's „Schärpe und Blume" als Oper in drei Aufzügen unter dem Titel „Liebe und Eifersucht." (S. unter Lit. b. Oper und Ballet No. 1). Er schreibt darüber an Hitzig unterm 20. April 1807: „ich ar„beite jetzt an einer Oper, von der ich wünschte, sie wäre die „erste, die von mir auf irgend einem großen Theater er„schiene, denn ich fühle es zu sehr, daß sie alle meine übri„gen Compositionen hinter sich lassen wird!" Außerdem entstand hier die vortreffliche Musik zu Werners „Kreuz an der Ostsee," die Symphonie in Esdur, einige Ouvertüren, vielleicht die „per la chiesa" — und manches kleinere, wovon keine Nachricht und keine Spur mehr zu finden.

Im Sommer 1807 traf Hoffmann wieder in Berlin ein. „Das Jahr welches er jetzt daselbst (Berlin) zubrachte,"

ſagt Hitzig, „mag leicht das unglücklichſte ſeines Lebens genannt werden.“ Hoffmann ſuchte durch Engagementsanerbieten in öffentlichen Blättern einer Muſikdirektorſtelle beim Theater, die er denn auch in Bamberg, wo die Bühne unter der oberſten Verwaltung des Grafen Julius von Soden ſtand, zum 1. September 1808 erhielt. In Berlin componirte er noch zu ſeiner Legitimation einen vieraktigen Operntext des Grafen „der Trank der Unſterblichkeit,“ und zwar in der kurzen Zeit vom 23. Januar bis 27. Februar, was der Schnelligkeit eines Donizetti gleichkommt. Die unter No. 4. bei Kirchenmuſik verzeichneten Canzoni per 4 voci alla capella ſind wahrſcheinlich auch noch in Berlin entſtanden (1808). Hinter jedem dieſer ſechs Stücke, die auf kleinem Querformat höchſt zierlich geſchrieben ſind, befindet ſich Datum und Jahreszahl; ſo nach No. I. „Ave maris stella“, in Fdur d. 27. Juni 1808; — hinter II. „De profundis clamavi“ in Emoll mit Durſchluß d. 28. Juni 1808; — hinter III. „Gloria patri“ in Cdur d. 30. Juni 1808; — hinter IV. „Salve redemptor“ in Amoll mit plagaliſchem Schluß auf der Dominante d. 4. Juli 1808; — hinter V. „O sanctissima!“ in Fdur d. 6. Juli 1808, — und hinter dem letzten ausgeführteſten Stücke No. VI. „Salve regina“ in Dmoll mit Durſchluß, d. 26. Mai 1808, welches er alſo zuerſt componirte. Das Harfenquintett und zwei Sonaten, die er um dieſe Zeit bei Nägeli in Zürich verlegte, ſind wahrſcheinlich früher, in Plozk oder Warſchau entſtanden.

In Bamberg, wo er mit den widrigſten Theaterkabalen und Verhältniſſen zu kämpfen hatte, lebte Hoffmann dennoch ein vollkommenes Kunſtleben und war als Com-

poniſt, wie als Mitarbeiter der allgemeinen Leipziger Muſikzeitung, die Fr. Rochlitz damals redigirte, ſehr fleißig. Das Requiem, das er an Rochlitz einſandte, und das ſich in unſerem Nachlaſſe nicht vorfindet, hat er wohl nicht in Bamberg, ſondern früher, componirt; dagegen entſtand hier das Miſerere in B, das er für den Großherzog von Würzburg componirte. Bis zum Jahre 1810 ſchrieb er noch für's Bamberger Theater eine Menge Gelegenheitsſtücke z. B. Märſche, Chöre in Schauſpielen, Tänze u. dgl., componirte die Kotzebue'ſche Oper „das Geſpenſt," ein Melodram des Grafen von Soden „Dirna," das ungemein gefiel, (Hoffmann ward gerufen) und Geſänge zu des Malers Müller Genoveva; — von alle dieſem iſt nichts mehr vorfindlich, was namentlich der Genoveva-Muſik wegen zu bedauern iſt. Außerdem entſtand in dieſer Zeit das Grand Trio in Edur (S. Kammermuſik No. 2.) und einige Canzonetten, die bei Nägeli gedruckt ſein ſollen. Im Jahre 1811 componirte er eine Oper von Gr. v. Soden „Aurora," deſſen Melodram „Saul," und vieles einzelne für Schauſpiel und Ballet, was ebenfalls nicht mehr vorzufinden.

Im April 1813 ging er als Muſikdirector zur Seconda'ſchen Geſellſchaft, die in Leipzig und Dresden ſpielte, und machte hier ſeiner Stellung alle Ehre; hauptſächlich weil das Orcheſter vor dem geiſtreichen Mitarbeiter der damals ſehr geachteten muſikaliſchen Zeitung Reſpect hatte und nicht wie in Bamberg gegen ihn kabaliſirte. Im Juli 1812 auf der Altenburg faßte er zuerſt die glückliche Idee Fouqué's Undine zu componiren, und der Dichter ließ ſich bereit finden den Text ſelbſt zu bearbeiten. Ein Jahr ſpäter (1. Juli 1813) begann er in Dresden die Compoſition,

und vollendete dieſe ſeine bedeutendſte Oper im December deſſelben Jahres, in einer Zeit, wo an den Ufern der Elbe und Pleiße die welthiſtoriſchen Schlachtendonner hallten.

In Leipzig componirte er vom 8. bis 10. Januar 1814 unter dem Namen Arnulph Vollweiler für Baumgärtner ein Spectakelſtück „die Schlacht bei Leipzig," (wahrſcheinlich nur für Inſtrumente) das ſich im Nachlaſſe nicht weiter findet. In dieſer letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Leipzig componirte er wenig; — theils wurde er durch Kränklichkeit oft an Bett und Zimmer gefeſſelt, wo er denn geiſtreiche Carrikaturen auf Napoleon's Fall für Baumgärtner und Joachim zeichnete, — ohne Zweifel eine treffliche Beſchäftigung bei gichtiſchen Anfällen, die er heutzutage gewiß ſelber desavouiren würde; theils ſchrieb er in dieſer Zeit vieles für die letzten Bände der Phantaſieſtücke.

Im September dieſes Jahres (1814) traf Hoffmann wieder in Berlin ein, nicht als Muſikdirector — ſondern als Rath beim Kammergericht. Bis zum Sommer 1816 iſt nichts von muſikaliſchem Belange über ihn verzeichnet, als daß um dieſe Zeit durch die kunſtſinnigen Beſtrebungen des Grafen Brühl — damaligen Intendanten des Hoftheaters — die Undine mit größter Pracht in Scene geſetzt, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit (bis zum Brande des Schauſpielhauſes) dreiundzwanzig Mal aufgeführt wurde.

Nach dieſer glänzenden Aufnahme faßte Hoffmann den Plan noch eine komiſch-romantiſche Oper zu ſchreiben, zu welchem Zweck Conteſſa Calderons „El galan fantasma" unter dem Titel „der Liebhaber nach dem Tode" für ihn bearbeitete. Obwohl der Text ihm ausnehmend gefiel, hat er doch nur einzelnes Wenige daraus ſkizzirt, das Ganze iſt

liegen geblieben. Die „Trois Canzonettes à 2 et à 3 voix avec accompagnement de Pianoforte“ mit deutſch- und italiäniſchem Text, ohne Opuszahl in Berlin bei Rudolph Werckmeiſter gedruckt: — ſtammen wahrſcheinlich noch aus dieſer Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes, — weiter findet ſich nichts mehr.

Wer eine Hoffmanniſche Partitur aufſchlägt, und glaubt, daß ihm jener Geſpenſterſpuk entgegenklingen und rauſchen werde, der dem berühmten Verfaſſer der Phantaſie- und Nachtſtücke ſo eigenthümlich war, — der wird ſich gewaltig getäuſcht finden. Seine Muſik iſt nie und nirgends von jener ſchauerlichen Wildheit, die durch die romantiſchen Opern eines Weber, Marſchner, Lindpaintner, und durch die düſtern Balladen Löwe's und anderer weht, — ſie iſt vielmehr fortwährend, ſelbſt in der Undine noch, nach dem Vorbilde klaſſiſcher Meiſter wie Mozart und Cherubini geſchaffen, und hält ſich durchaus auf dem ächtmuſikaliſchen Standpunkte des Wohlklangs und der Formenſchönheit.

Hoffmann der Dichter, und Hoffmann der Componiſt ſind ganz verſchiedene Geiſter. Selbſt in der Muſik zu Zacharias Werner's „Kreuz an der Oſtſee,“ einem ſeiner beſten Tonwerke, wo es galt die nächtigen Schauer der altpreußiſchen Eichwälder zu malen, um die thieriſch wilden Laute eines Urvolkes muſikaliſch zu betonen: — hat ſich der Componiſt die Scythenklänge aus Gluckes tauriſcher Iphigenia in ihrer großartigen Einfachheit von Melodie, Harmonie und Rhythmus zum Muſter genommen, ja er iſt ſogar noch einfacher als Gluck.

Mozart war von je und ſtets ſein Ideal, der Leitſtern ſeiner Künſtlerlaufbahn; er ahmte ihm ſo viel es ging nach,

in Form geiſtvoller Einfachheit und Klarheit; natürlich, ohne ihn irgend wo abſichtlich zu kopiren. Ueber das Requiem, das wir nicht kennen, ſchreibt Rochlitz: „Es iſt faſt „ſo lang als das Mozartiſche, in ähnlichem Sinne gedacht, „und, ſo weit dieſes Hoffmann vermochte, in ähnlichem „Style verfaßt. Wie nahe es auch an das Vorbild erinnert, nach welchem es gearbeitet worden, ſo fehlt es ihm „doch nicht an Originalität der Erfindung, und noch weniger an Innigkeit und Kraft des Ausdrucks; die Ausführung des Techniſchen aber, — bedenkt man daß es eines „Dilettanten erſtes Produkt in dieſem Style iſt, — muß „man bewundern."

So ehrend dieſer Ausſpruch des würdigen Veteranen an ſich iſt, können wir nicht umhin uns gegen den beiher gebrauchten Ausdruck „Dilettant" aufzulehnen.

Hoffmann war nach unſern Begriffen ein Dilettant in der Malerei, aber keineswegs in der Muſik. Der Dichter des Johannes Kreisler, — einer humoriſtiſchen Perſonification ſeiner ſelbſt — des Geigers Krespel, des Don Juan, des Ritter Gluck u. ſ. f. wäre ſchon wegen ſeines tiefſinnigen muſikaliſchen Verſtändniſſes allein, auch ſelbſt wenn er keine Note componirt hätte, kein Dilettant in der Tonkunſt zu nennen. Wer aber außerdem in dem Grade ausübender Künſtler iſt, wie er es war als Klavir- und Partiturenſpieler, als Tenorſänger, ꝛc. — wer wie er glänzende Proben ſeiner Befähigung zum Muſik-Directorat — in Warſchau als Dirigent einer philharmoniſchen Geſellſchaft — in Dresden und Leipzig aber als Operndirigent abgelegt, und daneben in verhältnißmäßig kurzer Zeit zehn Opern, drei große und viele kleinere Kirchenſtücke, mehrere Melo-

dramas, Ballette, Symphonieen, Trio's, Sonaten — mit einem Wort eine ſolche Anzahl von Compoſitionen in jedem Genre, mit wirklich eigenthümlicher Erfindung, großer Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der techniſchen Mittel, vollkommener Beherrſchung aller muſikaliſchen Formen, ſchaffen konnte; — verdient nach unſerem Dafürhalten ohne Weiteres ein Künſtler, kein Dilettant, genannt zu werden.

Fürſt Radziwil, der Componiſt der Fauſtmuſik, war ein Dilettant in der Muſik, obzwar ein ſehr talentvoller und im beſten Sinne des Wortes. Er ſchrieb an dieſer einen Partitur ein halbes Menſchenleben, d. h. nicht an der Partitur, denn die Orcheſtration verſtand er durchaus nicht, und überließ ſie daher zum größten Theil dem kürzlich verſtorbenen Kapellmeiſter, Georg Abraham Schneider zu Berlin, der nach ſeiner Art ein ſehr feſter Compoſiteur war; das Uebrige nebſt Nachhülfe in der Harmonieſirung ꝛc. verrichteten Bernhard Klein, Muſikdirector Rungenhagen und andre mehr. Eine Ouvertüre zum Fauſt, — das ging aber über Dilettanten- und Collaboratorkräfte, und hier ſaß man feſt. Der Fürſt, der ſich ſonſt alles, ſelbſt die Requiemſcene im Dome mit wirklichem Fond von Phantaſie auf dem Violoncelle, das er recht brav ſpielte, nach Melodie und ungefährer Harmonie zuſammengeſucht hatte, was er dann einem von Fache, nebſt vorläufigen Ideen über Inſtrumentation ꝛc., geigend und ſingend in die Feder dictirte, — fühlte hier bei einer Fauſt-Symphonie (eine Aufgabe für Felix Mendelsſohn) zu deutlich, daß ihm die Aufgabe über den Kopf wüchſe, und daß irgend ein Ausweg gefunden werden müſſe. Darauf erklärte er denn ſeinen Collaborateuren,

daß, wenn es irgend in der Welt eine paſſende Symphonie zu Goethe's Fauſt gäbe, ſo ſei's die bekannte Mozartiſche Cmoll Fuge. Die wurde nun hergenommen, ſehr mittelmäßig inſtrumentirt (im Original klingts herrlich) und bildet ſo das Surrogat einer Fauſt-Symphonie.

Es iſt hier nicht am Ort, näher zu beweiſen, daß Fürſt Radziwil im Vergleich mit Hoffmann nur ein talentvoller Dilettant in der Muſik war, der zwar je zuweilen einen ganz genialen Einfall, z. B. den großen Cisdur-Akkord in der erſten Scene, hatte, dann aber in der ganz verfehlten Auffaſſung faſt ſämmtlicher Lieder, in dem muſikaliſchen Befaſſen mit durchaus nicht muſikaliſchen Scenen: — ja! mit der vaguen, form- und kunſtloſen Conception des Ganzen, wo alle Gattungen dramatiſcher Tonkunſt chaotiſch unter einander gemengt ſind, ohne daß ſich eine geltend und nothwendig machte, uns von vorn herein auf den Standpunkt des Dilettantismus ſtellt. Daß dieſe Muſik vielen Dilettanten deshalb ſo ſehr gefällt, von mittelmäßigen Recenſenten ſo ſehr belobt wurde ꝛc. wird keinen Künſtler und Kunſtverſtändigen weiter befremden.

Dem wahrhaft edlen Kunſtſinne, den mannigfachen Verdienſten um die Tonkunſt, der noblen und liebenswürdigen Perſönlichkeit des verewigten Fürſten, in der ſich der idealſte Ausdruck polniſcher Nationalität ausſprach, ſoll hierdurch in keiner Weiſe zu nahe getreten werden; kein Wohlmeinender wird die ganz objective Richtung unſeres Urtheils verkennen, dem wir noch hinzufügen zu müſſen glauben, daß die bedeutenden muſikaliſchen Anlagen des Fürſten Anton Radziwil ohne Zweifel zu glänzenderen Reſultaten geführt haben würden, wenn ſein hoher Stand und andere

Lebensbedingungen ihn nicht von einem ernſtern tiefern Studium des Tonſatzes abgezogen hätten. Ein ächtkünſtleriſches und muſikaliſches Naturell wird ihm Niemand abſprechen, — die Kunſt war aber nicht ſein Ein und Alles.... um mit Beethoven zu reden: — ſie war nicht ſeine Religion geworden. —

Dagegen finden wir bei Hoffmann von Jugend auf eine ſchwärmeriſche Liebe zur Tonkunſt, ein fortwährendes Ringen und Trachten nach ihr; er war eine elektriſch-muſikaliſche Natur. Die Briefe aus ſeiner früheſten Periode (Königsberg 1794—96) an ſeinen Freund Theodor von Hippel athmen in ihren ſchönſten Stellen glühenden muſikaliſchen Sinn, und nirgends ſpricht er mit ähnlicher Begeiſterung von der Malerei, die er doch gleichzeitig trieb. Wer im Stande iſt Hoffmann's geiſtiges Weſen, ſein überfeines Nervenleben zu beurtheilen: — wird dieſe ſeine Bevorzugung der Muſik auf Koſten der Malerei, die ſich jedenfalls in materiellen Stoffen und Elementen bewegt, und, wenn nicht in höchſter Sphäre ausgeübt, immer etwas vom Handwerk haben wird, — natürlich finden. Dieſes feine, elektriſche Nervenſyſtem, das in ſeiner ganzen Organiſation ſo auffallend prädominirte, und von dem mir erſt neulich ſein Freund und Biograph Dr. Eduard Hitzig ſagte, daß es ſeinem ganzen Weſen den unheimlichen Anſtrich eines Sprüh-Katers gab, — dies war es auch, was ihn zur Muſik in ein näheres und ſeinem Naturell homogeneres Verhältniß ſtellte als ſelbſt zur Poeſie, denn das Material der Tonkunſt, der Klang, wirkt vorzugsweiſe und geradezu auf die Nerven.

Die Muſik war die Materie, in der ſein Geiſt Leben

und Nahrung fand. Erſt in ſeinem letzten Lebensabſchnitt, (Berlin 1814—1822) wo er als gefeierter Gegenwartsſchriftſteller die Leichtigkeit des pekuniären Gewinnes — er erhielt zuletzt bis zehn Louisd'or für den Druckbogen — allem andern vorzog, konnte es geſchehen, daß ein Operntext, wie der Conteſſa's, nach El galan fantasma, der ganz für ſeine Eigenthümlichkeit berechnet war und ihm vorzüglich zuſagte, uncomponirt liegen blieb. Kaum glaubt man es, wenn man jene Jugendbriefe an Hippel lieſt, wo ſich ſein Tonſinn, ſein Ringen nach Muſik ſo naiv und kräftig ausſpricht. In einem „Extrablatt" an ſeinem zwanzigſten Geburtstage (24. Januar 1796) ſchreibt er an den Freund; „Weißt Du, daß ich auf der Harfe ſpiele? — Schade iſt's „nur, daß ich mich nicht zwingen kann, auf der Harfe nach „Noten zu ſpielen, ſondern nur immer phantaſire, wodurch „ich aber viel Fertigkeit gewinne. Sollt' ich künftig nach M. „kommen, ſo bringe ich drei Inſtrumente mit, 1) ein kleines „Klavier 2) eine Wienerharfe 3) eine Violine. — Dein S. „hat ganz recht, — viel Seligkeit entgeht Dir, daß Du nicht „ſpielſt. — Nimm nicht übel, — Dein Zuhören iſt gar „nichts, — die fremden Töne drängen Dir Ideen, oder viel„mehr ſprachloſe Gefühle auf, aber wenn Du eigene Empfin„dungen, — die unartikulirte Sprache Deines Herzens, aus„hauchſt in die Töne Deines Inſtrumentes, dann erſt fühlſt „Du was Muſik iſt. Mich hat Muſik empfinden gelehrt „oder vielmehr ſchlummernde Gefühle in mir geweckt. — „Im tollſten Hypochonder ſpiel' ich mich mit den ſilber„haltigſten Paſſagen Benda's (des Berliners) oder Mo„zarts, an, und hilft das nicht, ſo bleibt mir nichts mehr „übrig, als auf alles zu reſigniren." — — — —

In Glogau, wo Hoffmann sich bis 1798 aufhielt, finden wir ihn in einer sehr üblen Gemüthsstimmung. Seine hypochondrischen Launen sinken nicht selten bis zur tiefsten Melancholie, so daß folgende Stelle aus einem Briefe vom 15. März 1797 (an Hippel) uns für sein Seelenleben zittern macht. — „Ich liebe nicht mehr die Musik, — es ist „wahr, was Jean Paul sagt, die Musik legt sich um unser „Herz, wie die Löwenzunge, welche so lange kitzelnd und „juckend auf der Haut liegt, bis Blut fließt; — so unge„fähr lautet die Stelle. — Sie macht mich weich, wie ein „Kind, alle vergeß'ne Wunden bluten auf's Neue. — Neu„lich war ich mit jenem Mädchen zusammen, in der frohe„sten Laune, — die untergehende Frühlingssonne warf noch „die letzten Strahlen durch's Fenster, — alles war so in „lieblicher Haltung, — ihre Figur schien in Atomen, welche „der Strahl sichtbar machte, zu schweben und ich fühlte, „halb zu ihr hinüber gebogen, ihren sanften Hauch auf „meiner glühenden Wange, — ich war glücklich und wollt's „ihr sagen, — das Wort erstarb mir auf der Zunge, als es „sechs schlug, und die Flötenuhr das Mozartische Vergiß„meinnicht in feierlichen Tönen spielte, — die lange Wim„per ihres Auges senkte sich, und ich fiel in meinen Stuhl „zurück, — zwei, — drei Verse. Ich dachte an die Worte:

Denk daß ich's sei, wenn's laut in Deiner Seele spricht
Vergiß mein nicht!

„— aller Frohsinn schwand dahin und ein Fieberfrost kühlte „die Gluth, welche in mir aufgestiegen war. — Endlich „schwiegen die Töne. — Es ist vorbei! sagt' ich — Ja, — „erwiederte sie dumpf, ich wollte ihr zu Füßen stürzen, da „dachte ich an" — — — —

Dieſe Erſcheinung war Michaëline, ſeine nachherige Frau; wir ſehen ihn in dieſer Situation noch ankämpfen gegen halberloſchene Jugend-Neigungen.

Aus den Briefen ſeines erſten Berliner Aufenthaltes (1798—1800) findet ſich außer einigen Entzückungen über die damalige italieniſche Oper nichts weſentlich Muſikaliſches. Ein ächtmuſikaliſches Leben, ein wahres Ringen nach Muſik beginnt nun aber während ſeines traurigen Exil's in Plozk (1802—1804.). Fragmente aus ſeinem Tagebuche, das er dort führte, characteriſiren es. Eine Stelle vom 2. October 1803 lautet: „Mit meinen muſikaliſchen „Ideen geht mir's ſo, wie mit Savonarola's, des Märty„rers zu Florenz, Eingebungen. Erſt ſchwirrt's mir wild „im Kopfe herum; dann fange ich an zu faſten und zu be„ten, d. h. ich ſetze mich an's Klavier, drücke die Augen „zu, enthalte mich aller profanen Ideen, und richte meinen „Geiſt auf die muſikaliſchen Erſcheinungen in den vier „Wänden meines Hirns. Bald ſteht die Idee klar da; ich „faſſe und ſchreibe ſie auf, wie Savonarola ſeine Prophe„zeihungen. Ob's nur andere Componiſten auch ſo ma„chen? Aber das erfährt ein Königl. Preußiſcher Regie„rungs-Rath in Plozk nicht."

Am 8. October ſchreibt er: „Ich quäle mich mit einer „Idee zum Trio für Fortepiano, Violine und Cello. Mei„nem Bedünken nach werde ich in dieſem Genre etwas lei„ſten. Haydn ſoll mein Muſter ſein, ſo wie in der Vokal„muſik Händel und Mozart;" — und unterm 16. October findet ſich: „Ob ich wohl zum Maler oder zum Muſiker ge„boren wurde? Ich muß die Frage dem Präſidenten **,

„oder dem Großkanzler" (ſeinen etwas brutal-ſtrengen Vorgeſetzten) „vorlegen, die werden's wiſſen."

In Warſchau finden wir ihn nun bald (1804—1807) in voller muſikaliſcher Thätigkeit als Dirigent einer muſikaliſchen Reſſource, die in einer ordentlich begründeten Singe-Akademie culminirte, wo zwei Lehrer — einer für den Solo- einer für den Chorgeſang — angeſtellt wurden, und die ſich zuerſt in dem Opinſkiſchen dann in dem eigends dazu ausgebauten, zum Theil von Hoffmann ſelbſt ausgemalten Mniszekyſchen Pallaſt verſammelte. Außerdem ſang er als Tenoriſt in den Muſikaufführungen der Bernhardiner mit, und ſchrieb Opern für's Deutſche Theater. Daneben ließ er ſich als Regierungsrath durchaus keine Nachläſſigkeiten, wie auch ſpäter nicht, zu Schulden kommen. Eine Thätigkeit, die in jeder Beziehung laute Bewunderung anſpricht. Wie ſehr alle ſeine geiſtigen Kräfte in der Muſik wurzelten, beweiſe folgende Stelle aus Hitzig's Biographie, die über ein gefährliches Nervenfieber berichtet, das ihn in der letzten Zeit ſeines Warſchauer Aufenthalts heimſuchte.

— — „oft klagte er in ſeinen Fieberphantaſieen über „die Leiden, die ihm ſeine Wärter verurſachten, wobei er „ſie mit Inſtrumenten zu verwechſeln pflegte. „„Heute hat „„mir wieder die Flöte arg zugeſetzt"" rief er aus, und „meinte damit *, der ſehr leiſe ſprach, und dabei etwas „Schmachtendes in ſeinem Tone hatte, oder: „„den ganzen „„Nachmittag hat mich das unleidliche Fagott gequält; im„„mer trat es zur unrechten Zeit ein, oder ſchleppte nach,"" „womit er einen andern meinte, der in einem rauhen Baß ſprach."

„„Sie verſtehen doch mich alle nicht,"" ſagte er in

„der Nacht, wo ſein Zuſtand am allergefährlichſten war, zu „zu einem Freunde, — „„es iſt mir lieb, daß Sie hier „„ſind; ich habe Ihnen ſchon immer die Schönheiten der „„Zauberflöte auseinanderſetzen wollen; heute Nachmittag, „„als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört.““

Und nun entwickelte er mit einem Feuer der Beredſamkeit, das den Zuhörer vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen ließ, in der Fieberhitze, Stück vor Stück, das große Werk vom Anfang bis zu Ende.

Daß ſein fortwährendes Ringen nach Muſik und die häufige Vereitlung ſeines Lieblingsplanes — ein abſolutes Künſtlerleben zu führen, — daß das trübſelige Gefühl, das ihn öfters überkam, einen falſchen Lebensweg gegangen zu ſein: — ihn zu dem verzweifelten Humor und der bittern Ironie führte, worin man ihn ſpäter nicht ſelten vertieft fand, läßt ſich nicht leugnen und iſt durch mehrere Stellen ſeiner Briefe, wie ſeiner Schriften, zu erweiſen.

So ſchreibt er ſchon aus Königsberg in ſeinen Jugendbriefen an Hippel (25. November 1795) nachdem er über eine Aufführung von Salieri's Axur geſprochen: „Ach „Freund, eine einzige ſo componirte Oper könnte das Glück „meines Lebens machen.“

Wir geſtehen in der Undine tiefſinnigere Klänge des Geiſterreichs zu vernehmen, als in den etwas formellen Compoſitionen Salieri's, deſſen beſtes Werk „Axur“ jedoch mit Unrecht ſo gänzlich von unſern Opernbühnen verſchwunden iſt, und das ohne Zweifel mehr werth iſt, als das lederne Opferfeſt von Peter Winter, wo peruaniſche Kriegerſchaaren ſo zahm wie Berliner Currendeknaben ſingen, und das nur den Vortheil hat praktiſch und dankbar für die

Sängerkehlen geſchrieben zu ſein. Schon in jener frühern Zeit finden wir bei ihm jene exaltirte Geiſtesſtimmung, jenes nervöſe Gefühl einer rauſchenden Kunſtwolluſt, und aus Plozk ſchreibt er an den mehrerwähnten Jugendfreund: „eine bunte Welt, voll magiſcher Erſcheinungen, flimmert „und flackert um mich her, — es iſt als müſſe ſich bald was „großes ereignen, irgend ein Kunſtproduct müſſe aus dem „Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch, — eine „Oper, — ein Gemälde, ſein wird, — quod diis place„bit; — meinſt Du nicht, ich müſſe noch einmal den Groß„kanzler fragen, ob ich zum Maler oder zum Muſikus or„ganiſirt bin?" — Nach dieſer Ironie fährt er fort: „Aber, — um dem Dinge näher zu kommen, — geſtern habe „ich eine komiſche Oper gemacht, und heute Morgen, — es „war noch finſter, — ungefähr 5 Uhr, die Muſik dazu. — „Aufgeſchrieben iſt noch nichts, das wird auch wohl noch „etwas länger dauern." — Er war alſo auch mit einem ſtarken muſikaliſchen Gedächtniſſe ausgerüſtet, wenn er das Niederſchreiben der empfangenen Ideen ſo ohne Weiteres aufſchieben konnte. Auch dieſes iſt ein Zeichen von wahrhaftem Talent, denn bis jetzt haben faſt alle großen Tonkünſtler ſich durch ein glänzendes Gedächtniß ausgezeichnet, — ich erinnere hier nur an Mozart und einen neuern Meiſter: Felix Mendelsſohn. Der zu ſeiner Zeit und auch jetzt noch von manchen Leuten viel bewunderte Haſſe, der einſtmals eine ſeiner eigenen Meſſen nicht erkannte, ſcheint ſomit kein Talent erſten Ranges geweſen zu ſein, — und mehr zu den ſogenannten Leuten von Metier gehört zu haben, was wir auch nicht weiter beſtreiten wollen.

In einem Briefe vom 28. April 1807 aus Warſchau

an Hitzig, der bereits wieder nach Berlin zurückgekehrt war ſchreibt er: „Sagen Sie Werner, (Zacharias) daß ich noch „immer darauf rechne, daß er, wenn ich erſt einigen Ruf „haben werde, mir den Fauſt machen wird; wenn er es „auch nicht thun will, ſo mag ich doch die Lieblingsidee „nicht aufgeben, indem ich manche Stunde ſchon am Cla„vier für den Fauſt componire. — Gewiſſe Phantaſieen wer„den nämlich von einer gewiſſen unbekannten Stimme, die „ich ſehr deutlich höre, ſo rubrizirt: für den Fauſt!" —

In einem folgenden Briefe, dem letzten aus Warſchau vom 14. Mai an Denſelben, ſpricht er offen den Plan aus nach Wien zu gehen und ſich für immer der Muſik zu widmen. Er ſchreibt: „Ohne das Günſtige des Lokals zu ken„nen, wie Sie es mir nun geſchildert haben, ging ſchon „mein ganzes Sinnen und Trachten nach Wien; es war „eine Art Inſpiration, die mich wachend und träumend nur „immer nach Wien verſetzte, und mich da meine Künſtler„laufbahn betreten ließ." Und dann gegen den Schluß: — „Meine Oper rückt vor (Liebe und Eiferſucht nach Calde„ron's Schärpe und Blume) und es wäre herrlich, wenn „ich ſie vollendet nach Wien mitnehmen könnte; indeſſen „ſind meine Ouvertüren, meine Symphonie und meine „Meſſe hinlänglich, mich bei einer competenten Behörde „als Componiſt auszuweiſen." —

Leider war dieſer Plan nicht auszuführen, und das Schickſal führte ihn einen ganz andern Weg, nämlich durch Berlin nach Bamberg, wo er wie ſchon erwähnt, Muſikdirector beim Theater wurde. Publikum und Orcheſter war indeß gegen ihn, da er nicht wie's in Bamberg ſeit unvordenklichen Zeiten gäng und gäbe — mit der Geige dirigiren

konnte, sondern sich nach italienischer Art und Weise vor den Flügel setzte. Keinen ungleichern grauenvollern Kampf giebt's vielleicht in der Welt, als den zwischen einem geistvollen Musikdirector und einer bornirten Orchesterbande: — Hoffmann erlag ihm und sein Vorgänger Dittmayer, der nicht nur mit der Geige dirigirte, sondern vielleicht außerdem im Orchester als guter Kumpan beliebt war, trat wieder an seine Stelle. Indeß hatte sich Graf Soden ganz von der Verwaltung zurückgezogen, ein gewisser Heinrich Cund, Verfasser mehrerer grauligen Ritterkomödien spielte eine Zeit lang den Director, erklärte sich aber alsbald für insolvent. Kein Mitglied erhielt seine Gage und auch Hoffmann kam in größte Verlegenheit.

Ein musikalisches Moment in seinem Seelenleben bildet auch jene seltsame Sehnsucht nach der Abgeschiedenheit des Klosters, die in Bamberg durch seinen Besuch bei den Capucinern und die Bekanntschaft des Pater Cyrillus so lebhaft aufgeregt wird, und sich auch an vielen Stellen seiner Schriften z. B. im Elixire des Teufels, ausspricht. Die stillen geheimnißvoll dämmernden Klosterkirchen, das ganze Mönchsleben, das sehnsuchtsvolle aber verschwiegene Hinübergreifen des Geistes in die hellen Freuden einer abgeschlossenen Menschenwelt, das sich in Tönen so unverholen und halbverständlich ausdrücken läßt: — alles dies giebt sich so vollständig und anschmiegend der Musik hin, daß selbst ein Mozart sich oft von der Tonbühne fort in die stillen Räume von St. Stephan sehnte. —

Außer jenem feinen reizbaren Nervenleben bezeugt sich auch in der Leichtigkeit, mit der Hoffmann sich aus anscheinend tiefliegenden leidenschaftlichen Gemüthszuständen her-

auszog, um ſich ohne Weiters in neue ähnliche Situationen zu werfen, ein muſikaliſches Naturell, · · eine Künſtlernatur. So glauben wir ihn mit glühendſter Neigung zu jener Julia (Bamberg) hingezogen, die er als Cäcilie in dem Aufſatze ombra adorata, im Berganza, in den muſikaliſchen Leiden und Freuden, und als Donn' Anna im Don Juan verherrlicht hat, — und leſen an ihrem Verlobungstage in ſeinem Tagebuch mit vielem Mitleiden: „Il „colpo é fatto! Ella é diventata la sposa di questo ma„ledetto M., e mi pare, che tutta la mia vita musicale „e poetica ésmorzata; bisogna prender una risoluzione „degna d'un uomo, com' io credo essere; quaesto era „un giorno del diavolo!“ Aber ſchon am nächſtfolgenden Tage leſen wir mit vieler Beruhigung: „È già passato, „ed' io credo, che l'immaginazione fece molto.“ Und damit war's abgethan.

Wir wollen unſern Leſern eine intereſſante Stelle aus dem Funck'ſchen Buche nicht vorenthalten. Dem Verfaſſer, der in Bamberg zu Hoffmann's intimſten Freunden gehörte, war ein Kind geſtorben, und Hoffmann beredete ihn — ich glaube Tags darauf — den Don Juan im Theater zu hören. Nach vielem Wider- und Hinundherreden giebt der Trauernde endlich den ſiegenden Bitten und Vorſtellungen Hoffmann's nach, und folgt ihm. „Auf dem Wege zum Theater“ ſchreibt dieſer „phantaſirte er über die Schönhei„ten des Werkes auf eine ſo poetiſche Weiſe und immer „mit Beziehung auf meinen Verluſt, daß, hätte er dieſe „Worte niedergeſchrieben, es vielleicht das Beſte wäre, was „er je über Muſik geſagt.“ Während der Vorſtellung ſaß er nun neben dem betrübten Freunde und machte ihn auf

hervorragende Einzelnheiten des Meiſterwerkes aufmerkſam, wobei ſeine Augen in Thränen ſchwammen. „Der Abend“ ſchreibt dieſer weiter „wird mir ſowohl in Bezug auf mich, „als auf Hoffmann unvergeßlich bleiben; denn nun ſeh ich „es ſo deutlich ein, mit welch hohem heiligen Ernſt er ſich „der Kunſt der Muſik ergeben, und wie dieſe allein — ein „inneres Evangelium — in ihm lebte, aus ihm ſprach und „magnetiſch wirkte.“

Der geachtete Verfaſſer des Aufſatzes „Goethe's Verhältniß zur Tonkunſt“ Dr. A. Kahlert (4tes Heft des Freihafens) macht die treffende Bemerkung, daß ſich faſt bei allen Humoriſten große Vorliebe für Muſik fände, ſo z. B. bei Jean Paul, bei Ernſt Wagner — und daß Hoffmann, Weisflog und L. Schefer ſogar ſelbſt componirt hätten. Hiernach ſtellt ſich denn auch das muſikaliſche Umgangsverhältniß heraus, daß namentlich, wie wir zu bemerken glauben, Goethe von Hoffmann und ähnlichen Schriftſtellern unterſcheidet. Goethe ſuchte ſeine muſikaliſchen Bekanntſchaften ſtets in der Mittelmäßigkeit auf, das beweiſen ſeine artiſtiſchen Beziehungen zu Johann André, Kapellmeiſter Wolf in Weimar, Chriſtoph Kayſer — der außer dem Componiſten ein tüchtiger Kopf geweſen ſein mag — zu Reichardt, Zelter, Eberwein und andern, die ſich als ſchaffende Tondichter nie über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben haben, denen man aber ſonſt theoretiſche und andere Verdienſte und Förderung der Kunſt nicht abſprechen wird. Jedenfalls iſt es auffallend, daß Goethe, der Zeitgenoſſe eines Mozart, Haydn und Beethoven in faſt gar keinen Beziehungen zu dieſen leuchtenden Sternen deutſcher Tonkunſt

ſteht. — Vergebens ſucht Bettina — dieſe incarnirte muſikaliſche Pſyche — den großen Poeten dem guten Zelter in etwas zu entfremden, indem ſie bemerkt, daß ein Menſch von ſo groben Knochen, ſo langer Weſte, wollenen Strümpfen und Kniehoſen unmöglich Goethiſche Lieder componiren könne; — es gelingt ihr aber nicht ihn ihrem Ideal — Beethoven — zuzuführen.

Was hätte Hoffmann wohl hingeopfert, mit einem Mozart in perſönlich-geiſtigen Verkehr zu treten, deſſen feinſte Ton- und Witzblüthen er zu fühlen und zu genießen verſtand. So ſchreibt er in Königsberg in ſein Plozker Tagebuch über die Cdur-Arie des Arbace in Idomeneo: „Die „Arie iſt wohl eigentlich nur ein ſatyriſcher Hieb Mozarts „auf die Caſtraten und ihre Singmanier. Er hat's nur „ironiſch gemeint, das merken aber manche Herren nicht.“ Größte Schärfe und Geſchmack zeichneten ſtets und überall ſein Urtheil aus; ſo konnte er Paer, der als Kapellmeiſter Napoleon's nach Warſchau kam, durchaus nicht leiden, weil er nach Hoffmann's Meinung als Mann eben ſo ſüßlich, wie in ſeinen Compoſitionen war.

Daß Hoffmann ein weſentlich bewegendes Motiv einer neueſten muſikaliſchen Culturgruppe, der ſogenannten „romantiſchen Schule“ iſt — über die wir nächſtens ausführlicher zu ſprechen gedenken — darf man nicht leugnen und Robert Schumann, der geiſtvolle Redacteur der neuen Leipziger Muſikzeitung, einer der Choragen dieſer Schule, hat ſo eben erſt eine Claviercompoſition unter dem Titel „Kreisleriana“ edirt, worin die poetiſchen Momente jenes Hoffmann'ſchen Characters muſikaliſch accentuirt werden. Auch Liszt, Chopin, Berlioz haben gewiß manches

von den Phantaſieen des célèbre Hoffmann in ihre Tonſprache überſetzt. So wirkt ein wahrhaft eigenthümlicher Geiſt nach den verſchiedenſten Richtungen fort.

Speciell auf den oben verzeichneten muſikaliſchen Nachlaß Hoffmann's einzugehen, würde uns für den Raum und den literariſchen Standpunkt dieſer Zeitſchrift zu weit führen. Einige Worte zur nähern Characteriſirung der Oper Undine wollen wir indeß, ſo gut es ohne Notenbeiſpiele geht, hier folgen laſſen. Ueber die hiſtoriſche Entſtehung der Oper iſt bereits oben in Kürze berichtet worden. Das Textbuch liegt uns in zwei intereſſanten Exemplaren vor. Einmal die Fouqué'ſche Originalſchrift der Bearbeitung für die Zwecke des Muſikers, dann die eigenhändige Hoffmanniſche Abſchrift derſelben mit einigen nicht unweſentlichen Abänderungen: — Zuſätzen und Kürzungen. Daß der Stoff an ſich ſehr muſikaliſch, leidet keinen Zweifel, das Versmaaß und namentlich der Reim will uns aber hie und da etwas gezwungen erſcheinen. So z. B. das oft wiederkehrende „irren" und „wirren" und „Irrung" auf „Wirrung" ſind böſe Klänge für Componiſten und Sänger. Im Uebrigen können wir in den Tadel Carl Maria von Weber's nicht mit einſtimmen, wenn er ſagt: „In dem Text der Oper Undine hätte wohl mancher innere Zuſammenhang beſtimmter und klarer verdeutlicht werden können." Wir finden im Gegentheil alles geſagt, was zum Verſtändniß nothwendig. Die Oper beginnt mit einem Terzett, (Huldbrand, Fiſcher und Frau), das ſich in der Hoffmanniſchen Textſchrift mit Röthel geſtrichen findet, deſſen ungeachtet ſteht es in der Original- wie auch in der Theaterpartitur, beginnt in Cmoll C-Takt und ſchließt plagaliſch

mit großer Terz. Es iſt kein Zweifel, daß die Oper damit begonnen. Undine iſt aus dem Hauſe verſchwunden, und die drei Genannten bitten in die dunkle, ſtürmiſche Nacht hinaus, ſie möge wiederkehren. Das Stück, in dem zweite Geige und Bratſche ein Tremolo, zu gehaltenen Akkorden der Blaſeinſtrumente und ängſtlich-beſorgten Hornrufen, führen, wo dann und wann die erſte Geige in einer Sechszehntelfigur drüber hinrauſcht, malt ganz treffend die Situation. Der Ritter will hinaus ſie ſuchen, retten — man mahnt ab, und hält ihn zurück. Nach kurzem Dialog folgt eine Romanze des Fiſchers Gmoll $\frac{6}{8}$ Takt, die das erſte Erſcheinen Undinens bei den Fiſcherleuten erzählt, hie und da von kurzem Geſpräch unterbrochen. Dieſe ſchöne Romanze, in der öfters Bdur mit der Haupttonart abwechſelt, ſoll ein Lieblingsſtück des Publikums geweſen ſein, und C. M. v. Weber, auch Marx, heben ſie als eigenthümlich und gelungen beſonders hervor. Vorzugsweiſe gefällt uns der geiſterhafte Esdur-Eintritt der Blasinſtrumente bei den Worten: „Kryſtall-Gewölbe — goldne Bäume u. ſ. w.," womit die frühere Wohnung Undinen's beſchrieben wird. Die Romanze geht dann, mit Anklängen der Hauptmelodie, in ein großes Enſembleſtück Gmoll $\frac{3}{8}$ Takt über, wo zu den Vorigen, — Undine, Kühleborn und ein Chor der Waſſergeiſter, erſt in der Ferne, dann näher und näher ſich vernehmen laſſen. Während dieſes Muſikſtücks verwandelt ſich die Scene .... Kühleborn warnt Undine vor der thörichten Verbindung mit einem Menſchenkinde, ſie will nichts davon hören .... in Cmoll rauſchen und ſingen die Waſſergeiſter drüber hin. Huldbrand tritt auf, Undinen, die er in Gefahr glaubt, zu retten .... ſie

bemerkt ihn, die Wogen beruhigen ſich bei ihrem Geſange .... ſie gebietet Kühleborn, ſie mit dem Ritter allein zu laſſen. Er verſucht ſie noch vor der Verbindung mit einem Menſchen zu warnen .... ſie verhöhnt ihn .... ein praſſelnder Septimenakkord auf Fis, — und zu ernſten Poſaunentönen gibt Kühleborn ſie ihrem Schickſale hin. Der $\frac{4}{4}$ Takt, der ſich zu gleicher Triolenbewegung in $\frac{4}{4}$ Takt aufgelöſt, wechſelt nun mit einem ritterlichen Rhythmus (C-Takt) und Huldbrand eilt auf die Geliebte zu, um ſie von dem Felſen zu führen. Erdgeiſter treten mit einer barocken Figur im $\frac{4}{4}$ Takt entgegen, und rufen ihm ſchroff und monoton auf C (Baßſtimmen) ein „Zurück!" Undine droht ihnen mit Sturm und Fluth, den Waffen ihres Reiches, und ſie verſchwinden. Es folgt ein Liebesduett in Adur mit reizender Violoncellbegleitung, danach treten die Eltern wieder auf und bitten ſie, mit ihnen zu gehen .... ſie widerſtrebt aber. Kühleborn, den murmelnde Violen, Paukenwirbel und dumpfe Poſaunen-Accente ankündigen, wird wieder ſichtbar und tadelt die Verbindung mit Huldbrand. Dies große Enſembleſtück, welches die Hälfte des erſten Aktes in der Partitur einnimmt, verklingt zuletzt piano in Gdur C-Takt. Es iſt von großer dramatiſcher Lebendigkeit, und ausgezeichnet ſind die Geiſterchöre, Kühleborn und Undine behandelt. In dem folgenden Sextett Bdur C-Takt zwiſchen Undine, Huldbrand, Kühleborn, dem Fiſcherpaare und Heilmann, dem Geiſtlichen, — iſt beſonders der Character des letztern feſt und ſchön in der Muſik durchgeführt. Das Stück beginnt zweiſtimmig zwiſchen der Singſtimme (Heilmann) und den Bäſſen; erſt ſpäter, nachdem alle Stimmen abwechſelnd eingetreten ſind, rauſchen die Bäſſe zum Tremolo des Bo-

genquartetts unheimlich auf, und gehaltene Poſaunentöne markiren Kühleborn's Erſcheinung am Fenſter der Fiſcherhütte. Das Sextett zeichnet ſich durch ſchöne Abrundung der Form, vorzüglich charakteriſtiſche und doch ungezwungene Stimmenführung aus. Undine erklärt nun in einem kurzen Dialog ihre Herkunft, ihr eigentliches Verhältniß zum Menſchengeſchlecht, u. ſ. w.... ſie warnt den Geliebten vor jeder Art von Treubruch, da ſein und ihr Verderben davon die Folge ſein würde. Mit dem leidenſchaftlichen Ausruf Huldbrand's, ſie nimmer zu verlaſſen, beginnt das Finale des erſten Aktes Ddur C-Takt. Es bleibt eine Zeit lang Duett zwiſchen den Liebenden, dann tritt in Bdur $\frac{3}{4}$ der Geiſtliche und das Fiſcherpaar dazu, ſpäter Kühleborn als Einſiedler des Waldes, der mit dem Brautpaar nach Burg Ringſtetten ziehen will. Die zweiſtimmigen Imitationen des Saitenquartetts zu den dumpfen Poſaunenſtößen und die tiefgehaltenen Oboen und Clarinetten machen ſein Auftreten höchſt ſeltſam und ſchauerlich. Undine ſucht ihn vergebens zu entfernen, er verſpricht, ſich ruhig zu verhalten. In einem lebhaften kurzen Allegroſatze Ddur Allabreve wird der Akt ſechsſtimmig zu Ende geführt.

Im zweiten Akt befinden wir uns auf einem baumſchattigen Platz in der Reichsſtadt und ſehen Undine und Bertalda in der Nähe eines zierlichen Brunnens luſtwandeln. Ein Entr'-Akt in Asdur $\frac{3}{4}$ beginnend, dann mit Esdur $\frac{2}{4}$ und Allegro agitato Fmoll $\frac{4}{4}$ wechſelnd, am Schluß jedoch pp. in die Anfangstakte $\frac{3}{4}$ auf ruhendem Bas C. verklingend: — malt uns in kurzen Strichen die Schlußſcene des zweiten Aktes am Donauufer, und iſt aus einzelnen Motiven dieſes Finales zuſammengeſetzt. Ein lieb-

liches Duett Fdur ¾ mit obligater Cellobegleitung zwiſchen Undine und Bertalda, und reizendem Wechſelſpiel der Blaſeinſtrumente, folgt hierauf. Nach kurzem Dialog ſteigt Kühleborn unter ſehr charakteriſtiſcher Begleitung der Bäſſe, Fagott's und Hörner aus dem Brunnen, — Melodram — die Modulation fällt mit einem Tremolo der Saiteninſtrumente in's Des, und Kühleborn ruft in abentheuerlichen Octaven und Quintenfällen zu tief gehaltenen Oboen, Fagott's und Poſaunen und taktweiſem Akkordwechſel von Des — Ges und von Ges durch Esmoll nach B zweimal, ſich ſteigernd: — „Undine! komm herab!" Terzett. Undine warnt ihn, die Freundin Bertalda, der die Erſcheinung die Sinne verwirrt, zu ſchonen. Dieſes kurze Stück iſt höchſt dramatiſch und voll genialiſcher Züge. Wir glauben, daß ſich C. M. v. Weber manches daraus ad notam genommen, namentlich was die tiefen Oboen und Clarinett's anbetrifft, die ſpäter im Freiſchützen und an einigen Stellen des Oberon von ſo frappantem Effect waren. Kühleborn verſchwindet unter der umgekehrten Begleitung des Aufſteigens, — die Schlußtakte des Fdur-Duo's fallen beruhigend ein. Zu Anfang der zweiten Scene findet ſich im Hoffmanniſchen Textbuch eine Arie Kühleborn's mit Chor der Waſſergeiſter, die indeß wieder geſtrichen, und auch nicht componirt iſt; in Fouqué's Originalſchrift ſteht nichts davon, und es iſt anzunehmen, daß Hoffmann ſelbſt die Verſe für ſeine muſikaliſchen Zwecke gedichtet. Bei der nun folgenden Bdur-Arie der Undine finden ſich verſchiedene Lesarten des Textes und der Partitur. Der Fouqué'ſche Text beginnt mit den Worten; „Wer kennt des laun'gen Glückes Flügel, wer ſeinen Lauf" u. ſ. w., nach dieſer Lesart hat

Hoffmann die Arie in der Originalpartitur im $\frac{4}{4}$ Takt Bdur, mehr gut dramatiſch deklamirt, als melodiſch intereſſant durchgeführt. Der andere Text, wahrſcheinlich von Hoffmann gedichtet, beginnt: „Wer traut des laun'gen Glückes Flügel bei Spiel und Feſt!" u. ſ. w., und dieſer Text findet ſich in der Theaterpartitur mit einem kurzen Recitativ a battuta beginnend, in Bdur $\frac{3}{4}$ alla Polacca componirt, und zwar ſehr melodiös und brillant figurirt für die Singſtimme. Alſo auch Hoffmann hat daran denken müſſen, wo möglich „dankbar" für die Theaterſänger zu ſchreiben. Am Schluß modulirt dieſe Arie nach dem Dominantendreiklang von C, in welcher Tonart Allegro $\frac{6}{8}$ der nun folgende Feſtchor der Hochzeitgäſte beginnt, worin nun auch der Herzog und die Herzogin auftreten. Der Herzog gebietet den Flöten und Harfen Schweigen, und fordert Undine auf, ein Lied zu ſingen. Es folgt in Adur $\frac{6}{8}$ die Romanze, in der das Schickſal Bertalden's aufgehellt wird, wodurch Undine unbewußt alles verdirbt. Dieſe Romanze gehörte nebſt der des Fiſchers im erſten Akt zu den Lieblingen des Publikums; — ſie iſt eben ſo einfach und melodiös, als geiſtvolldramatiſch behandelt. Bertalda iſt beleidigt.... will nichts von den Fiſchereltern wiſſen, auch Undinens Gemahl iſt erzürnt, man nennt ſie eine Hexe.... der Tumult ſteigt auf's Aeußerſte.... der Herzog legt ſich in's Mittel und ſtellt die Ruhe wieder her. Ein Chor mit Solo Allegro in Cmoll beginnend, aber auf dem Dominantendreiklang ſchließend, in dem die Stimmen canoniſch eintreten, ſchließt dieſes große Enſembleſtück, das ſich, der Situation gemäß, durch große dramatiſche Lebendigkeit auszeichnet. Die Scene verwandelt ſich in einen Wald,

in einer dramatiſch gehaltenen Arie mit Chor erſcheint Kühleborn und fordert die Waſſergeiſter auf, Undine an dem eiteln Ritter und Bertalda zu rächen. Dies Stück beginnt und ſchließt in Esdur $\frac{4}{4}$, eine abgebrochene characteriſtiſche Granitofigur der Bäſſe und Fagott's wird, mit wenig Unterbrechung, bis zum Schluſſe durchgeführt. Ein bewegtes Duett in Fdur $\frac{4}{4}$, in dem Huldebrand Bertalden, die er im Walde verirrt findet, ſein ritterliches Geleit, und auch ziemlich unverholen ſein Herz anträgt, — geht noch dem Finale voran, das Fdur $\frac{3}{4}$ mit Oboen, Fagotts und Hörnern höchſt naiv und heiter anhebt, und nichts ahnen läßt von dem tragiſchen Ende der armen Undine und des treuloſen Ritters. Undine, die gerettete Bertalda, der Ritter und Gefolge, — alle ſitzen am Ufer des Stromes und ſind heiter und guter Dinge. Die Muſik tändelt lieblich im $\frac{4}{4}$ Takt (Chor und Solo) dahin.... Bertalda ſpielt mit ihrem Halsgeſchmeide, das ihr der Ritter geſchenkt, ſorglos über dem Waſſer.... aus dem plötzlich eine rieſige Fauſt fährt und es ihr entreißt. Alles iſt beſtürzt, der Ritter zürnt.... Undine bittet ihn, nicht hier am Ufer ſie zu ſchelten, was ihm und ihr Verderben bringen müßte, — und verſpricht ein neues ſchöneres Kleinod zur Stelle zu ſchaffen. Ihre Beſchwörung der Wogen (Andantino $\frac{3}{4}$ Gdur) mit obligater Begleitung von drei Violoncell's zu pianogehaltenen Akkorden der Blaſeinſtrumente, wobei die Geigen pauſiren, iſt originell und reizend concipirt. In Esdur $\frac{4}{4}$ ſteigt ein ſchöner Knabe aus dem Waſſer und überreicht ein Korallenhalsband..... Der Chor malt treffend ſein Staunen und Befremden. Die plötzliche Modulation nach Ges und zurück nach B, wie die eigenthümliche Verbindung des Fa-

gotts mit der Tenorpoſaune muß von frappanter Wirkung ſein. Bertalda wirft den Schmuck von ſich, der Ritter verflucht Undinen „die dreiſte Waſſerfey“.... die Holzbläſer und die Poſaunen fallen aus Fmoll pianiſſimo nach Des $\frac{4}{8}$ Takt, die Saiteninſtrumente (6ſtimmig mit Surdinen) antworten immer einen Takt ſpäter. Ein Nebel erhebt ſich aus den Wogen.... in Asdur $\frac{4}{4}$, mit einer in Sechszehnteln wogenden Begleitung der Geigen und imitatoriſchen Ligationen der Fagott's und Clarinetten, wozu ſpäter auch Flöten und Oboen treten, nimmt Undine wehklagend Abſchied. Vergeblich ſucht Huldbrand ſie zurückzuhalten.... ſie warnt ihn nochmals vor einem Ehebunde, der ihm unfehlbaren Tod bringen würde, und mit dem wieder aufgenommenen $\frac{4}{8}$ Takt Desdur verſchwindet ſie in den Waſſernebeln. Im Allegro Fmoll $\frac{4}{4}$ ruft der Ritter verzweifelnd der Geliebten nach.... unter Poſaunen, Pauken, Hörnern ꝛc. (ohne Saiteninſtrumente) erſcheint Kühleborn über den Waſſern und kündet ihm drohend an, daß er jetzt ihm verfallen ſei. Chor und Soloſtimmen vereinen ſich zu leidenſchaftlichen Klagen über den Unfall und più presto Fmoll $\frac{4}{4}$ ſchließt der Akt.

Im dritten Akt ſehen wir uns nach Huldbrands Burg, Ringſtetten, verſetzt, und es beginnt eine große leidenſchaftlich bewegte Arie Bertaldens in Emoll, die ſich weder im Fouquéſchen noch Hoffmannſchen Textbuch verzeichnet findet. Hierauf folgt ein ausgezeichnet gearbeitetes Terzett in Edur, (Bertalda, Huldbrand, Kühleborn) in den der Ritter ſeine Liebe für dies Fräulein ausſpricht, dazwiſchen tritt Kühleborn's Stimme aus der Tiefe mit plötzlichen fremdartigen Modulationen, warnend und drohend auf.

Bertalda kann den wiederholten, immer dräuender ſich erhebenden Spuk nicht länger ertragen und entflieht. Der Ritter bleibt allein. Ein ſehr ſchön gehaltenes Melodram folgt.... Huldbrand in Zweifeln und Liebesträumereien zwiſchen Undine und Bertalda hin und hergeworfen mit Anklängen aus dem Scheideliede Undinen's und dem Liebesduett mit Bertalda, — führt bis zum Auftritt Heilmann's des Geiſtlichen, deß Kommen feierliche Harmonieen des Bogenquartetts verkünden. Das Duo zwiſchen ihm und dem Ritter Gdur $\frac{3}{4}$ iſt nicht bedeutend. Darauf folgt ein chevaleresker Chor Ddur $\frac{2}{4}$ des herzoglichen Gefolges. Die nächſte Scene mit dem Terzett des Fiſcherpaares und Kühleborn's, wo Undinen's feine Geiſterſtimme je zuweilen in den Refrain der Fiſcherromanze hinüber klingt, iſt nun aber wieder hochpoetiſch und durchaus trefflich componirt. Das letzte Finale beginnt in Cdur $\frac{6}{8}$ mit einer Fanfare der Trompeten, Hörner und Pauken, worauf ein luſtiges Hochzeittafel-Chor auf dem Schloßhofe der Burg einſtimmt. An einzelnen Stellen hat Hoffmann den Geigen viel Fertigkeit in chromatiſchen Läufen zugemuthet. Es folgt ein glänzendes Arioſo Fdur $\frac{4}{4}$, worin die ausgelaſſene Braut Bertalda den Ritter auffordert, den Springbrunnen, den Undine für ewig zu ſchließen befohlen hat, öffnen zu laſſen. Huldbrand widerſtrebt anfangs dem Verlangen, gibt aber der Erzürnten endlich nach..... Die Mauer wird durchbrochen.... der Strahl ſchießt empor, und von C-Septime fallen die Blasinſtrumente mit jener ſelben Stelle aus dem Finale des 2ten Akt's in Desdur $\frac{12}{8}$ ein, die Undinens Verſchwinden bezeichneten. Ihre Geſtalt erſcheint in dem Waſſerſtrahl.... dem Ritter zuwinkend tönt ihre Stimme im geiſterhaften

Octaventritt der Dominante von As: „Hab' gute Nacht!“ Huldbrand, vom Zauber ganz umfangen, eilt auf ſie zu.... umſchließt ſie, und verſchwindet mit ihr in den Fluthen. Die Soloſtimmen in chromatiſchen Imitationen, der Chor in abgeriſſenen Accenten fallen Cmoll $\frac{4}{4}$ mit einem „Wehe“ ein, das durch ſchneidende Modulation einige Zeit fortgeführt, zuletzt auf Fmoll-Dreiklang ſchließt, worauf nach kurzem Uebergang der Saiteninſtrumente, in Cdur $\frac{4}{4}$ Maestoso der rein achtſtimmige Schlußchor folgt, und das Ganze mit wehmüthig-feierlichen Klängen beruhigend ſchließt. Mit den erſten Takten dieſes Chores beginnt die Ouvertüre, die nach einem tüchtig durchgeführten brauſenden Allegro Cdur $\frac{4}{4}$ durch einen ſanften $\frac{3}{8}$ Takt in G, ohne abzuſchießen in die Oper (wie beim Don Juan u. a.) ſelbſt hinüberführt. Uebrigens iſt die Ouvertüre nicht, wie es in neuerer Zeit Mode, aus lauter einzelnem Fetzen der Oper zuſammengeſetzt, ſondern es ſind nach beſſerer Weiſe und Form nur zwei Hauptmotive, die Einleitung abgerechnet, im Allegro durchgeführt. Es befindet ſich in der Originalpartitur auch ein von Hoffmann eigends componirter Schluß für den Concertgebrauch. Mit vorzüglicher Vorliebe hat der Componiſt die Charactere Kühleborn's und Undinen's durchgeführt, und demnächſt hauptſächlich in den Chören der Waſſergeiſter ſein großes Talent für die Tonkunſt documentirt. Die übrigen Charactere ſind mehr verallgemeinert und ſchwankender. Auffallend iſt es, daß mit dem Tenorpart nur eine Nebenperſon, der Herzog, bekleidet, und daß ſelbſt der Liebesheld Huldbrand im Baß-Bariton gehalten iſt. Kühleborn, der Fiſcher und der Geiſtliche ſind ebenfalls Bäſſe. — Soviel über dieſe Oper, die ſowohl in

ihrer melodiſchen als dramatiſchen Haltung keinesweges veraltet zu nennen iſt, und die wohl werth wäre, wieder auf die deutſche Bühne z. B. in Berlin, gebracht zu werden, wo man jetzt die Koſten der Decorationen und Scenerie ꝛc. die ſich, unter der erſten Aufführung durch den Grafen Brühl, auf beinahe 12000 Rthlr. beliefen, nicht haben würde, da die Decorationen des Ballet's Undine, mit kleinen Aenderungen, gewiß zu brauchen wären. Und wenn auch ein Balletdecorationen-Geſetz bei der Berliner Hofbühne exiſtiren ſollte, das dieſes verböte — welche Zweckmäßigkeit wir nicht weiter ermitteln mögen — ſo könnte man doch den Manen Hoffmann's zu Gefallen wohl einmal eine Ausnahme geſtatten. Daß es der Theaterkaſſe erſprießlich ſein würde liegt zu Tage. Wir würden uns freuen, wenn es uns hiermit gelungen wäre, das Intereſſe deutſcher Bühnen auf das ebenſo merkwürdige als treffliche Werk hinzulenken.

Als Anhang und Vorſchmack Hoffmanniſcher Compoſitionsweiſe geben wir ein, ſo viel uns bekannt, ungedrucktes Lied von ihm, das ſich auf einem einzelnen Notenblatte in ſeinem Nachlaſſe vorfand. Die Herausgabe der Undine ſteht demnächſt zu erwarten.

V.

Ludwig Tieck und die deutsche Romantik.

Historische Skizze

von

Rudolph Kausler.

Erster Artikel.

Die deutsche Poesie hat es in keiner ihrer Lebensperioden vergessen, daß sie fern von dem Marktgewühl eines sich auf engem Raume drückenden und drängenden Lebens, unter freiem Himmel in Waldes Einsamkeit aufgewachsen ist. Der Sinn für das Naturleben zieht sich als ein erquickender Strom durch die lange Reihe ihrer Erzeugnisse von der Poesie des Mittelalters bis auf die der neuesten Zeit. Den Minnesängern sind Liebe und Frühling unzertrennlich; ohne Sonnenschein, Vogelsang, Waldesgrün und Glanz der Rosen, kann die Liebe nicht gedeihen. Wenn sich Wald und Haide grün und roth färben, erwacht auch die Liebe aus ihrem Winterschlaf, denn in Mitten grüner Forsten, an frischen Brunnen und Quellen schlägte Frau Minne ihren Hof auf. Ueber den Festgelagen und Heldenfahrten, von denen uns die alten epischen Gedichte melden, glänzt stets

ein ſonntäglicher blauer Himmel und wo es irgend erlaubt iſt, führen uns die Dichter ins Waldesgrün hinaus, um hier ſich und ihre Helden, nach manchen beſchwerlichen und einförmigen Fahrten, zu erquicken. Selbſt moraliſch-didaktiſche Gedichte können es nicht unterlaſſen, die klaren deutſchen Gebirgsquellen in ihre trockenen Ebenen hineinzuleiten und zu unſerem Erſtaunen allegoriſchen Blumen und Bäumen durch raſchen Zauber Farbe und Duft der lebendigen zu verleihen. Was die deutſchen Epiker des Mittelalters aus eigenen Mitteln den fremden Stoffen zugaben, die ſie größtentheils ſchon in poetiſcher Form überliefert erhielten, war hauptſächlich dieſer Naturſinn, der ſich auch in den engen Straßen der alten Reichsſtädte nicht verlor, wo nur da und dort auf freiem Platz eine Linde Raum fand.

Wo man die Hans Sachſiſchen Gedichte aufſchlägt blicken uns anmuthige grüne Ruheplätze entgegen, keinem Wald und keiner Haide, an der uns die Erzählung des alten Meiſters gelegentlich vorüberführt, fehlt das Beiwort grün. Dieſer Waldes-Duft verliert ſich nur mit der Poeſie ſelbſt im ſiebzehnten Jahrhundert, aber auch hier, wo ſich immer ein friſcher Ton erhebt, fangen die Wälder wieder an zu rauſchen, und der neue Frühling, der für die deutſche Poeſie mit Goethe und ſeinen Genoſſen anbrach, war ein Frühling im eigentlichen Sinne, da die Natur in dieſen berauſchenden Gedichten nach langer Zeit wieder eine Stimme fand.

Ich gehe hier nicht darauf ein, inwiefern Aehnliches von der engliſchen und nordiſchen Poeſie geſagt werden kann, nur auf dem Grund der reinen Naturliebe, zu deren Erklärung der Schlüſſel leicht zu finden iſt, erhob ſich die wun-

derbare Erscheinung der reinen Naturpoesie, welche die Natur, die sonst das Menschenleben nur zu heiterm Spiel mit Arabesken umwinden darf, auf den höchsten Thron setzte, um fortan allein ihren Offenbarungen zu lauschen, während die sittlichen Interessen, denen sie entfremdet und ferne stand, als Spiel behandelt wurden. Ich rede von der neuen deutschen Romantik, die ich, wie ich sie vor Allem aus den Werken ihres ersten und größten Verkündigers, Ludwig Tiecks, auffassen muß, als reine Naturpoesie betrachte. Jenes Hereinspielen der Natur in das Menschenleben ist eine nationale Erscheinung, die uns und unsern Verwandten bleiben wird, denn sie ist in den Grund-Verhältnissen des deutschen Lebens gegründet; diese reine Naturpoesie ist eine historische, die, wie sie vorüberging und vorübergehen mußte, nur nach einer Reihe bedeutender geistiger Umwälzungen auftreten konnte. Die Poesie hat sich zu jeder Zeit in bösen Tagen in die Stille der Natur geflüchtet, um der Menschheit und aller ihrer Schmerzen zu vergessen, aber der Wechsel blieb ein Ortswechsel, stets des geheimen Naturlebens sich zu freuen, klagte sie den Bäumen des Waldes, die Nichts davon verstanden, ihre alten Schmerzen, und kam bald genug wieder aus dem Exil zurück, um der Menschheit Lust und Weh zu theilen. Die so kindliche lebensfrohe Romantik hatte den ganzen trüben Wirrwarr der modernen Skepsis zu ihrer Voraussetzung. Die sittlichen Gesetze, die das Leben regieren sollten, mußten in ihrer Hohlheit zum Bewußtsein gekommen und von dem Zweifel völlig zerrieben seyn, ehe es möglich war, dessen, was die Menschheit seit der Welt Anfang in Bewegung gesetzt hatte, zu vergessen, um den Traum der Natur mitzuträumen. Um die Romantik zu

verſtehen, muß man ſich in ihrem älterlichen Haus umſehen, der Schule der Aufklärung, man muß in den Anfang der neunziger Jahre zurück, wo die neue Generation von den Rittern der Humanität ihre Gymnaſial- und Univerſitäts-Bildung erhielt.

Die Zeit, in welche Tieck's und ſeiner Freunde geiſtige Entwickelung fällt, gehört zu den verdrießlichſten und abgeſchmackteſten Perioden in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes, ſie iſt nur mit wenigen Produkten der Genialität bezeichnet. Die Siegeslieder, mit denen eine ſtürmiſche Jugend zwanzig Jahre früher das neuentdeckte Reich der deutſchen Poeſie begrüßt hatte, waren längſt verſtummt, denn der Morgen, der ſo freudig anbrach, war bald von grauen Wolken überzogen, die auf eine lange Regenzeit hinwieſen, und der Gewinn des luſtigen Morgenritts ſchien den verſtimmten Dichtern jetzt höchſt zweideutig. Welchen von den damals bedeutenden Geiſtern wir ins Auge faſſen mögen, wir leſen in jedem Geſicht Mißmuth, Aerger über getäuſchte Hoffnung. Goethe entfloh den Geſpenſtern nach Italien, von wo er geläutert und erheitert zurückkehrte und viele Jugend-Arbeiten vollendet und in reinerer Geſtalt nach Hauſe brachte, aber erſt Schiller erweckte mit ſeiner ungeſtümen Begeiſterung ſeine halberſtorbene Luſt an der Production zu einem neuen Leben. Der Dichterkreis, deſſen Mittelpunkt er in ſeinen ſchönſten Tagen geweſen war, hatte ſich allmählig aufgelöſt, die „braven Kerls," die Ein Herz und Eine Seele zu ſeyn ſchienen, fühlten jetzt wohl, daß ſie ſich zu früh ewige Kameradſchaft geſchworen hatten, wie die Briefwechſel, die aus dieſen Jahren auf uns gekommen ſind, auf eine verdrießliche Art beweiſen; Uebelnehmereien wechſeln mit Ver-

ſicherungen, daß trotz dieſen und jenen Störungen die alte Liebe nicht geroſtet ſey. Die große Differenz zwiſchen Goethe und Jacobi mußte früher oder ſpäter an den Tag kommen; wer konnte Goethe zumuthen, mit Klinger und Lenz Arm in Arm durchs Leben zu gehen, da der originelle liebenswürdige Lenz ein eigentlicher, und der unliebenswürdige Klinger ein uneigentlicher Narr wurde? Das Verhältniß, in dem Goethe zu den ältern Freunden ſtand, die eine Zeit lang mitſpielten, war ohnedies ein precäres geweſen, das die geringſte Veranlaſſung auflöſen mußte, denn Goethe hatte in jener Zeit kein Organ, in Lavaters Lebensanſichten einzugehen, ſeine Liebe zu Klopſtock war, ehe ſie in den kurzen Briefwechſel mit einander geriethen, die Liebe zu einem alten Onkel. Die Stellung Goethes zu Herder war auch ſchon von Anfang an eine unbehagliche geweſen, ehe ihre Bahnen ſo weit auseinander gingen, wie in der Zeit, wovon wir reden. Daß es nicht allein Goethes eigenthümliche Richtung und Natur war, die dieſen Bruch mit ſeinen Geſellen herbeiführte, daß die Bande brechen mußten, ſieht man auf's Klarſte daraus, daß die genannten Freunde Goethes ebenſo unter ſich zerfielen, daß es dem Göttinger Dichterbunde nicht beſſer erging, deſſen Mitglieder nach wenigen Jahren auseinander gingen. Dieſe Täuſchung war nicht die einzige, die die Männer jener Zeit erfahren mußten, die ſie in jene Lethargie verſetzte, aus der ſie großentheils nimmer erwachten. Mit welchen Anſprüchen und Verheißungen traten Lenz, Maler Müller, Heinſe, Stolberg und ſo viele Andere auf, und wie wenig haben ſie geleiſtet, als der Jugendrauſch vorüber war!

Während ſo die Genialen Sieſte hielten, Schiller nach

kurzem ſiegreichen Auftreten für längere Zeit ſich der Geſchichte und Philoſophie zugewendet hatte, Jean Paul noch immer keinen Verleger finden konnte, wurde das Publikum von jenem Geſchlecht beherrſcht, das ſich von den Broſamen nährt, die von der Reichen Tiſche fallen; Iffland und Kotzebue verſorgten die Bühnen, Lafontaine und jene unzählige Schaar von Romandichtern, die jetzt nur noch in den Leihbibliothen umherſpuken, waren die Lieblinge der Leſekreiſe, die lyriſche Poeſie, die von Schmidt von Werneuchen, Matthiſſon, Koſegarten u. ſ. w. repräſentirt wurde, gab nur noch ſelten matte Töne von ſich.

Die Sturm- und Drangperiode war die ſchönſte und unſchuldigſte Zeit der Revolution gegen die alt-kirchliche Dogmatik, die als ein altes Haus erſchien, da ihre Sätze nimmer aus der innern Erfahrung reproducirt wurden, ſomit nimmer naturgemäß waren. Schon mit dem Anfang des Jahrhunderts war das Naturgemäße die Loſung der ſtrebenden Geiſter, die ihrem Drange erſt noch ganz behutſam Luft machten. Wer erinnert ſich nicht jener halbfrivolen abgeſchmackten Scherzchen, deren ſelbſt Leſſing manche in Liedern und Epigrammen angefertigt hat, die wie die Mäuſe in einem ruhigen Zimmer bedächtig hervorkrochen und bei dem ſtrengen Stampfen eines frommen Eiferers ſich mit der Entſchuldigung, daß ſie unſchuldig und nicht zu mißdeuten ſeyen, in ihren behaglichen Winkel zurückzogen? Dieſe lüſternen Mäuſe ſchlüpften bald an allen Enden hervor und fanden nach und nach eine gute Aufnahme, da ſie ſo äußerſt artig und beſcheiden waren. Die ſtrenge proteſtantiſche Zucht und die innere und äußere Herabgeſtimmtheit, die ſeit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland

Alles niederdrückte, hatte eine allgemeine sittliche Reinlichkeit verbreitet; an einzelnen Ausbrüchen der angebornen Bestialität fehlte es freilich nicht, sie wurden aber als fremde Erscheinungen betrachtet, bei denen kein Gebildeter an das Herz griff. Betrachtete man nun seine Zustände, so fand man in sich des Rohen und Verderbten so wenig, so viel des Zarten und Edlen, daß sich die Fundamentallehre des Christenthums, die Lehre von der Sünde, die bisher als eine unheimliche Wolke über den Häuptern gestanden hatte, in die freundliche Lehre von etlicher Mangelhaftigkeit auflöste. Man ehrte und liebte die Religion, deren Wesentliches in die allgemeine Menschenliebe gesetzt wurde, von der man überfloß. Kein Damm der Confession setzte dem Strome dieser überströmenden Liebe Grenzen, traten doch schon Einzelne mit der kühnen Frage auf: Wer gibt uns das Recht, den Heiden, unter denen es so viele edle und große Seelen gab, den Himmel zu verschließen? Es war eine zarte feinherzige Zeit, als die ganze gebildete Welt in bescheidenem Entzücken das Lied anstimmte:

Wir glauben All' an einen Gott,
Christ, Jud' wie auch Hottentot.

Wie trefflich perfectionirten nun die Berliner Theologen das Christenthum, Weiße das Theater; die alexandrinischen Tyrannen, die mit ihrer langweiligen Grausamkeit das Parterre zu tödten drohten, mußten zartsinnigen Tugendhelden den Platz räumen, die sich durch fünf Akte so sehr in Großmuth überboten, daß zum Gegensatz und zur Abwechslung einige Capital-Böſewichter nicht fehlen durften. Der bei weitem talentvollste und feinste Dichter dieser Zeit, Wieland, kämpfte scherzend gegen das Lügenhafte dieser Tugend-

haftigkeit, auf eine einseitige Art, indem er alle seine Helden dem Geschlechtstrieb zum Opfer brachte.

Die während dieser Bewegung herangewachsene Jugend sprach die Tendenz der Zeit gewaltiger aus; die Natur rücksichtslos walten zu lassen, war der Grundsatz, nach dem man nun, wie Goethe sagt, die Brust gegenseitig aufknöpfte. Man hatte die stille Voraussetzung, daß nur Edles und Lobenswerthes dabei an den Tag kommen werde, und warum denn nicht? Hatte doch ein allgemeiner deutscher Bibliothekar unmaßgeblich behauptet, es möchten nicht alle Leidenschaften zu verdammen sein. Die bedeutendsten Entdeckungen, die die junge Welt machte, als sie nun auch dem Vorhof des alten dogmatischen Gefängnisses entronnen war, waren die der Natur und der Liebe. Von der finstern Stirne der alten Dogmatik hatte sich der Naturſinn geflüchtet, der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, die Erde mit Seen und Strömen, Thälern und Gebirgen wurden jetzt wahrhaft neu entdeckt und die neue Entdeckung mit Jubel begrüßt; ganze Gedichtsammlungen, wie die Fritz Stolberg's und Anderer, sind lange Hymnen auf die neuentschleierte Mutter Natur. Die zweite Entdeckung aber war es, die in das Leben am stürmendsten eingriff, die Entdeckung der Liebe. Dicke Bände hatte man zwar schon voll von Liebesliedchen, und neben dem Wein war es der Kuß, dessen Süßigkeit von Gleim, Uz und wie die schalkhaften Anakreone alle hießen, tagtäglich besungen wurden, aber wie Gleim niemals von dem Weine trank, den er nicht genug anzupreisen wußte (was seine Biographen triumphirend berichten), so war auch sein und seiner Freunde ewiges Küssen eine langweilige Lüge. Die ahnungsvolle wehmüthige Luſt, die Jeder wohl in seinem Leben

einmal empfindet, wenn die erſte Liebe in ihm erwacht, ſpricht ſich dagegen voll und ſchön in dieſen jüngern Dichtungen aus, die ſeit langer Zeit das erſte Mal wieder wahre und erlebte Gefühle ausſtrömten.

Wie es kam, daß ſchon nach wenigen Jahren dieſer Jubel ſo kleinlaut verſtummte, ſieht man aus dieſen Dichtungen ſelbſt deutlich genug. Wie können Werther, Fernando, Weißlingen anders als tragiſch endigen, da ſie, nach den Grundſätzen ihres Dichters, ihrer leidenſchaftlichen Natur den Zügel laſſen? Dieſes haltungsloſe Sichgehenlaſſen mußte die gewaltigern Naturen zur Reue und Verſtimmung führen, die Trägen und Behaglichen führte es, ſobald der erſte Morgenduft von der erneuten Welt verſchwunden war, der Plattheit zu, die das Nächſte, was ſie auf der Oberfläche hatte, als natürlich, ſomit als poetiſch hingab. Iſt nicht unter den Gedichten, die Goethe nach Werther und Berlichingen ſchrieb, Manches Verſtimmte, Unerquickliche, dem er ſpäter nur durch durchgreifende Aenderungen das Recht der Ebenbürtigkeit verſchaffen konnte? (Die erſte Bearbeitung der Claudine von Villa Bella, deren friſches, wenn auch etwas rohes Leben, er in Italien einem zarteren Kunſtſinn zum Opfer brachte und die eine neue Auflage verdiente, nehme ich hier aus). In den ſpäteren Produktionen von Voß und Bürger zeigt ſich überall dort eine rohe und plumpe, hier eine gemeine Geſinnung, die einen um ſo unbehaglicheren, wüſteren Eindruck macht, als ſie mit der Prätenſion der allein wahren Poeſie auftritt. Das Bedeutende von dem Unbedeutenden und Platten zu ſcheiden, war der damaligen Kritik bei ihrem abſtracten Grundſatz, jede Individualität gelten zu laſſen, nicht möglich. Während

nun die unbedeutenderen Naturen ihre unbedeutenden Gefühle mit vieler Heiterkeit ins Breite ſpannen, fühlten ſich die Bedeutenderen durch das Zerwürfniß mit ſich ſelbſt in der Produktion gehemmt, ſo daß ein großer Theil, an der Poeſie völlig verzweifelnd, andere Richtungen verfolgte. Neben Goethe iſt es allein Voß, der ſich aus dem allgemeinen Schiffbruch rettete. Eine nicht reiche aber ſolide Natur, als Rector in Eutin mit Schulehalten und Ueberſetzen beſchäftigt, hatte er keine Zeit, ſich ſeinen Gelüſten zu überlaſſen, auch bewahrte ihn die ſtarke antike Geſellſchaft, mit der er täglichen Umgang hatte, vor der Heautontimoroumenie ſeiner Freunde. Goethe, in dem es mehr ſtürmte als in allen Andern, hatte ſich um ſo ernſtlicher nach einem Haltpunkt umgeſehen, den er auf ſeiner italieniſchen Reiſe fand. Von dem Jammer der deutſchen Gegenwart wandte er ſich weg nach dem heitern Leben des antiken Südens, über Farben und Pflanzen, den Denkmälern der alten Kunſt und den um dieſe Zeit aus dem Scheintod erweckten Homeriſchen Helden, die der ſittliche Zwieſpalt noch nicht berührt hatte, ſuchte er die geſetzloſe innerlich zerſtörte Umgebung zu vergeſſen und ſchuf ſich Weſen, die Blumenartig in naturgemäßer Sicherheit ſich entwickelten. So kam er freilich mit dem größten Theile ſeiner Zeitgenoſſen in völligen Widerſpruch, von denen die Einen mit hypochondriſcher Luſt in ihrem verworrenen Innern herumſtörten, und Jeder auf ſeiner Individualität beſtehend, einander anfeindeten, während die Andern der Aufklärung und der Natürlichkeits-Tendenz als eines Gemeinguts ſich heiter erfreuten, ohne an Klippen anzuſtoßen, da ſie nur auf dem ſumpfigen Abfluß umherſegelten. Der Niederſchlag der neuen von Herder, Goethe u. ſ. w.

zur Entwickelung gebrachten Zeit hatte ſich unterdeſſen überall feſtgeſetzt, nicht nur in der Poeſie, wo die Kartoffel- und Haberbreilieder, die Schlafrocksidyllen u. ſ. w. an der Tagesordnung waren, Theologen, Mediciner, Juriſten bemühten ſich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe umzugeſtalten, die Rationaliſten ſchlugen vollends den Teufel aus der Welt und lehrten Gott aus ſeinen Werken erkennen, die Mediciner machten den Seelenfrieden von dem Verdauungsſyſtem abhängig, lüfteten Kleider und Perücken, daß man wieder von Sonne und Mond beſchienen werden konnte, die Juriſten griffen die Privilegien des Adels an, natürlich nur in der Theorie, und Alle warfen ſich mit vereinter Wuth auf die Erziehung, um eine völlig neue Generation heranzuziehen, die den Idealen ihrer Erzieher gleich ſei und das Schöne nicht achte wie ſie.

Berlin war das Hauptſeminar der Aufklärung, als deſſen Vorſteher ſich der Jubelgreis Nicolai erhalten hatte, der ſchon mit Leſſing und Mendelsſohn in der Reihe der Vorkämpfer der neuen Zeit geſtanden. In dieſer aufgeklärten Stadt wuchs Ludwig Tieck heran und hatte ſogar das Glück, die Aufklärung der Zeit, wenn auch in einem nimmer ganz modiſchen Kleid, von der erſten Hand zu erhalten, denn ſein Gönner war der alte Herr Nicolai ſelbſt, dem die Wahrheit ſeiner Tendenzen ſich ſo von ſelbſt zu verſtehen ſchien, daß er, trotz bedenklicher Symptome, nicht ahnte, daß er eine Schlange in ſeinem Buſen nähre, in deren glänzenden Haut er ſich noch in ſeinen alten Tagen als Narr abſpiegeln würde. Tieck erhielt ſich trotz Nicolai's ſpäter ins Maaßloſe gehenden Schmähungen ſtets mit freundlicher Ironie, denn er mußte dem alten Herrn dankbar ſein,

hatte er doch auf seinem und seiner Freunde Rücken auf eine lustige Art sich zum Ritter geschlagen. Ich rede von jenen Comödien, mit denen Tieck epochemachend auftrat. Sie waren eine humoristische Ankündigung sämmtlicher Werke der Romantiker, die bei vielen jungen Gemüthern Anklang fand, wie es denn in der That erquickend sein mußte, aus der aufgeklärten Stadt mit ihren Kasernen, Waisenhäusern, Seminarien und Fabriken in diesen Ardennenwald hinauszureiten, wo der Himmel blauer und das Morgenroth funkelnder auf das Grün herniederschaute. Tieck erscheint in diesen Dichtungen, vor allen im Zerbino, trunken von der Herrlichkeit der Natur, was ihn drängte und drückte ist wie ein Traum vor diesem Licht verschwunden, die alten Narren können ihn nimmer ärgern, ja er ladet sie freundlich in den grünen Wald, wo sie denn auch mit aller ihrer Weisheit erscheinen, nur ist leider der Wald ein verzauberter, in welchem Alles tanzen muß. Die aufgeklärte Vernunft, die von Kanzel und Katheder herab sich so ersprießlich verlauten läßt, wird hier zur ergötzlichen Posse, die Weltverbesserer müssen wie Rath Freimund im Zauberschloß wider Willen eine Rolle in der Comödie übernehmen. Tieck selbst schildert die Begeisterung, die von ihm aus die Zeit zu einem neuen Leben weckte, in schönen Worten, die ich aus der Einleitung zur zweiten Abtheilung seiner gesammelten Schriften hier einrücken lasse, da sie nicht gehörig bekannt zu sein scheint.

„Alles dasjenige, sagt er hier, was ich zu besitzen glaubte, verwandelte sich fast plötzlich in einen andern höhern Reichthum, der alles Dürftige, Alltägliche und Unbedeutende, das Leben selbst, durch Glanz und Freude erhöhte. Dies war das innigere Gefühl der Poesie, ein Entzücken, das unmit-

telbar aus den Werken der Kunst die Seele durchdrang und durch ein geistigeres Auffassen als auf dem Wege der Beobachtung und des Verstandes dem begeisterten Sinne das Wesen der Poesie erschloß. Wie anders stellten sich mir jetzt die Prachtgebäude der großen Erfindungen Shakespeares dar, von Sophokles und Aeschylos, der alten Welt, den lieblich trunkenen Italienern, den entzückenden Träumen des Calderon und den wundersamen Bildern der spanischen Poeten schien plötzlich wie ein Vorhang herunterzufallen und die tiefe Weisheit des Britten und Cervantes, die Orakel der Alten, waren mir nun in der Tiefe des Verständnisses und der Ahnung zugleich, nicht mehr ein fremdes Wort und nicht bloß dem Staunen halbunverständlich ausgesprochen. Was die deutschen Minnesänger so oft von dem Uebermuth des Herzens, von dem hochstrebenden Sinne ihrer freudereichen Begeisterung aussagen, warum sie Frühling und Liebe, Wunder und Scherz so freundlich im Gesang vermählen und sich an Farbe und Glanz, in Schmerz und Zärtlichkeit nicht ersättigen können, war mir in dieser Stimmung ganz befreundet und verständlich. Wenn diese trunkene Stimmung auch durch einzelne Stunden der Melancholie unterbrochen wurde, so besiegte sie doch bald jede Störung. Fand doch mein Gemüth Alles in diesen Anschauungen und ich glaubte es erst nun einzusehen, warum sich mein störriger Sinn der Philosophie der Schulen so hartnäckig widersetzt hatte. Was meine Kindheit in der Religion suchte und ahnete, glaubte ich jetzt in Poesie und Kunst gefunden zu haben, und die grübelnden Zweifel späterer Jahre waren mir in dieser lichten Gegenwart entschwunden, weil sie zu unbedeutend und klein erschienen, denn das letzte Bedürfniß

ſie aufzuklären oder zu beſchwichtigen, ſchien bei dieſem vollen Gaſtmahl des Lebens auf immer abgewieſen. Hatte ich früher die Schilderung der Leidenſchaft, Kenntniß des Herzens und aller menſchlichen Verirrungen und Gebrechen in neugieriger Beobachtung vielleicht zu hoch angeſchlagen, ſo begeiſterte jetzt das Totale, die Anmuth und der Scherz, die tiefſinnige Weisheit der Erfindung und der muthwillige Wahnſinn, der oft die ſelbſterfundenen Geſetze wieder vernichtet, meinen Sinn und meine Forſchung, und das Spiel der Kunſt, der edle Leichtſinn der Freude verdunkelten mir wohl auf Momente wieder die Größe der Leidenſchaft, die Schilderung des tiefen Seelenſchmerzes in Shakeſpeare und Sophokles. Unzählige Gebilde und Erfindungen tauchten aus meiner Phantaſie hervor; dasjenige, was meine Jugend bedrängte, die Widerwärtigkeiten der Zeit, die mich geſtört hatten, die Bitterkeit und Verfolgung, die ich früher gern gegen Albernheit, Irrthum und Abgeſchmacktheit in den Kampf geführt hatte, trat jetzt in der Geſtalt parodirender aber nothwendiger Nebenperſonen in dem magiſchen Zaubergemälde der Poeſie auf; der heitere Scherz wußte ſich dieſer Gebilde mit milder Spaßhaftigkeit zu bemächtigen und indem mir ſelbſt ein Wohlwollen gegen Dinge, Lehren, Bücher und Menſchen, die meinem eigentlichſten Weſen feindlich waren, möglich und nothwendig wurde, begriff ich, weshalb Swift, Juvenal und ähnliche Satiriker mir widerwärtig und die Abſicht durch ſcharfen Spott Laſter des Tages zu geißeln und dergleichen Anmaßungen immer unverſtändlich geweſen waren. So entſtanden jene Gebilde der Poeſie, mit Scherz und Laune umkleidet, die damals entweder Freude bei Gleichgeſinnten oder mehr und minder Aergerniß erregten."

Dieser Durchbruch zur Romantik fällt in Tiecks Jugendzeit, er bezeichnet aber nichts desto weniger bereits eine zweite Epoche in seiner schriftstellerischen Laufbahn. Des Dichters Talent entwickelte sich sehr frühe, er schrieb den Roman Abdallah, der den spätern Meister in vielen Stellen ahnen läßt, neben Manchem Anderen, das sich in der Sammlung seiner Schriften findet, in seinem achtzehnten und neunzehnten Jahre. Was er in diesen seinen ersten Dichtungen noch stammelnd und ungeschickt zur Sprache bringt, fand in dem Roman „William Lovell," dem letzten Product seiner ersten Periode, in dem er seine bisherigen Ansichten, Zweifel und Beängstigungen, um auf immer von ihnen Abschied zu nehmen, niedergelegt hat, einen bewundernswürdig beredten Ausdruck. Im William Lovell spiegelt sich Tieck's Jugendzeit in ihrer ganzen Bodenlosigkeit. William Lovell selbst, der Held, repräsentirt die geniale Jugend, die dem neuen Evangelium, das die Herrlichkeit des natürlichen Menschen und darum die Freiheit verkündete, mit ganzer Seele ergeben war. William ist kein Genosse Goethe's, die Schranken, die dieser brach, findet jener schon gebrochen, es bricht kein neuer Frühling in seiner Seele auf, es herrscht der glühende Sommer, dessen Hitze die anmuthigen Frühlingsboten schon verzehrt hat. William ist ein reiches Gemüth, für Alles empfänglich, auf die Schönheit seiner Natur pochend, seine Philosophie ist die Sophistik der Leidenschaft. Die Sentimentalität, die aus seinen ersten Briefen schmachtet, zeigt sich bald in wahrer Gestalt als jene feine Sinnlichkeit, deren sublimirter Charakter so oft den Geist spielen will. Jene neue Form seines alten Egoismus hält er für eine höhere Entwickelungsstufe seiner Bildung, und stürmt

so unaufhaltsam durch alle Grade der Schlechtigkeit und Lüderlichkeit, bis er als gemeiner Verbrecher endet, von der Heillosigkeit seines Wesens und Treibens überzeugt, ohne zu wissen wohin jetzt sich wenden. Alle Falten des modernen Egoismus sind in dieser Characterschilderung mit unerbittlicher Gründlichkeit aufgedeckt, aber die sittlichen Bestimmungen, von denen sich jene Freunde leiten lassen, die William gegenüberstehen, erscheinen als trübselige feige Beschränkungen, die das Tiefste und Innerste im Menschen fesseln. Jene guten Menschen basiren auf denselben Grundsätzen wie William, sie sind nur zu träge, zu beschränkt, die Consequenzen zu verfolgen, und so ist das Resultat, das aus der Betrachtung dieser äußerlich divergirenden Lebensläufe gezogen wird, gleich Null. Der Glaube, daß den Genialen sein Genius in alle Wahrheit leite, ist von dem Dichter zerstört, ja er hat der edlen Seele noch das Letzte genommen, auf das sie sich, nachdem ihr Alles genommen ist, noch übermüthig stützen will, den Hochmuth auf die Einsicht, daß sie Nichts tauge. William erkennt sich als Werkzeug eines Andern, der ihm unmerklich, ihn zu zerstören, die Philosophie der Lüderlichkeit einimpft. Dieser letzte Schlag erfolgt im Roman freilich nicht auf dem Wege innerer Entwickelung, der Dichter hat einen Mechanismus zu Hülfe genommen, der in den meisten Romanen jener Periode, selbst im Wilhelm Meister seine ungeschickte Rolle spielt, der dumme Stolz, zu wissen, daß man Nichts ist, widerspricht sich aber jedenfalls selbst, und ist ein ungeschickter Lappen, der von dem alten Hochmuth zurückgeblieben ist. Dasselbe Verdammungsurtheil aber, das die Genialität traf, trifft auch, ist dieß auch nicht so stark ausgesprochen, die William in seinen

Freunden entgegentretende Moralität. Sie erscheint als auf halbem Wege zu William's Philosophie stehen geblieben, als eine Selbstbestimmung, die einer unersprießlichen und langweiligen Halbresignation entgegenführt.

So lag die sittliche Welt vor dem Dichter als ein Unding da, die Begriffe von Edelmuth, Tugend u. s. w. waren in die Luft verstoben, und hinter den verschwundenen Hüllen stand die gemeine Gestalt des Egoismus. Wohin sollte sich das Gemüth, das nach dem Festen, Unbedingten, nach der Tiefe strebte, anders flüchten als zur Natur? Sie bot sich zum vollsten, zum ungetrübten Genuß dar, denn es waren keine sittlichen Forderungen mehr da, welche die Schwelgerei stören konnten. Die Skepsis, wenn sie ihr Werk vollbracht hat, wenn die sittlichen Grundsätze in sich zerfallen sind, führt wieder einem Glauben, einer Religion, der Religion des Naturgenusses zu, denn sie ist ein Organ der Natur, das sich durch sie geltend macht, das entlassen wird, wenn sich die Herzen dem Natur-Cultus zuwenden. Man hat oft Naturphilosophie, Mystik, Romantik als gleichbedeutend genommen und die Romantik besteht allerdings darin, in der Natur das Absolute zu finden. Die Natur besteht dem Romantiker nicht, wie dem Bewußtsein des gemeinen Menschenverstandes, neben der sittlichen Welt, sie ist auch nicht in Einheit mit ihr, sie ist das Alleinseiende vor dessen Herrlichkeit die sittliche Welt verschwindet, wenn sie nicht in jenes ihr Gegenelement aufgelöst wird, wie dann die Romantik vielfach den Versuch machte, was bisher als freie sittliche Bestimmung gegolten hatte, in eine Naturbestimmung zu verwandeln. Mystisch ist diese Auffassung der Natur, denn die Natur verliert das Räthselhafte und Geheimnißvolle

ihres Charakters nur dann, wenn sie als ein secundäres auf die sittliche Welt bezogen, wenn sie von einem sittlichen Zweck abhängig gemacht wird.

Wie von den Dichtern der vorangegangenen Periode das Gefühl, die Leidenschaft, so wurde jetzt die Phantasie entfesselt. Phantasie finden wir bei allen Romantikern, und mit Recht hat Tieck nicht die Muse mit der Leier, der der Ausdruck des Gefühls angehört, sondern den Phantasus, den Sohn des Traums, der uns in das Reich der Phantasie führt, zur Taufe seiner jugendlichen Dichtungen gebeten. Unter Phantasie verstehe ich hier die geistige Reproduction der Natureindrücke. Die Phantasie ist eigentlich das geistige, innerliche Sehen, sie muß aber im weitern Sinne genommen werden, da wir keine Ausdrücke für das geistige Hören, Riechen u. s. w. in unserer Sprache haben. Gestalt, Farbe und Duft sind es vorzüglich, durch welche die Natur dem Dichter ihre Schönheit zeigt, den Duft aber muß er freilich oft in's Allgemeine verduften lassen, denn die verschiedenen Düfte haben keine Namen wie die Farben. Der Geschmack hat einen etwas gemeinen Beigeschmack, und die Offenbarung seiner Geheimnisse muß immer scherzhaft gehalten werden. Der Ton gehört nur halb der Natur an, er schläft in ihr, er erwacht als Musik nur wenn er von dem sittlichen Geist geweckt wird. Der Mensch und das Thier geben freie Töne von sich, wenn sie von Freud' oder Leid bewegt werden.

Dieses Schwelgen der Phantasie in Farben und Düften finden wir schon bei jenen Dichtern, deren Haupt Goethe war, wir finden es vor Allem bei Stolberg und Maler Müller, wir müssen es bei allen wahren Poeten fin-

den, denn nur wo ſich der ſittliche Geiſt und der Naturgeiſt berühren, entſteht die wahre Kunſt. Bei jenen frühern Dichtern aber hat die Phantaſie immer eine beigeordnete Rolle zu ſpielen, ſei es daß ſie ſich nur eine momentane Herrſchaft erringt oder daß ſie in Beziehung auf die ſittliche Welt von Anfang an auftritt. Bei Goethe ſteht die Natur oftmals mit ihrer Geſetzmäßigkeit und ihrem Frieden, mit ihrer in ſich ſelbſt ruhenden Kraft der ſittlichen unbegrenzten Willkühr entgegen. Gewöhnlich erſcheint ſie bei ihm und ſeinen Genoſſen als Begleiterin. Es ſind Liebende, denen Mond und Sterne ſo lieblich ſcheinen und den Liebenden begeiſtert die aufgehende Sonne zu neuer Hoffnung.

Gegen dieſen Reichthum der Phantaſie erſchienen die ſittlichen Intereſſen geringfügig, das Bedürfniß, die dahin einſchlagenden Zweifel aufzuklären oder zu beſchwichtigen, ſchien, wie Tieck ſagt, bei dieſem vollen Gaſtmahl des Lebens auf immer abgewieſen; die Verkehrtheit und ſchreckliche Verworrenheit der Zeit, die im William Lovell tragiſch dargeſtellt iſt, erſchien als poſſirliche Narrheit. Das Glück der Phantaſie, das ſich um den Zuſtand der Herzen nichts kümmert, weder Haß noch Mitleid kennt, leiht der ganzen Welt glänzendere Farben, ſie kann die Abgeſchmacktheit und Verworrenheit nicht aus dem Gebiete des Lichts, das Alles überſtrahlt, hinausweiſen und indem der Blick der Begeiſterten die Welt, die ihm entfremdet iſt, nicht gründlich durchſchaut, ſcheint ihm der Verſpottete an dem luſtigen Feſte ſelbſt Theil zu nehmen, die Dummheit erſcheint als willkührliche Narrheit, die ſich nur zum Spaß die wunderliche Jacke übergeworfen hat. Den Comödien, auf die ſich dieſer bezieht, haben Laube und Andere den Humor und die Kraft

Lachen zu erregen abgesprochen. Man kann sich freilich in verdrießlicher Stimmung vornehmen nicht zu lachen, man lacht auch zu verschiedenen Zeiten über Verschiednes. Die verspottete Aufklärung ist jetzt in ihrer alten Form antiquirt, es wird jedoch Wenige geben, denen nicht im Zerbino oder im gestiefelten Kater gelegentlich ein alter Herr Rector begegnet. Wird aber auch einst der letzte Nicolaite zu Grab getragen sein, diese Schwänke werden frisch und ganz von der Leichenbegleitung zurückkommen, denn die Philisterei bleibt sich im Ganzen gleich. Tieck hat nicht blos die alte Berliner Philisterei, er hat die Philisterei selbst verspottet. Humor ist nicht in diesen Gedichten und dazu braucht es allerdings des bewegten Herzens, im vollsten Maaß aber Laune, das Kind der Phantasie, das, von seinem unendlichen Glück trunken, mit dem schwerfälligen Ernst sein muthwilliges Spiel treibt. Friedrich Schlegel nannte dieses Verhalten der Romantik zur sittlichen Welt Ironie. Wunderlich genug meinte Hegel, der mit seinen Schülern die Romantik nur von der negativen Seite auffaßte, Schlegel sei zu diesem Begriff durch ein Mißverständniß der Fichteschen Philosophie gekommen, welche von dem reinen inhaltslosen Ich ausgeht. In der That ein geniales Mißverständniß! Was eigentlich Solger unter der Ironie verstand, die ihn so gewaltig plagte, wäre schwer auseinander zu setzen.

Die drei Comödien „der gestiefelte Kater," „Prinz Zerbino," „die verkehrte Welt" sind es besonders, die mit romantischer Ironie die Welt verkehrt haben. Sind der „Kater" und „die verkehrte Welt" äußerlich abgeschlossener, so ist „Zerbino" innerlich vollständiger. Die reine poetische

Stimmung aus der die Ironie hervorgeht, spielt hier aus ihrem heimischen Aufenthalt, dem Waldhintergrund, überall in die gebildeten Salonsscenen herein. Das „Ungeheuer" und „der verzauberte Wald" ist der beste Operntext, den wir haben, denn der Uebelstand aller Singspiele, daß der eintretende Gesang nur in den wenigsten Fällen dramatisch motivirt wird ist hier durch das originellste Mittel vermieden, das freilich nicht wiederholt angewandt werden kann. Der Blaubart mit dem trefflichen Rathgeber, diesem ächten Deutschen, in dem wir uns Alle spiegeln können und der köstliche „Kaiser Tonelli" seien hier auch nicht vergessen.

Während diese Dichtungen ganz oder theilweise entstanden, hatte Tieck in seinem Freunde Wackenroder, mit dem er schon in der Schule verbunden war, den einzigen Genossen seiner geistigen Kämpfe und der neuen im Kampf gewonnenen Anschauungsweise. Die Freunde wollten einen Kunst-Roman, dessen Plan Tieck in dem Bruchstück gebliebenen „Franz Sternbald" ausführte, gemeinsam ausarbeiten, als der Tod den inneren und äußeren Leiden des sich stumm in sich verzehrenden Wackenroder's ein Ende machte. Es war in Jena, das damals der Sitz junger strebender Geister war, wo Tieck in den Brüdern Schlegel, in Novalis und Schelling neue und kühne Mitstreiter fand, die ihm halben Weges entgegenkamen. Da und dort schlossen sich Jüngere an, man hörte seitdem von einer romantischen Schule. Das nützlichste Mitglied des neuen Bundes war Wilhelm Schlegel. Durch manche gut gereimte Gedichte im älteren Geschmack dem großen Publikum schon wohl empfohlen, Kenner der Schätze aller europäischen Literaturen, ein geschmackvoller eleganter Prosaist, zierlich

witzig, wurde er überall wenn nicht mit Ehrerbietung, doch mit Höflichkeit aufgenommen. Es ist irrig, wenn man ihn sogar zum Haupt der Romantiker gemacht hat, er hat sich in der Rolle eines ältern Bruders an sie angeschlossen, sich an ihrer jugendlicheren Begeisterung erwärmt und ihnen dafür Zutritt bei der feinen wie bei der gelehrten Welt verschafft. Sein Studium der großen Dichter Italiens, Spaniens, Englands und des griechischen Alterthums hatte ihn das Kleinliche, Platte, Formlose der damaligen deutschen Poesie erkennen lassen; so stand er in einer äußerlichen Berührung mit der jungen Schule, deren innerstes Streben nicht das seine war. Er gehörte nicht zu den innerlich Lebenden, aus deren Worten etwas Erlebtes spricht, er gab den Wiederhall fremder Töne, es war aber immer das Bedeutende auf das er horchte, das er als Solcher mit feinem Takt an der Form erkannte. In seinen Gedichten herrscht eine Grandezza, die sich nie vergißt, er spricht von Liebe, Ehre, Vaterland, Glauben in so schönen bald zierlichen, bald stolzen Worten, daß man für einen Augenblick Alles für Ernst hält. Von der Natur-Trunkenheit der übrigen Romantiker ist in seinen Gedichten keine Spur. Gemeinsam haben sie die Form, die Wilhelm Schlegel zuerst einführte.

Die rohen und plumpen Productionen, die damals an der Tagesordnung waren, mußten ihrer Natur nach formlos sein. Dem Streben nach bedeutenderem tieferen Inhalt suchte man nun durch den Gebrauch kunstreicher Formen entgegenzukommen. Von poetischen Geistern zum Ausdruck würdiger, bedeutender Gedanken geschaffen, mußten sich diese Formen gegen einen leeren prosaischen Inhalt sträuben. Die älteren Dichter richteten ihr Augenmerk

hauptſächlich auf die antiken Formen, mit denen ſie zum Theil ein wunderliches Spiel trieben, kam doch Goethe auf den ſonderbaren Gedanken, eine Novelle „Hermann und Dorothea" in Homeriſchen Hexametern zu ſchreiben. Wilhelm Schlegel führte ſpaniſche und italieniſche Versmaaße ein. Das Sonett, das ſich in der Bürgeriſchen Form noch armſelig ausnimmt, hat er in ſeiner alten jetzt wieder allgemein gebräuchlichen Geſtalt glücklich eingeführt, die erſten Terzinenoctaven, Canzonen hörte man aus ſeinem Munde. Die junge Generation war von dieſen neuen Klängen völlig berauſcht, zum Entſetzen der Alten, die in ihrem Aerger behaupteten, derlei Formen ſeien dem Genius der deutſchen Sprache nicht gemäß, was natürlich nichts Anders heißt als es ſei dem Deutſchen ſchwer, kunſtreiche Reime zu machen. Es fragte ſich bloß: Waren dieſe fremden Formen der Poeſie der Romantiker gemäß? Die romantiſche Lyrik wie ſie im Tieck'ſchen Muſen-Almanach aufs Jahr 1802 ihre Muſterproben ablegte, brachte keine feſte Form mit ſich. Die Lieder von Tieck und Friedrich Schlegel, denn dieſe ſind unter jenen Gedichten die wahrhaft romantiſchen, ſpielen mit Phantaſien, wie dieſe, den Wolkengebilden gleich ſtets wechſelnd, an der träumenden Seele des Dichters vorbeiziehen. Solche Spiele haben keine inneren Grenzen, ſie müſſen einen Gedanken zu Hülfe nehmen um einen Schluß zu finden. Epigrammatiſche Schlußwendungen wären bei ſo feſſellos hinſtreifenden Gedichten ganz Zipfelkappenartig geweſen, jene Phantaſien ſuchten ſich auch am Ende nur in Etwas zu verwandeln das einem Gedanken ähnelte, ſo daß man nimmer unterſcheiden konnte „iſt es Thier, iſt's Menſchgeſtalt?" Dieſer innerlich grenzenloſen Lyrik mußten die

Grenzen der alten ſüdlichen Formen willkommen ſein, ſie hielten den Strom der poetiſchen Träume zuſammen, daß nicht Alles ins Leere verfloß, während es dem ungebundenen Spiel eine Kleinigkeit ſein mußte, die Reimſchwierigkeiten zu überwinden und ihrer Structur nach ſind dieſe Formen weite und bequeme Gewänder. Die Tieckſchen Gedichte, die ſich nicht an ein ſolches Maaß binden, ſind den eifrigſten Bewunderern des Dichters ungenießbar, ſie ſpringen ohne alle Vermittlung in die extremſten Versmaaße über, man kommt in eine Wildniß, in der man ſich nimmer orientiren kann, noch vor der Mitte geht der Sinn aus, der uns durch dieſes Labyrinth von Bildern führen ſollte. Es kam mir immer vor, Tieck habe dieſe Gedichte bei nächtlichem Fahren, wo man beim Geraſſel der Räder die wildeſten Inſtrumentalconcerte aufſpielen hört, ſich zur Unterhaltung zwiſchen Schlafen und Wachen erſonnen. Mit dem Verluſt der Melodieen, zu denen der Dichter deutende Worte erſann, hätten wir dann auch den Sinn dieſer Poeſien verloren. Die Lieder von Novalis und Wilhelm Schlegel verdanken ihre claſſiſche Form einer ſittlichen Grundlage, ſie ſind keine Phantaſien, ſondern Gedanken.

Um dieſelbe Zeit, in der die Romantiker zum erſtenmal mit der Herausgabe des Muſenalmanachs als Bund aufgetreten waren, erſchien „Friedrich Schlegel's „Lucinde," Tieck's „Genoveva," der „Oſterdingen" von Novalis. Die Romantik that mit dieſen Werken den kühnen Schritt ſich als eine das ganze Leben umfaſſende Weltanſchauung hinzuſtellen. Sie war bis jetzt als ſubjective, lyriſche Stimmung aufgetreten, gegen die beſtehende ſittliche Welt hatte ſie ſich nur negativ, ſcherzhaft polemiſch verhalten, jetzt

wollte ſie die Grundelemente des Lebens mit ihrem Lichte beleuchten, Lebensverhältniſſe ſollten in ihrer Wahrheit dargeſtellt werden, die Anſicht ſollte ſich als Syſtem erproben.

Das problematiſche Product „Lucinde" war bekanntlich das Scandalum jener Tage, es wurde mit einer Literatur von Schutz und Gegenſchriften umgeben, die das Buch in einen Nebel hüllten, der ſeine wahre Geſtalt völlig verdeckte. Sah man ſich in der Literatur ſeiner Zeit um, ſo fand man freilich Verwandtes genug. Während ſich aber die Bewunderer der Lucinde vor einer Zuſammenſtellung mit Wielandiſchen und Heinſiſchen Produkten aufs feierlichſte verwahrten, weil ſie dieſe Gedichte für gemein und unſittlich hielten, wies die alte Schule dieſe Vergleichung aus dem entgegengeſetzten Grunde von ſich. Die Lucinde, hieß es, überſchreite frech alle Grenzen, innerhalb deren ſich Wieland und Heinſe gehalten haben. Gegenwärtig wird Niemand mehr die Verwandtſchaft abläugnen wollen. Die Lucinde erinnert an Wieland wie an Heinſe.

In Wieland lagen ächt romantiſche Elemente, wie überhaupt die Romantik als Ingrediens überall erſcheint, wo wahre Poeſie iſt. Als ſelbſtſtändig aber iſt ſie in neuerer Zeit nur in der Periode, wovon die Rede iſt, zur Erſcheinung gekommen. Wieland's Bildungszeit iſt nach ihren verſchiedenen Richtungen uns zu wenig anſchaulich als daß die romantiſche Grundrichtung, die in keinem ſeiner Werke zu verkennen iſt, uns begreiflich wäre. In romantiſchen Träumen, die theilweiſe ſeinem klöſterlichen Jugendleben, das auch Bettina's Poeſie beſtimmte, zugeſchrieben werden können, verlebte Wieland die Zeit, die jedem tieferen Leben ſeine geiſtige Richtung giebt. Seine Naturbegeiſte-

rung hielt er für ſittlichen Enthuſiasmus und die Erfahrungen, von denen er ſoviel zu reden weiß, beſtanden nicht ſowohl darin, daß er die Macht des Sinnlichen über das Sittliche kennen gelernt hätte, er erfand vielmehr die vermeinte Sittlichkeit als Sinnlichkeit. Wieland's romantiſcher Genius war von ſittlichen Grundſätzen beſchwert, die er nie los werden, denen er ſich nie unterwerfen konnte, die Romantik bleibt ihm Sinnlichkeit, ſie iſt ihm aber zu ſehr ſeine innerſte Poeſie als daß er ſie verdammen könnte, er läßt ſie deswegen im Kampf mit der Sittlichkeit ſtets Sieger bleiben, aber als das Niedere über das Höhere, jedoch heiter ohne Menſchenverachtung, was er ſich ſelbſt nicht geſtehen mag, leiſe andeutend. Die Moraliſten verziehen ihm deswegen ſeine Poeſie: man ſah, wie Goethe ſagt, daß dem ſchalkhaften Mann die Grundſätze, die er anfeindete, beſtändig zu ſchaffen machten. Aus demſelben Grund verurtheilte ihn die neue Schule unter die Crebillons.

Heinſe und ſein Roman „Ardinghello," ſtehen auf derſelben Stufe wie William Lovell in ſeiner mittlern Periode. Die gewöhnlichen ſittlichen Anſichten ſtößt Heinſe hinter ſich, aber die Erhitztheit, mit der er ſeine Begeiſterung für Schönheit und Naturcultur predigt und gegen die Sittlichkeit zu Felde zieht, zeigt deutlich, wie tief ihm dieſe ſitzt. Seine Poeſie iſt ein Rauſch, den er ſich unter dem Himmel Italiens getrunken hat, in den Armen italieniſcher Weiber, im Angeſicht antiker Kunſtwerke. Dichter und Leſer, die mitgeſchwärmt, mußten aus dieſer Begeiſterung zu einem ordinären moraliſchen Katzenjammer erwachen.

Lucinde iſt gleich den Werken der genannten Dichter nicht wahrhaft romantiſch, ſie iſt eine Reaction gegen die

Forderungen der sittlichen bürgerlichen Grundsätze, die Schlegel verletzt hatte. Das Buch ist aus einer Privatapologie hervorgegangen, die sich der Autor innerlich zu seiner Rechtfertigung ausgearbeitet haben mag, es ist absichtlich nur unfrei, die Begeisterung will das böse Gewissen übertäuben. Deswegen ist die Darstellung so schwerfällig und unbehülflich, der Poet erwacht nach jedem Punktum wieder aus seinem Enthusiasmus, in den er sich mühsam hineingezwungen hat. Sünden, wie Schlegel in dem Kapitel „Treue und Scherz" begangen hat, können keineswegs auf Rechnung der Romantik geschrieben werden, diese dreht sich nicht um den letzten Akt der Liebe, der in der Lucinde die Hauptrolle spielt. Wie wunderlich es klingen mag: was in der Liebe für das Sinnlichste ausgegeben wird, bedarf der Beihülfe des sittlichen Menschen, ist wenigstens ohne diesen das Gemeinste auf der Welt. In der Scene zwischen Tschionatulander und Sigune im jüngern Titurell hat die Romantik ihre Erotik am eigenthümlichsten gegeben, ohne alle fremde Einmischung. Von Tieckschen Darstellungen sei hier an die im Runenberg erinnert.

Wäre die Lucinde ein romantisches Produkt, so hätte sie wenig Anstoß geben können, sie gehört aber noch zu den Vorboten der Romantik und trägt deutlich die Spuren jener grund- und bodenlos raisonnirenden Zeit, die uns durch Rahel's Briefwechsel näher getreten ist. Daß übrigens in der Lucinde keinen Falls ein Liebes- und Lebensverhältniß reell verfehlt ist, hat sogar Schleiermacher gesagt. Die Liebenden stehen da wie auf einer verlassenen Insel und der Dichter hat sich der Darstellung des Conflicts mit der übrigen Welt völlig überhoben.

Was kann man von „Ofterdingen" sagen? Er sollte das Leben nach allen seinen Beziehungen romantisch erfassen, der Dichter vertraute aber so wenig seiner Kraft, daß er einen Dichter zum Helden machte. So erscheint denn die Welt im Ofterdingen nicht in selbstständiger Poesie, sie wird uns nur im Spiegel von Ofterdingens poetisch-contemplativen Herzen gezeigt. Novalis darf nie unterlassen den Eindruck seiner Schilderungen auf das Gemüth seiner Helden zu schildern, er muß der Darstellung der Welt immer durch die poetische Auffassungsweise seines Dichters nachhelfen. Der Ofterdingen enthält keine objective Romantik oder zieht wenigstens, was sich für solche ausgeben könnte, in das Gebiet des Mährchenhaften. Die Aufgabe, die Novalis selbst dem Romantiker stellt, war aber die, unsere täglichen Verhältnisse, die Motive unserer gewöhnlichen Handlungen romantisch aufzufassen, daß sie als Mährchen erscheinen, ohne daß das Thatsächliche geändert wird, daß diese Auffassung als die wahre, natürliche erscheint.

Mit großer Begeisterung wurde Tieck's Genoveva aufgenommen. Friedrich Schlegel begrüßte den Dichter mit einem Sonett: jetzt sei die Palme errungen, während Tieck's bisherige Productionen nur ein liebevolles Streben gezeigt haben, Kotzebue, der Erbfeind, war so gerührt, daß er die heilige Pfalzgräfin aufs Theater führen wollte, Goethe ließ sich das Gedicht von Tieck selbst vorlesen und hatte eine aufrichtige Freude daran, wie man aus seinen Tages- und Jahresheften und aus Jean Paul's Briefwechsel sieht, den Goethes mündliches Lob damals sehr verdroß. Hier stehe vorerst das Urtheil von Solger, Tieck's erprobtem Freund. „Sie sagen," schreibt Solger an Tieck" daß Sie sich be-

wußt seien, durchaus unbefangen bei diesem Werke gewesen zu sein, daß es eine Epoche in Ihrer Sinnesart gemacht habe. Jenes will ich unbedingt zugeben, ja fast möchte ich sagen, das zweite sehe man eben dem Werke an. Daß Sie sich nicht willkührlich und zum Spiele in die alterthümliche und gerade in diese Form religiöser Sinnesart versetzt haben, die das Werk voraussetzt, das gebe ich unbedingt zu, denn sonst könnte es nicht so hinreißen, nicht in vielen Stellen so ganz von Liebe und Innigkeit durchdrungen sein, wie es ist. Dennoch muß ich annehmen, daß diese Sinnesart nicht ganz Ihr damals gegenwärtiger Zustand, vielmehr dieser eine tiefe Sehnsucht nach derselben gewesen ist, sonst würde sie mehr unmittelbar gegenwärtig, ja als die einzig wahre und mögliche, wie dem Künstler der Moment allemal eigentlich sein sollte, in uns eindringen. Hier haben Sie uns mit Absicht in die Einfalt und Liebe alter Zeiten versetzen wollen, und gewiß Sie würden uns die Zustände derselben nicht so deutlich vorgestellt und ausgesprochen haben, wäre dieß nicht durch einen Gegensatz gegen Etwas Anderes geschehen, wodurch das Bewußtsein in sich uneins gemacht und zur Reflexion veranlaßt wird. Hieraus scheint mir auch Alles Uebrige herzurühren, was mir an dem Werke auffällt. Die Charakteristik sowohl einzelner Personen als des ganzen Zeitalters scheint mir oft absichtlich, z. B. in den öfteren Beschreibungen von Golos jugendlicher Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit, in Siegfried's Reden, da er zu Felde ziehen will, in der Schilderung der Lebensart Genovevas mit dem Drago, wo ich überall ein etwas gesuchtes Costüm und zuviel Malerei finde. Man sieht in solchen Stellen gleichsam dem Künstler in seinem Bilden zu

und man muß ihm mit gleichen Wünſchen entgegen kommen, wenn man gefangen werden ſoll; es fehlt an der innern und gegenwärtigen Nothwendigkeit. Die Compoſition hat ſich eben deshalb nicht recht gerundet, ſo wie mir auch der Schluß nicht ganz genügt, in welchem ſich alles zu ſehr in Erzählung verläuft. Die Viſion Genovevas, die Täuſchung Siegfried's durch Hexerei, Alles dieſes iſt herrlich und tief angelegt, aber ich glaube der angeführte Grund iſt ſchuld daran, daß dieſe Anlagen nicht genug die fernere Ausführung durchdringen. Darum macht auch die ſonſt ſo herrliche Entwickelung des Seelenzuſtandes Golos einen etwas pſychologiſchen Eindruck. Die Scenen der Diener und Landleute wirken auch nicht recht zum Ganzen mit. Der Contraſt, der in der Geſchichte Heinrichs und Elſens liegt, iſt zu abſichtlich. Endlich hat die Ungleichheit, die aus Allem dieſen entſteht, auch auf die Sprache Einfluß gehabt. In dieſer iſt eine Verſchiedenheit, die über das, was die Charaktere und Situationen fordern, hinauszugehen ſcheint." Was hierauf Solger hauptſächlich rühmt, ſind die Scenen zwiſchen Golo und Genoveva.

Dieſes Urtheil trifft die ſchwachen Seiten der Dichtung, welche Viele getäuſcht hat, ſehr ſcharf, für den Aufmerkſamen iſt darin eine Kritik, eine Reihe von romantiſchen Produkten enthalten, welche die Genoveva ins Leben rief. Die Religioſität der Heldin iſt allerdings nicht die des Dichters, der ſich in ſie hineingearbeitet hat. Darum durchdringt dieſe Geſinnung nicht das Ganze als leitende Idee. Dem chriſtlichen Glauben Genoveva's und Drago's ſteht Golos Liebesbegeiſterung, die kriegeriſche Geſinnung Martell's und ſeiner Genoſſen gleich berechtigt gegenüber.

Sagt doch Tieck ſelbſt, er habe in dieſem Gedichte die Begeiſterung des Kriegers, des Liebenden, des Frommen in Einen Rahmen zuſammenfaſſen wollen. Mußte ſo aber nicht ſtatt eines Ganzen eine Reihe lyriſcher Gedichte entſtehen, was der Dichter, dem ein chriſtlich-katholiſches Drama im Sinn lag, denn doch wieder nicht wollte. Betrachtet man nun die einzelnen Elemente als ſolche, ſo kann man bloß Golo's Liebes-Begeiſterung gelungen nennen, es iſt aber nicht die Liebe Golo's zu Genoveva was uns in jenen herrlichen Scenen entzückt, die zu dem Wunderbarſten gehören, was deutſche Poeſie ausgeſprochen hat, denn Genoveva iſt ein todtes Bild, es iſt die ganze romantiſche Naturtrunkenheit mit ihrer unbeſtimmten Sehnſucht. Die weitere Entwicklung von Golo's Zuſtänden iſt zu ſchwach, als daß ſie uns intereſſiren könnte, und die Kriegshelden ſind ſo manierirt, daß man hie und da an die hohen Worte erinnert wird, die der König im geſtiefelten Kater ausſtößt, als ihm ſeine Kaninchen verbrannt ſind.

Das worauf Tieck einen Hauptwerth legte, das Klimatiſche wie er es nennt, der Sommerabendduft im erſten Theile, das Herbſtnebelige im zweiten iſt ſchön gehalten. Daß Tieck einen ſo großen Werth darauf legt, zeigt den Romantiker, und mir iſt immer vorgekommen, die Luſt, dieſes Klimatiſche zu ſchildern, habe das Gedicht veranlaßt, es ſei ein Verſuch, einem Drama die Jahreszeiten als Motive unterzulegen. Golo's Liebe erblüht mit dem Frühling, unter dem nächtlichen Junihimmel wird ſie völlig erſchloſſen, in der Sommerhitze wird ſie ſchwül und bricht in ein verheerendes Gewitter aus, im Herbſt trägt ſie die Farbe der Wehmuth und der Reue, und ſinkt mit dem Winter ins Grab.

Man sieht, auch hier ist der Versuch, eine sittliche Welt darzustellen, mißlungen, der Dichter ist ein Fremdling in ihr, er muß zu einer Gesinnung seine Zuflucht nehmen, welche nicht die seine ist. In Schriften jüngerer Romantiker, Arnim's, Brentano's und Anderer, findet man freilich theilweise feste Charakteristik, gründliche Schilderung sittlicher Zustände, die Zerstörung dieser Wahrheit durch Ironie macht jedoch diese Arbeiten zu romantischen. Den Schriften der Genannten fehlt es durchgehends an bestimmter Haltung, sie schweben zwischen Goethe und Tieck hin und her, sie erregen, als Ganzes betrachtet, ein Mißbehagen, das aus der Getheiltheit der Stimmung hervorgeht. Es wird sie Jedermann in Bälde ermüdet zurücklegen.

Der Kaiser Octavianus, der von Tieck's romantischen Producten noch am meisten populär wurde, steht vollendeter da als die Genoveva, weil er dramatische Forderungen abweist. Im ersten Theile treten zwar Charaktere auf, er ist deswegen bis auf einige Stellen völlig kalt, und die ganze Jammerhistorie regt uns nicht im Mindesten an, im zweiten dagegen sind wir im „alten romantischen Land," er ist episch, die Fortuna motivirt die Handlung statt der Handelnden. Wir sind hier auf einem Carneval, wo sich alle Trachten, Stände und Tonarten des Mittelalters in buntem Gewühl produciren. Orientalen, Bretonen, Italiener, Deutsche, Alle tummeln sich unübersehbar durch einander, als Ritter und als Fräulein, als Fleischer und Marketenderin, als Pilger und Büßende. Ein künstlich gelehrtes Gedicht scheint der Dichter angelegt zu haben, das dann seine Laune, die während der Arbeit sich mächtiger regte, in

einen Faſchingsſpaß verwandelte, in dem der gelehrte Apparat zu harmloſem Spiel verbraucht wurde.

Will man die Romantik als klaren unverfälſchten Wein genießen, ſo leſe man Tieck's kleine Mährchen, den „treuen Ekart" und den „Tannenhäuſer" und dann den „Runenberg." In dem Gedicht, das den Ekart einleitet, iſt Tieck einmal der treuherzige altdeutſche Ton, den er ſonſt carricirt, ſo gelungen, daß man im Innerſten erſchüttert wird, im Weitern hat der Dichter ſeine ihm und ſeiner Zeit eigenthümliche Poeſie in ganzer Fülle in den kleinſten Raum zuſammengedrängt. Was die Natur geheimnißvoll Lockendes hat regt der Geſang des alten Spielmanns an, der Zug zum Venusberg iſt unwiderſtehlich und doch wird in aller dieſer Herrlichkeit das ſehnende Herz nicht voll, es möchte nach der Menſchenwelt mit ihren mäßigen Leiden und Freuden zurück, und wird von der unendlichen Sehnſucht wieder vertrieben. Im „Runenberg" iſt dieſe noch geheimnißvoller, zarter ausgeſprochen, der Schauder überſchleicht Einen hier leiſer.

Mit dieſen Mährchen erſtand eine neue Gattung, die ſeitdem häufig aber unglücklich genug angebaut worden iſt, das Mährchen diente nun, räthſelhaften Stimmungen und Träumen eine Geſtalt zu geben. Die Lyrik muß dem Traum eine Deutung geben, wann ſie ihn glücklich faſſen will und ihm eben damit ſein räthſelhaftes Weſen nehmen, das Mährchen giebt das Wunder als ſolches, ſeine Wahrheit iſt aber nur die, daß es treue Spuren einer eigenthümlichen Stimmung trägt. Hoffmann wurde durch ſolche Mährchen berühmt, die freilich meiſtens unwahr ſind. Man muß ſich in die Stimmung, die der Glaube an dieſe wun-

derbaren Ereigniſſe vorausſetzt, hineinzwingen, weil ſich der Autor in ſie hineingezwungen hat, der den Eintritt einer Totalſtimmung zu erwarten, in ſeiner Schreibeluſt nicht Zeit hatte. Daß die Darſtellung ſolcher Zuſtände ſich aber nur für das Mährchen eigne, erkannte Müllner in ſeiner Plumpheit nicht. Will ſich eine ſeltſame Stimmung für die Realität ausgeben, will ſie dramatiſch motiviren, ſo wird ſie vom Verſtand mit Recht als Unſinn nach Hauſe geſchickt.

VI.

Krieger und Prieſter.

Erinnerungen und Betrachtung

von

H. Koenig.

Es kömmt nicht ſelten vor, daß man als Knabe an einem Baume des Hausgartens mit flüchtigem Blick einen Spreſſen bemerkt hat, den man als Mann zu einem fruchttragenden Aſt erwachſen wieder findet. Die Empfindungen, die dann beim Rückblick über die verlebten Jahre — die ſchönſten unſeres Lebens — das Herz ergreifen, ſind vielleicht nicht ganz mittheilbar für Andere, oder ſie finden wenigſtens keine rechte Theilnahme. Und doch dachte ich daran, von etwas Aehnlichem zu erzählen. Ich wollte an die Zeit erinnern, in welcher die jetzige religiöſe Richtung, deren Früchte noch unreif ausſehen, und herb ſchmecken, ſich in ihren unbeachteten Trieben regte. Es iſt mir begegnet, daß ich das ſtürmende Ende einer gewaltigen Zeitbewegung, und den heimlichen Anfang einer neuen, dicht neben einander ſah. Die neue ging unmittelbar aus der alten hervor, als ob man unter der Achſelhöhle eines abgehauenen Aſtes den neuen Trieb hervorſtechen ſähe. Der alte Aſt fiel im Herbſte 1813, und im Sommer 1814 zeigte ſich mir der neue Sproß. —

Ich war eben in mein erſtes Amt eingewieſen worden. Ich möchte dieſes ein ganz kleines politiſches Legat des damals in den letzten Zügen gelegenen Fürſten Primas nennen. Der Großherzog kannte den jungen Menſchen perſönlich: er hatte ihm auf dem Liebhabertheater ſpielen ſehen, von ihm waren die Prologe verfaßt worden, die den Fürſten, ſo oft er den von ihm ſelbſt geſtifteten Verein beſuchte, von der Bühne begrüßten, und der Finanz-Miniſter, Graf Benzel-Sternau, empfahl den jungen Schreiber. Dieſer ſollte jetzt bei der Verwaltung der neuorganiſirten indirecten Abgaben angemeſſen untergebracht werden; am Ende war aber durch ungünſtigen Einfluß von Landsleuten, die das Perſonal vorzuſchlagen hatten, nur noch die geringe Stelle eines reiſenden Controleurs in dem kleinſten Bezirk übrig geblieben.

Dieß Amt trat ich den 25. Auguſt 1813 an, und nur zwei Monate ſpäter wälzte ſich ſchon der franzöſiſche Rückzug von Leipzig und die verbündete Armee der Deutſchen durch das kleine Großherzogthum Frankfurt, und ſtürzten die Herrſchaft des Primas um, der ſein kindiſch gewordenes Haupt mit der ſchlappen Unterlippe ſchnell aus der Fürſtenkrone unter die Biſchofsmütze zurückzog. Er war ja das letzte beidlebige Individuum weltlicher Prieſterherrſchaft in Deutſchland. —

Ich verſah mein Aemtchen in den erſten Monaten noch von der Stadt aus, weil ich auf dem Lande noch keine paſſende Wohnung gefunden hatte. Und eben wollte ich gegen Ende Octobers, um die Bücher der Acciserheber für den Monat abzuſchließen, mich nach meinem Bezirk begeben, als die Vorwellen des franzöſiſchen Rückzugs heranſpritzten. Ein Ränzchen, worin ich meine Papiere, Wäſche und ein Buch mitzunehmen pflegte, nebſt einem ſtarken Knotenſtocke

waren meine Reiſe-Equipage. So ſchritt ich des Morgens aus Fulda dem nahen Frauenberge zu, und blieb auf dem erſten Hügel ſtehen, um in aller Geſchwindigkeit, und ohne bei der Acciſe im Amte Burghaun etwas zu verſäumen, mir ein Bild von der franzöſiſchen Retirade mitzunehmen. Ein Weilchen ſah ich ſo dem Getümmel zu, das auf der Leipziger Straße und durch Feldwege ſich ſüdweſtwärts forttrieb. — Alſo das iſt eine Retirade! So ſieht ein fliehender Feind aus! dachte ich bei mir ſelbſt. Huſaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken unter einander fort. Jene tragen am Pallaſch ein Bündelchen, dieſe einen welken Torniſter auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben ſich vermiſcht. Angſt und Hunger geben andere Feldzeichen, und der rüſtigſte Fußgänger iſt der vorderſte Mann. Einer und der Andere hat ſchon ein Uniformsſtück mit einem Bauernwamms vertauſcht. Einzelne tragen ein Tuch um den Kopf gewunden, Etliche den Arm in der Binde. Der Tambour hat ſeine Trommel weggeworfen: kein Wunder, daß die Mannſchaft nicht im Schritt iſt. Auf dem Billeten-Amte werden ſie wohl artig ſein, in den Quartieren ohne Wein und Weißbrot vorlieb nehmen. So ſieht alſo eine Retirade aus! —

Damit ſchreitet der Kindskopf von Controleur über den Hügel in's Thal hinab, auf das nächſte Dorf los. Hinter dieſem erhebt ſich der Schildwald, — aus alter Zeit in ängſtlichem Rufe wildverübter Thaten. Mit Verwunderung ſehe ich, daß die Bauern aus dem Dorfe ihr Stallvieh über die kahlen Felder und durch die Hohlwege nach dem Wald hinauf flüchten. Das machte mich ſtutzig. Welche ſchreckliche Vorſtellung von einer Retirade machen ſich doch gleich

dieſe unerfahrenen „Landbewohner!“ lächelte ich ſelbſtgefällig, und ſchritt weiter. Da höre ich plötzlich ſeitwärts hinter mir fremdtönenden Zuruf. Zwei polniſche Lanzenreiter, querfeldein kommend, gebieten mir Halt. Einer ſteigt ab, und läßt mich nicht lange in Zweifel, daß er mich durchſuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeſchüttelt, die Wäſche auseinander gezogen. — In meinem Amte ſtand der Viſitator unter dem Controleur: in Polen ſchien es umgekehrt zu gehen. Ich fand mich in aller Ruhe in den neuen Geſchäftsgang, und ſuchte nur, während meine Taſchen durchſtört wurden, das Uhrband unvermerkt zurückzuſchlagen. Es gelingt. Und wie nun der edle Krieger mir Bauch und Beine, wahrſcheinlich nach eingenähtem Golde, betaſtet, glückt es mir auch noch, durch richtiges Einziehen des Bauches meine liebe Uhr den groben Fingern unfühlbar zu machen und zu retten. Die Börſe freilich geht mit auf die Retirade. Denn er ſteckt ſie ein, ſitzt raſch auf, und beide reiten auf Seitenwegen weitern Eroberungen zu. —

Dieſe polniſche Manipulation (Digitalmanipulation mit Contakt) machte mich geſchwind hellſehend. Ich überlegte, daß doch eine Retirade Manches mit ſich bringen könnte, was ſich nicht vorherſehen ließe, und daß wohl auch die Bauern in der allgemeinen Verwirrung nicht ſehr aufgelegt ſein möchten, ſich gerade an die Accisordnung zu halten. So kehrte ich denn nach der Stadt zurück, und fand wirklich in den nächſten Tagen Gelegenheit, meine flüchtige Vorſtellung von einer Retirade zu erweitern.

Ich will hier kein Gemälde des franzöſiſchen Rückzugs durch Fulda verſuchen. Ich könnte es nicht einmal liefern; denn ich habe nicht ernſt und umfaſſend genug beobachtet.

Mir hat von Kindheit auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge und Erſcheinungen aufmerkſam zu ſein gewöhnt hätte. Mit leichtem, unbefangenen Sinne, der mich heut in der Einnerung rührt, ſah ich halb träumend in's Leben hinein. Die wichtigſten Begegniſſe gingen an mir vorüber, wie Schattenſpiele: ſie erregten meine Phantaſie, ſie bewegten mein Herz und verſchwanden. Ich nahm das Einzelne ſtets als ein Einzelnes auf, und fragte nicht, woher es komme und wohin es führe. So trieb ich mich auch damals, während ich Freunde und Bekannte angſtbleich das Entſetzlichſte erwarten ſah, mit Knabenneugier Tag und Nacht in der Stadt umher, ohne etwas zu befürchten, aber auch ohne etwas anmerken zu wollen. Einzelne Bilder ſind mir in der Erinnerung geblieben.

Den Tag nach meiner polniſchen Lection wurden die erſten Koſacken erwartet, die bekanntlich der franzöſiſchen Armee voraus waren. Eine Menge Bürger trieben ſich auf der Promenade innerhalb des Leipziger Thors umher, neugierig auf die — Befreier. Ein von jeher als exaltirt bekannter Lakirer, Namens Lenz, war heute vollends oben hinaus. Man könnte ſagen, daß er der ſpröden Fuldaer Begeiſterung den Firniß gegeben hätte. An der Spitze ſeiner Aufgeregten ſtürzte er dem Häuflein entgegen, ſchwang den Hut, und ſchrie mit ausgebreiteten Armen: „Willkommen! Es leben unſere Befreier!“ — Aber er ſollte ſie auch als ſolche kennen lernen! Die Schaar hielt an, ſchmunzelnd mit ſchmuzigen Bärten und Stumpfnaſen. — „Vater, wieviel Uhr?“ fragte der vorderſte Reiter. — Lenz riß ſeine gute Uhr heraus, und ſchnell hatte der Koſack ſie ergriffen. Das Häuflein jagte

davon. Verblüfft ſtand der Lakirer: das war ihm eine garſtige Tatze auf den friſchen Firniß! Er hatte die Lehre beſtritten, mit welcher die andern Bürger davonſchlichen. — Nun kann ich doch meiner Frau ſagen, um wie viel Uhr die erſten Koſacken gekommen ſind! hieß es. Der echte Fuldenſer iſt nie witziger, als hinter einer Schadenfreude.

Nachmittags nahmen die Koſacken, die ſich inzwiſchen ſehr vermehrt hatten, ein franzöſiſches Reismagazin in Beſitz und verkauften die Vorräthe. Die Bürger riſſen ſich um die ſchweren Säcke, die man wohlfeil erhandelte, und nach Hauſe ſchleppte. Neidiſche Menſchen ſchnitten mit ſcharfen Meſſern in die Säcke, und der Keuchende ahnete nicht, warum die Laſt ihm mit jedem Schritt leichter wurde. Hinter ihm rafften Bettelmädchen den Ausfall in ihre Schürzen auf. Das Magazin war ein Glück für die Einwohner, die auf ſo viel hungrige Gäſte nicht vorgeſehen waren. Die Habſucht der Koſacken vertheilte den franzöſiſchen Reis zum Beſten der Franzoſen. Gegen Abend ſchwoll die Fluth des noch geordneten franzöſiſchen Heeres heran. Die Koſacken wurden bei Seite geworfen. Gaſſen und Häuſer füllten ſich mit Franzoſen. Die Hauptſtraßen waren erhellt; in den Seitengaſſen ſtolperte man im Dunkeln über Erkrankte und Sterbende, oder rannte herrenloſe, abgemagerte Gaule um. Die Trommeln der ein- und ausmarſchirenden Kompagnien raſſelten die lange Nacht hindurch. Fluch und Zuruf erſcholl aus allen Ecken; Hülferuf der Bürger gellte dazwiſchen; Wimmern der Erſchöpften flüſterte in den ſtilleren Zwiſchenmomenten. — Mitten in dieſem Drang trieb ich mich umher, und ließ meine Phantaſie von ſo ungewöhnlichen Erſcheinungen, mein Herz von

ſo heftigen Empfindungen bewegt werden. Dieß Herz war noch ſo jung, ſo elaſtiſch, daß es an ſolchen großen, fremden Leiden ſich ſelbſt zu fühlen ſuchte. Das Glück begleitete den Unbeſonnenen und behütete ihn vor ſchlimmen Begegniſſen. Tief bewegte mich der Anblick der alten Grenadiergarde. Auf dem Kirchenplatze, um qualmende, mit Töpfen beſetzten Feuer ſtanden in ihren blauen Ueberröcken mit rothen Achſelbändern und hohen Bärmützen dieſe ſtolzen Männer mit verſchränkten Armen in dichten Kreiſen, und plauderten ernſt. Dieſer Anblick erhob mich, und gab mir den leichtfertigen Muth, ſelber einen Franzoſen zu ſpielen, und als elſaſſiſcher Offizier jeden nächtlichen Zudrang von Einquartierung an der verſchloſſenen Hausthüre meines verjagten Hauswirthes wegzufluchen. So fanden wir nach Mitternacht ruhigen Schlaf. — Da weckte uns am Morgen ein Schuß auf der Straße. Die Nachbarn hatten einen plündernden Soldaten vertrieben, und der Wüthende im Zorn zurückgeſchoſſen. Aber nun ſtürzen ihm die Bürger nach; er rennt die Gaſſe entlang, dem Waffenplatze zu. Eine Magd, die eben mit voller Waſſerbutte auf dem Rücken vom Ziehbrunnen über die Gaſſe ſchwankt, bückt ſich im Nu ſeines Vorüberlaufens ſo geſchickt mit der linken Schulter, daß die ganze Fluth über den Fliehenden ſtürzt. Er taumelt unter dem Waſſerfalle nieder; die Bürger erreichen und behandeln ihn mit Stöcken und Tritten. So viel ich mich erinnere, ſtand er nicht wieder auf. Gar Manchem bereitete in jenen Tagen eigener Uebermuth ein Lager neben denen, die Krankheit und Erſchöpfung auf offener Straße bettete.

Im Laufe des Tages brachen in dieſen entlegenen Gaſ-

ſen einzelne Rotten ein, um zu plündern. Es waren Polen. Ein junger, ſchöner Offizier dringt mit gezücktem Degen in die Häuſer, reißt die Plündernden heraus, und ſchlägt blind auf ſie los. Sie wehren ſich nicht, kehren aber immer wieder zum Plündern zurück. Der Offizier gebehrdet ſich wie ein Verzweifelnder über die Schmach und Ungebundenheit der Compagnie, die ſeinem Worte und ſeinem Degen nicht mehr gehorcht. — Wohin man blickte fielen ungewöhnliche Auftritte vor, — Scenen eines großen Schauſpiels, das man nicht überſehen, deſſen Zuſammenhang man nicht finden konnte. Oder, beſſer zu ſagen, — es waren Wellen, die zu unſeren Füßen anſchäumten, und gleich wieder in die allgemeine Ueberſchwemmung zerfloſſen, die an uns vorüberbrauſte.

Dieſer Vergleich gewann täglich mehr Wirklichkeit. Regenwetter war eingetreten, als die zweite Fluth des ſiegreichen deutſchen Heeres vorübertrieb. Männer, Pferde, Fuhrwerk häuften einen Schmuz, daß jede Gaſſe dem ſchlammigen Bett eines abgefloſſenen Stromes glich, der an das Ufer geſchwemmte Trümmer aller Art hinterläßt. — Aber dieſe Ueberſchwemmung hinterließ auch Leichen und in Spitälern zuſammengeflößte Kranke. Das fürchterlichſte Spitalfieber verbreitete ſeine Anſteckung; der Nachzügler-Typhus ſuchte, wie ein hungriges Raubthier, die geängſteten, entſetzten, kummervollen, hungrigen, verkälteten, verkommenen Menſchen auf. Täglich brachte ein Leiterwagen die Leichen aus den Spitälern vor die Stadt hinaus durch das Thor, an dem ich wohnte. Ein lockeres Streuſel, das Stroh, auf welchem die Elenden geſtorben ſind, dient als Leichentuch, das nicht Alles bedeckt; die mitverpeſteten Halme

machen das Todtengeleit, das mit den Unglücklichen zu Grabe und in's Grab geht. Abends werden dann noch die vor Nacht Geſtorbenen auf Schubkarren zu Grabe gebracht. Gleichgültig geht man vorüber, und erſchrickt kaum, wenn in der engen, nächtlichen Gaſſe der Schubkarren an Einem vorübergeht, und das herabhängende Bein des Todten unvermerkt über unſern Fuß ſtreicht. Nach dem Erſtaunlichen, das man erlebt, nach dem Entſetzlichen, das man beſtanden, bei all' den Hoffnungen, die man gefaßt hat, ängſtiget uns eine Peſt nicht, die doch viel ärger wüthete, als die Cholera, die in ſpätern Tagen des Genuſſes und der Engherzigkeit die Welt entſetzte.

Doch bald bringen die Symptome der Krankheit auch den leichtgeſinnten Accis-Controleur in Angſt. Er kauert hinter dem warmen Ofen, und ſucht aus ödem Kopf, mattem Knie und übelem Magen, alſo aus drei gegebenen Sätzen den vierten unbekannten zu finden; oder vielmehr, er fürchtet den gar wohl bekannten ſchon gefunden zu haben. Denn Hunderte hatten ja ſchon dieſe fatale Regeldetri ſo rein gelöſt, daß der Rechner ſelbſt im Facit mit aufgegangen war, bis auf den unauflöslichen Bruch, welcher der Ewigkeit als Uebertrag in Rechnung geſetzt wird. Eben dieß Facit ſetzte mir nicht wenig zu. Jenes Todtenbein, das mir in nächtlichem Dunkel über den linken Fuß geſtrichen war, konnte als ein rechtes Vorzeichen gelten, — als eine flüchtige Bekanntſchaft auf Wiederſehen. Ich mochte meine Angſt nicht verrathen, um den Meinigen keine zu machen; doch trieb mich die Unruhe an, unter dienſtlichem Vorwande mein Ränzchen zu packen, den Stock zu ergreifen, und die Stadt zu verlaſſen.

Wohl mit andern Anſchauungen und Begriffen von einer Retirade wanderte ich wieder denſelben Weg über den Frauenberg, das Thal hinab, und den novembrig ausſehenden Schildwald hinauf, ſo haſtig, als könnte ich einem Uebel entrinnen, das ich doch in meinem Innerſten eingeſchlichen glaubte. — Ob nun dieß lebhafte Vertrauen, oder die heftige Bewegung in freier Luft mich erquickte: genug, ich fühlte mich beſſer, und faßte einen neuen Muth, den ich freilich in derſelben Stunde zu einem unerwarteten Begegniſſe nöthig haben ſollte.

Der Wald bis zum nächſten Dorfe iſt wohl eine Meile breit. Eine Landſtraße führt nicht hindurch, ſondern nur ein breiter zerfahrener Weg, den der Wanderer an ſumpfigen Stellen verläßt, um ſich auf einem ſchmalen Pfade durch das Dickicht zu winden. Wie ich nun, etwa in der Mitte des Waldes, aus einer ſolchen Ausbeugung wieder in den Fahrweg trete, wandelt, eine Strecke vor mir, ein koſackenartig gekleideter Mann mit einem großen Fanghunde langſam mir entgegen. Er ſchreitet mit überkreuzten Armen wie Einer der auf Etwas wartet, — wie ein Wegelagerer. Jetzt erſt fallen mir die in der Stadt verbreiteten Nachrichten von Unſicherheit der Wege, von vorgefallenen grauſamen Beraubungen einzelner Wanderer ein. — Wirkliche Koſacken waren wohl nicht mehr in der Gegend; allein die vorübergezogenen hatten mit ſo gutem Glücke geraubt, daß es verwegenen Gaunern ein zeitgemäßes Unternehmen ſchien, ſich eine koſackiſch zugeſchnittene Tuchkappe, einen langen Schafpelz mit einem Leibgürtel anzuſchaffen, und im ungewaſchenen Geſichte den Bart wachſen zu laſſen. Magre Gäule waren damals wohlfeil zu haben, oder man ſpielte, bis man einen

erbeutete, den Fußkoſacken im Geleit eines zottigen Hundes. Die kriegeriſche, herrnloſe Zeit lockte zu Abenteuern; die Herrſchenden rüſteten ſich eben zu Eroberungen, da gingen die Gauner auf Beute aus. Wer immer unter der Fremdherrſchaft Einiges eingebüßt hatte, ſah ſich nach einem Wege zur Reſtauration um.

Auf einem ſolchen Wege, mitten im Walde, kam mir jetzt der Pſeudo-Koſack entgegen. Das Schlimmſte war, daß ich eben nichts Erkleckliches an Geldeswerth bei mir hatte; denn um ſo weniger durfte ich darauf rechnen, den Eroberer zu befriedigen: dieſer konnte ſich für den Aufwand ſeines Feldzugs und für ſeine verbrecheriſche Entblödung nur an meinem Rock, an meinen Hoſen und Stiefeln erholen; wie denn in der That ſolche Beraubungen bis auf's Hemd vorgekommen waren. Oder ſollte ich mich wehren, — waffenlos gegen einen viel robuſteren Mann und deſſen Wolfshund? Ich will nur geſtehen, daß mir bei ſolchen ſchnell gefaßten Betrachtungen nicht gleichgültig zu Muthe war. Entgehen konnte ich dem Wegelagerer auch nicht mehr; denn er hatte mich geſehen, und kam mir mit jedem langſamen Schritte näher. Ich war hinter einer dicken Eiche ſtehen geblieben, als ob ich gebückt an meinem Ranzen etwas zu machen hätte, eigentlich aber nur, um meine Verlegenheit zu verathmen. Und ſiehe da, — ich athmete einen guten Einfall!

Ich hatte bemerkt, daß der Koſack ohne Feuergewehr ging, und ſchritt nun mit kecker Miene auf ihn los. Näher gekommen ſtutzte ich, als ob ich ihn erſt jetzt wahrnähme, blieb einen Augenblick ſtehen, zog mein Ränzchen unter der linken Schulter hervor auf die Bruſt, griff hinein, als ob

ich ein Piſtol faßte und ſpannte, und ging dann ruhigen Schritts weiter. Der Hund ſchlug an, und trottete auf mich ein. Ich blieb ſtehen, und hob mit der Linken meinen Reiſeknüttel, indem ich dem Koſacken zugleich ziemlich barſch zurief, den Hund an ſich zu halten. Der Kerl pfiff, und der Hund kehrte zurück. Jetzt gingen wir aneinander vorüber, und ſahen uns mißtrauiſch über die linke Schulter an. Ich war rechts ausgewichen, ſo weit ich konnte, um — bequem ſchießen zu können. Jener grüßte mit fremdtönenden Worten; ich nickte ihm über die Schulter zu. Rückwärts blickend hielten wir einander immer noch im Auge. Jetzt blieb er ſtehen, als wenn es ihm reue, mich ſo ungerupft vorüber zu laſſen. Ich eilte jedoch nicht, ſondern trat an einen Baum, wie zu einer Verrichtung, die mich als den gleichgültigſten, furchtloſeſten Menſchen erſcheinen ließ. Nun ſchritt der Koſack weiter, und verlor ſich in der Krümme des Wegs.

So hatte ich denn mit einer Fauſt im Ranzen einen vielleicht unechten Koſacken doch mit echt-ruſſiſcher Politik getäuſcht, die ja bekanntlich auch nicht ſelten bloß mit kühnen Gebehrden imponirt. — Lachend über das ſpaßhafte Abenteuer war ich ſchon geneigt, die umgangene Gefahr für nicht hoch anzuſchlagen, als mir am Ausgange des Waldes auf der Höhe über dem nahen Dorf ein trauriger Anblick aufſtieß. Ein todter Menſch im Hemde lag auf einem Raine dicht am Wege. Offenbar war er entweder erſchlagen und beraubt worden, oder man hatte einen Geſtorbenen ausgezogen. Ich eilte ſchaudernd vorüber. Der Weg war nun durch die offene Landſchaft weniger ängſtlich, obſchon

man von Dorfe zu Dorf viel ſeltener als früher, einem Menſchen begegnete.

Wie willkommen war der unerwartete Gaſt im Hauſe des Beamten, wo ich ſtets ſo freundlich aufgenommen war! Noch hatte ſich Niemand nach der Stadt gewagt, und Niemand hatte von dort Nachrichten über die Ereigniſſe des feindlichen Durchzugs gebracht. Das heftige Fieber der politiſchen Reſtauration ſtörte zuerſt die alte, gewohnte Ordnung des Lebens, den Verkehr der Menſchen und der Märkte, die große plötzliche Umwälzung der Dinge ließ uns zuerſt nur die allgemeine Erſchütterung empfinden. Wenn eine gewohnte oder gewaltige Herrſchaft umſtürzt, ſo nehmen bis zur nächſtfolgenden verſchiedene Zwiſchenmächte Beſitz: — der Schreck, die Erwartung, die Hoffnung, endlich das Vertrauen.

Wie viel hatte ich diesmal nicht meinen ländlichen Freunden mitzutheilen! Sie liebten die Unart meiner Jugend, daß ich mit ſo viel lebhaften Gebehrden, als lauten Worten erzählte. In dem ſtill entlegenen Orte hatten ſie ſelbſt nichts von dem Rückzug erfahren; ſo weit zur Seite hatte ſich der drängende Strom nicht ausgebreitet. Nur bei Nachtzeit hatte man mit dem Windzuge das ferne Toſen des Heeres, die ſchweren Kanonenwagen, die hellen Trommeln gehört. Ihre müßige, räthſelnde, geſpannte Angſt war vielleicht noch niederdrückender geweſen, als unſere bethätigte, ſchauende, ſich abmühende Noth. In ſolchen Beſorgniſſen hatten die Männer gute Vorſätze gefaßt, die Frauen fromme Gelöbniſſe gethan, und man wiederholte ſie jetzt aus erleichtertem Herzen.

Aber der ſtille Verſteck des Dorfes, wo man ſich eben traulich zu fühlen anfing, blieb nicht lange von ruſſiſcher Einquartierung und vom Typhus verſchont. Es gab zu thun und zu leiden. So ging der Winter hin. Und als ſich die zurückgekehrten Lerchen hören ließen, ſtellten ſich auch Schwärme von Flugſchriften ein, die uns die Großthaten der Leipziger Tage, das Gebet und die Umarmung der drei großen Monarchen, die beſiegten Leiden der Tyrannei und die eroberte Hoffnung der Freiheit ſchilderten. Siegesjubel und Friedenserwartungen waren ohne Maaß, wie denn auch Schimpf und Schelten auf den vertriebenen Feind ſich nicht erſchöpften. Wie gern ertrug man die ruſſiſche Einquartierung, und reinigte die Gemächer, wo ſie übernachtet hatten! Manches freilich fiel uns auch als neu und ungewohnt auf: wir ſahen nämlich die berühmte Knute, und zählten die Stockſchläge, die der Soldat zu hunderten auf den entblößten Rücken empfing. Es wird vorübergehen, dachte man im Stillen. Geprügelt zu werden, und den Feind ſchlagen zu helfen, ſind ſie gut. Und wenn ſie erſt einmal wieder zu Hauſe ſind, ſo haben wir ſie ja weit von uns! —

Bald ſollten auch ſchmackhafte Proben unſerer Befreiung von der Continental-Sperre eintreffen. Ich war anweſend, als die erſte Flaſche Jamaica-Rum durch Freundes Sendung aus Bremen im Amthauſe ankam. Eine luſtige Wallfahrt von Alt und Jung zog mit dem kleinſten Gläschen nach dem Gartenzimmer des geiſtlichen Großoheims. Eine muntere Nichte redete den Alten, der ſeine Flaſche im Wandſchränkchen, wie ein Sanctiſſimum im Tabernakel barg, mit Schiller's Worten an:

Laß uns der neuen Freiheit genießen!

Jeder erhielt einige Tropfen dieſes echten Rums, und wir tranken auf Freiheit und Frieden.

Der Frieden kam auch Anfangs Juni. Ach, der pariſer Frieden! Was wurde nicht gejubelt, geſchoſſen, gezecht! Der pariſer Frieden! Das war doch die neueſte Mode von Paris. Und eine echt pariſer Mode: die Façon hatte viel gekoſtet; der Zeug am Schmucke war vielleicht nicht auf die Dauer, aber die Putzmacher hatten etwas dabei verdient!

Die abgefallenen Kriegsblätter wehten noch hin und her, als ſchon der Frieden ſeine neuen, zarten Keimaugen trieb.

Unter den Gelübden, die man während der Angſttage gemacht hatte, legte die Amtmännin großes Gewicht auf eine Wallfahrt nach dem wunderthätigen „Gehülfersberg" oder Mariahülfsberg. Das Feſt dazu fiel auf Mariä Heimſuchung. Alle Vorbereitungen waren getroffen, die häuslichen Einrichtungen auf einige Tage der Abweſenheit geordnet. Ich ſelbſt hatte früher zugeſagt, die Wallfahrt mit zu thun, und hatte mithin, wenn auch dem Himmel kein Gelübde, doch der Frau Amtmännin ein Verſprechen zu erfüllen.

Wir zogen in aller Frühe aus, denn der heitere Julitag drohte mit heißen Mittagſtunden. Man wollte bis dahin einen hohen Wald erreichen, dort raſten, und die eingepackten Biſſen anbrechen. An der Treppe des alten Schlößchens, in welchem der katholiſche Amtmann eine Kapelle eingerichtet hatte, entließ uns der Hauspater, ein Franziskanermönch, mit ſeinem Reiſeſegen.

Was mir zuerſt auffiel, war die ſtarke Anzahl feſttäglich gekleideter, mit Bündel bepackter Wallfahrer und Wallfahrerinnen, die ſich uns anſchloſſen. Denn der Ort und die Umgegend war proteſtantiſch, und nur ein paar katholiſche Familien hatten den Zug unternommen. Ich befragte die Amtmännin, und ſie erklärte mir nicht ohne frommen Stolz, daß die gemeinen Leute umher im Stillen doch ein großes Vertrauen zu den Hülfsmitteln der katholiſchen Kirche trügen. Wie oft kämen nicht Bauernfamilien zu dem Pater Spiridion, und begehrten von ſeinen Weihungen, Amuletten und Beſprechungen für Menſchen und Vieh. — Die eifrige Frau wollte damit nicht ſagen, daß der rohe Menſch ohne Unterſchied der Kirchen-Confeſſion noch an dem Aberglauben hange, und daß gerade der Mönchskatholizismus ein recht futterreiches Dickicht für den wilden Glauben ſei. Ich aber faßte eine andere Anſicht von dieſer mir auffallenden Erſcheinung. Dieſe Menſchen ſchienen mir nach ſo vielen gemeinſam überſtandenen Aengſten und Leiden von einem gemeinſamen Dankgefühle — nach den plötzlichen Umwandlungen von dem lebhafteſten Glauben an die göttliche Weltregierung ergriffen zu ſein. Eine neue, reine Flamme der Religioſität ſchlug auf. Viele waren auch von ſchwerer Krankheit geneſen, und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuthes; Andere hatten Verluſte erlitten, und ſuchten Zerſtreuung und Troſt. Dazu kam der Siegesjubel, den alle Deutſche, — die Friedenshoffnung, die alle Nachbarn theilten. Da war aller kleinliche Haß erloſchen, alle engherzige Spaltung ausgeglichen. Die Herzen waren weit für die mächtigſten Gefühle und für gemeinſame Intereſſen. Wo immer ein ſolcher Jubel, ſolches Selbſtvertrauen, ſolche

Andacht einen lauten, erhebenden Ausdruck fanden, ſtimmte Alles ohne Scheelſucht und Rückhalt ein. Heute erſchien dieſer Ausdruck in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und die Proteſtanten ſchloſſen ſich an.

Mich, der in dieſer Karavane mit Stock und Ränzchen pilgerte, rührte mehr der friſche, herrliche Sommermorgen. Der Thau funkelte auf Wieſen und Wipfeln; die Oſtluft wehte uns mit Waldgerüchen an, der Buchenhain war voll Finkenſchlag, und wie wir durch die vieldurchſchluchtete Waldhöhe gekommen waren, dehnte ſich zu unſern Füßen ein langer Wieſengrund voll durchſonnten Duftes aus, der um die Erlenufer des Fluſſes ſeine ſchimmernden Schleier wob.

Wie unſer Zug vorwärts rückte kamen von den Höhen herab neue Pilgerhäuflein, die ſich anſchloſſen, und verſtärkten gleich Waldbächen den Strom der Wallfahrt. Die Männer trugen Querſäcke, die Weiber ſchleppten ſich mit den Kindern, ja mit Säuglingen. Unbepackt gingen nur jene, die ihre Bürde unter dem Herzen trugen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Weg eben lief, ward ein geiſtlich Lied angeſtimmt. Der Vorſänger rief jeden Vers laut aus, und zog ihn dann mit gedehnter Stimme in die Singweiſe hinein, bis die andern Stimmen nachfolgten. Der Geſang ſchwieg, ſobald man unter ſchon drückender Sonne eine ſteile Höhe zu erkeuchen hatte. Oben winkte der ſchöne Wald, wo herkömmlich geraſtet und gefrühſtückt, mithin ein Theil der laſtenden Eßwaarenbündel in die bequemeren Magenſäcke übergepackt wurde. Jetzt beſchleunigte ſich der Zug, und wie man in die Nähe des kühlhauchenden Waldes kam, ſtürzten

die Pilger lachend drauf los, um von den kühlſten und graſigſten Plätzen Beſitz zu nehmen.

Von hieraus hatte man am Saume des Waldes den Blick nach einem Hohlwege. Eine kleine Pilgerſchaar kam daraus hervor, die ſich anmuthig genug ausnahm. Zwei Frauen in hellen Gewändern mit Sonnenſchirmen fuhren in einem gelblakirten Einſpänner voraus, und an der Staubſchleppe des Wagens folgten die pilgernden Landleute ſingend nach. Die Amtmännin ging beiden Frauen mit freundlicher Begrüßung entgegen, und lud ſie nach unſerm kühlen Platze. Es war eine ſo betitelte „Bergräthin" mit ihrer Tochter. Ich vernahm unter den umher liegenden Haufen ein Murren über die anmaßliche Frau, die ſolche Andacht bequem fahrend beginge. Wenige, die ſie mit ihrer Beleibtheit entſchuldigten, waren ſchalkhaft genug, die unbeholfene Blondine nur noch lächerlicher zu machen. Sie hörte es nicht, da ſie ſehr laut ſprach, und hauptſächlich mit ſich ſelbſt und ihrer blödverlegenen Tochter beſchäftigt ſchien. Auch war inzwiſchen das Eßwerk ausgepackt worden, und die eifernden Pilger ſtopften ſich, in mehr als bildlichem Sinne, die loſen Mäuler.

Das Eſſen hat für menſchliche Leidenſchaften immer etwas Verſöhnendes. Hier waren es mitpilgernde Biſſen, die jetzt die Andacht der Pilger unterbrachen. — Einſam in meiner Empfindung daſitzend, den Blick auf die ſchöne Sommerlandſchaft und nach den fernen Bergen gerichtet, hing ich der Betrachtung nach, wie doch alle Feſtlichkeiten mit Eſſen begangen werden, — fürſtliche Geburtstage, Friedensfeier, Vermählungsfeſte! Scheidende Freunde erhalten ein Abſchiedmahl, wiederkehrende werden von Tafel zu Tafel

gezogen. Berühmte Männer hält man auf ihrer Durchreiſe bei einem Schmauſe feſt; ein neugebornes Kind veranlaßt eine Taufzeche, ja wohl wird an vielen Orten nach Begräbniſſen ein Trauermahl gedeckt, als ob die Zurückgebliebenen es ſich recht anſchaulich machen wollten, aus welchen Stoffen ſich das Leben erhält. Uralter Sitte gemäß tranken verſöhnte Feinde aus Einem Becher. Und Chriſtus ſelber, der Thautropfen des Himmels, der in der reinſten Muſchel zur Perle der Menſchheit ward, ſtiftete mit den Scheideworten: Eſſet und trinket zu meinem Gedächtniß! ein Liebesmahl, bei welchem der gläubige Katholik in ſinnlichſter Andacht den ſinnigen Meiſter ſelbſt zu genießen wähnt. — Sei es nun, daß die Speiſen ſelbſt einen flüchtigen, wohlthätigen Duft und Aether verſchließen, der über den Magen hinaus dem Herzen zu gut kömmt, oder daß auf Augenblicke, wenn das gefeſſelte Thier in uns ſich der irdiſchen Speiſe hingibt, ſein Hüter, der Geiſt, feire und froh werde: ſo viel iſt durch eine tröſtliche Erfahrung gewiß, daß der Menſch bei ſeinem Mahle eben ſo menſchlicher, als das Thier bei ſeinem Futter thieriſcher wird. —

Wie nun wieder aufgebrochen wurde, entſchloß ſich die Bergräthin, die weitere Andacht zu Fuße mitzumachen. Ihr Wäglein folgte langſam dem Pilgerzuge. Zuweilen ſah ſie ſich nach demſelben um, glühroth und ſchwer athmend, wie ſie von der Hitze ward. Dann bemerkte ſie ſeufzend und in etwas rauhem Accent, daß doch eine ſolche Pilgerfahrt ein wahres Opfer und recht verdienſtlich in den Augen Gottes ſei. Nur wurde ſie dabei wunderlicher Weiſe immer ärgerlicher und unzufriedener mit Allem, je weiter ſie pilgerte.

Ueber lange, ſonnige Felder, durch regungsloſe ſchwüle

Luft näherten ſich die Wallfahrenden einer anmuthigen Quelle in dichtem Schatten eines vorſpringenden Felswaldes. Schon lange zuvor ſprachen die Durſtigſten von dem kühlen Waſſer jenes Borns, und von den raſigen Ruheplätzen. Als man nun aus den Kornfeldern nach dem Waldbrunnen einlenkte, vernahm man zur Verwunderung von dorther eine luſtige Tanzmuſik. Doch ſchwiegen die Inſtrumente, ſobald der Zug der Pilger den Muſikanten ſichtbar wurde. Dieſe hatten zu fünfen die bequemſten Sitze um den Quell eingenommen, und mochten während der Mittagraſt einige neue Walzer eingeübt haben. Jetzt erhoben ſie ſich ehrerbietig, und boten ihre Plätze an. Sobald ſie aber unter der ſich zuſammendrängenden Schaar mancherlei Bekannte entdeckten, wich der Reſpekt den launigſten Begrüßungen. — Ei ſchaut, Seifferts Kaſpar! hieß es. — Wie geht's, Du langer Lebrecht? — Willkommen alter Fidel-Lips! — Seht doch, der hohlbackige Waldhorniſt ſchleppt ſich auch noch mit! — Wie lange iſt's her, daß ihr auf der Kirms zu Morles ſo niederträchtig geſpielt, und ſo ehrlich geſoffen habt? —

Eine „Bande" Muſikanten, die von Dorf zu Dorf den Jahrmärkten, Kirchweihen, Wallfahrten nachzog, hatte natürlich eine ausgebreitete Bekanntſchaft. Wohin ſie kamen, fanden ſie ſich behaglich in der Ueberlieferung früherer Erlebniſſe, und erfreuten mit neuen Tänzen. Der Alte, der die Geige ſpielte, galt beſonders für ein loſes Maul. Man mußte lächeln, wenn man ihn nur anſah. Sein Geſicht hatte den Ausdruck eines geiſtreichen Menſchen, der ſeinen Spaß an der Welt findet, wie ſie einmal iſt. Er trug den Kopf, wahrſcheinlich vom langjährigen Anſatze ſeiner alten Geige

erſteift, etwas nach der linken Schulter hangend, und ſetzte, wie zum Gegengewicht, das wetterlahme, durchgriffne Hütchen auf das rechte Ohr. Indem er ſich nun mit den luſtigen Augen unter den Anweſenden umſah, bemerkte er den ſtillen Aerger, den die Bergräthin an der Geſellſchaft der Muſikanten entweder wegen der leichtfertigen Begrüßungen oder aus andern Rückſichten nahm. Sie hatte ſich ſo weit, wie möglich, zurückgeſetzt, und ihre Tochter zu ſich gerufen. Der Alte blinzte einigen Bekannten ſchalkhaft zu, und deutete mit einem ſchiefen Maule nach der Verdrießlichen hin. Ein nicht ganz bezwungnes Lachen ziſchte unter den einzelnen Gruppen. Der Geiger zu allem Necken aufgelegt, trat mit ſchalkhafter Ehrerbietung vor die verdroßne Bergräthin hin, und indem er mit der rechten Hand raſch das Hütchen abriß, und mit dem linken Fuß weit zurück ſcharrte, fragte er mit großem Ernſt, ob die Frau Bergräthin etwa zur Erheiterung und Ergötzlichkeit des Gemüths ein munteres Stückchen befehle.

Was? Er —! rief ſie heftig, und ſetzte dann ſich beſinnend, gelaßner hinzu: Ich beklage ſehr, und meine frommen Mitpilger werden es nicht minder beklagen, daß Euer lüderlicher Wandel ſich mit unſerer liederreichen Wallfahrt gekreuzt und ſogar gemiſcht hat. Wir ziehn für Gottes Ehre; daß es aber gottſelig hergehe, wo Ihr geigt und blast, wird kein guter Chriſt behaupten wollen. Macht, daß ihr fortkommt! Wir haben keine Füße für eure Hopſer! —

Gott vergeb's Ihnen, hochedle Madame, erwiederte der Alte, daß Sie unſern Beruf ſo verkennen und verketzern. Iſt es nicht wahr, daß unſerm lieben Gott nichts ſo zuwider iſt, als alles Steigen und Schwärmen über die grüne

Erde hinaus, die er uns zu bewohnen und zu bewandern angewieſen hat? Wie ging's denn jenen Thurmerbauern zu Babylon, die oben hinaus wollten? Und wie ſieht's mit den Hochgelahrten aus, die in's Blümurante (bleu mourant) ſtudiren? Grade dazu hat Gott die Muſikanten erſchaffen, daß ſie die überfrommen Seelen, beſonders die Frauenſeelchen, die ſich zu ſehr in die Gnade verzücken, herabgeigen ſollen. Wahrhaftig, das iſt eben der rechte Satz der Muſik, die ja nur da gut klingt, wo gut Athem zu holen iſt. Derowegen ſind die Darmſaiten eine ſolche Koſtbarkeit. Die Eingeweide ſind doch immer das rechte Seilerwerk, das den papierenen Drachen unſeres Hochmuths auf der Erde feſthält, wenn er über die Wolken hinaus will. Eben darum wohnt auch ſolch' ein ſüßer Zug und Zuruf in den Darmſaiten, — daß man es ſich doch wolle hier unten gefallen laſſen und froh und luſtig thun. Und wenn ich von gläubigen Schafen und vom frommen Lamm höre, fällt mir immer ein, daß unſere Saiten von Schafdärmen gemacht werden. Ich laſſe darum die römiſchen Chriſten immer für die rechtgläubigſten gelten, weil ich weiß, daß auch die romaniſchen Saiten die beſten ſind. Es kömmt Alles auf die Schafe an, und wie ſie gefüttert werden. Und hätte ich jetzt einen Schluck Wein, ſo ließ ich vor Allem meine Geige leben, dann aber auch diejenigen, die einſt nach ihr getanzt, und es vergeſſen haben.

Als er bei dieſen letzten Worten mit Augen und Mundwinkel nach der Bergräthin deutete, platzte ein lautes Gelächter umher aus. Ich hatte eben zu unſerer Erquickung eine Flaſche Wein aus dem Reiſe- oder Wallfahrtskorbe geholt, und ſchob ſie dem philoſophiſchen Muſikanten von

hinten unter den Arm; indem ich der Amtmännin zuflüſterte: Wir müſſen ihn zum Schweigen bringen. — Wirklich zog er ſich auch mit ſeiner Flaſche zur Seite in's Gebüſch und bewirthete ſeine Kameraden. Ich bediente mit einer neuen Flaſche die Frauen, konnte aber nicht unterlaſſen, zuweilen nach dem alten Geiger hinzulauſchen, der mit gedämpfter Stimme einen dichten Kreis unterhielt. — Sie war doch immer das Widerſpiel ihres ſeligen Mannes, hörte ich ihn ſagen. Der alte Bergrath mußte, auch ehe er ſtarb, von Amtswegen unter die Erde ſteigen, und ſie will immer oben hinaus. Aber das Emporkommen iſt ihr freilich auch geglückt. Ich erinnere mich noch wie von geſtern her, daß ſie über Walzern und Wirthshaus die Chriſtenlehre und Betſtunden vergaß, und in rothem Mieder und Zwickelſtrümpfen tanzte, daß einem das Herz im Leibe lachte über eine ſolche Rarität von Waden. Und ſo ſehr ſie jetzt auf die Geige ſchimpft, ſo verdankt ſie doch der Fiedel ihr Glück. Denn der alte Bergrath, damals freilich noch ein 25 Jährchen jünger, verſtand ſich auf ſolch' ein Paar Walzſtollen, und nahm die Tänzerin erſt zur Köchin, und dann zur Frau. — —

Es war nun Zeit aufzubrechen, und weiter zu ziehen. Die übrige Strecke Wegs wurde auf der Landſtraße ohne weitere Störung zurückgelegt. Bald zeigte ſich der erſehnte Mariahülfsberg, und ſingend zogen wir im Orte Rasdorf ein.

Nach einiger Erholung im Wirthshauſe fand es die Amtmännin noch hoch genug am Tage, um bei einigen Beamten des Orts, Bekannten ihres Mannes, Beſuche zu machen. Da vernahmen wir nun das Betrübendſte, was

der Ort vom Durchzuge der Heere und vom Nachzuge der Krankheit gelitten hatte. Die Leipziger Straße zieht allernächſt vorüber. Der Feind kam eben von Buttlar, und hatte dieſen auf der Straße gelegnen Platz angezündet, um das verfolgende Heer aufzuhalten. An ſolcher Nothwehr des Kriegs entflammt ſich aber auch die Wuth des Kriegers. So waren die Franzoſen über dieß unglückliche Rasdorf hergefallen, das freilich für die Bedürfniſſe eines Kriegsheeres nicht verſehen war. Wir hatten bei unſerm Einzuge zerſtörte und verſchloßne Häuſer bemerkt. Nun hörten wir von den ſchrecklichen Auftritten, die vorgefallen waren. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner hatten nicht Alles ruhig über ſich ergehen laſſen, und wenn auch zu ſtrackem Widerſtande zu ſchwach und ohnmächtig, hatten Viele doch Gelegenheit zu einzelner Widerſetzlichkeit oder heimlicher Rache gefunden. Indeß wäre der Kriegsdrang ſchnell vorüber gegangen, hätte nur der Nachzügler-Typhus nicht grade an ſo entſetzten und erſchöpften Menſchen ſich recht auswüthen können. In der Fieberhitze der hülfloſen Kranken kochten alle überſtandnen Drangſale noch einmal auf. In ihren wilden Phantaſien ahmten die Nervenleidenden mit fremdgebrochner Sprache wimmernde, um ihr Leben flehende Franzoſen nach, und ſchlugen ihnen dann in drohendem, fluchendem Deutſch den erflehten Pardon ab. Solche Auftritte des Entſetzens, die ſich jetzt im Fiebertraum wiederholten, und verriethen, ſollten beſonders in Kellern vorgefallen ſein, wohin man einzelne Feinde gelockt, oder wo man ſie beim Plündern überfallen hatte. Aber ach! das milde deutſche Blut kann ſolche ſpaniſche Rache und Entzündung nicht vertragen, und fiebert ſeine wilden Thaten

aus! Wie Viele waren nicht dieſen Fiebern unterlegen! Am ſchnellſten diejenigen, welche ärztliche Hülfe, oder beſſer zu ſagen — ärztliche Behandlung, nach der damals noch ſehr herrſchenden Erregungstheorie, gefunden hatten. Denn diejenigen Kranken, denen es gelang, in der Fieberhitze in einen Bach zu ſpringen oder am Brunnen zu trinken, waren noch eher gerettet worden. Dennoch blieb von einzelnen Familien kein Haupt am Leben. Daher jene verſchloßnen Häuſer, an denen heut die Wallfahrten ſingend und betend vorüber zogen. —

Solche Wallfahrten langten noch aus den entfernteren Städten und Dörfchen bei ſpätem Mondſcheine an. Ich wandelte umher und ſah dem Treiben zu. Dieſe Verſpäteten mußten auf dem freien Platze übernachten; denn die frühern Züge hatten Wirthshäuſer und Scheunen angefüllt. Unſere Schaar lagerte in einem Wirthshausſaale auf ausgebreitetem Stroh. Nur mir von den Männern war aus beſonderer Rückſicht noch einiges Bettwerk zuwege gebracht worden. Dennoch kam ich zu keinem rechten Schlafe. Die Nacht war hell und lau, unſere Stube heiß von den vielen Menſchen, auf welche der Vollmondſchein durch die offenen Fenſter fiel. Dabei war mein Blut durch die heiße Fußwanderung, meine Phantaſie durch die unglücklichen Erzählungen heftig aufgeregt, und zum Ueberfluſſe hörte in einer benachbarten Scheuer die ganze Nacht hindurch abwechſelndes Beten und Singen nicht auf. Oder ſchwieg es ja einmal: ſo vernahm man vom nahen Mariahülfsberge herab den dumpfen Geſang der Hunderte, die im Freien um das Kirchlein übernachteten. —

Doch, die Juli-Mondnacht war kurz. Mit der früh-

ſten Dämmerung entſprang ich der Stube, und eilte den Berg hinauf. Da lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferſchalen umher. Hinter den nahen waldigen Bergaltären ſtanden rieſige Wolken, und legten als Hoheprieſter purpurne Frühgewänder an, die aber vor der annahenden Sonne erblichen. Andre Wolken ſchwebten als Leviten zwiſchen den hinterſten Bergen auf, und zogen einen aus dem Opferdufte der Thäler gewobenen, ſchimmernden Schleier empor, mit welchem heut die Sonne ihr blendend Antlitz verhüllte. — Die Niederungen erwachten. Aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig; durch hohe Saaten ſchritten die einzelnen Wanderer, die Häuflein ſammelten ſich unter Obſtbäumen. Rechts und links an den Wegen zum Wallfahrtsorte lagerten ſich Bettler und Breßhafte mit umwickelten Beinen, mit umwundnen Schläfen. Das hell- und eintönige Ave Maria wechſelt da und dort mit lautem Zurufe des Flehens oder des Danks: „Ein blinder Mann, ein armer Mann!“ — „Gott vergelt's Euch tauſendfach!“ — Das Gedräng auf den Wegen wird immer dichter; die Fahnen entfalten ſich, und geſchaart ziehen die ſingenden Pilger nach dem Berge.

Ich eilte nun hinab nach dem Wirthshauſe, um mit meiner Geſellſchaft zu frühſtücken. Es hatten ſich, brieflich eingeladen, von nah und fern alte Bekannte zuſammen gefunden. Die Unterhaltung war treuherzig gemeſſen: denn die Freude des Wiederſehens hatte an ſchmerzlichen Erinnerungen ein Gegengewicht. Bald brachen wir auf, und ſetzten uns im Gedräng der Menge, unter bedecktem, gewitterhaften Himmel nach dem Berg in Bewegung. —

Man durfte nicht daran denken in die Kirche zu kommen; ſchon in der Nähe derſelben war es zum Erſticken. Die Menſchen ſchoben ſich drängend nach der offenen Thüre, und pflanzten den Meßgeſang aus dem Kirchlein in langſamen Wellen fort. Hinter der Kirche, wo der Berg jäh abfiel, und das Gewog keinen Boden fand, waren Krämerbuden für Einzelne zugänglich, aufgeſtellt; ſo daß man ein Bildchen echter Meſſe vor ſich hatte, — aus Andacht und Handel zuſammengeſetzt. Wir hatten einen alten, beleſnen Dechanten unter uns. Er erinnerte an die erſtaunliche Meſſe von Hurdwarra in Oſtindien, wenn man es in dieſem Heidenthum eine Meſſe nennen darf. Hier, ſagte er, wo ſich der Ganges in die Ebene von Bengalen ergießt, verſammeln ſich jährlich an zwei Millionen Menſchen, Wallfahrens und Handels wegen. Bei den unzähligen Sprachen und Mundarten würden die Verkehrenden ſich nicht verſtehen und in nichts übereinkommen können, wenn ſie ſich nicht mittelſt der unter allen Hindus verbreiteten Fingerſprache, die unter einem über die Hände gezognen Kleideszipfel getrieben wird, im eigentlichen Sinne des Wortes begriffen. Freilich iſt eine Wallfahrt, wie die gegenwärtige, obſchon Tauſende von Menſchen auch hier auf und an dem Berge verſammelt ſind, nur ein Kinderſpiel gegen jene großen Züge der Vorzeit nach Loretto, nach Rom und Paläſtina. So ſind auch die dort herbei gezognen Kramgeſchäfte nur Kinderei gegen jene Märkte der italieniſchen und der hanſeatiſchen Städte des Mittelalters. Aber ſo ſchwer vergißt der Menſch eine frühe Herrlichkeit, daß er zuletzt wenigſtens noch mit den abgefallnen Flittern ſpielt; oder vielmehr, ſolch' ein rüſtiges Leben wohnt in den Wer-

ken eines herrlichen Jugendalters, daß ſie auch in einem entfremdeten Jahrhunderte nicht ganz abſterben können. So ſieht man an lauen Frühlingstagen ehrwürdige Greiſe, aus einer rüſtigeren Vorzeit entſtammt, am Stabe vor die Stadtthore ſchleichen, die kein Nachbar jemals jung geſehen zu haben ſich erinnert.

Der redſelige Mann, der bei aller Schwerfälligkeit ſeines Alters und ſeines Körpers der Bewegung — körperlicher wie geiſtiger — das Wort ſprach, fand ſeinen Spaß daran, alle großen Bewegungen in der Natur und im menſchlichen Leben unter dem Bild einer Wallfahrt zu betrachten. — Die Mutter-Erde ſelbſt, ſagte er, macht alljährlich ihre große Wallfahrt an den zwölf Sternbildern oder Stationen vorbei. Alle ihre Kinder werden auf dieſer Wallfahrt geboren, wie man ja die Exempel hat, daß auch Frauen während ihrer Pilgerfahrt niederkommen, und die heilige Jungfrau ſelbſt auf der ſtatiſtiſchen Wallfahrt nach Bethlehem unſern Herrn Chriſtum gebar. Darum können die Kinder der Erde das Wallfahren nicht laſſen; es iſt ihnen angeboren, wie zum Beiſpiel den Fiſchen und Vögeln in ihren ſelbſt ſtets wallenden Elementen, dem Waſſer und der Luft. Es iſt ja wunderbar, was die Schneegänſe für Wallfahrten thun. Und nun die Häringe! Man weiß, daß ihre Wallfahrt öſtlich von Island aus nach den brittiſchen Inſeln in den Ocean, durch die Meerenge von Calais nach Madera, dann ſchief bis zum 20ſten Grad hinab, darauf weſtlich an den Antillen vorbei, an den Küſten von Amerika hinaufgeht, und endlich an der Südſpitze von Neufundland vorüber in Jahr und Tag wieder dahin gelangt, wo ſie ausgezogen waren.

So wurde durch einen unterrichteten geſprächigen Mann auch eine umfaſſendere Betrachtung angeregt, der ich freilich nur ein halbes Ohr lieh, — jung und viel lieber auf das Anſchauliche, als auf das Beſchauliche gerichtet, wie ich war. — Zu ſolchen Geſprächen hatten wir ein recht bequemes Plätzchen gefunden. Da nämlich die Frauen, um der Beſtimmung des Tages genug zu thun, ſich unverdroſſen im Gewog der Menſchen, mitſingend und betend, hin und her ſchieben ließen: ſo zogen wir Männlichen uns allein nach einem Abhang des Berges zurück, wo einige niedere Bäume einen angenehmen Gras- und Moosplatz hüteten. Hierher ließen wir uns die mitgenommenen Erfriſchungen bringen, und füllten den kreiſenden Pokal aus kühlen Krügen. Ueber unſern Häuptern ſcholl frommer Geſang; an den Abhängen des Berges hockten einzelne Menſchengruppen, die mit Lärm und Lachen aus der Andacht fielen. Weit umher lag eine von Waldbergen gebildete und begrenzte Landſchaft im ſanften Lichte des bedeckten Himmels vor uns. Die Landſtraße war von Reiſenden befahren. — Dieſe Pulsſchläge der Natur und des Menſchenlebens, die gewaltigen Erinnerungen der nächſten Vergangenheit, die hinter glänzendem Dufte des Friedens räthſelbare Zukunft traf und trafen unſere Herzen; Trunk und Geſpräch ſteigerten unſer Gefühl, und bald ſchwebte, langſam ſich erhebend, unſer Geiſt mit ausgebreiteten Schwingen des Adlers über einem wundervollen Jahrhunderte.

Aber jeder Geiſtesſtrahl der Menſchheit leuchtet nur in einem Uebergang zu neuer Verhüllung, wie ein zückender

einem n

Blitz. Auch jene reine religiöse Flamme des deutschen Geistes ist inzwischen wieder von der Priesterschaft für ihre Altäre in Beschlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Hasses. —

Zwei Himmelskräfte sind der Menschheit mitgegeben: der Muth, um sich ein freies Erdendasein zu gründen, und der Glaube, um es in die Unendlichkeit zu erweitern. Aber die Mächte der Erde machen beide Genien dienstbar, — der weltliche Arm den Muth, der geistliche den Glauben. Im Uebergange aus einem Joch in's andre streckt sich die Menschheit. — Heut sollte eine Donnerstimme von allen deutschen Bergen rufen: Deine Krieger, o Deutschland, waren einst stolz auf die Bülletins des fremden Imperators: heut sind es deine Priester auf die Allocutionen des fremden Pontifex. Deinen Muth hast du vor fünfundzwanzig Jahren gerettet: heut halte deinen Glauben frei! Das Soldatenthum hast du bezwungen: hüte dich vor der Pfaffheit. Besinne dich, o Vaterland und sei stolz! Laß weder fremdgehorsame Priester noch eigne politische Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß, und über Pastoren, die dich mit Zweifelsängsten segnen!

VII.

Charakteriſtiken heutiger Univerſitäten.

1. Die Univerſität Bern

vgl 1840 I 265.

Von ** von R.

Die Hauptſtadt des größten Schweizerkantons, das ſolide Bern enthält auf dem höchſten Punkte und in ſeiner Mitte gelegen ein im alten Bernſtyle aufgeführtes langes, an beiden Enden mit zwei vorſpringenden Flügeln verſehenes Gebäude. Das iſt die jetzige Univerſität Bern, urſprünglich ſchon der Sitz eines gelehrten Lebens als Mönchskloſter, dann der Akademie. Aber nicht nur dieſe Lage, nächſten Umgebungen und geſchichtlichen Erinnerungen eignen jenes Haus zu einem paſſenden Sitze der Muſe, ſondern auch der freie Blick in den Abgrund der brauſenden Aare hinunter, in die mannigfaltige und romantiſche Gegend hinein, die weite Ausſicht in die erhabenen Gebirge des Berner Oberlandes, Alles ſcheint den hohen Lehrer und den ſinnigen Denker an die Tiefe der Forſchung und an den Reichthum der Gelehrſamkeit, an den Ernſt der Geſchichte und an die Majeſtät der Wiſſenſchaft zu mahnen.

Die Univerſität Bern iſt eine Frucht der politiſchen Emancipationsbeſtrebungen Berns in dieſem Decennium, und an ſich ein ſchönes Zeugniß der Aufrichtigkeit und Weisheit dieſer, wenn auch die Errichtung und Einrichtung der Anſtalt manche Klugheit und Sachkenntniß vermiſſen läßt. Es iſt des wahren Freiſtaates am würdigſten, ſeinen Mitgliedern die Gelegenheit zur Einſicht in den Zuſtand der Dinge durch Bildungsanſtalten darzubieten und die Cultur aller Lebenszweige durch die Wiſſenſchaft zu ſichern. Zu einer deutſch proteſtantiſchen Univerſität hat der Kanton Bern die Mittel, kaum aber zu einer Landesuniverſität, da das Berner Land alle nationellen ſprachlichen und confeſſionellen Elemente der Schweiz (ausgenommen das italieniſche Sprachelement) in ſich vereinigt, und dieſe wirklich dargeſtellt werden mußten, wollte Bern einen Anſchluß anderer Kantone an ſeine Univerſität zur Verwirklichung einer Geſammt-Hochſchule hoffen, um ſo mehr da es Zürich zu überbieten galt. Auch hätten die Schöpfer der Univerſität ſo verſöhnlich und gerecht ſein ſollen, die Vorgängerin, die Akademie in ihren Lehrern und Angeſtellten inſoweit zu achten, daß ſie den nicht wieder Angeſtellten eine Penſion ausgeworfen hätten, wie es auch kürzlich Waat bei Umwandlung ſeiner Akademie gethan hat.

Die Univerſität Bern entſtand hauptſächlich auf Betrieb der liberalen und radikalen Führer des Kantons im Jahr 1834. Die Partei des Widerſtandes waren die Ariſtokraten, ſei es überhaupt aus Vorliebe für das Beſtehende, ſei es aus Zärtlichkeit gegen ihren Pflegling oder aus Dankbarkeit gegen ihre Bildungsmutter, wiewohl die neue Anſtalt der Localität nach gerade ihnen zum Beſten ge-

reichen ſollte, da die Patrizier gröſtentheils in der Stadt ſelbſt wohnen. Der Ausgang des Kampfes um Aufhebung der Akademie mit 17 Profeſſoren und um Errichtung einer Univerſität mit 39 Profeſſoren hatte die Folge, daß die unterliegende Stadtpartei ihre Söhne der alſo umwandelten Anſtalt zum Theil entzog, dieſe auf deutſchen Univerſitäten in der öffentlichen Meinung herunterſetzen und durch in- und ausländiſche Blätter in den Geruch einer politiſchen Propaganda bringen ließ. Dieſe Mißachtung und Verdächtigung konnte aber nur auf den Beſuch der Univerſität überhaupt und auf die Anerkennung des akademiſchen Lebens von Seite der Stadtbürger den beabſichtigten Einfluß üben. Von der darauf erfolgten Verpönung der Berner Univerſität ſcheint unter den deutſchen Regierungen die preußiſche laut einer jüngſt gemachten Mittheilung ihres Geſandten zuerſt zurückzukommen. Dabei darf nicht verhehlt werden, daß die Ariſtokraten, wenn ſie der Univerſität Mängel, Gebrechen und politiſche Bedeutung zum Vorwurf machten, in einiger Beziehung Recht, in vieler den Schein für ſich hatten, und im Ganzen richtig ſahen, indem die dritte Univerſität der Schweiz, um die beſtehenden zwei zu überflügeln, großartiger hätte eingerichtet, manchem Uebel geſteuert werden ſollen und einer ſpießbürgerlichen Herrſchaftspartei die offene wiſſenſchaftliche Aufklärung des Volkes ein lebensgefährlicher Schlag ſein muß.

Die Univerſität Bern theilt die großen Beſchränkungen der akademiſchen Gerichtsbarkeit, des Selbſtverwaltungs- und des Berufungs-Rechtes mit ihren jungen Schweſtern Deutſchlands und genießt ſomit keine Vorrechte, will man nicht dazu die Entkräftung des Abberufungsunrechts

zählen, wodurch der Regierungsrath jeden mißbeliebigen Lehrer an öffentlichen, seiner Aufsicht unterliegenden Anstalten abzusetzen oder bei periodischer Wahlfrage nicht wieder zu wählen befugt wäre. Diese gefährliche Klippe des Freimuths und des unabhängigen republikanischen Lebens an der Universität hat der Große Rath auf Veranlassung einer mißlichen Spannung zwischen dem Regierungsrath und dem Senat gesprengt, und die Lehrfreiheit ist somit eine unverletzliche Wahrheit, auf Unabhängigkeit gegründet.

Der Gehalt eines ordentlichen Professors ist auf 2000—3000 Schw. Frk., also auf 800—1200 pr. Thlr., der eines außerordentlichen Professors auf höchstens 1600 Frk. festgesetzt. Funfzehnjährige Dienste geben Anspruch auf die Pension von wenigstens ¾ der Besoldung. Eigen ist der Universität Bern die ökonomische Begünstigung, deren sich die Privatdocenten zu erfreuen haben, wenn sie zwei Semester hindurch mit Auszeichnung gelesen. Für diesen Fall ist ihnen ein Gehalt von 400 Frk. und eine Stimme im Senate zugesichert; sie heißen dann stimmgebende Docenten. Die Universität kostet nur 30,000 Frk. mehr, als die frühere Akademie gekostet hat. Dennoch beträgt der Aufwand für die Universität, 80,000 Frk. den 4. Theil der Ausgaben für das Erziehungs- und Unterrichtswesen und den 26. Theil des jährlichen Budgets der gesammten Staatsausgaben. Wenn dieses der Bildung des Volkes sehr günstige Verhältniß der Staatsverwaltung die an eine Universität gemachten Anforderungen nicht befriedigt, so liegt offenbar der Mangel weniger im Willen als in der materiellen Oekonomie des öffentlichen Haushaltes.

Die Univerſität hat drei Inſtanzen der Abhängigkeit über ſich. Dieſe ſind:

1) Das „Erziehungs-Departement," welches aus 7 vom Großen Rathe frei gewählten Staatsbürgern beſteht. Da dieſe Behörde nicht nur mit der Univerſität, ſondern auch mit dem geſammten niedern und mittlern Schulweſen, ſo wie mit den geiſtlichen und kirchlichen Angelegenheiten betraut iſt, ſo kann nicht immer ſo ſehr auf das Wohl der Univerſität bei Auswahl der Mitglieder dieſes Departements die gebührende Rückſicht genommen werden, und es ergiebt ſich aus der Erfahrung bereits der Wunſch von Sachkennern, daß das Erziehungsdepartement in drei Theile zerlegt werde und die Hochſchule eine eigene ihr angemeſſene Leitung erhalte.

2) Der Regierungsrath. Er beſteht aus 17 ebenfalls vom Großen Rath, aber aus dieſem gewählten Mitgliedern.

3) Der Große Rath. Seine 240 Mitglieder werden größtentheils vom Volke durch Wahlmänner ernannt.

Keine dieſer Wahlen bezieht ſich auf länger als 6 Jahre. Diejenigen Männer dieſer Behörden, welche ſich um die Entſtehung der Univerſität am meiſten Verdienſte erworben haben, ſind die, nun in Folge der jüngſten Kämpfe im Großen Rath abgetretenen, unbeſtändigen Brüder, Dr. Jur. Karl und Dr. Med. Johann Schnell, und die für deren Forterhaltung noch eifrigen Regierungsräthe Neuhaus (jetziger Schultheiß) und Fetſcherin, Männer, die ihre Ausbildung zum Theil Deutſchland, zum Theil Frankreich verdanken.

Die Univerſität ſtellt jedes Jahr einen neuen Rektor an die Spitze, der aber merkwürdigerweiſe weniger zu bedeuten hat, als ein Prorektor. Der zum Rektor erwählte

Professor erhält als solcher 200 Fr. Zulage. Man sollte meinen, es gebühre derjenigen Anstalt, welche als die wissenschaftliche Musterschule und als die große allseitige literarische Bundeskraft des Landes aufgestellt wird, von Seite dieses letztern die grundsätzliche Achtung, dem jeweiligen Rektor der Hochschule wenigstens eine Stelle unter den Mitgliedern des Erziehungsdepartements anzuvertrauen. Aber der flache Begriff republikanischer Gleichheit sträubt sich gegen die Einräumung eines solchen Rechtes der Universität, während viele deutsche Universitäten selbst in den gesetzgebenden Räthen das Vertretungsrecht genießen. —

Die theologische Fakultät ist nur für die protestantische Religionspartei organisirt. Sie ist die Fortsetzung der alten Akademie und hat mit dem Gymnasium nähern Zusammenhang als die philosophische Facultät, was doch wohl nicht sein sollte. Sie hat, wenn auch wenig berühmte doch tüchtige Lehrer, ungeachtet der sonderbaren intoleranten Ansichten und obsoleten Tendenzen Einzelner.

Samuel Lutz, aus dem Kanton Bern, ehemals Mitglied des Erziehungsdepartements docirt mit Fleiß und Erfolg über altes und neues Testament, und ist ein gründlicher Kenner der hebräischen Sprache, wie man hört. Als das einflußreichste Glied der theologischen Fakultät und als der älteste Professor derselben (er war schon an der Akademie) hat er insbesondere zu gewärtigen, daß sich das Urtheil über den Geist, die Leistungen und Früchte der Studienabtheilung, welcher er noch kürzlich als Dekan vorstand, auf ihn zurückwerfe und über das geschenkte große Zutrauen richte. Von ihm wird erzählt, daß er früher ganz der aufklärenden und liberalen Partei in Wissenschaft und praktischer Rich-

tung angehört habe, jetzt aber der bürgerlichen Fraktion ſich anſchließe, welche einem zwiſchen Vor- und Rückwärtsgehen ſchwankenden Triste-Milieu huldige. Eine Folge davon ſoll ſein, daß die theologiſche Fakultät im wenig freien Geiſte der alten Akademie, die ein geiſtreicher Lehrer als die unterirdiſche Kirche zu bezeichnen pflegt, geleitet werde. Indeſſen haben doch die an der Univerſität eines paritätiſchen Staates gewiß ſonderbar ſich ausnehmenden Vorleſungen über den Heidelberger Katechismus aufgehört, und ſo dürfte wohl auch die keinem Univerſitätsleben angemeſſene ſcholaſtiſche Disciplin in dieſem Gebiet nach und nach ein Ende nehmen. Das Aeußere von Herrn Lutz hat das Gepräge einer ſtets in ſich arbeitenden, aber auch mit ſich wohl zufriednen klugen Bedächtlichkeit.

Math. Schneckenburger, wie Herr Lutz durch die Univerſität Baſel Dr. Theol., nahm von der Tübinger Univerſität weg den Ruf an die Berner auf den Lehrſtuhl der ſyſtematiſchen Theologie und der Kirchengeſchichte an, den er mit Anerkennung würdig behauptet. Selbſt vor dem Obſcurantismus und zeitſcheuen Pfaffenthum hat er ſich in ſeiner rationaliſtiſchen Färbung nicht zu ſcheuen, denn dieſe kömmt auch jenen zu Gute. Ein Ständchen, womit ihn ſeine Zöglinge vorigen Winter beim Gerüchte eines erhaltenen auswärtigen Rufes beehren wollten, hat ihn für die Unwahrheit deſſelben entſchädigt. Als jetziger Rektor hat er bei der letzten Eröffnungsfeier ſeinem theologiſchen Berufe durch das Anathema gegen die neue Richtung der Bildung und gegen den Wendepunkt des Zeitgeiſtes Genüge gethan. Seine Abhandlung über das Evangelium der Aegypter wird in der theologiſchen Welt mit vieler Ach-

tung gegen die darin beurkundete Gründlichkeit und Gelehrsamkeit genannt. Dr. Schneckenburger ist ein frischaussehender Mann, groß wie ein Riese, aber steif in Gang und Haltung. Sein Vaterland ist Würtemberg. Er wird auch geschätzt als Kanzelredner.

Dr. Carl Hundeshagen aus Gießen ist zwar nur außerordentlicher Professor der Exegese und Kirchengeschichte, verdient aber wegen seiner Bescheidenheit, seines Freisinns und reinen Strebens hervorgehoben und als ein Mann von vielversprechenden Kenntnissen beachtet zu werden. Er schrieb über die mystische Theologie von Gerson (Charlier), die von einem ächt und tiefgestimmten religiösen Gemüthe und einem schönen Talente spekulativer Forschung zeugt. Er ist schlank gewachsen und von sanften Gesichtszügen.

Wie ungebunden und frei die Gedankenbewegung an dieser Fakultät ist, bezeugen die charakteristischen Bemerkungen Herrn Friedrich Zyro's, eines Berners, der den Katholicismus für das Heidenthum im Christenthum erklärt, und Herrn Licentiat Gelpke's außerordentlichen Professors der systematischen Theologie, welcher die Engel des jüdischen und christlichen Testaments aus heidnischen Göttern herleitet. Von Herrn Gelpke's Wirksamkeit in seinem Theil der systematischen Theologie hört man übrigens nicht viel. Er scheint sich auf diesem Gebiet als Licentiat zu betrachten; wenigstens findet er Zeit, eine Lehrstelle am Gymnasium zu verwalten und überdieß als Docent in der philosophischen Fakultät aufzutreten. Wir werden also dort auf ihn zurückkommen.

Herr Zyro aus Thun, eine kernhafte, etwas derbe Natur, hat sich mehr als seine Collegen in schriftstellerischer

Thätigkeit verſucht. Er hat kirchliche Bedenken und Anderes geſchrieben. Bekannt iſt der Witz, daß ein Leipziger Meßkatalog mit Zyro's Selbſtmord geendet.

Neben Hrn. Zyro's Paſtoraltheologie wird dieſe auch in franzöſiſcher Sprache vom außerordentlichen Profeſſor Aug. Schaffter, auch einem Berner, verſehen. Hr. Schaffter hat eine religiöſe Geſinnung, die aber mit einer pietiſtiſchen Richtung verknüpft iſt, eine ſchöne Kanzelberedtſamkeit, eine feine Weltbildung und einen guten Ton.

Die theologiſche Fakultät zählt den 7.—6. Theil der geſammten Studirenden, unter welchen durchgängig eine angemeſſene gelehrte Vorbildung ſich kund giebt, wenn auch dieſelbe in einem eigenen Geiſte betrieben und verſchroben wird.

Die juridiſche Fakultät, worin auch die Staatswiſſenſchaften befaßt ſind, iſt im Allgemeinen für die am beſten beſetzte zu halten. Nur daraus laſſen ſich die ſcheinbar unvereinbaren, gegenwärtig obwaltenden Umſtände erklären, daß ſie am ſtärkſten frequentirt iſt und doch keinen Privatdocenten hat.

Unter den 7 Mitgliedern derſelben iſt Dr. Samuel Schnell durch ſeine Stellung als Profeſſor des „vaterländiſchen Rechts" der einflußreichſte. Er docirte ſchon an der Akademie. Die letzte wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Jugend genoß er im Auslande. Er war bei den Landvögten der Berner Ariſtokratie als Fürſprech geduldet, deren mächtiger Gegner er nun auf dem Katheder iſt. Die oben erwähnten Brüder Schnell erholten ſich zur Zeit ihrer Regierungs- und Volksmacht bei dieſem ihrem klugen Verwandten gern des umſichtigen Rathes, den ſie aber zuletzt

nicht mehr genommen zu haben scheinen. Sam. Schnell ist eine kräftige hohe Berner Gestalt, noch rüstig in seinem Greisenalter. Sein Hauptverdienst ist die Redaktion des noch gültigen Berner Civilgesetzbuches, in Rücksicht dessen ihn Eduard Gans den Juristen des achtzehnten Jahrhunderts genannt. Es giebt wohl noch manches Große in seiner Art. Keine Vorlesungen an der Universität sind so frei, so lebendig und so besucht, wie in der Regel die Schnell'schen, obschon man da nicht immer am schnellsten Recht bekömmt. Während des gestikulösen Vortrags in der Bernschen Volkssprache spaziert er im Zimmer umher, stellt sich plötzlich vor irgend einen Zuhörer mit Fragen hin, berichtigt die Antworten und knüpft am Faden derselben seine das Handbuch beleuchtenden Lehrsätze weiter, holt Beispiele, oft in anekdotenartiger Einkleidung, aus der fernen und nahen Vergangenheit der Welt und des „Vaterlandes," nämlich des Kantons Bern. Bisweilen unterbricht ein Zuhörer den Gang des Professors mit — wohl gar französischen Fragen, die meistens weniger die Absicht der Belehrung und Bekehrung, als die der Bedrängung des Professors und die der Aufklärung des Auditoriums über die Ansichten des Lehrers haben. Denn sein System ist, obschon es auf Kantischen und liberalen Sätzen beruht, in der Ausführung vom Materialismus nicht freizusprechen. Seine Demonstrationen laufen auf den Gesichtspunkt einerseits der menschlichen Fehlbarkeit und anderseits der sinnlichen Gewerbsamkeit aus, wo die edlern Interessen der Bildung und des Hochsinns als unzuverlässig, unklug und jugendliche Thorheit erscheinen. Dadurch nimmt er bei seinem klaren Style eine eigenthümliche Stellung gegenüber den andern Juristen der Universität

ein, gehören ſie nun der philoſophiſchen oder der hiſtoriſchen Schule an.

Ein tüchtiger Vertreter der erſtern iſt Dr. Wilhelm Snell, aus Wiesbaden, ordentlicher Profeſſor des römiſchen und Criminalrechts. Er iſt ein Mann von beſetzter Geſtalt und ziemlicher Größe, das braune Auge leuchtet, wenn es ſich aufhebt, ſcharf hervor, die Haltung iſt nachdenklich gebeugt. Sein ſparſam mit dunkeln Haaren beſetztes Haupt ſcheint ſchon manchen Sturm erfahren zu haben. Er iſt ein Sohn des populären Kantianers Wilhelm Chriſtian, von dem unſere Literatur mehrere brauchbare philoſophiſche Lehrbücher beſitzt, und ein vertrauter Schüler des berühmten Juriſten Almendingen. Eigen iſt Wilhelm Snell die ſchriftſtelleriſche Unthätigkeit, wiewohl ihn Humanität und Menſchenkenntniß, Gerechtigkeitsliebe und Scharfſinn, Freimuth und Beredtſamkeit vor vielen andern Literatoren zum ſchriftlichen Auftreten in der juriſtiſchen Welt berechtigten. Die Literatur kennt ihn nur als Verfaſſer einer im Jahre 1809 in einer Zeitſchrift erſchienenen Abhandlung, die als vortrefflich gilt. Bekannter iſt er als ausgezeichneter Lehrer. Den erſten Ruf erhielt er von Rußland an die Univerſität Dorpat, wo man ſich aber in Betreff ſeiner bald eines Andern berichten ließ, und nach acht Tagen verwies ihn ohne weiteres ein allerhöchſter Befehl aus dem Reiche. Ein ähnliches Ende nahm ſein Ruf an die Univerſität Baſel als ordentlicher Profeſſor. Seine unverhehlten Geſinnungen hatten auch da, obſchon erſt nach mehreren Jahren verdienſtvoller Thätigkeit *), in den bekannten Baſeler Wirren nach der Juli-

*) Er bildete längere Zeit nebſt Emil Frey ſo zu ſagen allein die juridiſche Fakultät mit unglaublicher Anſtrengung.

revolution seinen — jedoch formell freiwilligen Rücktritt zur Folge. Die Polizei der Stadt Basel hatte ihm vorher noch die Papiere durchsucht; die Landschaft Basel aber beehrte ihn mit ihrem Bürgerrechte, und Zürich rief ihn an die neue Universität. Ein Jahr darauf nahm er den Ruf nach Bern an. W. Snell's Vortrag ist ruhig (er hält während desselben die Augen fast ununterbrochen auf den Katheder niedergeschlagen), seine Stimme durch einen gewissen polemischen Ton gereizt und belebt, seine Gedanken sind eindringlich. Er verbindet Gemüth und Verstand in einer gewissen Mitte der Empfänglichkeit und Negativität. Man sieht ihn bald düster, bald heiter, bald verschlossen, bald offen, bald barsch und bald freundlich, je nach den Kreisen und Momenten, in denen er sich bewegt und lebt. Durch seine Geselligkeit genießt er einer großen Anhänglichkeit unter den Studirenden. Die Collegien hält er sehr gewissenhaft und sie werden zahlreich besucht. Sein deutsches Vaterland und das Gut, das er ihm als Krone wünscht, kann er nicht vergessen, es liegt ihm tief im Herzen. Nichts desto weniger hielt er sich fern von der Theilnahme gewaltsamer Versuche, welche von deutschen Flüchtlingen in der Schweiz ausgegangen waren.

Viel Aehnlichkeit mit der philosophischen Rechtsanschauung W. Snell's, aber mit dem den französischen Charakter bezeichnenden Unterschiede, hatte Albin Thourel, der so eben die Universität verlassen hat. Thourel ist schlank und hoch gewachsen, mit rothen Haaren und einem lebhaften Auge. Er trug sehr leicht, gewandt, beredt und verständlich das französische Recht und die Philosophie in der französischen Sprache vor. Ein freier und reicher Geist wehte in seinen Vorlesungen. Bern hatte ihn der Akademie von

Genf entzogen, wo er Profeſſor war. Er iſt ein Franzoſe, und Verfaſſer einer Histoire de Genève in 2 Bden. Eine verſchwenderiſche Frau ſoll das Glück des Mannes überall verfolgen und ihn in Schulden geſtürzt haben, weshalb er Bern verlaſſen mußte. Noch iſt er unerſetzt.

Ein Mittelglied der Geiſtesart dieſer zwei letztgenannten Männer iſt Dr. Ph. J. Siebenpfeifer. Er iſt nicht ſo feiner Verſtandesmenſch wie Thourel und nicht ſo gemüthstief wie W. Snell, nicht ſo nach Außen gekehrt wie Thourel, der Alles mit der Lebendigkeit eines Franzoſen auffaßt, und nicht ſo nach Innen gekehrt wie W. Snell, aber von einer kräftigen praktiſchen Vernunft geführt und von einer reichen Phantaſie durchſtrahlt. Man ſieht es Siebenpfeifer'n am kühnen und ironiſchen Blicke des dunkeln Auges an, daß er eine unternehmende und zähe Natur iſt. Den hagern Mann von mittlerer Größe ſieht man ſelten anderswo als auf dem Wege von ſeinem Gartenhäuschen in's Univerſitätsgebäude; er lebt zurückgezogen den Wiſſenſchaften und ſeinem Töchterchen Cornelia, ſeitdem ſeine Frau geſtorben, eingeſchränkt von ökonomiſchen, gedrückt von Geſundheitsumſtänden, angefeindet von der Ariſtokratie und wenig begünſtigt von der Regierung. Sein Benehmen iſt ſcharfſichtig, ſein Umgang einnehmend. Oft blitzt ein vielzackiger Humor aus der melancholiſchen Höhe des Mannes. Man kann von den originellen philanthropiſchen Anſichten abweichen, welche S. in ſeiner 1834 bei Jenni zu Bern erſchienenen Schrift: „Ideen einer Grundreform der Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten" (2 Hefte) in leichter, fließender, blühender und farbenreicher Sprache entwickelt hat, ohne das Talent und die Geſinnungsreinheit des Verfaſſers zu verkennen oder gar daraus

ein Anathem gegen ihn herzuleiten. Ueberhaupt ist S. seit vier Jahren Vieles zur Last gelegt und nachgesagt worden, namentlich von der Berner und der Augsburger Allgemeinen Zeitung aus, z. B. in Bezug auf den Savoyer-Zug —, wovon ihn Wahrheit und Vertrautheit mit dem Zustand der Dinge freisprechen. Er lehrt unter großem Zulauf Staatsrecht und Staatswirthschaft, in welchem letztern Fache er sich von der bayerischen Regierung als deren Amtmann eine beifällige Anerkennung soll erworben haben. Nun ist er Kantonsbürger.

Der ordentliche Professor der Staatswissenschaften ist Dr. Karl Herzog, die Ziffer 29 des Brockhaus'schen Conversationslexikons. Dieser wohl am vielseitigsten gebildete Kopf der Fakultät war zuerst Lehrer im Fröbel'schen Institut zu Keilhau bei Rudolstadt, wurde dann außerordentlicher Professor der Geschichte und Literatur zu Jena, von wo ihn Bern in sein schweizerisches Vaterland rief. Er soll in Jena von den Studirenden geachtet und von den Bürgern geliebt gewesen sein, wessen er sich hier kaum rühmen darf, indem die Berner mehr auf gewissenhafte Pflichterfüllung und Selbstständigkeit des Charakters, als auf abschweifende Zerstreuung und dienstbare Geschäftigkeit halten. Seine Geschichte von Thüringen, wie auch seine Geschichte der deutschen Literatur wurden geschätzt. Er war früher ein Bekenner von Troxler's Grundsätzen, mit dem er den gleichen Geburtsort theilt, jenes Luzern'sche Bergstädtchen Münster, aus dem auch der bekannte Geschichtsforscher Kopp und der vorjährige eidgenössische Bundespräsident desselben Namens hervorgegangen. Herzog, ein fetter großer blasser Mann, hat viel Zusammenfassungs- und Darstellungsgabe, die ihn

auch zur Herausgabe der längſt verſprochenen „ſchweizeriſchen Nationalencyclopädie“ (in 4 Bdn.) vorzüglich eignen würde. Aber freilich bedarf es für ein ſo umfaſſendes Werk des Zuſammenwirkens anderer Kräfte, die der Herr Profeſſor und Regierungsmann nicht ungeſtraft überſehen wird.

Von derſelben Gutmüthigkeit, wie Herzog, der nunmehr mit dem Bürgerrecht von Laufen im Kanton Bern ſonderbarerweiſe beſchenkt worden, iſt ſein Freund Dr. Reinhold Schmid aus Jena, wo er ebenfalls als außerordentlicher Profeſſor germaniſches Recht lehrte. In anſpruchsloſer Heiterkeit des Lebens liegt er mit treuem Sinne ſeinen Berufspflichten ob, ohne ſich mehr von dem Schickſale ſeiner burſchenſchaftlichen Jugendanſichten, für die er als mehrjähriger Staatsgefangener auf der Teutoburg gebüßt hat, drücken zu laſſen. Seine Herausgabe der Carolina wird von den Juriſten gelobt, wie auch einige andere Schriften von ihm in ihrem Bereiche geachtet werden. Seinem Vortrag fehlt es weniger an Faßlichkeit und Deutlichkeit, als an logiſcher Schärfe und Bündigkeit. Weder in dieſen letztern Beziehungen noch in der ſchriftſtelleriſchen Freithätigkeit und praktiſchen Gewandtheit würde man in ihm den Bruder des verſtorbenen Heidelberger Philoſophen Heinrich und den Anverwandten Carl Ernſt Schmid's erkennen. Uebrigens tragen ſeine Schriften den Stempel deutſcher Gelehrſamkeit.

Viel praktiſche Tüchtigkeit bewährt Karl Friedrich Rheinwald, ein geborner Würtemberger, ebenfalls außerordentlicher Profeſſor des germaniſchen Rechts. Ungeachtet er ſeine Advokatur auf der Feſtung Hohenaſperg beſchloſſen, ſcheint er doch noch am meiſten Geſchick für Pro-

ceduren zu haben, worin sich die Regierung auch gern seiner Kenntnisse und seines eisernen Fleißes bedient. Herr Rheinwald ist ein großer, blonder, artiger und verständiger Mann. Seinen Vortrag erschwert ein keuchender Athem und seiner Dialektik fehlt es bisweilen an Salz. Von ihm haben wir die Geschichte des Berner Rechtes zu gewärtigen, wovon als Vorläufer betrachtet werden kann seine Abhandlung de jure obstagii secundum usum Bernensium, Bern 1837. Wiewohl die schweizerische Denkart der seinigen wenig zusagt, so hat er sich doch eingebürgert. Kürzlich beehrte ihn die juridische Fakultät mit dem Doktordiplom.

Mehr als mancher andere verdient in diesen Umrissen Dr. Ludwig Snell, Bruder des bereits erwähnten Snell, genannt zu werden, obwohl er die Universität schon vor Jahren verlassen hat, und nun verwiesen außer dem Kanton Bern (gegenwärtig in Luzern oder Zürich) lebt. Er war aus seinem Vaterlande nach England gegangen, dann in die Schweiz gekommen und ward Professor und Großrathsmitglied im Kanton Zürich, wo er sich ein Bürgerrecht erworben. Ludwig S. führt die Feder kundig und fertig. Der Artikel, den er zu Handen der Redaktion der Neuen Züricher Zeitung, des Hrn. Regierungsraths Escher gegen die Berner Regierung und deren Schultheißen Tscharner geschrieben, hat die Niederlegung seiner das schweizerische Staatsrecht vertretenden Professur, sein Exil und den merkwürdigen Prozeß zwischen der Berner Regierung und Hrn. Escher in Zürich veranlaßt. Der Schriften, die ein rühmliches Zeugniß von seiner scharfen Geisteskraft und selbstständigen Gesinnung geben, hat man mehrere von ihm. Sein so eben erscheinendes „Handbuch des schweizerischen Staatsrecht" ist mehr

eine Sammlung und Zuſammenſtellung des vorliegenden Materials, als eine Verarbeitung deſſelben zu einer Philoſophie des Staatsrechtes, was noch fehlt, verdient daher kaum die unbedingte Erhebung, womit viele Schweizerblätter in der Beziehung Hrn. L. Snell preiſen. Ungeachtet der bittern Polemik des Hrn. L. Snell iſt doch ſein Verluſt ſehr zu bedauern, zudem der Lehrſtuhl, den er mit Eifer und Auszeichnung inne hatte, ſeither verwaiſt iſt und zwar in einem Staate, der ſeiner ſchwankenden Politik wegen und überhaupt vermöge ſeines hohen vaterländiſchen Berufes am erſten wiſſenſchaftlich gebildeten Auf- und Nachwuchſes bedarf. Aber auch dem Kirchenrechte ergeht es hier trotz der bittern Erfahrungen des Kantons von Seite Roms und Frankreichs nicht viel beſſer. Es liegt darnieder, wird auch den Examinanden nicht zugemuthet. So läßt man ſich die fremde Diplomatie und die Pfaffen über den Kopf wachſen.

Die juridiſche Fakultät wird vom dritten Theile der Studirenden beſucht und außer dem von einer Anzahl wenig gebildeter junger Landleute, die ſich nur im Kantonalrecht bei Samuel Schnell einige nothdürftige Kenntniſſe erwerben wollen und daher außer die Immatrikulation fallen. Von den Studirenden werden ſie ſpöttiſcherweiſe Samianer genannt, weil ſie in verba magistri zu ſchwören pflegen.

Die mediziniſche Fakultät hat frühe ein an der Akademie ſchon verdientes Mitglied in dem ordentlichen Profeſſor Mohl verloren, der in der gleichen Eigenſchaft einen Ruf nach Tübingen annahm. Er wurde durch Hrn. Dr. Valentin, ordentlichen Profeſſor der Phyſiologie erſetzt. Valentin, ein Schleſier, docirte früher in Breslau.

Er hat sich durch eine in Frankreich gekrönte Preisschrift in seinem Fach einen europäischen Ruf erworben. Es gereicht der Regierung von Bern zur Ehre, daß sie sich am jüdischen Bekenntnisse dieses tüchtigen Mannes keineswegs stieß, als er dasselbe vor seiner Anstellung zu bedenken gegeben. Valentin als Physiolog ist unstreitig ein ausgezeichneter Empiriker, wofür auch seine „Zeitschrift für Physiologie" zeugt. Er hält seine Vorlesungen ruhig und sinnend, spricht rein und verständlich, im Umgange ist er sehr artig und fein, verkehrt aber wenig. Valentin ist klein, braun und krausig, hat eine freie hohe Stirn, kleine dunkle Augen, längs den Wangen hinunter trägt er Bart. Fast nichts als die Nase verräth den Juden.

Valentin's empirischer Richtung nahe verwandt (die überhaupt hier üppig wuchert) ist Dr. Ph. F. W. Vogt, ordentlicher Professor der Nosologie, speciellen Therapie und Klinik. Sein Handbuch der Pharmacodynamik ist bequem und wird viel gebraucht. Vogt hat sich während seiner langen Praxis viel Kenntnisse erworben, auf die er sich gern stützt, und auch als Lehrer theilt er sie freigebig mit. Ich traue seinen kleinen dunkeln Augen viel Beobachtung, aber wenig tiefeingehende Schärfe zu. Die schlaffen blonden Haare auf dem Haupte des großen, regelmäßig gebauten Mannes zeugen übrigens von Anspruchslosigkeit. Am meisten vermißt man die tiefsinnige Forschung in der Lehre von Ursach und Wesen der Krankheiten, und in der Polemik gegen wissenschaftliche Ansichten oder Meinungen anderer Kliniker, z. B. Schönleins. Sein Vortrag ist gehalten, die Stimme tief und ruhig, die Aussprache abgemessen. Er war früher Professor in seiner Heimath, zu Gießen. Ich

habe einſt einen ſchleſiſchen Schulmann behaupten hören, der „Geiſt" komme von „gießen," wobei ein College des Hrn. Vogt ungläubig den Kopf ſchüttelte. So ſcheint es auch in Bern, wie anderswo, beſonders unter den Aerzten an gegenſeitiger Anerkennung zu fehlen.

Dr. Hermann Demme, ein Altenburger, iſt ordentlicher Profeſſor der Chirurgie und Geburtshilfe. Sein wiſſenſchaftlicher und menſchenfreundlicher Eifer führte ihn nach Vollendung der Studien in den polniſchen Krieg, in welchem er den ärztlichen Beruf mit Mehrung ſeiner Kenntniſſe ausübte. In der erſten Zeit ſtellte ihn die neu errichtete Univerſität Zürich an und darauf Bern. Eine allgemeine Bildung und große Geſchicklichkeit im Fache zeichnet Hrn. Demme aus. Eine reine Liebe zur Wiſſenſchaft und unausgeſetzter Fleiß macht ihn zu einem der geſuchteſten Lehrer der Medizin, und hat ihm auch eine große Privatpraxis erworben. Seine chirurgiſche Klinik, wozu ihm das Inſelſpital iſt eröffnet worden, wird ſehr geſchätzt. Obgleich ſeine ſächſiſche Mundart mit der ſeiner ſchweizeriſchen Collegen in großem Contraſte ſteht, hat er ſich doch mehr wie irgend ein Anderer mit denſelben zu befreunden gewußt.

Dr. F. W. Theile aus Sachſen-Weimar, iſt außerordentlicher Profeſſor der Anatomie, als welcher er vordem in Jena docirte. Er hat den mittlern Wuchs, blaue Augen, blonde Haare, eine längliche Naſe, ein doppeltes Kinn und ein blaſſes Ausſehen. Sein Vortrag iſt gut, die Erklärung deutlich, die Nachweiſungen ſind genau und dem Geſichtskreiſe der Zuhörer angemeſſen. So eben macht er eine ihm zugehörige Entdeckung: Musculi rotatorii dorsi in einer eignen Abhandlung bekannt. Dieſe Entdeckung ſcheint uns

nicht nur anatomisch-medizinischen Werth zu haben, indem auch dadurch Ränke und biegsame Geschmeidigkeit in der eingetretenen Zeitwende so vieler Staatsmänner erklärlich werden.

Dr. Eduard Fueter ist ein wissenschaftlich gebildeter und auch praktisch geübter Arzt. Er ist ein geborner Berner, hat aber auch an deutschen Universitäten seine Bildung erhalten, und verbindet auf diese Weise zwei Seiten, die ihm in seiner Stellung als außerordentlichem Professor der Therapie und Polyklinik sehr förderlich sind. Seine uneigennützige Menschenfreundlichkeit und bescheidene gewissenhafte Wirksamkeit verdienen und finden Anerkennung. Seine Vertrautheit mit den Landes- und Ortsverhältnissen, Krankheitsformen und Methoden empfiehlt ihn besonders zum hiesigen Lehrer. Herr Fueter hat auch das Gepräge, Sprache und Sitte von einem gebornen Berner.

Dr. Wilhelm Rau, ein schlanker Mann, länglichen blassen Gesichts mit hoher Stirn und blonden Haaren, trägt in guter Schulsprache ruhig und ziemlich monoton mit hohler Stimme vor. Seine von Rußland gekrönte Preisschrift über Kinderkrankheiten hat seinen Ruf begründet und ihm auch den hiesigen erworben, den er bestätigt. Die kleinlich besorgte Aengstlichkeit erscheint an einem Manne von seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit, von seinen Talenten und seiner Anerkennung unnöthig. Er ist außerordentlicher Professor der Augen- und Kinderkrankheiten.

Dr. Albrecht Tribolet ist außerordentlicher Professor der syphilitischen Krankheiten. Sein Vater war einer der vornehmsten Aerzte der Stadt. A. Tribolet's verständige und zweckmäßige Leitung des äußern Krankenhauses, das beim

Dorfe Bolligen gelegen und beſonders für chroniſche Krankheiten beſtimmt iſt, lobt man. Er lieſt auch gerichtliche Medizin. T. iſt ſtark, groß und ſchön gebaut und ſieht friſch ſtattlich aus. Seine kleinen Augen liegen tief unter den buſchigen Augenknochen, die krauslichen Haare grauen bereits; ein dunkler Bart zieht ſich von den rothen Wangen bis unter das runde Kinn. Seine Ausdrucksweiſe iſt kräftig und deutlich. Selten ſchlägt in ſeinem Vortrage die vaterländiſche Berner Mundart durch.

Dr. J. J. Hermann, außerordentlicher Profeſſor der theoretiſchen und praktiſchen Geburtshilfe, ein Berner, hat gute Beobachtungsgaben und große Liebe zu ſeinem Fache. Er ſcheint zu derjenigen Schule der Geburtshelfer zu gehören, welche mehr der Natur überlaſſen, als durch Kunſt bewirken wollen. Für die Entbindungsanſtalt ſelbſt ſollte wohl mehr gethan werden, da ſie auch in Hinſicht der Mittel und Einrichtung hinter den mediziniſchen und chirurgiſchen Kliniken zurückzuſtehen ſcheint.

Dr. Beat Schnell nenne ich, weil er an der alten Akademie Vorträge über Pſychiatrie gehalten und dies Fach nun ganz aufgegeben iſt. Er iſt bekannt als ein tüchtiger pſychiſcher Arzt, hat eine Irrenanſtalt zu Wiflisburg und gewöhnlich eine kleine Abtheilung derſelben in der Nähe von Bern, wo er wohnt. Sollte dies nicht zum Beſten der Univerſität utiliſirt werden?

Das anatomiſche Theater und Kabinet iſt neu gebaut und trefflich eingerichtet unter Theile und Valentin. Ein Gehülfe Schlee zeigt Talent und Geſchicklichkeit im Modelliren, in Gypsabgüſſen u. ſ. f., wird aber nicht gehörig unterſtützt.

Digitized by Google

Die Thierschule nebst Spital ist eine alte Anstalt, die aber erweitert und verbessert worden ist. An derselben lehren folgende drei außerordentliche Professoren: Dr. Mathias Anker, Dr. Friedrich Gerber und Heinr. Koller, außerdem der stimmgebende Docent Joh. Jak. Rychner.

Bei einer öffentlichen Feier erklärte ein Dekan, die medizinische Fakultät huldige der empirischen Speculation. Ein Witzbold kehrte den Ausdruck um, meinte, es könnte bei Vielen auch heißen der speculativen Empirie. Uns will es bedünken, daß Mehrere dieser Herren mit den Begriffen von Erfahrung und Wissenschaft noch nicht ganz ins Reine gekommen sind. Wie könnte sonst der jungen Docenten Einer, der sich rühmt zur rein empirischen Schule zu gehören, den Sitz der Seele entdeckt und an einer gewissen Hirnstelle nachgewiesen haben wollen?

Privatdocenten der Medizin sind die Brüder Dr. Carl und Dr. Wilhelm Emmert, zwei Berner, und Dr. Webber. Der Vater der erstern war ein Würtemberger. Beiden sagt man nach, daß sie sich durch eine anmaßende Rücksichtslosigkeit gegen ihre Collegen auszeichnen und mehr über fremde als über eigene Eitelkeit erhaben seien. Herr Carl E. ist ein zierliches schmächtiges Herrchen. Hr. Webber ist ein in französischen Schulen und Spitälern praktisch gebildeter Arzt, der seine Vorträge nach Wunsch deutsch oder französisch hält, daher auch oft in beiden Sprachen ankündigt.

Etwa der dritte Theil der hiesigen Studirenden widmet sich der Menschen oder Thier-Heilkunde.

Man ſieht, ich ſtelle nicht nur die Gottesgelahrtheit, ſondern auch die Thierarzneikunde der philoſophiſchen Fakultät voran, der hier geltenden Weisheit zufolge, welche die facultas animarum unter die facultas animalium hinunterwürdigt, eine Rangordnung, an die ſich lediglich meine Darſtellung des Gegebenen knüpft. Wir führen alſo den Strom zur Quelle des Geiſtes zurück. Die philoſophiſche Fakultät iſt jedoch beſſer beſetzt als im Verhältniß zum Ganzen geordnet. Namentlich verrathen die reglementariſchen Beſtimmmungen über die zu haltenden philoſophiſchen Vorträge wenig Kenntniß von dem Verhältniß und der Unentbehrlichkeit allgemein gültiger Disciplinen dieſer Wiſſenſchaft, wenn blos die Behandlung folgender Fächer erfordert wird, als ob die Philoſophie nur dieſe und keine andern Beſtandtheile hätte: 1) Geſchichte der griechiſchen Philoſophie. 2) Kritiſche Ueberſicht der wichtigſten neuern Syſteme. 3) Ethik. 4) Religions-Philoſophie. 5) Pädagogik. —

Dr. Friedrich Trechſel, Profeſſor der Mathematik und Phyſik, iſt ein großer, hagerer, ſchlichter grauender Berner, einfach und bieder im Umgange. Dieſer Mitſtreiter des für die Berner ſiegreichen, aber erfolgloſen rühmlichen Treffens zu Neumark gegen die im Jahre 1798 eindringenden Franzoſen war auch ſchon an der Akademie Lehrer, hat den Zeitwandel der öffentlichen Unterrichtsanſtalten in Bern geſehen und in treuer Amtsbefliſſenheit durchlebt. Er iſt ein fleißiger Correſpondent mehrerer europäiſchen Akademien, ein Mann von ſolidem Wiſſen und großer, praktiſcher Brauchbarkeit, der ſeine Stellung immer noch mitten unter jüngerm, zum Theil von ihm gezogenen, nun mit ihm wetteifern-

den Nachwuchse zu behaupten weiß. Als Oberbibliothekar der noch immer zwischen Staat und Stadt schwebenden Bibliothek beweist Herr Trechsel große Parteilosigkeit, redlichen Eifer und freundliche Gefälligkeit gegen Jedermann. Er besorgt auch die Berner Sternwarte.

Professor der Philosophie ist Paul Vital Ignaz Troxler. Seine eigenthümliche Tendenz in der Philosophie ist von verschiedenen Seiten anerkannt worden, besonders von Günther, Fichte, Sengler, in ethischer Beziehung von Prof. Salat, und im Ganzen von Dr. Werber in seiner Entwicklungsgeschichte der Physiologie und Medizin. Nähern Aufschluß darüber gewähren die zwei letzten Abschnitte seiner „Philosophischen Vorlesungen" und die Vorrede zu seiner Ausgabe der „Teutschen Theologie." Noch mehr Licht dürften die Vorlesungen geben über „Encyclopädie und Methodologie sämmtlicher Universitätsstudien," welche vielleicht bald im Drucke erscheinen werden. Noch andere Schriften, wie das Brockhaus'sche, Wolff'sche Conversationslexikon unter dem Artikel seines Namens, Münch's Erinnerungen eines 37jährigen Gelehrten 1. u. 2. Bd. geben mehr oder weniger Aufschluß über das Leben und die Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes als medicinischen, theologischen, juridischen, pädagogischen, politischen, patriotischen und volksthümlichen Gelehrten und Schriftstellers. In jedem dieser Gebiete könnten besondere Schriften von ihm genannt werden, wenn diese Weitläufigkeit nicht über den Plan dieser Darstellung hinausführen würde. Seine ärztliche Thätigkeit dehnte sich auch auf Deutschland aus. Als Jugend- und Volksfreund, so wie auch als öffentlicher Redner und Professor ist er in seinem schweizerischen Vaterlande

vorzüglich bekannt. Seine philoſophiſche Lehrthätigkeit wird hier theils vom proteſtantiſchen Schülergeiſt, der die leicht gemachte Philoſophie eines theologiſchen Aſpiranten der freiern, aber auch anſtrengendern Troxler'ſchen vorzieht, theils von der blos Brod ſuchenden Studienrichtung Vieler, theils von der Studir- und Achtungsloſigkeit gegen Philoſophie überhaupt gehemmt. Dafür entſchädigt ſich Troxler durch eine unermüdete ſchriftſtelleriſche Regſamkeit, in der er alle hieſigen Lehrer überbietet und welcher dann anderwärts die gebührende Aufmerkſamkeit zu Theil wird. Troxler lebt hier ganz zurückgezogen den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie. Er bezeigt ſich ſehr zugänglich für Studirende, freundlich und gefällig. Im Umgang iſt er fein, heiter und geiſtreich. Sein Charakter iſt zwar reizbar und heftig, aber das Gemüth edel und gediegen. Wie Philoſophen nicht ſelten, hat auch er hervorſpringende Augenknochen, um dieſe und um die blauen Augen, die einen hellen und ſcharfen Blick ausſtrömen, ein hoher Bogen von Brauen, im friſchen Geſichte eine kühne Adlernaſe. Troxler's Vortrag ſteht hinter ſeiner Schreibart keineswegs zurück. Er iſt derjenige geborne Schweizer an der Univerſität, welcher das Deutſche am reinſten ſpricht, ſich aber auch dem Schweizerdialekt am meiſten entfremdet hat. Viele ſeiner Freunde bedauern eine gewiſſe myſtiſche Richtung, in welche er bei tiefſinnigen Unterſuchungen des innerſten und heiligſten Lebens geräth. Gewiß aber iſt, daß die Vaterlandsliebe dieſes Volks- und Bundestribuns nichts darunter leidet, ob aber die Wiſſenſchaft dabei gewinne, mag eher bezweifelt werden.

Dr. Friedrich Kortüm, Profeſſor der Geſchichte, ein Mann, welcher ſich den durch ſeine Geſchichte der freiſtädti-

schen Bünde, des Mittelalters u. s. w. erworbenen Ruf eines gründlichen und gewissenhaften Historikers erhalten, befestigen und wohl noch erhöhen wird durch fernere von ihm zu erwartende Arbeiten, namentlich einer Geschichte der so verworrenen, noch sehr unvollständig gegebenen sogenannten Helvetik in der Neige des 18. und im Aufgang des 19. Jahrhunderts, und wahrscheinlich auch durch eine Kritik der Geschichte Tell's, woraus die Heidelberger Universität auf Antrieb Schlosser's eine Preisfrage gemacht hat. Seine Herausgabe der kleinen Schriften Rengger's, vormaligen helvetischen Ministers, ist für sehr zeitgemäß zu halten. Er ist einer der besten Mitarbeiter der historischen Zeitschrift „Schweizerisches Museum," die in Zürich unter Gerlach's Hottinger's und Wackernagel's Leitung erscheint. Kortüm hat einer der ersten die griechische Staatsverfassung genau und umständlich erörtert und bekannt gemacht. Eine reine Liebe zur Wissenschaft, eine vertraute Kenntniß der klassischen Sprachen, Liebe zur Einsamkeit und beharrliche Ausdauer befähigen ihn vorzüglich zum Geschichtforscher, so wie ein unabhängiger Sinn, sorgfältige Wahl der Gegenstände und Ausdrücke, strenges Urtheil und ein hochmenschliches Gemüth zum Geschichtschreiber. Er trägt mit viel Beifall vor. Auf dem Katheder frei herumspazierend fesselt dieser zierlose Mann gewöhnlicher Größe, von schwarzen Haaren, das Gesicht in einen starken Backenbart gehüllt, durch seine Perioden, die er unter einzelnen Pausen schnell abstößt, und durch seine originelle und geordnete geschichtliche Anschauung die Zuhörer, daß er und diese sich oft über die Stunde hinaus verlieren. Seine Mecklenburger Mundart läuft mitunter durch, wenn er, über einem

ſchönen Gedanken und über der Lebendigkeit des Gegenſtandes ſchwebend, neben der ſtyliſtiſchen Rundung die angemeſſene Ausſprache unter Hingebung an das Wichtigere vergißt. Es ſind Herrn Kortüm von mancher Seite Eigenheiten vorgeworfen worden; es ſind dies jedoch harmloſe, unter deren Rinde ein menſchenfreundliches Herz ſaftet und ein kernhafter Geiſt ſich über die triviale Bildung in die freie Höhe einer ſelbſtſtändigen Natur treibt. Er lebt zwar ziemlich zurückgezogen und pflegt wenig Umgang, unterſtützt aber freigebig gemeinnützige wiſſenſchaftliche Beſtrebungen und literariſche Anſtalten.

Dr. Carl Brunner, Prof. der Chemie und Pharmacie, iſt ein ernſter, faſt grämlich ausſehender Mann, mehr klein als groß, mit dunkeln großen Augen ſcharfen Blicks und mit ſchwarzen ſchlicht über die Stirne hängenden Haaren. Sein ſchmales Geſicht hat eine friſche geſunde Farbe. Sein Vortrag iſt einfach, die Ausſprache verräth den Berner. Er widmet ſich faſt ausſchließlich ſeinem Fache und hat darin ſchon manche intereſſante Entdeckung gemacht und die Wiſſenſchaft gefördert.

Dr. Maximilian Perty, aus Bayern, Profeſſor der Zoologie und vergleichenden Anatomie, voriges Jahr Rektor, hat eine glückliche ſpeculative Neigung, weiß die Goldadern des Geiſtes in den Lagern ſeines Forſchungsgebietes der Naturwiſſenſchaften zu finden und auszubeuten. Einen günſtigen Beweis ſeiner Gelehrſamkeit, Humanität und Thätigkeit gibt er uns mit ſeiner ſo eben vollſtändig erſcheinenden 2 Bände ſtarken allgemeinen Naturgeſchichte (Bern b. Fiſcher), ein Werk, welches wirklich die Beachtung aller gebildeten Stände verdient, wenn ein Buch für dieſe und

für die Männer vom Fache zugleich geschrieben werden kann. Herr Perty hat einen scharf accentuirten und doch geschmeidigen Vortrag. Seine naturphilosophischen Vorlesungen ziehen viele Dilettanten ins Universitätsgebäude. Perty ist ziemlich groß, schmächtig, blaß, blondhaarig, dabei ernster Haltung und umsichtigen, beweglichen Charakters.

Der Mathematik und Naturwissenschaft außerordentlicher Professor, ist der durch seine geologischen und mineralogischen Schriften, namentlich über die Schweizergebirge, im In- und Auslande rühmlich bekannte Dr. Bernhard Studer. Er ist eine frische gedrungene Gestalt mit dunklen Haaren und kleinen schlimmen Augen. Sein Vortrag ist vertraulich frei und die Aussprache gut.

Ernst Volmar, ein Freiburger aus dem Uechtland, Bruder des vortrefflichen Thiermalers Joseph V., ist ebenfalls Professor der Mathematik. Er lehrt diese besonders gut in ihrer Anwendung auf Baukunde und Mechanik, — ein Mann von schlichter Lebensart, einfachen Sitten und biederm Charakter.

Carl Jahn, ein lebensfroher Mann, bemüht sich sehr um seine Zuhörer, deren er freilich wenige hat. Er lebt fast ganz in seiner Literatur, und hat aus derselben manche naive Drolligkeiten mit in sein Benehmen und in seinen Charakter hinübergetragen, macht daher auf Würde und gesetztes Wesen im Aeußern weniger Anspruch als auf Verständniß und Hingebung in seinem Fache der alten classischen und hauptsächlichen neuern Sprachen. Er ist schon ältlich, doch noch sehr lebendig. Das Grübchen im Kinn bezeichnet bei ihm nicht so sehr den Schalk als die freundlich gefällige Gutmüthigkeit. Der Vortrag ist hastig und

ſchüſſig, hat aber einen reinen Accent, welcher dem jetzigen Berner zur Erinnerung an ſein ſächſiſches Geburtsland gut anſteht. Er iſt ein gutes Erbtheil von der alten Akademie.

Dr. C. Wilhelm Müller, von Apolda, früher Profeſſor am Weimar'ſchen Gymnaſium, kam von Zürich nach Bern an das Gymnaſium und in die Hochſchule als Profeſſor der Philologie. Er wird geſchätzt als ein gründlicher Sprachforſcher und tüchtiger Lehrer. Er hat einen geſetzten Körperbau, ein fettes Geſicht mit einem Querbackenbart und rabenſchwarze Haare; ſtellt noch den alten Glauben, die Reizbarkeit und das behagliche Selbſtgefühl dar, welche im vorigen Jahrhunderte die Philologie und Alterthumswiſſenſchaft von ihren Prieſtern als die ausſchließliche Humanität vergöttern ließen. Dieſe Richtung hat aber ſo wie ihre Würdigung, da noch drei andere Philologen angeſtellt ſind, auch ihre Gegenkräfte an den durch wackere Arbeiter wohl beſetzten mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften gefunden.

Dr. Eduard Schnell, Prof. der Philologie, ein Sohn des Berner Juriſten, iſt ein ſchlanker, blonder, anſpruchsloſer Mann, der unverdroſſen namentlich über die puniſchen Kriege und Latein für Anfänger zu leſen pflegt.

Dem theoretiſch und praktiſch ſehr tüchtigen Förſter Carl Kaſthofer gebührte die Doktorwürde, welche ihm von der philoſophiſchen Fakultät dahier ehrenhalber iſt ertheilt worden. Kaſthofer darf wohl für den erſten lebenden Forſtmann der Schweiz angeſehen werden. Selbſt Abteien in Steiermark ſuchen die Kenntniſſe und Vorräthe dieſes Meiſters im Waldbau. Mit einem guten deutſchen Style verbindet K. einen angemeſſenen, auf den Kreis der jewei-

ligen Umgebung berechneten Vortrag, Sein Handbuch „Der Lehrer im Walde" ist in einer volksthümlichen Fassung geschrieben. Ein inniges religiöses Gemüth, Gesinnungsreinheit, Thätigkeit und Eifer zeichnen diesen liebenswürdigen Menschenfreund gleich aus, wie sein freier, über Parteisucht und Eigennutz sich erhebender vaterländischer Sinn. Durch seine politischen Schriftchen zieht ein warmer Hauch von talentvoller Beredsamkeit. Praktische Energie oder schlaue Klugheit sind diesem weichen edeln Manne nicht gegeben; seine Seele ist mild wie seine Liebe, seine Wege sind grad wie sein Charakter. Er hat einen hohen Wuchs, schwarze Haare und ein von Blatternarben entstelltes Gesicht. Seit er auf einer seiner Reisen aus dem Wagen gestürzt, ist sein Gang etwas gelähmt.

Herr Albert Richard, ein junger Waatländer, hat schöne Kenntnisse in der französischen Literatur, die er als Professor vorträgt, und ein bedeutendes dichterisches Talent, welches er bereits durch mehrere lyrische Produktionen, namentlich durch seine Poèmes Helvétiques und durch ein neuestens erschienenes Gedicht La Peur auf eine vaterländische Weise geltend gemacht hat*) Er hat etwas Verwandtes mit Victor Hugo. Der zu Herzen gezogene Anblick der gemeinen Interessen des Tages und die Abwesenheit preiswürdiger Thatengröße hat eine brütende Gährung von menschenscheuem Unmuthe in die gesinnungstreue freie Seele

*) Alexander Daguet schreibt in seiner „Pélérinage historique" im Nouv. Vaud.: „Poètes, que vous êtes divins, quand une pensée grande comme celle de la patrie inspire vos labeurs! O noble barde national, Richard! A-t-on senti ton poème de la peur?!"

dieſes Mannes geworfen. Er lebt in abgeſchloſſener Zurückgezogenheit. An Sinn für das Leben fehlt es ihm nicht, wohl aber an paſſender geſellſchaftlicher Anregung dieſes hoffnungsvollen Geiſtes. Zu dem ſtarren finſtern Blicke ſeines aufrechten Auges kömmt noch das düſtere Gebüſche der vielen Bärte im blaſſen Geſichte. Seine Statur iſt mittelmäßig.

Dr. Heinrich Wydler, Prof. der Botanik, hat ſich durch ſeine Forſchungen und ſeine Reiſen in Amerika große Kenntniſſe erworben. Er iſt ein ſtiller, ſinniger Mann, der ganz der Natur lebt.

Dr. Rudolph Lohbauer, Profeſſor der Militairwiſſenſchaften, ein Würtemberger, Sohn des Dichters und Hofraths gl. N., hat vielſeitige Anlagen, Kenntniſſe und Fertigkeiten, beſonders im Gebiet der ſchönen Künſte. Seit er angeſtellt iſt, hat er ſich beſonders dem Studium ſeines Faches zugewandt und lehrt daſſelbe mit Beifall und Erfolg. Kürzlich erſchien von ihm „der Kampf auf der Grimſel i. J. 1799" (Bern bei Walthard).

Dr. Tſcharner, ein Patrizier von Geburt vielleicht auch von Geſinnung, durch einen Streich des Schickſals auf die Bahn der Wiſſenſchaft oder wenigſtens der Kunſtfertigkeit geſchleudert, iſt ſelbſt in den größern Hauptſtädten Europas bekannt als geſchickter Experimentator, und macht — an der Univerſität angeſtellt — ſein Talent in dieſem Gebiete der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften geltend, doch in abgeſonderten Localen. Nach einem Vortrag, den er beiläufig auch über Pſychologie gehalten, ſcheint er den Ideen von Swedenborg und zuweilen auch den Prinzipien von Caglioſtro zu huldigen. Ihn umgibt ſtets eine gewiſſe Phantasmagorie.

Herr Jos. Pursch stimmgebender Docent, zeichnet sich aus durch eine gründliche Anwendung der Mathematik auf die Tonkunst, über die er seine Vorträge mit hingebender Ausdauer hält. Fast allem Andern als seiner Wissenschaft ist er abgestorben. Dieser Deutsche schrieb über den Generalbaß.

Einige glückliche Versuche, welche in den zwei ersten Semestern des jungen Universitätslebens gemacht wurden, öffentliche Vorträge zu halten und wissenschaftliche Gegenstände vor einem großen gemischten Publikum abzuhandeln, reizten zur Nachahmung und erweckten die Docirlust bei Vielen. Als aber mehrere solcher Vorlesungen, z. B. die über Jean Paul's Campanerthal (welches schon in der sechsten Stunde keine Einwohner mehr hatte) scheiterten, kühlte sich der Eifer ab, und ungeachtet die Zahl der vom Departement mit größter Liberalität eingesetzten Docenten und geschaffenen Magister nicht gering ist, fängt auch in dieser Betriebsamkeit das an andern Universitäten gewöhnliche Maaß an sich einzustellen und so wird am Ende doch das multum gegen die multa aufkommen.

Herr Dr. Ernst Gelpke, gewiß ein speculativer Kopf, wenn auch nicht gerade in Philosophie, enarrirt, wie ein Philolog sagte, seine philosophischen Hefte an der Universität wie am Gymnasium. Man vermißt weniger den resoluten Vortrag mit kursächsischer Aussprache und umständlicher Verständlichkeit des Genommenes Wiedergebenden, als die originelle Selbstständigkeit und eingreifende Tiefe eines Selbstdenkers. Er ist ein langer, blasser, blonder Mann, im Canton verheirathet und eingebürgert, Theologe und Masson.

Als Privatdocenten ſind in dieſer Fakultät beſonders zu nennen, Gymnaſiallehrer Moritz Beck (aus Böhmen) für Mathematik, Samuel Biſchof (ein Berner) für Geographie, worin er viel Kenntniß verräth, Anton Müller (ein Berner) für die engliſche Sprache, der Direktor der Induſtrieſchule Bernhard Gerwer (ein Berner) für Mathematik und Aſtronomie u. a. Von dem jungen Dr. Gelzer aus Schaffhauſen, über den das Frankfurter Journal berichtet hat, will man an der Hochſchule nichts wiſſen; er hält ſeine Vorträge wahrſcheinlich in irgend einem diſtinguirten Privatzirkel *), von denen bereits mehrere im Drucke erſchienen und beurtheilt ſind. Daß das Erziehungsdepartement dem trefflichen Aeſthetiker und Belletriſten Chriſtoph Freieiſen aus Frankfurt die nachgeſuchte Erlaubniß an der Univerſität leſen zu dürfen nicht ertheilt hat, müßte uns weniger ſonderbar vorkommen, wenn dieſe Verweigerung aus der Ueberzeugung hervorgegangen wäre, die Lehrfreiheit auf eine den Kern der Hochſchule auflöſende, ihre Würde herabſetzende, die Wiſſenſchaft zerſtörende und die Collegien zerſplitternde Weiſe begünſtigt zu haben, woran wir aber bei der anderweitigen fortwährenden Freigebigkeit in Ertheilung der Privatdocentſchaft Zweifel hegen.

Zur philoſophiſchen Fakultät bekennt ſich bloß der 13.—12. Theil der Studirenden. Dieſer die allgemeinen Wiſſenſchaften oder die Grundſtudien herabſchätzende Unverſtand der meiſten Studirenden, wodurch der wiſſenſchaftliche Geiſt im Keime erſtickt wird, iſt ein bedenkliches Zeichen der induſtriellen Zeit und eine bedauerliche Thatſache für den

*) Wie wir vernehmen, auf der Metzgerzunft.

Werth und Ruf der Berner Hochschule, steht aber nicht außer Zusammenhang mit der schon erwähnten höhern Zurücksetzung und Vernachlässigung der philosophischen Wissenschaften und dem Mißverständnisse der Lernfreiheit, wornach Jeder nicht nur mit Mangel an Vorbildung in die Universität eintreten, sondern auch mit Ueberspringung der philosophischen Fakultät sich dem Fachstudium der Theologie, der Jurisprudenz und der Medicin widmen kann. Bei den Endprüfungen vor dem Eintritt in den Dienst der Kirche oder des Staates fordern besten Falls Theologen oder Juristen Rechenschaft von der philosophischen Bildung; die Mediciner sind derselben sogar ganz überhoben, und die Theologen haben sich in ihrem Nostratensystem abgeschlossen.

Der Besuch der Universität schwankt immer zwischen ander- und dritthalb hundert Studenten. Die meisten davon gehören dem Kanton Bern an, viele andern Cantonen, wenige Deutschland, Frankreich und Polen. Ich habe wenige Universitäten gesehen, wo unter den Studirenden so viel Fleiß und Sittsamkeit und so wenig Reibungen herrschen. Die Geselligkeit hat hier einen ganz andern Charakter als an deutschen Universitäten, nämlich den der technischen Gesellschaftlichkeit. Das behagliche, heitere, klang- und sangreiche, brausende und schlagfertige Kneip-, Commers- und Paukleben ist wenig bekannt und noch weniger in Uebung, auch verpönt von schweizerischer Sitte und streng bewacht von Landesgesetzen an wissenschaftlichen Anstalten. So läßt denn das vorherrschende schwerfällige, ungelenke, nur von der einfachen Poesie der stillen Häuslichkeit und der Volkswitze gehobene Bernerelement, das mit einer starken patriotischen Beimischung versetzt ist, das deutsche Stu-

dentenleben in ſeiner humoriſtiſchen und mittelalterlichen Eigenthümlichkeit kaum aufkommen. Von dem franzöſiſchen Studentenleben weiß man, daß es ſich außer dem Studium und temporären vaterländiſchen Aufſchwüngen hauptſächlich auf elegantes und geſchlechtliches Treiben beſchränkt. An das Aufkommen eines ſolchen iſt hier eben ſo wenig zu denken, da einer ſolchen durch die Stände dringenden Geſtaltung des Studentenlebens die Ueberwucht des in alter poſitiver Gläubigkeit auch vorurtheilsvollen und kleinlich eifernden Philiſterthums zum voraus verſchließend und vernichtend in den Weg träte. Der einzelne Student aber verſchwindet unter der Maſſe von 100 Einwohnern, die er um ſich zählt. Daher ihn ein gewiſſer Trieb der Selbſterhaltung zur Verbindung mit Seinesgleichen auch außer den Hörſälen führt. Zwar iſt der Geiſt der Studentenſchaft ein gemiſchter, wie es ſeine verſchiedenen Nationalbeſtandtheile und die Natur der Freiheit mit ſich bringen, doch immer ein collectiver und weſentlich bildender, ſich ausſcheidend in Gliederungen faſt jeder möglichen jugendlichen Tendenz, die durch die Loſungsworte Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt oder Vaterland aus der ſchlummernden Ahnung des Berufes aufzuwecken und den Aufgang eines erfriſchenden Lebens der Eintracht und Freundſchaft heraufzurufen vermögen. Solche Vereine ſchützen einerſeits den Charakter und andrerſeits ſtärken ſie ihn und die argloſe Seele gewinnt zeitig einen warnenden Blick in das Getriebe der Menſchen. Die hier aufgekommenen Corporationsbeſtrebungen ſind: körperliche, militairiſche, muſikaliſche, fachwiſſenſchaftliche, allgemein wiſſenſchaftliche und vaterländiſche Uebung und Ausbildung. Für alle dieſe Inter-

essen bestehen freigewählte Einrichtungen, Anstalten und Vereine, zum Theil von der Regierung unterstützt, zum Theil lediglich den Kräften der Theilnehmer überlassen.

Was man jetzt von Aufhebung der Universität hört, halte ich zum Theil für ein unredliches Gerede, zum Theil für eine unwirksame Absicht. Zwar mag die Universität durch den unabhängigen selbstständigen Sinn, den sie zuläßt und durch die Natur der Wissenschaft um sich her verbreitet, manches Rathsglied in den Hoffnungen auf geregelten Parteinachwuchs enttäuscht und sich dadurch wenn nicht Abneigung doch Gleichgültigkeit zugezogen haben; auch mögen viele dem materiellen Zuge der Zeit folgen und die Kosten der Hochschule zu manchem näher liegenden Bedürfnisse verwenden zu dürfen glauben, andere hingegen mögen in ihrem Gram gegen die ihre alte Herrschaft bloß stellenden und vernichtenden Aufklärungs- und Emancipationsbestrebungen verharren, — solche niedere politische und geschichtliche Gesichtspunkte sind hier nicht so selten: gewiß ist, daß seit dem fünfjährigen Bestande der Universität noch nie ein erheblicher Antrag zur Aufhebung derselben gestellt wurde, daß dieselbe ihren würdevollen Gang fortgeht und im Allgemeinen die öffentliche und gerechte Meinung für sich hat. Namentlich aber hat die Universität, wie die freie Bildung überhaupt zuverlässige und gewichtige Stützpunkte an der gegenwärtig überwiegenden sogenannten Nationalpartei, der wenigstens der Gesinnung nach auch der regierende Schultheiß Neuhaus angehört. Sollte eine Fraktion der Nationalen, die französische Bevölkerung des Canton Bern, durch ihre Abgeordneten Miene machen, Angriffe gegen die Universität bei Behandlung des Budgets, die bisher ohne die geringste

Folge geſchahen, gewähren zu laſſen, ſo wäre es nur eine Zugeſtändniſſe für ihre Sprache und Confeſſion*) bezweckende Demonſtration, die aber einerſeits nach der nun eben erfolgenden Bereitwilligkeit gegen jene Bevölkerung zur Hebung ihrer intellektuellen Intereſſen durch Errichtung von Gymnaſien und Lyceen unwahrſcheinlich iſt, andrerſeits eben ſo gut der Verſtärkung der Univerſität durch mehrere franzöſiſche Lehrſtühle gelten könnte. Zudem iſt der Charakter, namentlich der Altberner zu ſolid, als daß er ſich ſo leicht zu Neuerungen und Aenderungen hingäbe, wenn ſie nicht das Wohl des ganzen Landes erheiſcht; und wenn auch Wiſſenſchaften und Künſte zu Bern nicht in dem Grade blühten, wie in Zürich, ſo iſt doch der Sinn des Freiſtaats zu ſtolz und auch gegen letzteres zu eiferſüchtig, als daß er ſich die Culturkrone ſeiner Regeneration vom Haupte nähme und ſo bald einen edeln Wetteifer aufgeben ſollte, welchen es mit ſeinen großen Mitteln ſo leicht und dauernd zu unterhalten im Stande iſt. Warten wir nun die nächſte Zeit ab, die entſcheiden wird, ob wir Recht hatten, den Verdacht eines ſolchen Vandalismus von der Republik Bern abzuwälzen und ihr einen großartigen conſervativen Sinn für eine ihrer ſchönſten und gelungenſten Schöpfungen zuzutrauen.

Wie ſchwierig und mühſam es iſt, eine richtige und genaue Einſicht in die Anlage, den Bau, das Gefüge, Ge-

*) Der größte Theil des ſogen. Jura iſt katholiſcher Confeſſion und redet die franzöſiſche Sprache. Die Anſprüche, die ſich aus dieſer Verſchiedenheit ergeben, ſind leicht zu ermeſſen, werden aber wohl auch nicht mehr als verhältnißmäßige Befriedigung erheiſchen dürfen, wenn nicht das Ganze zerfallen ſoll.

triebe, und in das ganze Bedingungswesen der Universität zu gewinnen, mag auch der ehemalige Minister des öffentlichen Unterrichts der helvetischen Republik, M. P. A. Stapfer, großentheils erfahren haben, der in der „Histoire et description des principales villes de l' Europe“ (Paris 1835 Desenne) Bern besprechend auch der Universität ein Blatt widmet. Stapfer erwähnt die, durch eingebrochene Revolutionen vereitelte, Absicht der helvetischen Centralregierung im J. 1798 die damals einzige schweizerische Universität Basel zur Nationaluniversität zu erheben. Stapfer sagt: die Berneruniversität werde viele Wechselfälle zu bestehen haben; aber der verständige und positive Geist der Berner eigne ihre Universität am besten zur Nationaluniversität für den gesunden, subtilen Speculationen wenig geneigten Schweizersinn. Leichter hat es sich der Verfasser der „Schweizer-Skizzen“ (der „deutsche Student“ Schlump?) gemacht. Ich kann ihm versichern, daß die Quellen, aus denen er geschöpft hat, weder die reichsten noch die lautersten sind. Er hätte besser gethan, sich absprechender Urtheile und leichtfertiger Angaben über Gegenstände zu enthalten, denen eine eigene Anschauung und eine bestimmtere Aufmerksamkeit zu widmen ihn Zeit und Umstände verhinderten.

VIII.

Das Frömmlerweſen im Lutherthum.

Neben den Auflehnungen mehrer Häupter der römiſch-katholiſchen Kirche gegen Vernunft und Aufklärung, erfüllen den Freund des geiſtigen Fortſchreitens die Sectenbildungen in der evangeliſchen Chriſtenhälfte mit Widerwillen und Betrübniß.

Nicht, als ob die Erſtern oder die Letztern mit ihren Beſtrebungen im Stande wären, die Nacht des Mittelalters über die erwachte Menſchheit wieder heraufzuführen oder als ob die Sectirer, die Finſterlinge Oberhand gewinnen könnten über die große Mehrzahl der Vernünftigen, die ſtillſchweigend in das Wort der Erlöſung vom knechtiſchen Aberglauben willigen: aber daß die kraſſeſte Orthodoxie hie und da Einzelne, Familien, ja ſogar kleine Orte in Zerwürfniſſe, Zweifel und Unfrieden verſetzt, erſcheint ſchon ſchlimm genug, wenn man auch ganz abſtrahiren wollte von den Intriguen und Lockungen, mit welchen die Frömmler ihr unheimliches Gebiet zu bevölkern ſtreben.

Eine Beleuchtung ihres Weſens, dünkt uns, wäre eine zeitgemäße Arbeit und wir haben ſie längſt von einer geübten Feder erwartet. Indeß ſchien der Widerwille gegen ihr Treiben ſo natürlich, daß derſelbe auch unbefähigtere Kräfte

in den Stand ſetzen könnte, wider ſie aufzutreten. Und doch iſt bei näherer Prüfung das Frömmler- und Sectirerweſen bereits ſo tief gewurzelt, es iſt in ſo vielen Abarten vorhanden, zählt ſo verſchiedenartige Jünger, und hat zum Theil ſo patriotiſche Aushängeſchilder, daß es als Ganzes einem wirren Knoten gleicht, der ſich unauflöslich und endlos in den Faden der Zeit geſchlungen, und daß es faſt des Alexander Schwertes bedarf, um ihn zu vernichten.

Zwei Fragen ſind es, die ſich beim Betracht der Frömmler zuvörderſt aufdringen: was iſt ihre Urſache und was ihr Zweck? — Fragt man ſie ſelbſt, ſo ſagen ſie: die Urſache iſt die Einſicht, daß unſere Vernunft zu ſchwach iſt, um ohne Offenbarung beſtehen zu können und der Zweck, die Heiligung der Menſchheit und ihre Zurückführung zu dem gekreuzigten Chriſto, der ſein Blut vergoſſen hat für unſere Sünden. — Fragt man anderswo, ſo erhält man über die Urſache folgende Auskunft: Geiſtesbeſchränktheit iſt es nicht immer, denn es ſind Leute darunter, welche Beweiſe großer Begabtheit ablegten und öffentliche Aemter ehrenvoll verwalten, welche dennoch „Myſtiker oder Heilige," der beliebte Name für Sectirer aller Art — genannt werden von der öffentlichen Stimme; — Eigennutz iſt es durchgängig eben ſo wenig, denn Manche vergeuden vieles Geld für ihre „frommen Zwecke;" — Reue und Altersſchwäche kann es auch nicht ſein, denn einige ihrer Anhänger wären noch nicht alt genug zum Uebelthun, und auf vieler Wangen thront noch der blumenreiche, roſige Lenz; Nervenſchwäche verleitet vielleicht die überblühten Jungfern dazu, aber manche athletiſche Handwerker paſſen ſich zu allen Strapazen beſſer, als zu dem Händefalten in ihren Betſtunden.

Betrachten wir indeß die andern Alle als Betrogene und fragen uns, was kann Jene, die weder aus Dummheit noch aus pekuniärem Eigennutz handeln, zu ſolcher Frömmelei bewegen, ſo bleibt uns kein anderer als ein politiſcher Grund, und in der That iſt der Satz, daß die Aufklärung des Volks die Regierungen bedrohe, in neueſter Zeit oft und abentheuerlich genug behauptet worden. Die Männer von denen wir ſprechen, wiſſen zu gut, daß das Kleben und Klauben am Fleiſche Chriſti und am Holz ſeines Kreuzes da nicht helfen kann, wo die Vernunft aufhört; ſie wiſſen recht gut, daß ſie einen Glauben affectiren und fordern, der allen Glauben überſteigt; ſie wiſſen recht gut, daß ihre geprieſene Offenbarung nicht das Feuer iſt, welches das Leben erwärmen kann, ſondern nur der Qualm, der Dunſt, der den Athem erſticken muß; ſie fühlen es, daß ihre Satzungen platte, ſchwulſtige Proſa ſind, entbehrend jeden lebensheitern Pulsſchlag göttlich-wahrer Poeſie, ohne welche keine Religion beſtehen kann. — Die Männer, von denen wir ſprechen, genoſſen den Unterricht der beſten Schulen und Univerſitäten; ſie müſſen das daher wiſſen. — Soll man eine andere Urſache ihrer Frömmelei angeben: ſo möchte es die Furcht ſein vor der Wirkung, welche die nackte Wahrheit auf eine zu wenig vorbereitete Menge machen könnte und daß ſie daher durch den Affect übertriebener Heiligkeit dem ſtarken Strom freigeiſtiger Ideen einen Damm zu bauen, dem allzuraſchen Schwunge der Aufklärung ein Gegengewicht zu geben, für ein humanes Werk halten. Sie ſcheinen ihre Lage für analog der vieler Katholiken, zur Zeit der Reformation anzuſehen, die zwar Luthers Lehren nicht verdammen konnten, aber der Heftigkeit wegen, mit denen ſie in's Leben traten,

ſich ihnen anzuſchließen zögerten, ſo wie noch in neueſter Zeit durch den Streit der römiſchen Kirche mit Preußen urplötzlich eine Maſſe eifriger Katholiken entſtanden, die vorhin gar loſe am päpſtlichen Faden flatterten. Dazu kömmt allerdings der Umſtand, daß die moderne Anſicht noch keine feſte Grundbaſis hat, und es durchaus keinen univerſellen Begriff von der Gottheit geben kann, weil Jeder ſich das Ideal ſeiner Gottheit nach ſeiner individuellen Fähigkeit bildet. Mag übrigens der Begriff von der Freigeiſterei ſo elaſtiſch ſein, daß er vom Atheismus bis zum bloßen Zweifel am Teufel gezogen wird: ſo iſt das ausgemacht, daß der kurzdärmige, hartleibige Kauz der Erde nothwendig an einem ſo gewaltigen Gedanken, der das „uferloſe All" ausfüllt, erſticken müßte; daher jene Frömmler auch ſagen: wir halten an dem feſt was wir haben und verlieren im fruchtloſen Streben nach Neuem nicht das Alte. — Von dieſem Standpunkte aus wäre der Zweck der Frömmler doch human und verdiente wenigſtens die Anerkennung des guten Willens.

Trotz dem aber, daß ſie an dem Alten, was Niemanden mehr genügt, nichts verlieren können, bleiben ſie dabei nicht ſtehen, ſondern beeifern und haſten ſich, Rückſchritte zu thun und wie Jemand jüngſt ſehr gut ſagte, die Jahrhunderte der Toleranz aus der Geſchichte zu ſtreichen. Sie widerſetzen ſich mit allen Mitteln der ruhigen Entwickelung geiſtiger Fortbildung; ſie erklären rund heraus, daß die höhere Schulbildung ſchädlich ſei in Bezug auf das Volk und fordern, daß man „alle Vernunft gefangen nehme." Sie ſtreben das Hiſtoriſch-Mythiſche und Perſönliche der Chriſtusreligion als unerläßliche Hauptſache darzuſtellen und ſuchen den Begriff von Gott auf ein patriarchaliſches Fami-

lienhaupt im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde und einem „chriſtlichen Tractätlein" in den Händen herabzubringen, ſo wie die Vorſtellung von dem Heiland auf ein geſchlachtetes Lamm. Statt der alten und neuen Claſſiker, ſtatt der lebenskräftigen Dichter des Morgens und des Abends ſcheuen ſie ſich nicht, ihre ſeufzenden Tractätlein unterzuſchieben und Bücher zu empfehlen, wie z. B „die Pilgerreiſe nach Zion," welche das Große, das Erhabene, das Heiligreligiöſe, das Göttlichpoetiſche, das Wahrhaftchriſtliche bis zur Karrikatur herabziehen und Streitblätter herauszugeben, worin ſie dieſe Fragen, wie der Hund ſeinen Knochen, knurrend und ſeufzend vertheidigen. Sie wählen jedes Mittel der Proſelytenmacherei und protegiren, wo ſie können, nur ihre Leibes- und Geiſtesvettern, die mit ihnen heulen und in die Poſaune ſtoßen, welche die Menſchheit nicht erwecken — nein, einblaſen ſoll in den Schlaf der Gedankenloſigkeit. So leiſten ſie der Heuchelei unendlichen Vorſchub und erſticken das Gefühl der Menſchenwürde; ſo befördern ſie die Seelennichtigkeit und Charakterloſigkeit, und möchten — könnten ſie es — entnervend auf die Folgegeneration wirken. —

Das iſt ihre öffentliche Heuchelei. Dürften Privatverhältniſſe reden, ſo möchten wenige ihrer Individualitäten von einer heiligen Glorie umſtrahlt erſcheinen. Wir ſahen von dieſen Frommen, die unterm Deckmantel der Religion ihre Brüder zu überteufeln ſuchten, die auf den Vacaten ihrer Bibeln das Schuldregiſter bedrängter Debitoren hielten; die zu jeder Formel ſchwören, die ihre Zwecke förderte, alſo Ketzer und Heuchler zugleich waren. — Ja wir ſahen von dieſen Menſchen ohne Liebe und ohne Geiſt, ohne Licht

und ohne Wärme — Menſchen, die Vortheil zu ziehen ſuchen von dem Armen, der Schritt vor Schritt vom Schickſal beſiegt, dahin geht in ſtiller Reſignation und ſein Leid und ſeine Liebe mit Würde trägt und hegt.

So ſtehen ſie gegenüber der großen Parthei, die vom ſtagnirenden Oſten Aſiens bis zum kalkulirenden Weſten Amerika's, von den Gluthzonen Afrika's bis zum überlegenden Norden ſchweigend den Fortſchritten des Geiſtes folgen, der über die Erde geht und der ſich wenig um ihr Treiben kümmert. Nur wenn ſie eine Zeit lang oben kämen und ihn zu preſſen verſuchten, dann würde er mit dem Schrecken einer franzöſiſchen Revolution den Trödel zertrümmern, den ſie ihm als Zierrath und Hemmſchuh anlegen möchten; dann würde er, ein empörtes Element, ein brauſender Strom, ſeine Ufer überfluthen und vielleicht auch die beſſern Anbauungen der Zeit mit ſich fortreißen. Nur wenn man mit hohnlächelnder Scheinheiligkeit ihn zwicken und treten wollte, dann würde er ſich auflehnen, entflammen und ſeine Brandfackel in das morſche dürre Gebäude ſeiner Widerſacher ſchleudern. — Laßt ihn dagegen gewähren, ſo geht er ruhig grübelnd und forſchend ſeinen Weg und läßt ſeine Wahrheiten ſich ſelbſt vertheidigen. Er wird ſelbſt Lehren, die in örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen begründet ſind, reſpectiren, wenn ſie auch gegen ſeine Ueberzeugung laufen und ſolche Wahrheiten, die eine allgemeine Nothwendigkeit für ſich anführen können, freudig anerkennen. Laßt dieſen Geiſt, dieſen Freigeiſt, dieſen freien Geiſt gewähren und ihr habt nur Heil von ihm zu erwarten.

Allein die Orthodoxen haben einmal beſchloſſen, ihn für einen Ketzer und das Forſchen für Verrath an der Religion

zu erklären. Könnten ſie das Denken mit Einem Schlage tödten, ihr Arm wäre längſt erhoben, dieſen Streich auszuführen. So aber erklären ſie im Gefühl ihrer Ohnmacht jeden thatkräftigen geiſtbehauchten Gedanken für einen Mephiſtopheles und prophezeien der Menſchheit das Ende des Fauſts. — Sie verſammeln ſich unterdeß als Vereine unter den ſchönklingendſten Vorwänden zu Bußpſalmen und Stoßſeufzern über die „angebornen" Sünden der verblendeten Menſch- und Chriſtenheit und ſpielen ſo lange mit dem Glauben, bis ſie in den graſſeſten Unglauben gerathen, bis ſie die beglückendſten, die heiligſten Intereſſen am Leben, ihre Liebe und ihre Hoffnung hinweggeheuchelt und gefrömmelt haben, bis ihnen die Erde ein Stockhaus erſcheint, wo das Lächeln der Freude ſataniſche Satyre und Verſündigung iſt; ein Jammerthal, wo die ewige Monotonie ihrer eignen Stoßſeufzer und Bußeklagen nur Ekel und Abſcheu an ihr Ohr ſchlagen — bis ſie keinen Gott mehr haben! — Ja, ſo verwandt ſind ſie dem Atheismus! —

Das ſind ihre Lehren, das iſt ihr Glaube, den ſie zum Katholikon erheben möchten.

Aber umſonſt, ſeit Guttenberg die Gedanken vertauſendfachte — umſonſt, ſeit vier Jahrhunderte raſtlos gearbeitet haben an der Emancipation des freien Geiſtes der Vernunft — umſonſt, ſeit die jüngere Generation ſich unwillig auflehnt gegen jede Verkümmerung der höchſten Gottesgaben — umſonſt, ſeit der ſtille, ſchaffende Geiſt, der über die Erde geht, erkannt hat, daß jene Heuchler nur im Trüben fiſchen wollen und ihre Wolfsart durch das zerriſſene Schaafsfell zu verdecken ſtreben!

C. M. Ed.

IX.

Literaturblätter.

William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig.

Die Weltſtellung des Dichters iſt in der neuern Poeſie ſo vielfältig zum Gegenſtand des Dichtens ſelbſt geworden, daß in dem Drang zu dieſer Aufgabe, welche wohl bei jedem ſchaffenden Talent ſich einmal meldet, gewiß noch ein höheres Element enthalten iſt, als das der bloßen Bequemlichkeit, zur Poeſie zu gelangen durch anerkannte poetiſche Vorausſetzungen, die weiter keinen Aufwand mehr erfordern, als den einer träumeriſchen Selbſtbeſpiegelung. In dieſer letzteren Weiſe hat freilich die deutſche Literatur auch genug unmannhafte Verzärtelungen aufzuweiſen. Die romantiſche Schule iſt im eigentlichſten Sinne am Dichter zum Dichter geworden, und nur Tieck vermochte es, in ſeiner letzten Lebensperiode dieſer Poetiſirung der Poeſie eine ſelbſteigene, plaſtiſche und productive Geſtaltung zu geben, ſie in ihre höhere Beziehung zu erheben und den lyriſch verſchwimmenden Character darin durch ein freieres Schaffen zu überwinden. Seine Shakſpeare-Novellen und ſein Tod des Camoëns können wohl in ihren Mängeln wie in ihren Vorzügen für die Vollendung der Aufgabe gelten, welche die eigentliche Exiſtenz der romantiſchen Schule ausmachte, und die in derſelben auf einer bloß ſubjectiven, unklaren und aller realen Wirklichkeit ermangelnden Stufe verblieben war. Und doch iſt bei aller geläuterten und erhöhten Productivität in dieſen Dichternovellen Tieck's dieſelbe literariſche Abſtraction, aus welcher die romantiſche Schule überhaupt entſtanden, als Geiſt und Grundzug dieſer Schöpfungen wahrzunehmen. Man ſieht die Gänge und Laufgräben der äſthetiſchen Reflexion, durch welche der Dichter zur Conſtruction und Darſtellung ſeiner Welten gelangt, und welche Naturwüchſigkeit und wie freies Blühen und Rauſchen die Poeſie in der romantiſchen Schule

auch immer angeſtrebt haben mag, ſo iſt ſie doch vorzugsweiſe und grundthümlich nur als ein Element der Bildung, als etwas Angebildetes, darin vorhanden. Wenn dies die productive Bedeutung jener Schule für die deutſche Literatur beeinträchtigt, ſo giebt ſich zugleich darin eine allgemeinere Bedeutung zu Tage, welche das Verhältniß der Poeſie zu dem Bildungsleben der neueren Zeit betrifft, und worin die Urſache jener Selbſtreflectirung der modernen Poeſie ſich zeigt, welche mit ſolcher Vorliebe und ſolcher Virtuoſität aus der Dichtkunſt und den Dichtern wiederum ein Object der Dichtkunſt hat entſtehen laſſen können. Dies iſt der nothwendige Zuſammenhang, welchen die Poeſie mit dem innerſten Kern der Menſchheit und des Menſchenlebens gefunden, und wodurch ſie ſich zur allgemeinmenſchlichen Macht ſo ſehr erweitert hat, daß kein gebildetes Individuum in der Welt mehr ohne Antheil an der Poeſie zu beſtehen vermag, daß es überall, wo es zum Höchſten in ſeiner eigenen Exiſtenz ſich aufſchwingt, eine Lebensader von Poeſie in ſich empfinden muß, und ſomit als ein Element ſeiner höheren Bildung, nach allen Richtungen des Daſeins, die es ergreifen mag, ein Grundprincip von Poeſie ſich in ihm geltend macht. So muß denn auch der Dichter ſelbſt, welcher der Herr und das Kind, der Prophet und der Märtyrer dieſes poetiſchen Weltprinzips iſt, mehr als je losgelöſt erſcheinen von jener ſubjectiven Vereinzelung und einſiedleriſchen Stellung, zu welcher ſonſt das Dichtertalent in der Geſellſchaft eben ſo ſehr auserwählt wie verurtheilt war. Auf der Stufe, wo die Poeſie am liebſten in die Wirklichkeit eindringt, und die Wirklichkeit ihr Selbſtbewußtſein in der Poeſie findet, wird auch der Dichter mehr und mehr zum Weltindividuum, und nimmt ſeinen Platz in der Mitte des Lebens und auf der Wahlſtatt der ſich fortbewegenden Geſchichte ein. In dieſer verallgemeinerten und verweltlichten Bedeutung der Poeſie und des Dichters hat es auch ein allgemein menſchliches Intereſſe, das Leben des dichteriſchen Individuums ſelbſt als Aufgabe der Dichtung und als Gegenſtand einer analyſirenden Behandlung zu erblicken.

In dieſem umfaſſenden Sinne hat H. Koenig in ſeinem vorliegenden Roman ein Lebensbild des größten Dichters aller Zeiten, William Shakſpeare, gezeichnet. Wenn Goethe in ſeinem Taſſo die allgemeinen Conflicte des Dichtergemüths mit der Wirklichkeit behandelte und darin Ideal und Wirklichkeit in dem ſchneidenden Gegenſatz, welcher überhaupt das achtzehnte Jahrhundert beherrſchte, gegen einander ſtellte, ſo war dagegen Shakſpeare, der Dichter der That und der Realität, ein geeigneter Repräſentant, um ein Ineinanderleben von Poeſie und Wirklichkeit, ein Ergriffenſein des Dichters von der Realität der ihn umgebenden Welt, mit deren Inhalt er ſich zu verſchmelzen trachtet, an ihm darzuſtellen. Dieſe Aufgabe hat ſich Koenig mit ebenſo vielem innerlichen

Tiefsinn als praktischer Beschaulichkeit zum Bewußtsein gebracht. In den Shakspeare-Dichtungen Tieck's, die ohne Zweifel einen großartigeren Aufwand von Phantasie und Redekunst haben, erscheint doch die Gestalt Shakspeare's selbst zu einer allzu einseitigen Beziehung gebraucht, und dient fast nur dazu, den Gegensatz eines bescheidenen, sanftmüthigen, gediegenen und gehaltenen Wesens, wie es dem ächten Dichter geziemt, gegenüber einer barocken und phantastisch verzerrten Dichternatur darzustellen, ohne sich selbst in ihrer eigensten Bedeutung vor uns zu entwickeln. Koenig dagegen hat seinen Shakspeare durchaus in die Mitte der damaligen Zeitverhältnisse hineingestellt und ihn vorzugsweise in seinem Ringen und Streben, das Dichten mit dem Weltleben und die poetische Innerlichkeit mit den historischen Anforderungen einer großen Nationalität in Einklang zu bringen, gezeichnet. In diesen Berührungen, an denen sich zugleich Shakspeare's eigenstes Wesen entfaltet, bewegt sich der Koenig'sche Roman und bringt uns darin eine Fülle tüchtiger und kernhafter Lebensanschauungen und eine frischbewegte Scenerie von Bildern entgegen, worin das gediegene und durch und durch gesunde Talent des Verfassers und sein liebenswürdiges Naturell sich abermals auf das Erfreulichste darthun. Diese ungemeine Tüchtigkeit eines edeln und poetisch angeglühten Sinns, der im Höchsten wurzelt, diese in den feinsten Gemüthsnuancen erfahrne Innerlichkeit, welche zugleich immer anschaulich zu werden trachtet und sich zu einem ächten und praktischen Lebensgewinn hinausführt, diese innige Begeisterung, die sich freilich nie fortreißen und ungemessen emporflügeln läßt, aber innerhalb einer stillgehaltenen und durch den Verstand gehüteten Gränzlinie doch auf den Hochgipfeln der Poesie schwebt, diese Vorzüge der Koenig'schen Schriften trifft man auch in seinem neuesten Roman wieder, der vielleicht nicht ganz die lebendige Fülle hat, welche die „hohe Braut" auszeichnet, dafür aber in meisterlicher und mit fester Hand umrissener Darstellung wohl die vollendetste Arbeit Koenig's ist. Für die gegenwärtige deutsche Literatur aber kann es keine wohlthätigere Erfrischung und Erhebung geben, als solche Darstellungen, die aus einer so gesunden Harmonie des Geistes und der Form und aus so klarem Bewußtsein über die höchsten Entwickelungsziele des individuellen wie des ganzen Menschheitslebens, geboren sind.

Den Shakspeare, wie er in diesem Roman dasteht, treffen die Vortheile wie die Nachtheile einer Zeit, in welcher die Poesie eben erst im Begriff ist, sich der Herrschaft über eine großbegabte Nation zu bemächtigen und mit der emporblühenden Bildung derselben sich organisch zusammenzuschließen. Namentlich ist die höhere Gesellschaft zu Shakspeare's Zeit, welche sonst zugleich die Trägerin der höheren Nationalbildung ist, doch noch in einer unausgeglichenen Spannung begriffen mit den neuen und

gewaltigeren Formen, in welchen ſich die engliſche Nationalpoeſie durch Shakſpeare geſtalten will. Dies iſt das Drama, dem der junge Schauſpieler Shakſpeare einen ſo ungeahnten Schwung gegeben durch Productionen, welche in der Naivität, mit der ſie aus ſeinem Genius ſich hervorgebildet, das ganze Publikum überraſcht haben. Aber die höheren Klaſſen der Geſellſchaft ſehen nur noch verſtohlen und mit Zurückhaltung dieſer neuen Blüthe zu, denn das Drama iſt in dieſer Sphäre gewiſſermaßen eine verachtete Form, die nur zu Befriedigung des gemeinen Volkes geſchaffen ſei. Die Ariſtokratie von London hat ihre auserwählten Lieblingsdichter, an denen ſie ihrem Hang zur Poeſie Genüge thut, und dazu gehört beſonders der phantaſiereiche Spenſer, deſſen Feendichtungen vorzugsweiſe das Glück genießen, für eine faſhionable Lecture auch bei der vornehmen Welt zu gelten. Und gleichwohl iſt Spenſer ſelbſt in das tiefſte Lebenselend verſunken, alle die hohen Gönner ſeiner Poeſie helfen ihm nicht in Noth und Unglück, und ſo geht er, von dem Verf. zu einem tragiſchen Contraſt benutzt, als eine geſcheiterte Dichtergeſtalt durch den Roman. Shakſpeare dagegen, ein aufſtrebendes Geſtirn, beginnt eine Mittelſtellung in der Geſellſchaft einzunehmen, wie ſie dem wahren und großen Dichter geziemt, indem er durch ſeine dramatiſchen Schöpfungen einerſeits mit dem Volke zuſammenhängt und deſſen Gunſt und Geſinnung ſich zugewandt hat, andrerſeits durch die immer zunehmende Gewalt ſeiner Poeſie auch diejenigen Kreiſe der Geſellſchaft erobert, welche einmal für die Bevorzugten gelten, auch in der geiſtigen Bildung und darum für nationale Beſtrebungen, wie die Shakſpeare's, ſo wichtig erachtet werden. Shakſpeare erſcheint ſonach in den Lebensbeziehungen, denen er mit beſonderem Verlangen nachtrachtet, als Ariſtokrat, ſowie er in ſeiner Poeſie, welche die Könige der Erde reden und handeln läßt, vorzugsweiſe als begeiſterter Royaliſt ſich zeigt, ohne darum weniger groß von der Freiheit der Völker zu denken, in welcher Einigung des geſellſchaftlichen Gegenſatzes ſich denn die engliſche Nationalgröße in ihrer eigenthümlichſten Blüthe zeigt. Shakſpeare hat zwar auch der ariſtokratiſchen Welt einige Zugeſtändniſſe zu machen verſucht durch epiſche Dichtungen, die, gleich denen Spenſer's, die Abſicht haben ſollen, dieſe Lebensſphäre für die Poeſie zu erobern. Aber die eigenſte Offenbarung ſeines Genius iſt doch das Drama, dem er einen ſo nationalen Schwung gegeben hat, daß auch die Vornehmen ſich nicht länger gegen deſſen Bedeutung abſperren können. Shakſpeare's Vermittelung mit der Ariſtokratie ſeiner Zeit geſchieht aber durch ſein zartes und zärtliches Freundſchaftsverhältniß mit dem Grafen Southampton, das Koenig in dieſem Sinne vortrefflich dargeſtellt hat. Gleichwohl laſtet auf Shakſpeare die Schmach ſeines Standes als Schauſpieler und das Vorurtheil, das überhaupt in

ſeiner Zeit gegen alle Beſchäftigung mit der Poeſie gerichtet war. So ereignet es ſich, daß er einmal in einer hocharistokratiſchen Geſellſchaft Londons verhöhnt und gewiſſermaßen zur Thür hinausgeſpottet wird. Aber es iſt ihm gegeben, die Ungunſt dieſer Verhältniſſe zu bezwingen, und der Dichter macht Fortſchritte in der Beſtrebung, ſich in der Wirklichkeit der Welt ſeinen vollgültigen Platz zu gründen, wozu ihm ſeine Bekanntſchaft mit dem Grafen Eſſex die weitgreifendſten Ausſichten eröffnet. Des letzteren Ohrfeigengeſchichte iſt intereſſant dazwiſchengeſchoben und der Verfaſſer äußert ſich aus dem Munde Shakſpeare's darüber auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe. Shakſpeare's Begegnung mit der Königin Eliſabeth dient ebenfalls dazu, ſeiner Sehnſucht nach großer Welt und machtvoller Realität von Neuem Ziel und Richtung zu geben.

Inmitten all dieſes Dichtens und Trachtens, dieſes Drängens von Innen und nach Außen, iſt der große Poet doch vorzugsweiſe von einem Liebeshandel ergriffen, der, wie ſehr er auch auf Täuſchung ruht, doch von dem entſchiedenſten Einfluß auf ſeine ganze Lebensrichtung ſich zeigt. Die phantaſtiſche, in poetiſche Lügen und Erfindungen reizend vermummte Geſtalt Thekla's umſpinnt den Dichter mit einem ſeltſamen Gewebe, in dem er zu Qual und Luſt ſo lange gefangen bleibt, bis ein tragiſcher Ausgang dieſe Herzenswirren endet, denen, bei aller ihrer innern Nichtigkeit, der Poet gleichwohl eine Anregung zu manchen Schöpfungen, vornehmlich, wie es Koenig dargeſtellt hat, zu Romeo und Julia, verdankt. Aber nicht bloß in der ihn umſtrickenden Herzensneigung muß William Shakſpeare Illuſion und Nichtigkeit erblicken, auch die andere reale Welt, die ihn umgiebt, hat am Ende nichts als Täuſchungen und Verderben ausgebrütet. So erlebt er den Fall ſeines Gönners Eſſex, der ſich ſelbſt auf ſo unwürdige Weiſe untreu geworden. Selbſt an ſeinem liebſten Freunde Southampton möchte er verzweifeln, obwohl mit Unrecht. Und Bacon, der Philoſoph der Erfahrung, welcher eine intereſſant geſchilderte Zwiſchenfigur in allen dieſen Verhältniſſen bildet, nimmt je mehr und mehr, vom äußerlichen Weltvortheil beſtochen, eine zweideutige und die Geſinnung opfernde Stellung ein. Zu dieſen peinigenden Verwirrungen geſellt ſich noch ein Phänomen der Zeit, das dem Dichter Shakſpeare beſonders zu ſchaffen macht. Dies ſind die Umtriebe der Puritaner, von denen Koenig in dieſem Roman eine ausgezeichnete Schilderung gegeben, und die ihren religiöſen Fanatismus beſonders gegen alles Aufkommen der Poeſie und namentlich gegen das Theater wenden. Eine Scene, in welcher ſich Shakſpeare in die Zuſammenkünfte der Puritaner eingeſchlichen, iſt beſonders gelungen und mit trefflicher Ironie hingeſtellt. Shakſpeare ſelbſt aber muß zu ſeiner Genugthuung erfahren, wie alle Täuſchungen der Wirklichkeit, denen er hingegeben war, doch nur dazu gedient haben,

Digitized by Google

den edlen, großen und wahrhaften Kern ſeines innerſten Lebens zu befeſtigen und ſeinem höchſten Ziel entgegenzubilden. So wird durch das Niedrige in der Welt doch immer nur das Höhere gefördert, und dies iſt das ächte Reſultat und die wahrhaft gefundene Harmonie der Poeſie und Wirklichkeit.

Gedichte von Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1838.

Dräxler-Manfred zeichnet ſich weniger durch Originalität und eigenthümliche Anlage aus, als durch Gefühlsweiche und die Beweglichkeit mit welcher er auf der Scala der Empfindungen auf- und niederſteigt. Er kennt Heine und A. Grün und hat ſie in ſich aufgenommen, ohne ſich ganz in ſie zu verlieren; im Gegenſatz zu der Formliederlichkeit der Heine'ſchen Schule muß man ſogar ein gediegenes künſtleriſches Streben an ihm rühmen, das fern von aller Koketterie die ſchwankenden Geſtalten des Dichtergefühls zur Veranſchaulichung zu bringen und äußerlich abzuzirken ſucht. In allen ſeinen Schöpfungen offenbart ſich ein tiefes natürliches Gefühl bei ſpielend heiterer Behandlung des Stoffes, eine tiefe lebenswahre Gemüthlichkeit; vorzüglich aber eignet ſich des Dichters Begabung für heitere Auffaſſung der Natur, weshalb auch im erſten Abſchnitte die Frühlingslieder beſonders hervorzuheben ſind, wegegen diejenigen Lieder, in denen ſich des Dichters Subjectivität ausdrückt, weniger anſprechen dürften. Unter den Liebesgedichten ſind einige ſehr anmuthige, z. B. Mädchenzauber, leichter Sinn, verbotene Liebe, der Hirtenknabe. Die elegiſche Stimmung ſteht dem Dichter weniger zu Gebote. Die „Kunſt" überſchriebene Gedichte beſchäftigen ſich großentheils mit dem Schaffen des Dichters, wie es uns ſcheint, ein nicht ganz glücklicher Vorwurf; denn das räthſelhafte Weben der Dichterbruſt zu erſpähen und darzuſtellen, wird auch dem Begabteſten nicht gelingen. Man kann wohl in die ſtille Werkſtatt des Künſtlers einkehren und das Werk weiter fördern ſehen, aber der Same, aus dem es getrieben wird, ruht verborgen in der Bruſt und bleibt dem Künſtler ſelbſt ein Adytum.

B.

Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerſtreuung. Novelle von J. C. Biernatzki, Paſtoren der evangel. lutheriſchen Gemeinde zu Friedrichsſtadt a. d. Eider. Zwei Theile. Altona J. F. Hammerich. 1839.

Obgleich der Verfaſſer dießmal den Zuſatz „Wanderungen auf dem Gebiet der Theologie im Modekleide der Novelle," weggelaſſen hat, ſo ſind auch hier wieder religiöſe Tendenzen in Form der Novelle oder vielmehr des Romans verarbeitet, denn in den Vordergrund tritt der Entwickelungsgang und die Zucht eines Individuums, das nach mancherlei Irrungen und Schwankungen zum wahren Glauben zurückkehrt, der hier kein anderer als altlutheriſcher in ſeiner ſtrengſten Geſtalt iſt. Damit iſt zugleich eine polemiſche Richtung gegen den Katholicismus und eine Apologie des Lutherthums verbunden. So erhalten wir die beiden ſchroffſten Gegenſätze des religiöſen und chriſtlichen Lebens als Baſis; auf der einen Seite die Umtriebe und Bekehrungsverſuche des nach der Herrſchaft ſtrebenden Katholicismus und jeſuitiſche Praktiken, auf der andern eine ſeparatiſtiſche Gemeinde, verfolgt, zerſtreut, vom Verrath bedroht, ſich im Schatten der Wälder verſammelnd, um ihrer Ueberzeugung treu bleiben zu können. Dieſe religiöſen Elemente der Ueberzeugungstreue und Glaubensſicherheit, die in dem Führer der ſeparatiſtiſchen Gemeinde vertreten ſind, im Gegenſatze des durch den Irrthum zur Wahrheit zurückkehrenden Helden, und die aus der Beziehung beider hervorgehenden religiöſen Controverſen nehmen den breiteſten Raum ein; aber die romantiſchen Ingredienzien werden doch dadurch nicht ganz ausgeſchloſſen. So tritt durch ein Verhältniß des Helden zu einer ſchwarzen Prinzeſſin, welche die Ungunſt des Schickſals von den Küſten Guinea's nach Amerika geſchleudert hat, ein Hauptwendepunkt im Leben deſſelben ein. Aber hier kommt wieder die aſcetiſche Lebensanſchauung des lutheriſchen Predigers zum Vorſchein, und ſtatt die Liebe zur Vermittlerin ſo greller Gegenſätze und einer ſo unnatürlichen Verbindung zu machen, wird die Pflicht und das Gebot der Moral vorgeſchoben. Ueberhaupt verliert der Verfaſſer, wo er ſich zu den irdiſchen Dingen und der menſchlichen Wirklichkeit herabläßt, den feſten Boden, und das wohl von Rechtswegen, denn wer im Himmel zu Hauſe iſt, dem gehört die Erde nicht. Indeß giebt ſich doch wieder in vielen Schilderungen eine friſche Auffaſſung zu erkennen, und es zieht ſich durch die ganze Darſtellung ein Ton religiöſer Innigkeit und feſter Ueberzeugung, der ſeinen Eindruck nicht verfehlen kann. Charakteriſtiſch und ein Zeichen der Zeit iſt es immer, daß die weltfeindlichſte religiöſe Ge-

ſinnung, welche ganz nach Innen gewendet iſt, es für angemeſſen erachtet, mit den Waffen der Welt zu kämpfen und ihren Lehren und Anſchauungen durch die romantiſche Einkleidung zu einer größern Popularität zu verhelfen. B.

Leben und Thaten Emerich Tököly's und ſeiner Streitgenoſſen. Ein hiſtoriſches Drama von A. Z. Leipzig, Verlag von W. Einhorn. 1839.

Ein ſolches chaotiſches Gewirr ſich durchkreuzender Handlungen, die durch kein Band eines gemeinſchaftlichen Intereſſes zuſammengehalten werden, ein ſolcher raſcher Wechſel der Scenerien, ein ſo wildes Ueberſpringen von einer Epiſode zur andern, kann wohl kaum noch ein Drama genannt werden, ſelbſt wenn man dieſen Begriff noch ſo weit faßte. Es iſt eine dramatiſirte Geſchichte der letzten Erhebung des Proteſtantismus in Ungarn und ſeines Unterliegens, geknüpft an die Schickſale Emerich Tököly's und ſeiner Kampfgenoſſen. Abgeſehen davon, daß aus dieſem nicht ein Moment herausgegriffen iſt, ſondern daß daſſelbe vom Anfang bis zu Ende mit allen ſeinen Wechſelfällen abgeſponnen wird, bildet es auch nicht einmal den eigentlichen Mittelpunkt, der vielmehr in dem Verlaufe des geſammten Glaubenskampfes in allen ſeinen Phaſen, auf dem Schlachtfelde, in der Rathsverſammlung, im Gemüthe des Einzelnen zu ſuchen iſt. Dieſer würde die Einheit des Intereſſes abgeben, welches indeß kein dramatiſches Motiv mehr ſein kann, ſondern der Geſchichte zufallen müßte. Ein eigentliches Drama zu ſchreiben, hat indeß auch wohl kaum in der Abſicht des Verfaſſers gelegen, der wahrſcheinlich in den religiöſen Conflicten der letztern Zeit die Veranlaſſung fand, die Erinnerung an die Glaubenskämpfe in Ungarn zu erneuern. Es iſt dieſe Formloſigkeit um ſo mehr zu bedauern, als ſich in der Behandlung der einzelnen Scenen ein unbeſtreitbares dramatiſches Talent zu erkennen giebt.

B.

Deutſchland und die Deutſchen von E. Beurmann. Erſter und zweiter Band. Altona, Verlag von J. Fr. Hammerich. 1838.

Dies treffliche Werk iſt jetzt weit genug vorgerückt, um den Gang deſſelben überſchauen zu können. Der erſte Band, welcher die allgemeine

Charakteriſtik des Landes und Volkes umfaßt, betrachtet die geogra-phiſche und natürliche Beſchaffenheit des Landes, die politiſche Lage der Gegenwart, wie ſie aus der Vergangenheit erwachſen iſt, den Volkscha-rakter und die Elemente, aus denen ſich dieſer gebildet hat, das deutſche Univerſitäts- und Schulweſen und die literariſchen und artiſtiſchen Ver-hältniſſe. Im zweiten Bande wird ſodann die ſpezielle Schilderung der einzelnen Landſchaften und Staaten begonnen und die Reihe mit dem Norden eröffnet, ſo daß bis jetzt Meklenburg, Pommern, Holſtein und die Hanſeſtädte beleuchtet worden ſind. Lobenswerth iſt das Beſtreben des Verfaſſers, überall die charakteriſtiſche Seite hervorzuheben, obgleich ihn dieſes zuweilen zu Einſeitigkeiten, obwohl in immer geiſtreicher Auf-faſſung, verleitet zu haben ſcheint. Oft genügt ihm eine Anekdote, ein Witzwort, um damit einer ganzen Volkseigenthümlichkeit den Stab zu brechen, und ſeiner ſcharfen Laune freien Lauf zu laſſen. Da dieſe indeß meiſt nur die verſumpfte Pedanterei und deutſche Kleinbürgerlichkeit trifft, ſo kann man ſich den Spott und die Leichtfertigkeit hier ſchon eher gefal-len laſſen und muß ſie ſogar dankenswerth finden.

Die deutſche Philiſterei hat eine dicke Haut, und man muß ſchon derb zuſchlagen, wenn ſie ſich getroffen fühlen ſoll. Daß ſie ſich übrigens getroffen gefühlt hat, beweiſen die zahlreichen Reklamationen des ge-kränkten Hamburger, Lübecker u. ſ. w. Patriotismus, zu deren Organ, als Vertreter jeder Beſchränktheit, ſich beſonders der Hamburger Cor-reſpondent hergegeben hat. Wenn übrigens der Standpunkt des Verf. überhaupt angegeben werden ſoll, ſo kann er als der journaliſtiſche im beſſern Sinne des Wortes bezeichnet werden. Der Verfaſſer ſteht auf der Höhe aller Tagesfragen, kennt alle Schlagwörter der Zeit und weiß ſie paſſend anzuwenden. Dabei beſitzt er die ſchätzenswerthe Gabe einer geiſtreichen und lebendigen Darſtellung, die ihn nie in Verlegenheit ge-rathen laſſen wird, ſelbſt da nicht, wo er keinen feſten Boden mehr unter ſich hat. Das kömmt auch vor, aber dann weiß er ſich ſo geſchickt zu wenden, daß man es kaum merkt, am allerwenigſten aber an ſeiner Ver-legenheit. Die Geſinnung des Verfaſſers verdient größtentheils alles Lob, und wenn ſchon ſeine politiſchen Anſichten auf keiner feſten wiſſen-ſchaftlichen und philoſophiſchen Grundlage beruhen, ſo iſt es doch immer die Sache eines vernünftigen Fortſchritts, die er führt. B.

Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1838.

Unter dieſem geſpreizten Titel giebt der frühere Feuilletoniſt des Phönix eine Ueberſicht ſeiner journaliſtiſchen Thätigkeit, und zwar unter den drei beſonderen Ueberſchriften: Beiträge zur Literatur, Philoſophie und Geſchichte; Mittheilungen aus und über Frankreich; Skizzen zur Kultur- und Kunſtgeſchichte. Schon der bloße Hinblick auf das Inhaltsverzeichniß zeigt, daß hier eine Reihe ernſter Fragen zur Sprache gebracht werden, ernſter als wir ſie in den meiſten unſerer Zeitblätter, die nur die leichte Spreu des Tages ſammeln, zu finden erwarten dürfen. Hier ſind es durchweg gewichtige und gediegenere Intereſſen, die in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, und außerdem, daß der Verfaſſer den Erſcheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Literatur, der Kunſt, des religiöſen und ſittlichen Lebens beleuchtet, finden ſich auch geſchichtliche Rückblicke, die durch die ſtrenge Haltung und die vielen Citate ſogar ein gelehrtes Anſehn gewinnen, und die wenigſtens für die Beleſenheit und Gelehrſamkeit des Verfaſſers ſprechen. Das iſt aber auch das Beſte, was man von dieſen Aufſätzen ſagen kann, und wenn ſich auch gegen die Wahl der beſprochenen Gegenſtände nichts einwenden läßt, da am Ende jedes Intereſſe, auch das geſchichtliche, in einer Zeitſchrift vertreten ſein ſoll, ſo kann man doch mit der Art der Behandlung nicht einverſtanden ſein, und wird ſogar den Beſchuldigungen der Langweiligkeit und Trockenheit, die gegen den Feuilletoniſten des Phönix erhoben wurden, nicht ganz Unrecht geben können. Die Haltung iſt in der That etwas abſtruſe, um ſo mehr für ein Journal, und wenn man ſich durch die etwas ſchwerfällige und ausführliche Darſtellung durchgearbeitet hat, ſucht man vergeblich nach einem feſten Kerne, nach einer durchgehenden beſtimmten Lebens- und Kunſtauffaſſung; es fehlt der belebende und befruchtende Geiſt, der auch einen abſtrakten Gegenſtand von einer allgemein intereſſanten Seite aufzufaſſen weiß. Die Aufſätze, Abhandlungen und Notizen ſind ſchon einmal gedruckt geweſen. Das wäre freilich kein Grund, ſie nicht noch einmal zu drucken und im Zuſammenhange zu leſen. Aber einige Rückſichten müßte ein ſolcher Wiederabdruck doch auferlegen. Da ſind eine Menge kleiner Notizen, aus Deutſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen Zeitſchriften geſchöpft, die zu ihrer Zeit ganz gut und intereſſant ſein mochten, mit denen man aber doch trotz der pomphaften Inſchriften nichts mehr anzufangen weiß. B.

Theater von Carl Blum. Erster Band. Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung. 1839.

C. Blum ist längst als gewandter dramatischer Bearbeiter bekannt, der mit seltnem Takt fremdes Eigenthum sich anzueignen und nach den Bedürfnissen des Publikums und der Bühne zuzubereiten versteht. Das ist auch etwas werth! Die in diesem Bande enthaltenen beiden Stücke: der Ball zu Ellerbrunn und das laute Geheimniß, nach Gozzi's Bearbeitung, welche, wenn sie auch vielleicht der Calderon'schen an Duft der Sprache, Feinheit und Sinnigkeit nachsteht, doch äußerst dramatisch und effektvoll ist, haben auf allen Bühnen Glück gemacht, und man wird sie schwerlich ohne Interesse lesen können. B.

Fußreise durch Italien und Sizilien von J. Baumann, Professor der Naturgeschichte in Luzern. Zwei Bände. Luzern, bei Meyer. 1839.

Der Verfasser dieser Fußreisen ist bereits auch Deutschland rühmlich bekannt durch seine trefflichen Bearbeitungen der Naturgeschichte für Volksschulen. Er ist in mancher Hinsicht ein nicht unwürdiges Seitenstück zu dem wohlgemuthen hochherzigen Seume.

Mit dem Tornister auf dem Rücken, dem Wanderstabe in der Hand, einigen Goldstücken in der Tasche und freudigem Muth im Herzen trat B. nach Vollendung seiner Studien von München aus seine Reise an. Ueber den Comersee, über die Meerenge von Messina, über das Meer von Palermo nach Neapel und endlich über die Lagunen von Venedig wanderte der Reisende zu Schiff, sonst immer zu Fuß. Von Rom nach Neapel hatte er einen deutschen Handwerksburschen zum Begleiter, auf allen andern Wegen war er einsam. Die Reise dauerte acht Monate. Was er bei diesem freien sorglosen Dahinschlendern gesehen und gehört, genossen und gelitten, zeichnete er auf, und daraus ist vorliegendes Buch geworden, welches durch seinen Inhaltsreichthum, wie durch des Verfassers Anspruchlosigkeit sich auszeichnet. Es zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Reise von München nach Neapel. 2) Freuden und Leiden in Kalabrien. 3) Wanderungen in Sizilien. 4) Mittheilungen aus Neapel. 5) Vierzehn Tage von Neapel nach Rom. 6) Briefe aus Rom. 7) Rückkehr von Rom nach München.

Des Verfaſſers antiquariſche und geſchichtliche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, wie der Ernſt ſeines Gemüths und die jugendliche Unbefangenheit ſeines frohgeſtimmten Herzens ließen ihn Vieles und Manches in einem eignen Lichte ſehen. Wohlthuende Unterhaltung und lehrreiche Einſicht gewährt die in einem netten freien Styl verfaßte und im Aeußeren niedlich ausgeſtattete Schrift auch dem Leſer, welcher mit all' den neuern Beſchreibungen Italiens bekannt iſt. Die Mittheilungen aus Neapel und Briefe aus Rom erinnern an das Beſte dieſer Art.

Was aber dieſer Schrift einen eignen unvergleichlichen Werth gibt, das iſt der Abſchnitt über Kalabrien, welcher mit den Worten von Taſſo eingeleitet wird:

> Will Völker ſchaun und ihre Glaubensſitten,
> Und Alles, was des Klugen Neid erregt,
> Wenn ich mit Luſt von ſo entlegnen Orten
> Erzählen kann und ſagen: Ich war dorten!

Der Verfaſſer hatte den Muth, dieß Land ganz allein und zu Fuße zu durchreiſen. „Man hatte in Neapel, ſagt er, Alles verſucht, mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß durch Kalabrien zu reiſen. Selbſt Profeſſor delle Chinje, an den ich empfohlen war, drang wiederholt in mich, die Reiſe nur mit einer ſogenannten Guardia, einer gewöhnlichen Art von Bedeckung, anzutreten. Es half alles nichts, mein Entſchluß war gefaßt und ich wollte ihn auch ausführen, es koſte, was es wolle. Ich ließ meine geringe Baarſchaft bis auf einige Thaler bei einem Freunde zurück, mit der ſchriftlichen Weiſung, was damit zu machen ſei, wenn ich binnen einer beſtimmten Zeitfriſt nicht wiederkehren ſollte, und brach auf." —

Das Wagniß wurde gelohnt. Der Verfaſſer lernte das Land und ſeine Bewohner von einer neuen eignen Seite kennen. Wir bedauern keine ſeiner ſo ſehr intereſſanten Schilderungen hier mittheilen zu können und darauf beſchränkt zu ſein, nur das Endergebniß ſeiner Beobachtung anzuführen.

„Bartels iſt meines Wiſſens, ſagt der Verfaſſer, der Einzige, welcher die Kalabreſen in Schutz nimmt, ſonſt werden ſie von den wenigen Reiſenden, welche etwa dieſes Land beſuchen, als grundſchlechte, rohe und räuberiſche Menſchen geſchildert. Hätten die Herren doch nur, bevor ſie unbedingt abgeſprochen, einen Blick auf die Geſchichte des Volkes geworfen, ihr Urtheil wäre gewiß anders geworden. Es iſt lieblos, die ſchlimme Seite einer Nation an's Licht zu ſtellen, ohne zugleich die Urſache anzugeben, aus denen all' die gerügten Fehler nothwendig entſpringen mußten. Was war das Volk Gottes einſt in der ägyptiſchen

Gefangenschaft? Was sind in neuerer Zeit die Griechen unter dem Joche der Türken geworden, bis der Götterfunken wieder in ihre Herzen schlug? Uebrigens habe ich mich überzeugt, daß ein großer Theil von dem, was man Böses und Schlechtes von den Kalabresen liest, nur ersonnen wurde, um leichtfertige Reisebeschreibungen damit auszufüllen. In einem Lande, das einmal wegen Banditen und Straßenräubern in übelm Rufe steht, erblickt eine kranke Phantasie in jeder Schlucht eine Mördergrube, zumal wenn die Polizei des Landes den Fremden selbst, statt ihn zu schützen, warnt, sich da oder dort in Acht zu nehmen. Ich habe in Kalabrien, wo ich bei Tag und Nacht, auf der offenen Straße und in unwegsamen Gebirgen, allein reisete, auch wohl böse Menschen angetroffen, aber doch weit mehr gute kennen gelernt und bin geneigt, alles, was mir Schlimmes widerfahren, mehr der von oben herab bewirkten Geistesverwahrlosung zuzuschreiben, als es auf Rechnung unbildsamer grundschlechter Herzen zu setzen. Man befreie Kalabrien vom Drucke, besonders des Pfaffthums und gebe ihm Volksbildungsanstalten, in kurzer Zeit wird alles anders sein. Die ganze Reise von Neapel bis Messina, während siebzehn Tagen, hat mich kaum sechs Thaler gekostet, und ich habe doch überall bezahlt, was man mir gefordert, ohne irgendwo nur im geringsten zu handeln und markten, wie man es sonst im übrigen Italien zu thun genöthigt und gewöhnt wird "

So sieht der Verfasser überhaupt mit eignen Augen und setzt sich überall mit dem Volke in unmittelbare Beziehung — ein Verdienst, dessen sich gewiß nur wenige der neuern Reisebeschreiber Italiens rühmen können.

Tr.

Die menschliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargestellt von Giacomo Bisozzi. Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1838.

Der Verfasser hat sein Werkchen der berühmten Schröder-Devrient zugeeignet, wohl nicht, daß das Buch ihr, sondern vielleicht daß ihr gefeierter Name dem Buche nützen möge. Signore Giacomo Bisozzi liefert seine Abhandlung in zehn Briefen auf 108 Seiten, und bleibt nach unserer Meinung dem Titel durchaus nicht treu, wenn er so weit ausholt, in den ersten Capiteln von dem Begriff des Tones, der Theorie der Klangverhältnisse, von der Wirkung des Klanges, Schalles und Tones

auf die Menſchenſeele u. ſ. w. zu ſprechen. Ueberdies iſt ſeine Darſtellungsweiſe keinesweges klar, und die ſich über dieſe Gegenſtände Belehrung zu ſchaffen wünſchen, thäten denn doch beſſer, den Chladni oder neuere Werke zur Hand zu nehmen. Z. B. wenn der Herr Verfaſſer gleich zu Anfange ſagt: „Es iſt bekannt, daß der Ton die Grundurſache der menſchlichen Stimme iſt," — ſo geſtehen wir, daß wir bis jetzt ſo voreilig waren, den Ton für die Wirkung der Stimme zu halten. Wenn aber der Hr. Verf. ſagt: „bei dem Einathmen erfolgt kein eigentlicher Ton," ſo behaupten wir beim bloßen Ausathmen auch noch keinen muſikaliſchen Ton gehört zu haben. Die verſchiedenen aufgeſtellten Hypotheſen über die Bildung, Entſtehung des Tones in dem Kehlkopfe von Antoin Ferrein, Chladni und Burdach widerlegt der Verfaſſer übrigens gründlich, und wählt den phyſikaliſchen Weg, um in dieſem räthſelhaften Prozeß zu einem genügenden Reſultate zu gelangen. Er findet es endlich darin, „daß unſere Stimme nur durch die Durchpreſſung der eingezogenen Luft „von den Lungen aus durch den Kehlkopf bis zur Mundhöhle entſtehe, „und zwar, daß Reibungen der Luftſchwingungen an den innern Wänden als Urſache aller Töne, nicht aber die Stimmritzenbänder und ihre „vermeintlichen Schwingungen, dafür anzuſehen ſeien." Was der Verfaſſer im vierten Briefe über Falſet- und Kaſtratenſtimmen, dann über das Mutiren der männlichen Stimme ſagt, verdient beherzigt zu werden. Ebenſo das über den Einfluß des Klima's auf die menſchliche Stimme und manches andere. Wenn der Herr Verfaſſer, ein Italiener, übrigens behauptet, daß in Deutſchland ſehr wenig ſchöne Stimmen gefunden werden, ſo machen wir ihn vorläufig auf den weit größeren Mangel in Frankreich aufmerkſam. Die lithographirten Abbildungen zeigen uns in zwölf Figuren die Stimmwerkzeuge einzeln und zur Thätigkeit verbunden. Wir empfehlen das Werkchen Geſanglehrern beſtens. H. T.

X.

Correſpondenzblätter.

† Aus Zürich. (Dr. Strauß und die Züricher.) *)

Es war eine glückliche Zeit für die Journaliſten und Buchdrucker des Kantons Zürich, das erſte Viertel des Jahres 1839, und hätten der belgiſch-holländiſche Traktat, die Coalition, Mexiko, und der Großfürſt von Rußland nicht zufälliger Weiſe zugleich die Aufmerkſamkeit des europäiſchen Zeitungspublikums in Anſpruch genommen, ſo würde ſich dieſes ohne Zweifel in höherem Maße an dem Kampfe ergötzt oder erbaut haben, in welchem an den Ufern der Limmat ſo viel — Druckerſchwärze vergoſſen wurde. Bis er ſeinen Homer findet, will ich es verſuchen, mit meiner leichten Barke in dieſen Hafen einzulaufen, wo auch das Kriegsſchiff vor Anker liegt, deſſen Kapitain im heiligen Kriege die Hauptrolle ſpielte, wenn gleich nur eine paſſive. Mein Beruf zum Geſchichtsſchreiber, d. h. zum Schreiber dieſer Geſchichte, liegt einzig in meiner Unparteilichkeit und darin, daß ich von der Sache nichts verſtehe, was, wie die geehrten Leſer in der Folge ſehen werden, eine große Empfehlung und keineswegs lächerlich iſt.

Bald nachdem das „Leben Jeſu" erſchienen war, trug es ſich zu, daß an der Hochſchule in Zürich die Stelle eines Profeſſors der Dogmatik und Kirchengeſchichte erledigt wurde, zu welcher einige Mitglieder des Erziehungsrathes, dem die Wahl zuſteht, den berühmten Biographen vorſchlugen, ohne mit ihrer Anſicht durchdringen zu können. Sie ergaben ſich als gute Republikaner in den Beſchluß der Majorität und harrten auf beſſere Tage, indem ſie von Zeit zu Zeit einige Zeitungsartikel ausſchickten, als Stimmen des Rufenden in der Wüſte, um dem Heiland den Weg zu bereiten. Dieſer ließ es ſich wahrſcheinlich nicht in den Sinn kommen, zu

*) Für eine zuſammenfaſſende Darſtellung der letzten Ereigniſſe in Zürich hofft die Redaction auch nachträglich noch ein Intereſſe vorausſetzen zu können.

welcher großen Rolle ſeine Gönner und Proſelyten ihn beſtimmt hatten, ja vielleicht wußten ſie es ſelbſt noch nicht, und gedachten nur, die Celebritäten, welche an der Züricher Hochſchule Gaſtrollen gaben, mit einer neuen zu vermehren „dem Volke zu Nutz, den Pfaffen zum Trutz.“ Im Anfange des Jahres 1839 hielt man den Weg für hinlänglich geebnet uud erſuchte die theologiſche Fakultät, den rechten Biß in den Apfel der Erkenntniß zu thun. Allein dieſe fand die Frucht ſauer und äußerte in ihrem vom Profeſſor Alexander Schweizer verfaßten, von den Herren Hirzel und Fritzſche als Decan und Actuar unterzeichneten Gutachten, daß ſie es noch nicht an der Zeit finde, dem Herrn Doktor einen akademiſchen Wirkungskreis einzuräumen, welcher Meinung nur Profeſſor Hitzig als Minorität entgegentrat. Der Bürgermeiſter Hirzel aber hatte nicht umſonſt gewartet, als die Poſtkutſche von Winterthur das Mitglied No. 14 des Erziehungsrathes, einen harmloſen Landſchullehrer, brachte — ein Diner, bei welchem der Wein nicht geſpart wurde, übte überzeugende Beweiskraft, die ſiebente Stimme war gewonnen und die des Conſuls als Präſidenten entſchied die Wahl (am 26. Jänner). **Jacta erat alea!**

Es iſt jedem bekannt, was erfolgt, wenn man in ein Wespenneſt ſticht — die Mitglieder des Kirchenrathes und die Zunftgenoſſen begnügten ſich vorläufig damit, ihre Stacheln zu ſchärfen und bereit zu halten. Ihr Chef, Primas, oder wie er ſich zum großen Aerger des Herrn Profeſſors J. C. Orelli auch nennt und nennen läßt, das Oberhaupt der Landeskirche, der Antiſtes Füßli beſchloß, den Vätern des Vaterlandes die Noth der Kirche zu klagen, und brachte vor den eben verſammelten großen Rath eine Motion des Inhaltes, daß in Zukunft dem Kirchenrathe bei der Wahl der theologiſchen Profeſſoren irgend ein Einfluß eingeräumt werden möge. Jedes Kind konnte begreifen, daß es ſich nicht um die Zukunft, ſondern um die Gegenwart und ſpeziell um den Doktor Strauß handle, und es wurde auch von beiden Seiten zugeſtanden, daß, wenn die Motion für erheblich erklärt würde, dies als Mißbilligung der geſchehenen Wahl und als Wink für den Regierungsrath anzuſehen ſei, ſie nicht zu beſtätigen.

Am 31. Jänner conſtituirte ſich die geſetzgebende Behörde des eidgenöſſiſchen Standes Zürich zum Nationalkonzilium, um ſich in letzter Inſtanz über die Orthodoxie des Doktors auszuſprechen, und der Antiſtes eröffnete den Kampf mit der Begründung ſeiner Motion, wobei ihn freilich der Widerſpruch zwiſchen ihrem Wortlaute und Zwecke in eine zweideutige Lage verſetzte. Doch wurde dieſe Klippe ziemlich glücklich umgangen und mit ruhiger Sicherheit auf das Ziel losgeſteuert. Da erhob ſich der Bürgermeiſter Hirzel, ſo lang er iſt (und er iſt, beiläufig geſagt, ſehr lang und verhältnißmäßig dick, ſo daß man bei der Erbauung der Münſterbrücke ſogar den Vorſchlag machte, ſeine „Unausſprechlichen“ zum

ewigen Andenken in den Grundstein zu legen) und bewies durch Auszüge aus dem „Leben Jesu," daß dessen Verfasser nicht nur kein Antichrist, sondern selbst ein guter protestantischer Christ sei, der nur das in der Rumpelkammer der Kirche staubig und unkenntlich gewordene Bild von seiner Schmuzrinde befreit und dessen ursprüngliche Gestalt hergestellt habe, der, wie Zwingli u. Comp. zur Bibel, so zu Christus selbst zurückgegangen und darum ganz der Mann sei, eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage der Reformation zu veranstalten. Ihre Nothwendigkeit könne Niemand läugnen, der ins Auge fasse, wie wenig Befriedigung die Kirche mit ihren veralteten Dogmenapparate dem religiösen Bedürfniß der „Denkgläubigen" biete, und da sie sich nicht selbst reformiren wolle, sondern stationär bleibe, so sei nichts übrig, als ihr besagte Reformation mit Gewalt aufzudringen. Hirzel hatte in der Revolution von 1830 einige Broschüren geschrieben, in denen er Religion und Politik auf wunderliche Weise aneinander kuppelte, und galt von jeher für sehr religiös und eher dem Mystizismus als der entgegengesetzten Ansicht zugethan. Als es sich das erste Mal um die Berufung von Strauß handelte, sah man ihn unter ihren Gegnern, und seine Bekehrung datirt sich von dem Zeitpunkt, als er den Doktor persönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Was bei allen Convertiten der Fall ist, traf bei ihm in desto höherem Maße ein, als es ihm wirklich Ernst war, und wenn er nun als beinahe fanatischer „Straußianer" auftrat, so lag die Ursache davon in seinem sanguinischen und zur Schwärmerei geneigten Temperamente. Ich bin weit entfernt, ihm diesen Meinungswechsel zum Vorwurf zu machen, und obgleich ich über diesen Punkt nicht der Theorie des Journal des Debats oder des Herrn L'herminier huldige, so halte ich es doch mit Börne für eine große Pedanterie zu glauben, daß der Mensch bis an sein seliges Ende immer dasselbe meinen müsse. Ich denke ferner, daß die Protestanten kein Recht haben, den Verfasser des Lebens Jesu zu anathematisiren, und ihn von Kirche und Fakultät auszuschließen, da er nur der konsequenteste unter ihnen ist und sich nichts anmaßt, was Luther und Zwingli sich nicht auch angemaßt haben. Allein wo eine Verfassung, freilich meines Erachtens mit dem Princip des Protestantismus in Widerspruch, die protestantische Kirche nach dem evangelisch-reformirten Lehrbegriff als Landeskirche aufstellt und schüzt, scheint es nicht passend, denjenigen zum Lehrer der Dogmatik und somit zum hauptsächlichsten Bildner der Geistlichen zu ernennen, welcher selbst erklärte, daß man mit seinen Ansichten nicht wohl die Kanzel besteigen könne. In einer Republik vollends ist es nicht Sache eines Häufleins, das sich für den Augenblick zufällig am Ruder befindet, Peter den Großen oder Joseph den Zweiten zu spielen und Reformen zu dekretiren, von denen es sehr zweifelhaft ist, ob sie im Wunsch oder im

Bedürfniß des Volkes liegen und in ihm zum Bewußtsein gekommen sind. Es scheint in der That, als ob meine gnädigen Herren von Zürich diesmal ein monarchisches Gelüste bekommen und vergessen hätten, daß republikanische Regierungen nicht die Fahnenträger sind, denen das ganze Corps bongré malgré nachmarschiren muß, sondern nur die selbstgewählten Offiziere einer Nationalgarde, denen man gehorcht, so lange man es für gut findet, indem man es sich vorbehält, sie nach dem car tel est mon plaisir abzusetzen. In dieser Angelegenheit nun gereichte es überdies jenem Häuflein, das man die Radikalen nennt, und der Sache, welche sie durchsetzen wollten, sehr zum Nachtheile, daß die Mehrzahl derselben durchaus nicht im Geruche der Heiligkeit steht, und ihr Privatleben, ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier unerörtert lassen, frommen Seelen sehr zum Anstoße gereicht, weswegen eine von ihnen empfohlene religiöse Ansicht dem Volke schon a priori als verdächtig erscheint. Im großen Rathe thaten sie zwar ihr Möglichstes, um sich weiß zu waschen, sprachen sehr erbaulich von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, betheuerten ihre guten Absichten, und schoben alle Schuld auf die Geistlichen und deren Trägheit, zurückgebliebene Bildung und dogmatische Erstarrung, u. s. w. Insbesondere verdient hier die radikale Dreieinigkeit rühmliche Erwähnung, welche in den Personen des Altobergerichtspräsidenten, Fr. Keller, des Oberrichters Füßli und des Staatsanwaldes Ulrich die Trias von Geist, Seele, Leib auf mystische Weise darstellt, und im Kampfe gegen eine Phalanx von Geistlichen und deren keineswegs verächtliche Alliirte mit bewundernswerther Taktik von allerlei theologischem und juridischem Rüstzeug Gebrauch machte. Ihnen gegenüber sprachen die Professoren Schweizer und Bluntschli, ersterer ein Schüler Schleiermachers und des Krypto-Straußianismus verdächtigt, der andere als Redakteur des östlichen Beobachters, der konservativen Prinzipien huldigt, und als Züricher Korrespondent der Allgemeinen Zeitung nichts weniger als ein Schooßkind des Radikalismus. Jener faßte die Sache mehr vom theologischen, dieser vom reinwissenschaftlichen und juridischen Standpunkte auf, und beide machten ihren Gegnern die Hölle so heiß, als sie es vermochten. Eine Schaar untergeordneter Kläffer beider Parteien biß sich herum, bis nach einer fast zehnstündigen Diskussion die Motion mit 98 gegen 49 Stimmen für unerheblich erklärt und so die Prüfung der Geister des großen Rathes zu Gunsten des Doktor Strauß entschieden wurde. Einige Tage darauf bestätigte der Regierungsrath mit 15 gegen 3 Stimmen die Wahl, und Strauß war gesetzlich Professor der Dogmatik an der Hochschule von Zürich.

Die öffentliche Meinung hatte sich bis jetzt nur sehr unvollständig ausgesprochen; zwar nahm die liberale, oder wenn man lieber will, die radikale Presse Zürichs und der Schweiz fast ohne Ausnahme für Strauß

Partei, aber die Geſinnungen der Redaktoren ſind noch nicht die des Volkes und in der Schweiz weniger als anderswo. Hier ſind die Zeitungen nicht die Köche, welche dem Volke die politiſche Nahrung zubereiten, die es an jedem Morgen verzehrt, wie ein Pariſer Epicier den Conſtitutionnel; hier ſind ſie der Mehrzahl nach Kanäle, auf welchen Perſönlichkeiten aller Art in das Meer der Oeffentlichkeit geſchwemmt werden, und der Ton einiger unter ihnen wird vielleicht nur von dem gewiſſer Ausgeburten des amerikaniſchen Republikanismus übertroffen. In Zürich nimmt „der Republikaner" die bedeutendſte Stellung ein, an deſſen Redaktion einſt Ludwig Snell den thätigſten Antheil nahm, während ſie nun aus den Händen des Profeſſors Vögeli in jene des Regierungsrathes Weiß und und des Oberrichters Füßli übergegangen iſt. Er trägt zwar keine Glacéhandſchuhe, iſt aber ziemlich manierlich, beſpricht vorzüglich gern materielle Intereſſen, gehört zu den Juriſten, die man im Alterthume Sophiſten nannte, und konnte bis jetzt als das Organ der herrſchenden Partei angeſehen werden. Am meiſten verbreitet, beſonders auf dem Lande, iſt die Züricher Freitags-Zeitung „von und bei David Bürkli," eine Frau Baſe, geborne Züricherin, und gute Chriſtin; und dieſe war es vorzüglich, welche den Kreuzzug gegen die Ungläubigen eröffnete und fortwährend in der erſten Reihe focht. Die Pfarrer, pro aris et focis kämpfend, ließen ihre Batterien von der Kanzelbrüſtung ſpielen, die Zionswächter in den Kirchenzeitungen riefen zu den Waffen, und die Malkontenten aller Farben und Deviſen ſchloſſen ſich der Glaubensarmee an — einige wirklich für Religion und Kirche beſorgt, andere es heuchelnd und in der Abſicht, bei dieſer Gelegenheit im Trüben zu fiſchen. Im Richterſchweil am linken Ufer des Züricherſees, von deſſen induſtriellen, lebhaften Umwohnern von jeher die Bewegungen ausgingen, wurde das Hauptquartier aufgeſchlagen und alle Gemeinden des ganzen Landes eingeladen, Abgeordnete zu ſchicken, damit man gemeinſam die nöthigen Maßregeln berathe, um den Antichriſt fern zu halten. Als ſeine Bundesgenoſſen fing man an, das neue Volksſchulweſen und deſſen hauptſächlichſten Beförderer, den Seminardirektor Scherr zu bezeichnen, der als Mitglied des Erziehungsrathes auch für Strauß geſtimmt, und ſtets zu den Flügelmännern der Radikalen gehört hatte. Der im Seminarium den jungen Leuten ertheilte Religionsunterricht mochte allerdings ungenügend, die ihnen gegebene Richtung einſeitig und oberflächlich, das Betragen der dort gebildeten jungen Schullehrer gegen die Pfarrer anmaßend und im Dünkel des Halbwiſſens abſprechend ſein, aber darin lag noch kein Grund, das viele Gute zu verkennen, welches die neue Schuleinrichtung ſchon gewirkt hatte und noch wirken konnte, und den Mann, der ſich um dieſelbe unſtreitig manches Verdienſt erworben, auf eine wahrhaft leidenſchaftliche Weiſe zu ver-

ketzern und perſönlich zu bedrohen, wobei ſich vielleicht auch der Verdruß Luft machte, daß er als Fremder ſich zu thätig in die Politik eingemiſcht.

Strauß und Scherr wurden alſo das Feldgeſchrei; Broſchüren und Carrikaturen aller Art ſuchten auf das Volk einzuwirken, und die Erörterung dieſer Angelegenheit verſchlang jede andere Diskuſſion. Bürgermeiſter Hirzel ſprach einige Worte „an ſeine Mitmenſchen im Canton Zürich,“ die aufklären und beruhigen ſollten, und äußerte ſogar die Hoffnung, der ſchöne Fremdling werde ſeinen lieben Mitbürgerinnen recht ſehr gefallen; Dr. Henne von St. Gallen erließ Sendſchreiben an die Züricher und ihren großen Rath, Dr. Paulus in Heidelberg ließ ſeine Stimme erſchallen, Herold ſchleuderte ein Gedicht in die empörten Wogen, ein Anonymus in Luzern ſetzte die Tiare auf, pries die katholiſchen Geſinnungen der Züricher und ermunterte ſie zum Ausharren, ſprach die Hoffnung aus, daß ſie bald in den Schooß der Alleinſeligmachenden zurückkehren würden und deſignirte bereits die Vorſteher des an den Ufern des Zürcherſees zu errichtenden Jeſuitenkloſters; Dr. Bobrik, Profeſſor der Philoſophie, bemühte ſich in fünf Vorleſungen, den Zürchern einige Begriffe von Hegelſcher Philoſophie und Straußiſcher Religion beizubringen — es half Alles nichts. Hirzel wurde verhöhnt und inſultirt, Henne und Paulus wurden überhört, Herolds Gedicht verſchwand ſpurlos in den Fluthen, und gegen die päpſtliche Bulle riefen der Waldſtädterbote und die Schildwache am Jura die Polizei an. Auf einer Carrikatur ſah man Hirzel und die Seinigen mit mehrern Zuthaten vor einem Strauß knieen, der von Mephiſtopheles geritten auf Kreuz und Bibel tritt; auf einer andern bemüht ſich die Gemeinde Pfaffenhofen, mit ihrer Feuerſpritze das Licht auszulöſchen, welches ein Strauß ihr im Schnabel entgegenträgt. Der Papſt als Spritzenmeiſter ſchreit aus Leibeskräften nach Waſſer und Alles, was Zürich an Orthodoxie zählt, eilt ohne Unterſchied des Geſchlechtes, Löſchmaterialien in der Geſtalt von Zeitungen, Broſchüren u. ſ. w. herbeizutragen. Auch die Gegner waren nicht müſſig, und mancher Pfarrer benutzte dieſe Gelegenheit zu ſeinem ſchriftſtelleriſchen Debüt. Auf beiden Seiten war man nicht ſehr gewiſſenhaft in der Auswahl und dem Gebrauch der Waffen; wenn man hier die Alternative ſtellte: „Strauß oder Chriſtus,“ und herumbot, der Tübingerdoktor trage das Zeichen der Brandmarkung auf dem Rücken, die Regierung wolle dem Volke ſeine Religion nehmen, wobei dann mancher ſchwur, eher ſolle ihn der Teufel holen, als er dieſes zulaſſe, und zum Beweiſe ſeiner Orthodoxie jeden durchzuprügeln Miene machte, der des Straußianismus verdächtig war: ſo ſuchte man dort die Bewegung als das bloße Ergebniß pfäffiſcher Intriguen im Bunde mit ariſtokratiſchen Reaktionstendenzen darzuſtellen, erganiſirte einen Verein zum Schutz von Verfaſſung und Geſetz, einen andern für Volks-

Digitized by Google

bildung und renommirte in den Zeitungen ganz erſchrecklich. Die Regierung, welche ſchon den Erziehungsrath angewieſen hatte, die Einberufung des Dr. Strauß für jetzt zu ſuspendiren, erließ eine Proklamation, die man nicht beachtete und ad acta legte, während die Aufforderung des Richtenſchweiler Comités, überall Bezirks-Comités zu bilden und Abgeordnete zu der in Zürich abzuhaltenden allgemeinen Verſammlung zu wählen, beinahe ohne Ausnahme, auch in der Stadt Zürich, befolgt und das Schickſal der Religion in die Hände von 22 Männern gelegt wurde, welche ſich unter dem Präſidium des Herrn Hürlimann-Landis, eines reichen Fabrikanten vom Seeufer, in der ehemaligen akademiſchen Aula an der Fraumünſterkirche verſammelte, und als Reſultat ihrer Berathung dem Regierungsrathe am 2. März eine Adreſſe vorlegten, in der ſie im Namen des Volkes auf Zurücknahme der Berufung des Dr. Strauß und auf Reformen im Volksſchulweſen drangen. Der entſcheidende Moment für die Regierung war gekommen; ſie mußte entweder den geſetzlich gültigen, vom großen Rathe ſanktionirten Beſchluß der verfaſſungsmäßigen Behörden nöthigenfalls mit Gewalt zu handhaben entſchloſſen ſein, oder nachgeben, indem ſie abtrat oder den Beſchluß zurücknahm. Dem erſtern, was zwar gewagt aber immer noch möglich war, widerſetzte ſich vorzüglich der Amtsbürgermeiſter Heß, während Staatsanwald Ulrich und Dr. Keller darauf drangen, und Hirzel ſogar das Siebnerkonkordat anrufen wollte; zum letztern verſtand ſich eine Majorität von 10 Regierungsräthen gegen 8 in der Weiſe, daß ſie zwar die Adreſſe als ungeziemend und die Schranken des Petitionsrechtes überſchreitend zurückwieſen, aber zugleich auf den Vorſchlag des Herrn Eduard Sulzer, derzeit Finanzminiſter, den Erziehungsrath einluden, nachzuſehen, ob auf den vorliegenden Fall nicht der §. 186 des Schulgeſetzes angewendet werden könne, welcher den Erziehungsrath ermächtigt, mit Vorbehalt der Genehmigung des Regierungsrathes einen Profeſſor, der durch Alter oder andere unverſchuldete Urſachen außer Stand iſt, ſeine Stelle zu verſehen, in Ruheſtand zu verſetzen. Der Erziehungsrath hatte keine Luſt, die Katzenpfote zu machen, und gab den guten Rath, man möge eine zweite Profeſſur der Dogmatik errichten, um ſo den Wünſchen des Volkes Rechnung zu tragen (ein offizieller Lieblingsausdruck der Züricher). Das Comité aber verfaßte, nachdem ſeine Adreſſe zurückgewieſen worden war, eine Petition, in welcher auch die Wünſche für größern Einfluß der Kirche auf die Schule näher bezeichnet waren und ſchickte ſie an alle Gemeinden zur Berathung und Unterzeichnung. Von erſterer war keine Rede, da die Straußianer entweder nicht in die Gemeindeverſammlungen gingen, oder, wo ſie ſich rührten, zum Schweigen gebracht wurden, und ſo kam es, daß ſich über 39,000 Bürger für die Petition, kaum 2000 gegen ſie erklärten. Der Re-

gierungsrath beschloß nun den großen Rath zum zweiten Mal als Richter anzurufen, da ohnehin von zwei Seiten her eine außerordentliche Einberufung desselben verlangt werden wollte (auf das Begehren von 24 Mitgliedern muß er außer der gewöhnlichen Zeit zusammentreten). In diesen letzten Tagen erschien auch das bekannte Sendschreiben des Dr. Strauß an die Herren Hirzel, Hitzig und Orelli gerichtet, aber seinem ganzen Inhalte nach für das Volk und vorzüglich für dessen Vertreter bestimmt. Auch die Studirenden regten sich, beriethen eine Petition an den großen Rath im Sinne der durch Fernhaltung des Professors Strauß gefährdeten Lehrfreiheit, beschlossen den Herren Hirzel und Orelli eine Serenade zu bringen, welche in Berücksichtigung möglicher Ruhestörungen unterblieb, und erließen ein Danksagungsschreiben an den letztern, der im Erziehungsrathe „für den begeisterten und begeisternden Lehrer Dr. Strauß" gestimmt, dessen Sendschreiben bevorwortet, überhaupt zu den eifrigsten Beförderern seiner Berufung gehört und sich geäußert hatte, seit Lessing sei unter den Deutschen kein schärferer Denker aufgestanden als Strauß.

Unter diesen Auspicien nun trat der von der Regierung zu einer außerordentlichen Sitzung einberufene große Rath am 18. März zusammen, um einen von diesen vorzulegenden Bericht und Antrag zu berathen, und sich über zwei Motionen auszusprechen, deren eine von 24 Mitgliedern eingebracht die Hochschule, die andere von 26 — das Volksschulwesen betraf. Der Präsident Jonas Furrer, ein Advokat, welcher bei diesem Anlasse auch in die Theologie hineingepfuscht und in einem Aufrufe an das Volk den Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus sehr scharfsinnig auseinandergesetzt hatte, indem er als Grundlage des erstern den todten Buchstaben, als die des andern den Geist der Bibel angab; dieser besagte Präsident eröffnete die Versammlung mit einer Rede, in der er unter andern darauf hinwies, daß zu gleicher Zeit auch das Richtenschweiler oder Glaubens-Comité (gleichsam als ein zweiter Rath von Volksrepräsentanten) Sitzung halte. Dem Antrag der Regierung, welcher die Sanktion des großen Rathes für das vorgeschlagene Auskunftsmittel der Pensionirung zu erhalten bezweckte, stellte Bürgermeister Hirzel den seinigen entgegen, der auf Aufrechthaltung der Ernennung drang, und in Errichtung einer zweiten Professur und Suspendirung der Einberufung hinlängliche Berücksichtigung der Volkswünsche fand. Regierungsrath Bürgi endlich wollte durch Aufhebung der Hochschule den Knoten zerhauen und das Volk radikal beruhigen. Eine Majorität von ungefähr 20 Stimmen entschied, daß die Frage wegen Aufhebung der Hochschule nicht in die Berathung über den Regierungsantrag hineingezogen werden solle, was man insofern als eine Niederlage der Radikalen ansehen konnte, als sie gehofft hatten, auf diese Weise die Verhandlungen

zu verwirren, und indem ſie dieſen Antrag als den einzigen verfaſſungsmäßigen Weg darſtellten, auf dem man Strauß fern halten könne, ihre Gegner in eine fatale Alternative zu verwickeln. In der Diskuſſion über den Regierungsantrag wurde vorzüglich die Volksbewegung vielfach angegriffen und vertheidigt, und da man den Strom nicht ignoriren konnte, welcher das Land überfluthet, ſo ſtellte man ſeine Quellen als trüb und vergiftet dar. Es war komiſch, diejenigen, welche ſo oft das Dogma von der Volksſouveränetät als das Alpha und Omega ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes proklamirt hatten, ſich jetzt winden und krümmen zu ſehen, um den Konſequenzen deſſelben zu entſchlüpfen, und Herr Keller ſtand nicht an, die Doktrine Guizots vom pays légal auf den vorliegenden Fall anzuwenden und zu erklären, der Erziehungs-, Regierungs- und große Rath ſei eben das Volk, und habe ſich ſchon einmal und unwiderruflich für Strauß ausgeſprochen. Oberrichter Füßli faßte die Sache von einem Geſichtspunkte auf, der meines Erachtens jetzt der richtigſte war, und ſuchte zu beweiſen, daß der große Rath die Aufrechthaltung des Beſchluſſes ſeiner eigenen Ehre, der Ehre und dem Anſehen der Behörden und des ganzen Kantons der Schweiz und dem Auslande gegenüber, der Gerechtigkeit gegen die Wiſſenſchaft und Dr. Strauß ſchuldig ſei. Zugleich bemühte er ſich die Radikalen gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit zu rechtfertigen, indem er ſich ſelbſt gegen ihn verwahrte. Es handelte ſich eigentlich nur darum, den Kopf mit Anſtand in die Toga zu hüllen, bevor man fiel, da es ſchon vor dem Beginne der Diskuſſion nicht zweifelhaft war, die übergroße Mehrzahl der Mitglieder des großen Rathes werde ſtimmen, wie das Volk es wollte, um ſo mehr, als die perſönliche Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit der Berufung und den durch Ehre und Gerechtigkeit gebotenen Beharren auf derſelben federleicht wog gegen die Furcht vor einem Bürgerkriege. Mit einer Majorität von mehr als 100 Stimmen billigte der große Rath den Bericht und Antrag des Regierungsrathes, und ſchon am nächſten Vormittage wurde von dieſem und dem Erziehungsrathe die Penſionirung des Profeſſors Strauß beſchloſſen und ihm ein Ruhegehalt von 1000 Schweizerfranken (900 wäre das Minimum geweſen) zugeſichert.

Wenn die Radikalen, nachdem die Frage über Strauß auf dieſe Weiſe entſchieden war, den Antrag wegen Aufhebung der Hochſchule doch noch brachten, obwohl ſie früher erklärt hatten, ſie ſtellten ihn nur, weil ſie in ihm das einzige verfaſſungsmäßige Mittel zur Entfernung des Doktors ſähen, ſo geſchah es hauptſächlich, um ſich an ihren Gegnern zu rächen, ihre gefährdete Popularität wieder zu gewinnen und zu befeſtigen, und einer Malice gegen die Univerſität Luft zu machen. Fiel die Hochſchule, ſo konnte dies als ein der Stadt und der Ariſtokratie oder beſſer, dem

Conſervatismus beigebrachter Schlag gelten, die Bewegung erſchien im Lichte einer Reaktion gegen alle Wiſſenſchaft, man erwarb die Sympathie jener ehrenwerthen Klaſſe von Repräſentanten und Repräſentirten, welche derlei Gegenſtände mit dem Ellenſtab meſſen und nach dem Preiscourant beurtheilen, man hatte ſich endlich an jenen albernen deutſchen Profeſſoren gerächt, welche ſich nicht zu Werkzeugen des Radikalismus hergeben wollten, und eine Stellung einzunehmen ſuchten, wie ſie der Wiſſenſchaft und ihren Prieſtern überall gebührt. Darum ſchrie man jetzt, eine Hochſchule ohne Lehrfreiheit ſei ſchlimmer als keine, und als dieſe Argumentation nicht recht anſchlagen wollte, abortirte man mit der Motion, welche der Regierungsrath Bürgi vor den großen Rath brachte, den ſeine Partei als „Sturmbock" benutzte, weil ein Reſt von Ehrgefühl die Koryphäen abhielt, ſich durch Stellung derſelben zu brandmarken. Dieſe Motion trug in dürren Worten auf Aufhebung der Hochſchule an, weil ihre Leiſtungen den gehegten Erwartungen nicht entſprochen, und hatte die Naivität, die Stadt fragen zu wollen, ob ſie im Falle der Aufhebung den jährlichen Beitrag von 20,000 Franken auch ferner noch zu leiſten geſonnen ſei. Zur Begründung ſeiner Motion führte der ſtaatskluge und ſehr ſchalkhafte Herr Regierungsrath als captatio benevolentiae an, daß er zwar von der Sache nichts verſtehe, aber ſeine unmaßgebliche Meinung dahin gehe, daß die Hochſchule wenn nicht gar nichts, doch im Verhältniß zu dem, was ſie koſte, viel zu wenig leiſte. Man habe bei ihrer Gründung gemeint, ſie werde zur ſchweizeriſchen Nationalhochſchule avanciren, deutſche Studenten würden in Schaaren heranziehen — dieſe Hoffnungen ſeien aber alle in's Waſſer gefallen, da Baſel die ſeinige behalten, Bern eine errichtet, und die deutſchen Regierungen ſo unhöflich geweſen, die Züricher Univerſität zu proſcribiren. Er hatte die Vorſicht gebraucht, ſeine Rede aufzuſchreiben und abzuleſen, wahrſcheinlich um vom heiligen Feuer der Begeiſterung nicht zu weit fortgeriſſen zu werden, und als er geendet, ſetzte der Vandale ſich nieder. Andere Redner, denen wir die Schande erſparen wollen, ihre Namen hier gedruckt zu leſen, ſtimmten in den Pöbelruf ein, indem ſie gerade durch ihre Argumentation bewieſen, daß eine Univerſität, an der wenigſtens die Logik gelehrt wird, ein wahres Bedürfniß für den Kanton Zürich ſei. Der Koſtenpunkt war das Steckenpferd, auf welchem dieſe Herren herumritten, welche gewohnt ſind, die höchſten wie die niederſten Intereſſen des menſchlichen Lebens auf den armſeligen Leiſten ihrer eigenen Bornirtheit zu ſchlagen und die doppelte Buchhaltung als den Kulminationspunkt aller Weisheit anzuſehen. Freilich läßt ſich das Soll und Haben einer wiſſenſchaftlichen Anſtalt nicht in Züricher Gulden und Schillingen berechnen, ihre Reſultate laſſen ſich nicht gleich in Waarenballen packen und in Magazinen aufſpeichern, aber wer das Facit

zu ziehen weiß, freut ſich des namhaften Ueberſchuſſes, welcher der Humanität aus den Gedankenfabriken zu Gute kommt. Unter denjenigen, welche am 19. März die Sache der Wiſſenſchaft vertheidigten, übernahm es vorzüglich Herr Eduard Sulzer, die ökonomiſche Seite zu würdigen und es koſtete ihm wenig Mühe, in den Angaben, auf welche ſich der Herr Regierungsrath Bürgi ſehr viel einzubilden ſchien, einige allerliebſte Rechnungsfehlerchen nachzuweiſen. Wenn er äußerte, daß ihn, falls er einen ſolchen Antrag geſtellt, Schamröthe übergoſſen haben würde, wenn der Regierungsrath Hirzel in gerechter Indignation gegen ſolchen Vandalismus aufflammte, und denjenigen, der ſich damit gebrandmarkt, indirekt einen Barbaren, Unmenſchen, Kannibalen nannte, ſo übten ſie nur ein gerechtes Strafamt aus, und ſelbſt die Seite, von der jener Antrag ausgegangen war, mochte fühlen, daß ſie einen ſchuldigen Rücken zerfleiſchten. Die Herren: Profeſſor Dr. Bluntſchli, Oberrichter Ulrich, Bürgermeiſter Hirzel, Profeſſor Schweizer, Bürgermeiſter Heß, Altbürgermeiſter von Muralt, Erziehungsrath Meyer, Regierungsrath Dr. Hegetſchweiler, Obergerichtspräſident Fiesler, Stadtrathsvizepräſident Syſi-Schinz beleuchteten die Frage von allen Seiten, indem ſie dieſelbe von dem Geſichtspunkte der Wiſſenſchaft, des Rechtes, der Freiheit, der Politik prüften, die Sophismen der Gegner unbarmherzig aufdeckten, und ſie ſo in die Enge trieben, daß ſie am Ende, den gelehrten Herrn Motionſteller an der Spitze, erklärten, ſie ſeien weit entfernt, eine Aufhebung zu beabſichtigen, und wünſchten nur, daß eine Commiſſion niedergeſetzt werde, um die Verhältniſſe der Hochſchule zu prüfen, allfällige Modifikationen, und nur, wenn die Anſtalt unverbeſſerlich ſei, ihre Aufhebung vorzuſchlagen. Dies konnte den Freunden der Univerſität nur erwünſcht ſein, da es ſich allein auf dieſe Weiſe hoffen ließ, den wiederholten Angriffen auf dieſelbe, welche nothwendig nachtheilig auf ihr Gedeihen wirken mußten, endlich ein Ziel zu ſetzen; und obwohl einige unter ihnen wünſchten, daß dieſe Commiſſion in Folge einer andern Motion ernannt würde, und darum gegen ihre Erheblichkeit ſtimmten, ſo wurde dieſe doch mit Mehrheit beſchloſſen, und eine aus 9 Mitgliedern beſtehende Commiſſion gewählt, welche dem großen Rathe bis zur nächſten Sommerſitzung Bericht über die Hochſchule abſtatten ſollte*). Auch erklärte der große Rath am letzten Tage die Motion über das Volksſchulweſen für erheblich und ernannte eine Commiſſion von 11 Mitgliedern zu ihrer Begutachtung.

F. E. Pipitz.

*) Bekanntlich iſt ſeitdem das Beſtehen derſelben außer Zweifel geſtellt worden.

Hanseatische Briefe.

1.

Wer die fragmentarische Hansa unserer Zeit, Lübeck, Hamburg und Bremen mit allen Tendenzen und Combinationen, zuvörderst das republikanische Centrum und den Nerv des öffentlichen Lebens beachtet, wer dann den Blick über das ganze aus der Vogelperspective schweifen und solche Totalauffassung mit Deutschland und deutscher Strebekraft rücksympathisiren läßt; der sei im hanseatischen Dreiblatt des bittersten Tadels gewärtig. So war es immer, so wird es lange sein. Als Beurmann die gellende Tuba blies, zeterte Bremens ehrliebende Bürgerschaft ein lautes „Kreuzige" und „den Verrath am Vaterlande," seufzte Lübeck über gemißbrauchte Gastfreundschaft; — als Hamburg vor Kurzem sein Spiegelbild sah, bewies es durch befangene Anschauung der eigenen Dimensionen, daß es, obwohl weniger als die alterthümlichen Schwestern, doch zur Kategorie jener Hansa gehöre, die, aus zäher Materie die zähe Liebe zur Herkömmlichkeit entwickelnd, dem progressiven Princip der Zeit hartnäckigen Widerstand leistet und jeden Beobachter ihres Thuns und Treibens polternd zurückstößt. Das schäbigste Philisterium der Reichsstadt hat Bremen, wie Lübeck durch die französische Epoche zur renovirten Freiheit herübergezerrt; Hamburg emancipirt sich, weniger vom klaren Selbstbewußtsein durchdrungen, als mit kaustischer Beitze von Außen. Ihm fehlt harmonische Ineinsbildung, organisches Ineinanderfassen der Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, um, durch äußere Umstände in seinen Zuständen begünstigt, doch kein Wechselbalg des leidigen Zufalls, sich mit vollem Wissen zum Hochpunkte der Zeit zu geleiten, um, was die Aeußerlichkeit fördert, nicht wieder durch Stabilität der Innerlichkeit zu bewältigen, den Gährungsproceß des Fortschrittes jedes Mal unterdrückend, nicht wieder zur geistlosen Masse, dem Urstoff der Hansa, zusammenzusinken. Materialismus ist das hanseatische Lebenselement; aus ihm brodelt der momentane Scheinpatriotismus, ächt hanseatisch, doch selten deutsch, aufgerührt durch jede Schrift, worin die Ammenmilch des Vorurtheils nicht materiell als Fleisch und Blut incarnirt, das hanseatische Maaß nicht zum Weltmaaß gemacht wird.

Land und Meer im Mittelalter durch merkantilisches Faustrecht beherrschend, vom Wogendrang der Cultur umbrandet, stürzte ein zuckender Hüne, der hanseatische Städtebund. Ohne organische Einheit, durch materiellen Vortheil der einzelnen Glieder nur locker geknüpft, durch Handelsegoismus und Jalousie die eigne Kraft zerspaltend, war die Hansa, als Materie, von der Zeit, als dem Geiste, bewältigt. Die

Digitized by Google

Städte ſuchten den Herrendienſt und das Wappen der Fürſten; Lübeck aber, Hamburg und Bremen ſchwuren auf den Trümmern der Feudalmacht zum neuen Bunde, und haben ihn ehrlich, männlich gehalten. Als Europa dem Sturm aus Weſten erlag, beugten auch ſie ſich; als Deutſchlands neue Aera begann, erhoben ſie das dreifache Schild mit dem Adler, den Thürmen, dem Schlüſſel und heißen ſeitdem die freien Städte im zerſplitterten Vaterland. Aber kein noch ſo keck aufſpringender Zeitpunkt wird dieſer ſtabilen Freiheit zeitgemäße Organiſationsbeſtrebung entlocken, wenn ihre Tendenz, wie heutzutage in Lübeck und Bremen, überſättigt vom unverbauten Stoff des Feudalismus, zuſammengerafft auf den Trümmern der alten Hanſa, in „Receſſen" leblos verfeſtet und vom Wiener Congreß anerkannt, ohne Fortentwickelung zu jenem Jahrhundert reagirt, worin derbe Geſammtmaſſen, ſtetige Corporationen und vielgliedrige Kaſten, nie aber in ſelbſtbewußter Freiheit erſtarkte Individuen zum Ausbruch gekommen. Unſere Zeit, in den Windungen der Revolution um das Princip der ſich fühlenden Individualität bereichert, muß nach modernem Begriff die Freiheit der Hanſa bezweifeln, theils da der weſenhafte Kern ihrer Geſammtheit, die äußere Macht der mittelalterlichen Hanſa, zum 19ten Jahrhundert in keiner Beziehung übergegangen, vielmehr vom Culturgang durchbrochen, theils da der neuentwickelte Freiheitsbegriff einer unabhängigen Individualität in ihr durch traditionelle Formeln des Mittelalters in Ketten gelegt iſt; beſonders aber: weil die Hanſeſtädte ſich zum ſtarren Materialismus, zum individuellen Kaufmanns- nicht zum individuellen Freiheitsprinzip bekennend, von der Linie unſerer Gegenwart, von organiſirter Freiheit auf falſche Bahnen der mechaniſirten Freiheit geſchleudert werden müſſen. Und wahrlich, ſo iſt es; vorzüglich in Bremen und Lübeck. Der Staat, dem Handel geopfert, ſucht auf Stelzen ein vages Juſtemilieu und verliert auch dieſes vom Kaufmannsprinzip an die Sümpfe des Egoismus geleitet. In nothgedrungener Paſſivität, für Deutſchland von negativer, nur materieller Bedeutung, vom Auslande als Staat ignorirt, als reſpectables Handelshaus geachtet, conſerviren ſich die Hanſeſtädte eine von merkantiliſcher Schmiegſamkeit und materiellem Egoismus ſo tief durchdrungene Freiheit, daß ohne dieß Lebenselement der ganze Staatskörper zur Mumie einſchrumpft. Lübeck iſt alt, blutarm und voller Runzeln, das phlegmatiſche Bremen hat Embonpoint, Hamburg, wo es eben dem Handel gilt, Ausdauer und Muskelkraft. Weiß der Handel, ein allgegenwärtiges Fluidum, die Poren des Weltindividuums gleichmäßig zu durchdringen, ſo wird er, Impuls zu grotesker, ausdauernder Strebekraft, wunderbar wirken, als verſtockte Maſſe dagegen in iſolirten Städten verfeſtet, durch Spießbürgerthum und Geldſtolz ſcheinbar vergehn; ... ſein hohes Cultur-

princip, im Krämeregoismus verschlammt, bricht erst im dritten und vierten Gliede als strahlendes Sonnengold durch alle Reactionen der kleinen menschlichen Natur. Fast ohne Consumtion und Production, Creaturen des Handels, empfangen die Hansestädte, materielles Behagen abgerechnet, eben durch ihn mehr Schatten als Licht, mehr Atonie als Elasticität; die Triebfeder des Mechanismus stellt sich als Speculation mit den Interessen eines nur durch Kaufleute existirenden Corpus heraus. Dem Kaufmann, da er rein menschliche Bestrebung im Handel und Gewinn auflösen muß, sind die Hansestädte Zion, dem Gelehrten, falls ihn brodwissenschaftliches Handwerk nicht sättigt, dem Literaten ein Golgatha, wo er, um nur zu leben, in sich zurückleben, im engherzigen Bremen, im zünftigen Lübeck noch Krämern nachstehn, im speculativen Hamburg ohne Einfluß auf die Interessen der Menge vereinsamt umherirren muß. Solche Duodezrepubliken, basirt auf wandelbares Kaufmannsprincip, bald durch äußere Zufälligkeit poussirt, bald in sich stagnirend, kranken an innerer Hohlheit, an äußerer Abhängigkeit und schlagen den Gährungsproceß der Zeit jedes Mal nieder. Bremen gestattet dem Ausland, wozu hier auch Deutschland gehört, möglichst wenigen Einfluß, erstarrt aber deshalb aus geistiger Impotenz in nebelhafter Mystik, im kaltsinnigen Phlegma; ... das freie Bremen ist der Punkt, wo Deutschland im Handelsegoismus gänzlich zersetzt wird, wo man für deutsche Interessen, falls sich kein Handelsgeschäft in Taback und Colonialwaaren, kein Auswanderungstransport extrahiren läßt, harthörig scheint, wo altbremisches Herkommen deutsche Strebelust hoch überwuchert. Hamburg, auf dem Cothurn seines Welthandels stolz einherschreitend, leidet demungeachtet am Einfluß einer häßlichen Anglomanie und dankt es wohl nur der grotesken Masse, so heterogenen Prinzipien, wie hier sich, wenn nicht concentriren, durchschneiden, daß Kleinbürgerthum vom Forum zur Innerlichkeit, in's sociale Schneckenhaus zurückweicht, daß cosmopolitischer Firniß, den Krämergeist, der sich fort und fort reproducirt, übertüncht hält. Lübeck zehrt nicht wie Bremen am eignen Dachsfett, denn es ist mager geworden. Gewaltsam rüttelt die Zeit an den morschen Pilastern der entthronten Königin, aller Größe baar verblutet dort langsam in convulsivischen Zuckungen ein stolzer Reichsadler unter dem Aar aus Nordland. Aengstlich sieht diese Stadt, wie einst ihr Welthandelsmonopol, jetzt auch die Handelsmacht an der Ostsee verschwinden, sieht Kiel, Wismar, Stettin jugendkräftig, strebelustig emporblühn und hofft, statt selbsthandelnd dem mittelalterlichen Zunftrigorismus das Schlangenhaupt zu zertreten, statt die inneren Hemmketten des Handels zu sprengen, auf — Rußland. Was wäret ihr, freie Lübecker, ohne die Alexandra, den Rasiednik, ohne russisches Gold und den gnädigen Selbstherrscher aller Reußen? Was

möchtet ihr thun, wenn nicht das Schwanken des zitternden Handels und däniſche Jalouſie den lethargiſchen Schlummer verſcheuchte? — So wandelt jede Stadt den beſonderen Weg; Bremen ein phlegmatiſcher Mynher, Hamburg im Surtout à l'Anglaise, Lübeck am ruſſiſchen Krückſtock; — ſich mit herrlichen Inſtitutionen, mit Freiheit ſchminkend, brechen überall die Symptome eines Materialismus hervor, der, niemals wie z. B. in Wien gemüthliches Genußleben, von egoiſtiſchen Krämerzwecken umrankt wird. Das Handeln gilt in der Hanſa nur dem Gewinn; die Geſammtheit zeigt ſich als Conglomerat materieller Subſtanzen ohne Bindemittel des Geiſtes.

Ein „hochedler, hochweiſer Rath," die geſetzgebende und vollziehende Macht in einem Körper, wählt ſich in Lübeck und Hamburg durch ſich ſelbſt, ohne Zuthun der freien Bürger, denen Bremen wenn keinen reellen doch formellen Antheil am Wahlact geſtattet. Ich bitte Sie, in dieſer monarchiſchen Doppelmacht nach republikaniſcher Bürgerfreiheit zu ſuchen. Dem Rath gegenüber ſteht die „ehrliebende" oder „erbgeſeſſene" Bürgerſchaft, in Hamburg durch drei an allgemein kirchliches, kein Zunftverhältniß geknüpfte Collegien, beſonders vom erſten der „Oberalten" auf energiſche Weiſe repräſentirt, in Bremen durch den Bürgerconvent und den ſtändigen Ausſchuß deſſelben „das Collegium der Aeltermänner" immer noch beſſer als in Lübeck von eilf Collegien: einer Kaufleute- und Krämercompagnie, Schonen- Nowogorods- Bergen- Riga- Stockholmfahrern, der Schiffergeſellſchaft, Brauerzunft und ſechsundſiebenzig Aemtern vertreten. Dem Gelehrten, weil er die Individualität keinem Zunftzwang geopfert, iſt jeder Antheil an Verwaltungsintereſſen genommen. — Der Kaufmann, der Krämer, der Bürſtenbinder tritt durch die Gilde mit dem Gemeinweſen in formelle Communication, den zünftigen Bürgern werden bürgerliche Ehrenämter anvertraut, der Gelehrte, ihm gebührt Odedienz, wenn der hochedle Rath mit demnach und alldieweil decretirt. Es gehört zur Charakteriſtik der Freiheit, daß ſie gerade den Bürger, der das Gemeinweſen zur Gegenwart durchführen könnte, ganz ignorirt, Schuſtern und Schneidern, welche im niedrigen Sehkreis auf mittelalterliche Zunftformeln trotzen, unglaubliche Vorrechte ſichert und ſomit nur morſche Innungen, keine ſich freiſtreckende Individualität anerkennt. Nach der franzöſiſchen Kataſtrophe, als die Völker im Schlachtendonner mannbar geworden, begann Lübeck verſprochnerweiſe die Reviſion ſeiner verbrauchten Verfaſſung; in fünfundzwanzig Jahren iſt alles eingeſchlummert, nicht durch die welthiſtoriſchen Julitage geweckt worden!! — Durch nichts gewitzigt, iſt man zum Feudalismus der vorigen Jahrhunderte zurückgekehrt; oder wäre es etwa zeitgemäß und republi-

kaniſch, daß Bauern der Republik Unterthänigkeit ſchwören? Daß zwanzigtauſend Landleute jeder Repräſentation, wie Monarchien dieſelbe geſtatten, jeder Stimme im Staate entbehren? Daß ein hochedler Rath auf Dörfern noch „Rauchhühner," den Tribut der Leibeigenſchaft, fordert? Gewiß nicht. Wenn aber Lübeck, die Vaterſtadt des berüchtigten Johann Ballhorn, ſeine Verfaſſung ändern will, ſo möge es dieſelbe nicht verballhorniſiren, ſondern wahrhaft verbeſſern. In Bremen ſind die Würfel endlich geworfen. Die Bürgerſchaft, wähnt ſich emancipirt, glaubt ihren bremiſchen Republikanismus verbrieft und verſiegelt, als wäre das Staatsgewand, deſſen Moderniſirung da und dort verſucht iſt, ein neues geworden, als hätte ſich ſchon der Senat ſeines ultraariſtokratiſchen Princips wirklich entäußert und kümmert ſich ſo wenig um Gemeinweſen, daß noch vor wenigen Jahren durch beſondere Verfügung das Erſcheinen von mindeſten funfzig Bürgern auf dem Convente ſicher geſtellt werden mußte! Der Rath bedarf ſelten der Bürgerſchaft, die Bürgerſchaft ſelten des Rathes; — „Tafel und Buch" wie „neue Eintracht" mittelalterliche, den Bremern durch Gewalt abgepreßte Verträge, gelten noch jetzt als Grundpfeiler eines Freiſtaats und entheben Rath und Volk der lebendigen Wechſelberührung. Hamburg hat Rath und Bürgerſchaft, Spannkraft und Gegengewicht, mit ziemlichem Glücke verbunden.

Ein Conglomerat von Juriſten und Großhändlern, verzweigt der Senat ſeine Mitglieder durch alle Adminiſtrationen und Gerichtsſtuben, wo zuweilen chaotiſcher Wirrwarr herrſcht; in Lübeck z. B. exiſtirt eine „Wette" die Medicinalbehörde par excellence, welche den Brodpreis beſtimmt. — Viel Volk lebt in den modrigen „Kellern" der freien Hanſeſtädte, nennt ſeine Väter die „Herren" und müht ſich, im Serviliſmus das republikaniſche Selbſtgefühl verſchlammend, um nichts als das tägliche Brod; reiner Freiheitsbegriff, inſofern er in's Reale übergeführt werden kann, findet in ſolchen auf abſoluten Materialismus ohne den potenzirenden Alkohol begründeten Kleinſtaaten ſpärliche Nahrung; republikaniſche Individualitäten werden durch Herkommen und Aemter, durch die Coterie der Familie und bürgerliche Exiſtenz leicht gedämpft, das barocke Gebäu, deſſen Salons Patricier, deſſen Kellerſpelunken Plebejer bevölkern, bleibt unangetaſtet und hat die Stürme der franzöſiſchen Kataſtrophe, die Donner der Julirevolution überſtanden — vergeſſen.

Mit dreizackigen Steingiebeln blickt die Hanſa in's ſtrebende Deutſchland; Ruine der Vorzeit im altdeutſchen Bauſtyl zeigt ſie auf der zerbröckelten Zinne das Banner der feudaliſtiſchen Republik, wie ſie ſich hier noch immer mit den oberflächlichſten Renovationen herausſtellt. Jahrhunderte haben das Wappen verlöſcht, mit gewaltigem Sturm zog

die Zeit durch die knarrenden Hallen, zerfetzte die Fahnen, zerbrach die Pilaſter: das Monopol des hanſeatiſchen Handels. Donner auf Donner, Zeiten auf Zeiten wälzten ſich über die Trümmer des gigantiſchen Städtebundes, Säulen ſtürzten, Lübeck aber und Bremen ſtehn ſtarr und verſteinert auf dem Sokkel des Feudalismus. —

2.

Weil der Materie zuviel, des Geiſtes leider zu wenig iſt, producirt ſich im Körper der Hanſa, ſo zu ſagen, das Contagium der materiellen Unnatur, prädominirt als ungegohrene Subſtanz und liegt in Bremen vorzüglich zu Tage, wo man auf dem Stroh des Herkommens fault, als Hamburg durch kauſtiſche Kaufmannsſpeculation, Lübeck durch das läſtige Jucken ſeines Handels geweckt werden mußte. Das ſolide Bremen handelt mit Cigarren und Wallfiſchthran, mit Wein, Zucker und Caffee, es fühlt ſich materiell behaglich und hat's in der Taſche, nicht hinter den Ohren. Gutmüthigkeit im Allgemeinen, Starrſinn im Speciellen, wo Altbremen angefaßt wird, ſchleimiger Pietismus und eminente Grobheit, Geldſtolz und Wohlthätigkeitsſinn, Schläfrigkeit und Egoismus ſind echt bremiſche Ingredienzen; — lebenswarmer Patriotismus dagegen, der ſeine Fibern noch über das Weichbild der Stadt bis an's Herz des großen Vaterlandes herausſtreckt, bürgerlicher Gemeinſinn pulſet nirgends, theils da er nicht zur Kategorie des Bremiſchen Schlendrians gehört, theils da er, wie 1832, beſtraft wird, als ein Bürger, als Republikaner in der Republik redend, vom hochedlen Rathe gerichtlich verfolgt werden ſollte! Daß Bremer Patrioten einem Franzoſen, weil er am 18. October v. J. nicht illuminirt hatte, die Fenſter zerworfen, war ein echt bremiſcher Schwabenſtreich; — übrigens haben die exaltirten Bremer durchaus keinen Grund, für die wiedererlangte Freiheit ein Talglicht zu brennen.

Der Handel, ohne bremiſche Monotonie, ohne die Fallſucht Lübeck's die unmittelbare Wechſelverbindung mit Deutſchland, welches auch hier ſeine höhern Intereſſen abſetzen möchte, das wirre Chaos, woraus da und dort eine ſpiritualiſtiſche Tendenz emporſchießt, haben Hamburgs Culturzuſtände gezeitigt, entrücken ſie aber nur ſelten dem ſtarren Materialismus der Hanſa, ſo lange ſich unter cosmopolitiſchem Ueberwurf das Contagium der Hanſa: der materielle Egoismus, der bruske Geldſtolz, die Kleinbürgergeſinnung entwickelt, ſo lange die reinhamburgiſche Natur im Handel einzig und allein vom egoiſtiſchen Gewinn, in Literatur wie Kunſt vom halbmateriellen kitzelnden Genuß, nicht vom reingeiſtigen Princip electriſirt wird. Wo mit Intreſſen bezahlt wird, zeigt

man Intereſſe, man ſondirt das materille Fundament zu finden, man rechnet, den Calcul durch materielles Facit zu ſchließen. Der Welthandel in ſeiner vergeiſtigten Beziehung zur Welt und zu Deutſchland beſonders, die Tendenz der Literatur und Kunſt, ſo fremdartigen Faſern reichen nie bis in's echthamburgiſche Herz hinab; von der Aeußerlichkeit aber, alſo einer zufälligen Beimiſchung durchweg abſtrahirend, Hamburg aus cosmopolitiſchen Gewändern ſchälend und die Innerlichkeit ſuchend, fand ich als Endreſultat meiner anatomiſchen Analyſe, die ich hier nicht reconſtruiren darf: unſere Deutſche Weltſtadt ſei inwerlich nur hanſeatiſch. Die Verfaſſung iſt nicht ſo verwittert, als in den ſich gehenlaſſenden Schweſtern, doch niemals rein von ariſtokratiſcher Säure.

Bremen, um die Verſtockung des Mechanismus ſelbſt zu erkennen, iſt zu ſtörriſch und denkfaul; — Hamburg, mit der Toga der Weltſtadt auf den Schultern, imponirt durch gelungenen Faltenwurf und läßt das hanſeatiſche Contagium ſorglos von Stufe zu Stufe bis in's unterſte Volk herabſchleichen, wo es dem Pſychologen als maſſige Grobheit und Arroganz, wie nirgend in Deutſchland, in höhern Regionen als umſchleimter Materialismus, craſſe Ultra-Poſitivität begegnet. Wenn kein Original, ſo iſt Hamburg doch originell durch burleskes Farbengemiſch, Contraſte der Situationen und ſchillernden Farbenglanz, Lübeck aber, wo es vom ruſſiſchen Grau und feudaliſtiſchen Schwarz in's Colorit der deutſchen Gegenwart ſophiſtiſch überſpielt, — Hamburgs Copie. Seine todte ſteinerne Herrlichkeit, die ſchiefen wankelmüthigen Thürme, ſein ehrwürdiges Rathhaus, dieſes Gradmal der Hanſa, und ſelbſt die unzähligen Schönheitspflaſter der Gruben und Straßen ſind höchſt originell, die alten Patricier am Kirchenpfeiler ſind Originalgemälde, die modernen — keineswegs. Einige frequentiren „ſtille Stunden" um gottesfürchtig zu werden, andere ſtiften Mäßigkeits- und Bibelvereine, wollen die Heiden bekehren, andere rabotiren in Theegeſellſchaften über Aſſekuranzprämien, Häringe und lübeckſche Civiliſation; — zur Republik freilich, wo man im gothiſchen Dunkel unter Wappenſchilden der Vorzeit das Jahrhundert vergißt, ſpielt dieſe zwitterhafte, myſtiſche Theecultur nur in den nebelhaften, verſchwimmenden Farben des Nepotismus, in den abgekarteten Combinationen der Familie über.

Und jetzt führe ich Sie in die Katakomben der Hanſa, in den Bleikeller Bremens, wo unter all den verſchrumpften Zuſtänden zuerſt das Coterieweſen, der vergelbte Nepotismus geſehn wird.

Solches Fraubaſenthum, wenn gleich mehr oder minder die verzeihliche Erbſünde aller Republiken, iſt in der Hanſa die überwüchſige Schmarozerpflanze am Staate, der arthritiſche Auswuchs des egoiſtiſchen Materialismus, dem Corpus alle Gelenkigkeit raubend. Je unmerkli-

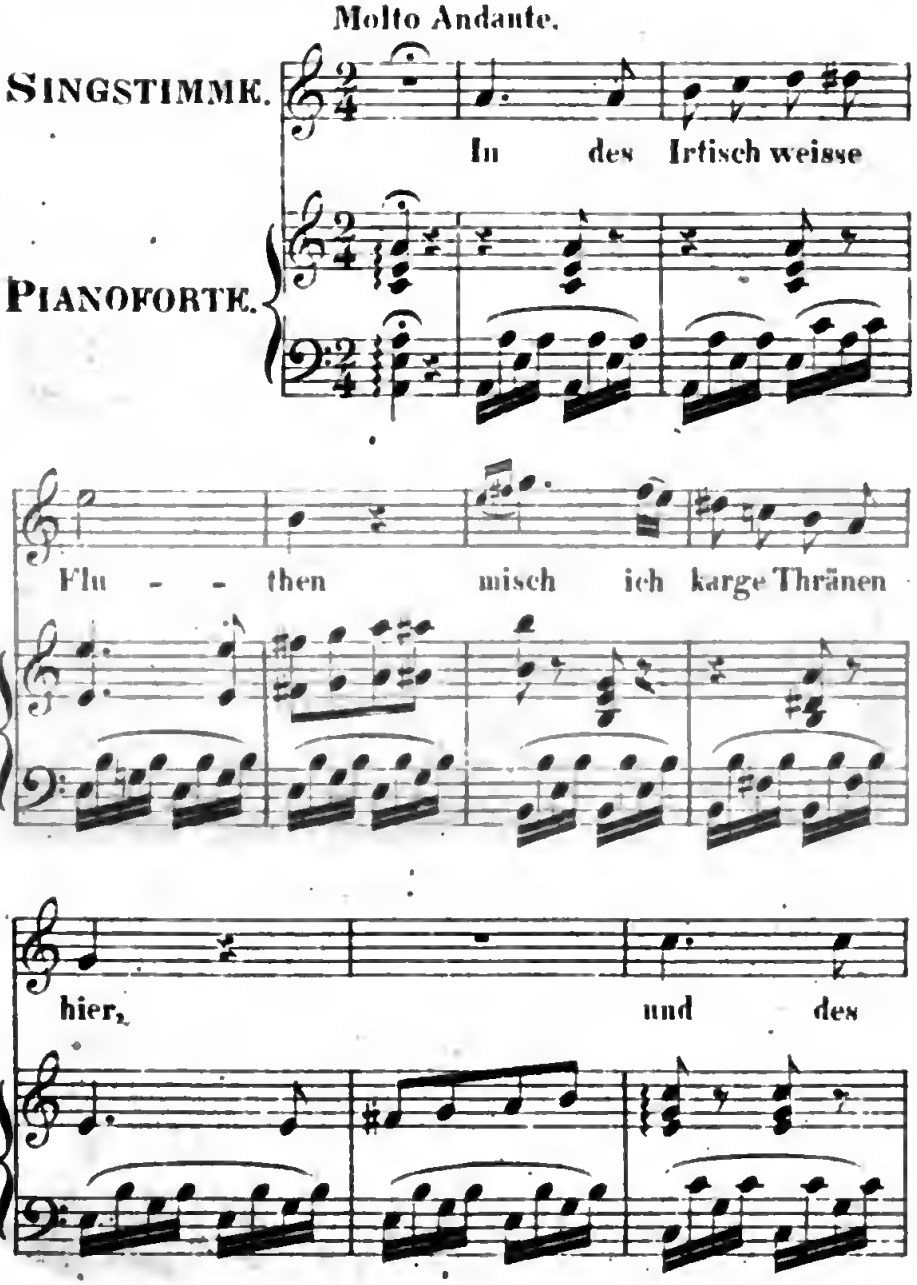
cher die aqua tofana die Geſammtheit durchdringt, deſto ſicherer führt ſie zum Tode, der, je ſchleichender er naht, deſto dauernder feſthält. „Gute" und „angeſehene" Familien haſchen polypenartig nach dem Staatskörper, der mit ſämmtlichen Magnificis recht eigentlich aus ihnen hervorgeht, bilden, abgeſehen von allen Zünften und Corporationen, die das Herkommen heiligt, Staaten im Kleinſtaate, formiren die Reaction, ſpinnen die feinſten Intriguen am Theetiſch und führen unvermerkt zur Öffentlichkeit über, was öffentlich niemals ihr Werk genannt werden kann noch darf. Jene alten ſeit Jahrhunderten Stadt und Staat umrankenden Geſchlechter ſind in Hamburg erloſchen, in Lübeck finden Sie wenige, in Bremen die meiſten. Ob auch die Hanſa weder Adelspatente noch Ordenszeichen, weder Staats- noch Hofräthe ſondern als non plus ultra den „hochweiſen, hochedlen Rath" und das ſchlichte Bürgerthum anerkennt, ob auch das Volk im falſch verſtandenen Republikanismus einerſeits den Adel beſpöttelt, ſo bückt es ſich andererſeits um ſo knechtiſcher vor „Herren," vor Magnifizenzen, Weisheiten, Patriciern und Geldoligarchen, die, gleichen Rang vindizirend, mehr durch Geld als jene durch beſtäubten Ahnenglanz und göttliche, zum Titel herabgewürdigte Weisheit bezwecken. Alles läuft zum Hauptnerv, zum Materialismus mit der durchnebelten, krämeriſchen Ichſucht zurück. Das höchſte der Republik: der kräftig in und für einander wirkende Gemeinſinn, das progreſſive Princip der ſelbſtbewußten Freiheit, die unmittelbare Wechſelbeziehung der freien organiſchen Individualität zum freien Geſammtorganismus und umgekehrt, dies iſt, weil einſeitiger Privatzweck, gieriger Egoismus am Individuellen wie am Ganzen ſchlingt, zur Hyperbel geworden; heterogene Kräfte faſſen ſich nie, es möchte denn äußerliche Nöthigung jedes Ich und ſo unbewußt das Ganze aufſtacheln, im Centrum des Gemeinwohls, dem Glanzpunkte einer republikaniſchen Verfaſſung, zuſammen, wahrhafte Republikaner, Gegner des ſchlammigen Coterieweſens, Enthuſiaſten für's Ganze, bleiben vereinſamt, zerſplittern die Kraft und verſinken im Strudel des Alltags. Je höher Familien wuchern, deſto kraft- und ſaftloſer das Ganze, deſto abſtracter die zeitgemäße Umgeſtaltung der Hanſa, die Freigebung der Individualität, die Ausrottung des Egoismus; denn beide, ob ſie auch ſcheinbar in einander überlaufen, ſtehen ſich feindlich entgegen: die erſte entſpringt im geiſtigen Selbſtbewußtſein, der andere ſchlägt von materiellen Außenzwecken auf's Ich zurück und mordet das geiſtige Individuum: die Freiheit. Die Clique der Familie, im hergebrachten Schlendrian eingeniſtet, brütet nur im Schlendrian, renovirt wo möglich das Flickwerk und überwacht, aller Orten ſelbſt im Volk, die Intereſſen, Intentionen des willenloſen Haufens, der ſein höchſtes, ſeine materielle

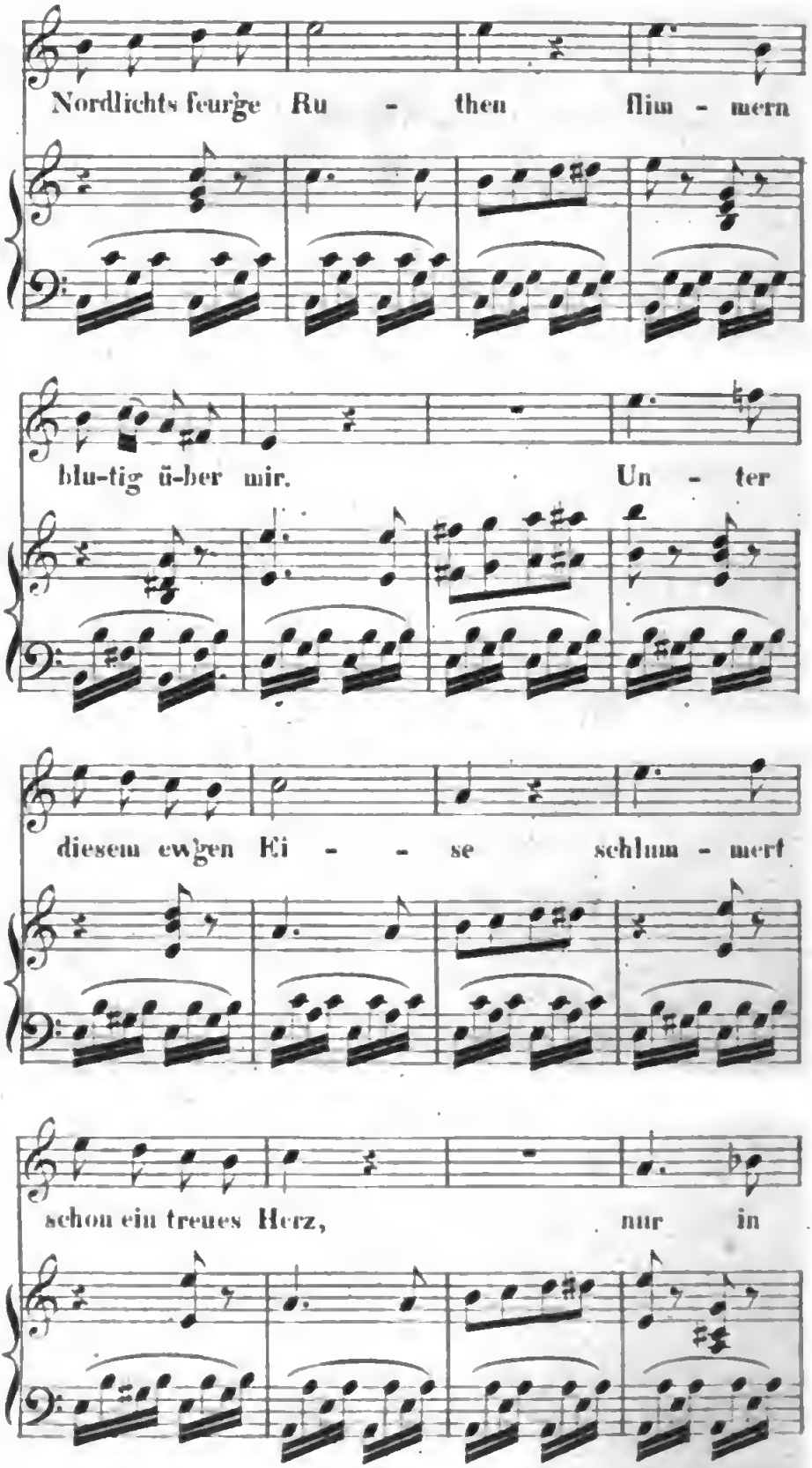
Exiſtenz im hermetiſch geſchloſſenen Freiſtaat, in ihr bevormundet ſieht. Mit Beſchränkung darf ich die ſog. guten Familien als Prätorianer der Hanſa bezeichnen; — ſophiſtiſch zu den Intereſſen des Geſammtkörpers überſpielend, verweben ſie ſich nie mit demſelben, umadern die Geſundheit, kräftigen, wo der Egoismus nicht leidet, umſpannen im Nothfall als Netz und ſiegen, vor der Oeffentlichkeit ſtets auf der Flucht, wie das Volk der Parther im Fliehen. Im Theedampf wird das Miasma des Coterieweſens liegen, dort wenigſtens geht der erſte Entwickelungsprozeß vor ſich und ſchlägt zum Nepotismus herüber, den ich jetzt zu verfolgen gedenke.

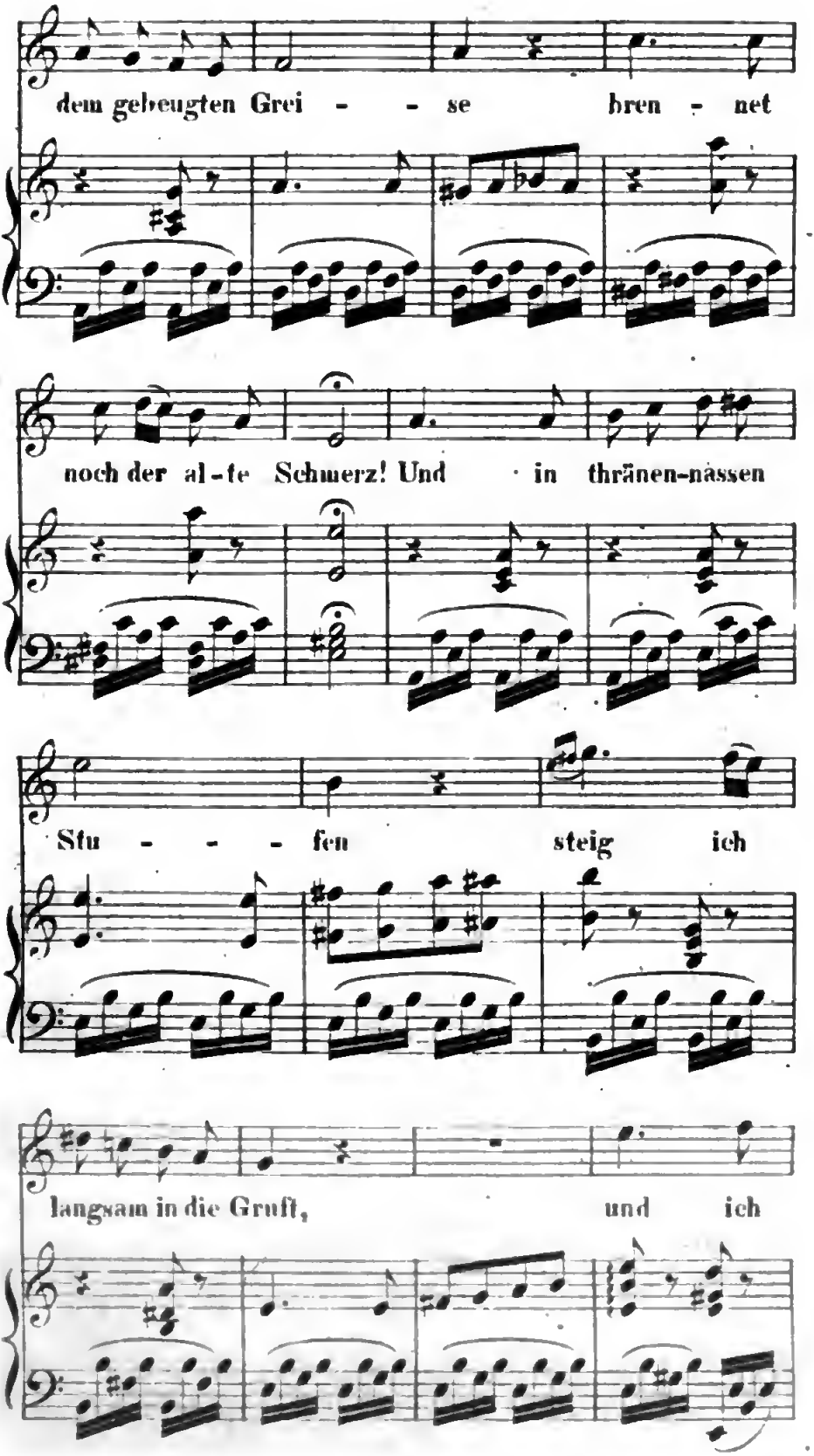
(Die Fortſetzung folgt.)

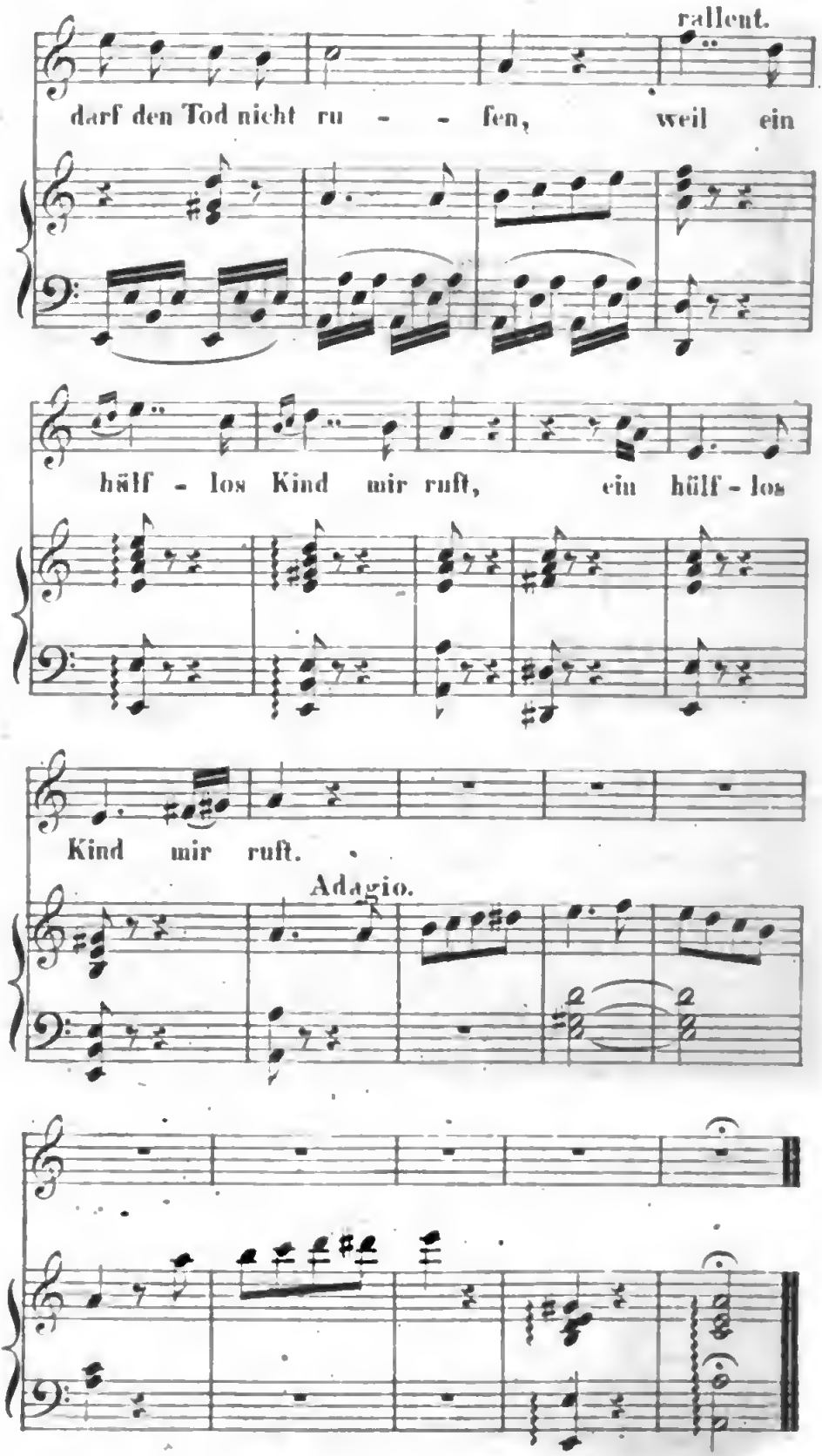
Alexand. Soltwedel.

LIED
VON
E.T.A.HOFFMANN.




Nordlichts feur'ge Ru - then flim - mern
blu-tig ü-ber mir. Un - ter
diesem ew'gen Ei - - se schlum - mert
schon ein treues Herz, nur in


dem gebeugten Grei - - se bren - net
noch der al-te Schmerz! Und in thränen-nassen
Stu - - - fen steig ich
langsam in die Gruft, und ich



Digitized by Google

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Viertes Heft.

Der

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Viertes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Inhaltsverzeichniss.

I. Briefe Wilhelm Waiblingers aus Italien in die Heimath. . . . . S. 1

II. Die schwäbische Brüdergemeinde. Von H. M..z. . . . . = 36

III. Englische und deutsche Zuchthauseinrichtung. Von Dr. Kruse. . . = 62

IV. Ludwig Tieck und die deutsche Romantik. Von Rudolf Kausler. Zweiter Artikel. . . . . = 74

V. Leben, Liebe und Leiden Torquato Tasso's. Mit Bezug auf die handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti. Von Fr. Förster. . . . . = 106

VI. Julius der Dritte. Vorgeschichtliche Novelle. Aus dem ersten Theil bis 1850. Aus dem zweiten Theil nach 1850. Von M. Eternicht. . . . . = 134

VII. Weihnachtssegen. Novelle von August Kahlert. . . . . = 157

VIII. Hegel und die christliche Freiheit. Von F. A. Märcker. . . . . = 192

IX. Literaturblätter.

Die Ruſſen in Deutſchland. Von H. Koenig. = 210
Literariſche Notizen. . . . . = 237

X. Correſpondenzblätter.

** Aus Stuttgardt. Zum Denkmal Schillers ein Nachtrag. . . . . = 240
Hanſeatiſche Briefe Nr. 3. Von Alex. Soltwedel. . . . . = 250
(Aus Ungarn.) Eugen von Beöthy und der Biſchof von Großwardein. . . . . = 261

I.

Briefe von Wilhelm Waiblinger *).

Aus Italien in die Heimath.

1.

Rom, den 2. Juli 1827.

Liebſter Vater! Ich antworte Dir auf Deinen durch G. erhaltenen Brief, und denke es werde Dir, der Mutter

---

*) Das Andenken des genialen Waiblinger wird durch die Geſammtausgabe ſeiner Schriften, welche endlich, einem längſtgehegten Wunſch gemäß, in Stuttgart vorbereitet wird, ſeine würdigſte Erneuerung finden. Man wird auch ſeine Briefe, von denen wir hier eine kleine Auswahl vorläufig mittheilen wollen, nicht ohne Intereſſe leſen. Er ſchrieb ſie an ſeine Eltern aus Italien, wohin ihn ein dunkler Drang nach Leben und Poeſie getrieben hatte, nachdem er von mancherlei Ueberdruß und tragiſcher Unluſt geſpornt, ſich gewiſſermaßen eine freiwillige Verbannung von der Heimath auferlegt. Von den früheren Verworrenheiten ſeines poetiſchen Genius, die er beſonders im „Phaeton“ und in den „Drei Tagen in der Unterwelt“ wie in manchen kleinern lyriſchen Poeſieen ausgeſtrömt hatte, begann auch der ſo gewaltig ringende Waiblinger in Italien auf das Herrlichſte zu geneſen. Eifrig war er hier bemüht, ſich eine regelmäßig geordnete und geſicherte Exiſtenz zu gewinnen und die Aeußerlichkeiten des Daſeins mit dem innern Streben und Schaffen in einen harmoniſchen Einklang zu bringen. Wie er in dieſen Briefen

und meinen Geſchwiſtern nicht unangenehm ſein, Nachrichten von mir zu erfahren. Denn, wie ich höre, bewegen ſich die verſchiedenſten Gerüchte über mein abentheuerliches, von ſo vielen Schickſalen beunruhigtes Leben im Vaterlande, und die meiſten darunter ſind ſo verläumderiſch und unſinnig, daß ſie wohl ein zärtliches und für mein Beſtes ſo warm beſorgtes Herz, wie das Deine, in Gefahr bringen können, an meinem Fortkommen zu verzweifeln. Ich habe auch wirklich 6 Monate hindurch ſo wunderbare, zum Theil ſchreckliche, einem andern tödtliche Erfahrungen gemacht, daß es wohl zu verzeihen wäre. Ich bin dreimal wie durch eine übernatürliche Fügung des Himmels da, wo Jeder vielleicht von minder feſter Denkungsart verzagt wäre, am Rand des Unglücks gerettet worden. Die niedrigſten Menſchen waren be-

---

an ſeine alten Eltern darüber ſchreibt, läßt einen Blick in ſein edles und liebenswürdiges Gemüth thun, welches letztere gerade bei ſeinem Lebzeiten nicht immer, wie er es verdiente, erkannt war. Wenn in dieſen Mittheilungen, die aus ſo kindlicher und reiner Hingebung herfließen, zuweilen das pecuniäre Intereſſe bei geiſtigen Beſtrebungen allzu ſehr an die Spitze geſtellt ſcheint, ſo muß man bedenken, wie hier wohl auch die Abſicht zum Grunde lag, beſchränkt bürgerliche, obwohl im Gang der Welt auf ihr gutes Recht ſich ſtützende Anforderungen zu beruhigen! Der neue Aufſchwung, den Waiblinger's Leben und Dichten in Italien nahm, war ihm leider nur ſo kurze Zeit gegönnt! Die meiſterhaften Schilderungen italieniſchen Lebens und Volkscharakters, die er in den beiden Jahrgängen ſeines Taſchenbuchs begonnen, werden ihn aber als unvergängliche Zeugniſſe ſeines großen Talents überleben. Für die Geſammtausgabe ſeiner Schriften hätten wir den Wunſch, daß man auch die früheren excentriſchen Producte ſeiner Jugend, wie unreif und verletzend ſie immer ſein mögen, doch nicht von der Sammlung ausſchließe, weil ſie charakteriſtiſch für Waiblinger's Entwicklung wie für modernes Schaffen und Streben überhaupt ſind.

D. Red.

ſchäftigt meine Lage zu untergraben, und mir den Untergang langſam zu bereiten, und Verläumdungen, die jenſeits der Alpen im Gange ſind, thaten ihr Möglichſtes, mir alle Hülfsquellen abzuſchneiden. Die Deutſchen, die ſich hier herumtreiben, ſind der Auswurf unſers Vaterlandes, betrügeriſch und gefährlich, zwar nicht wie die Römer mit dem Dolch, aber mit giftigen Intriguen und Ränken, denen noch ſchwerer auszuweichen iſt als jenen. Darum iſt mir die wüthendſte Bande von römiſchen Sackträgern lieber, als meine Landsleute, und ich ſondere mich nach und nach von ihnen ab, daß mirs bange iſt, wenn ich nur deutſch reden höre. Mit G. allein verkehr' ich, und ein einziger Umgang iſt ein mir ziemlich theuer gewordener gutmüthiger Menſch, ein Maler, mit dem ich ausſchließlich näher zuſammentrete und mit dem ich ſogar zuſammen wohne. Auf dieſe Weiſe gewinne ich auch im Italieniſchen, da dieſer Maler ein Parmigianer iſt.

Nun habe ich Ausſichten, daß es mir nach und nach beſſer ergehen wird. Es iſt auch Zeit, denn ich weiß gewiß, daß Tauſende in dieſen ſchweren Prüfungen erlegen wären. Meine ſehr hoch angewachſenen Schulden, die mir am Ende ein ſchlimmes Ende zuziehen wollten, bin ich in Stand geſetzt worden, alle ehrlich zu bezahlen, und ich athme nun wieder frei. Ich könnte Dir Dinge erzählen, Ereigniſſe, die mir widerfahren, die ſo wunderbar und abentheuerlich ſind, daß man ſie mir ſchwerlich glauben würde. Gott ſey Dank, daß ich ihren Folgen ſo ziemlich entgangen bin, und meinen zahlreichen Feinden den Triumph ihrer Bosheit über mich entzogen habe. C.... hat mir ſeit 7 Monaten nichts mehr geſchickt, aber es iſt gut, daß man

auch ohne ſeine Geldſäcke leben kann. Du kannſt Dir leicht denken, wie unzählige Pläne ich in mir herumwälzte, wie viele Verſuche ich machte, mir eine für den Augenblick wenigſtens ausreichende Lage zu ſichern; unterdeſſen iſt mir einiges gelungen und ich habe Quellen von Dresden aus. Eine Arbeit größerer Art, die ich in einigen Wochen beginne, und die mit dem Ende dieſes Jahres mit Gottes Beiſtand vollendet werden kann, möchte mich vielleicht bedeutend fördern, ſo daß ich mit ihrem Ertrage das nächſte Jahr nach Sicilien reiſen kann. Auf den Winter ſind mir Lectionen bei Engländern verſprochen, wo die Stunde einen Scudi einträgt. Natürlich muß ich dabei Italieniſch reden, und dazu macht mich mein Parmigianer Freund, Francesco Scaramuzzi fähig. Unterdeſſen betreibe ich noch hundert andere Pläne, denn wer auf der Welt ſich wie ich blos durch ſich ſelbſt durchſchlagen will, und vom bloßen Glücksſtern nichts zu hoffen, und zu erhalten gewohnt iſt, ſondern alles mit angeſtrengter Willenskraft und ausdauerndem Streben erringen muß, der muß den Blick nach den vielſeitigſten Richtungen wenden, und nicht verzagen, wenn auch hundert Verſuche mißlingen.

Ich habe nun eine Wanderung von drei Wochen durch das päpſtliche Gebiet und ſeine paradieſiſchen Gebirge gemacht. Hier habe ich Dinge geſehen, die mir faſt eine unwiderſtehliche Sehnſucht erwecken, unter dieſem milden Himmel zu leben und zu ſterben. Meine Vorſtellungen fand ich weit übertroffen, und ich drang, zum Theil in Gegenden ein, wo wenig Reiſende hinkommen, und wo ehedem die großen Räuberbanden hauſten, z. B.

in den Felsgipfeln von Olevano, wo erſt noch vor einigen Jahren ein Graf geſtohlen wurde. Es geſchehen zwar neuerdings wieder eine Menge Mordthaten, hier in Rom alle Wochen einige, und bei Viterbo und Ronciglione iſt eine Bande von Räubern: aber ich habe auf der andern Seite eben in jenen wilden unbeſuchten Waldgebirgen von unbeſchreiblicher Schönheit ſolch' gute liebe Leute getroffen, und bin in Olevano mit einer Familie Namens Bratheſi ſo gut und traulich geworden, daß ich nur auf einen neuen Wechſel warte, um die nun mit entſetzlicher Kraft vorrückende Periode der Hitze drüben ein Kreis der guten Menſchen, in der Umgebung der ſchaurigſten erhabenſten Natur und der geſundeſten Luft zu umgehen. Man lebt auch ſehr billig dort, und ich war ſchon den erſten Tag in der Bratheſiſchen Familie wie einheimiſch. Zudem ſind die ſchönſten Weiber der Welt in den Gebirgen von Pubiaco, Olevano und Albano. Vor einigen Wochen ſtrich ich 8 Tage lang in den Kaſtanien-, Oel- und Lorbeerwäldern von Frascati und Albano herum, immer den Blick auf das mittelländiſche Meer, und ſah das Blumenfeſt in Anzano, eine Feierlichkeit, die zumal in dieſer überſchwänglich reizenden Natur, in dieſer überſprudelnden Ueppigkeit ſüdlichen Wachsthums, auf den blumenbeſtreuten Straßen der dreitauſendjährigen Stadt an die Fabelzeit, an das Elyſium erinnerte, eine Täuſchung, die durch eine Verſammlung der Schönheiten der Albaneſerinnen und Benzanerinnen, die bekanntlich die erſten von Italien ſind, zu einem unvergeßlichen Entzücken und zu einer Art von lieblicher Wahrheit erhoben wird.

Wir haben nun eine Hitze, von der Ihr keinen Be-

griff habt. Des Morgens um 6 Uhr brennt die Sonne ſchon, und man ſchwitzt den Tag über wie im Backofen. Nun kommt die Aria cattiva, jene Sciroccoluft, die für die Fremden ſo ungeſund iſt, daß die Meiſten erkranken, die nicht ins Gebirge gehen. Das Fieber iſt einem am Halſe, ehe man's glaubt, und dann gute Nacht auf vier Wochen. Ich habe noch nicht das Geringſte verſpürt, und fühle mich geſund wie ein Fiſch im Albanerſee. Ich ſuche mir dieſen Zuſtand durch eingezogene regelmäßige Lebensart zu erhalten, bei der ich mich ſehr wohl befinde. Die Hauptſache iſt, wie ich finde, daß ich im Wein weder zu viel noch zu wenig thue; ich trinke daher jeden Tag mein abgemeſſenes Quantum, über das ich nur bei beſondern Gelegenheiten, aber auch hier mit Vorſicht, hinausgehe. Uebrigens iſt die Hitze nicht gut für die Arbeit, und nun, da ſie mit jedem Tage anwächſt, und bis zu Ende Octobers brennt, ſo befürcht' ich, keine Herculesarbeiten liefern zu können. Ich gehe eben deßwegen ins Gebirge, was mir viel nützt für jene Arbeit. Meine Bergreiſen haben mir ſchon 300 Fl. eingetragen. Ich werde etwas ſchreiben was den Deutſchen ganz neu und unerhört ſein wird.

In Rom gibt es jede Woche neue Wunder. Das Frohnleichnamsfeſt, wo eine Prozeſſion durch die Hallen des Petersplatzes zog, war für uns Neulinge ein Mirakel. Sodann das Feſt von Peter und Paul, den Schutzherren von Rom, ließ uns zweimal die Girandola, das prachtvollſte Feuerwerk der Erde, und die Beleuchtung des größten Baues in Europa bewundern. Dieſe Woche beginnen die Stiergefechte im Mauſoleum des Auguſtus.

Ich habe mich nun auch in der Kleidung ein wenig

wieder herausgeputzt. Es ist alles entsetzlich theuer in Rom bis auf den Wein und den Kaffee, Limonade und Gefrornes. Ein paar Sohlen halten 14 Tage. — Unlängst war ich auch im Monte Compatri und M. Porcio, wo man um 3 Kr. einen köstlichen Wein trinkt. Er ist wie Champagner.

Aber es ist Zeit, aufs Capitol, ins Museum und in die Gallerie zu gehen. Einige Worte aus dem Herzen aber zuvor noch an Dich, lieber guter Vater! Du scheinst tief bekümmert zu sein, und mein Inneres sagt mir mehr als gut ist, daß ich alle Schuld daran trage. Ich habe Dich in jenen Zeiten meiner Irrungen und Leidenschaften, meiner unklaren Bestrebungen, und meines meist selbst herbeigezogenen Unheils so betrübt, daß mir schon mehr als eine trübe Stunde daraus erwachsen ist. Glaube immerhin, daß es nie mein Wille war, daß ich wohl erkannte, was ich Deinem Vaterherzen schuldig war, und daß mich nur der nicht bekämpfte, aber am Ende sehr nachdrücklich bestrafte Sturm meiner wilden Leidenschaften verführen konnte, so manche bitterschwarze Wolke in Dein Leben zu bannen. Das seh ich nun mit einer Scham ein, die mir noch eine schmerzlichere Strafe ist, als jenes vielfach veranlaßte Unheil, das ich stiften mußte. Am Ende glaubt' ich meinen nagenden Schmerz über zärtliche Verluste nur durch unordentliche Genüsse betäuben zu können, und das wäre für manche hinreichend gewesen, sie für ihre edle Bestimmung zu zernichten. Ich bin hier geworden wie ein anderer Mensch, und das Anschauen all des Großen und Erhabenen, die Erinnerung an jene unzähligen unsterblichen Männer, die in der ewi-

gen Roma lebten, hat mein Weſen umgekehrt. Ich ringe nach Mäßigkeit, Ordnung; Ruhe wird mir nie werden, aber Ordnung vielleicht. Erfreulicheres und Wahreres kann ich Dir nichts über mich ſchreiben, obwohl Deine liebevolle Geduld und treue Nachſicht, Deine edle Aufopferung, Deine für mich oft ſo ſchmerzlich empfindliche und nur im Rauſch des Irrthums vergeſſene Entſagung mehr verdiente. Glaube dieſen Worten, die dir Dein älteſter Sohn aus der Stadt der Cäſaren in die Heimath ſendet. Noch kann ich Dir nur ſo dankbar, nur durch Empfindung und Gefühl, nicht durch That und Handlung erkenntlich ſein, aber wenn der Himmel meinem eifrigſten Streben nicht gar zu ungünſtig iſt, ſo erhört er gewiß meinen ſehnlichſten Wunſch, daß er mir außer der Erreichung meines Ziels als Dichter, auch das als Menſch geſtatten, und mich in den Stand ſetzen möge, wenn auch nicht mehr dem liebenden Vater, doch dem in eine beſſere Welt aufgenommenen, in ſeinen Kindern zeigen zu können, wie ſehr er Dir und meiner guten treuen Mutter heitere und frohe Tage und ein langes Leben wünſchend, verharrt, als treuer Wilhelm.

2.

Rom, den 3. October 1827.

Ich will den Grund, geliebte Eltern, warum ich noch keine Antwort von Euch habe, keinem traurigen Ereigniſſe, ſondern nur dem Zufall und Eurer Abneigung zum Schreiben überhaupt beimeſſen, und Euch von meinem Schickſal Nachricht geben, indem ich hoffe, daß Ihr Euch Alle geſund befindet. Der in Rom ſo gefährliche Monat

Auguſt äußerte ſeine ſchlimme Wirkung auch auf mich. In dieſem Monat iſt faſt kein Haus in Rom, wo ſich nicht eine Perſon übel befindet und allenthalben erhält man am erſten Glückwünſche. Auch ich bekam das Fieber, das einen hier zuweilen Vierteljahre lang nicht verläßt und zu Skeletten macht; wiewohl meine ſtarke Natur und ſtrenge Diät es nicht gefährlich werden ließ. Ich benutzte nun einen ankommenden kleinen Wechſel, um augenblicklich Rom zu verlaſſen und ging wenige Tage in das elyſiſche Albano und ſodann in mein theures Olevano hinüber, ins wild entzückend ſchöne Sabinergebirge. Dort auf den pyramidaliſchen Felſen, unter Feigen, Oliven und Traubenwäldern lebt ich drei Wochen bei einer guten Familie, wo ich ſchon längſt wie in der Heimath bin. Allzu große Anſtrengungen im Gehen verurſachten aber leider, daß das Fieber wieder etwas zurückkehrte. Die liebe Brathesi ſorgte für mich wie für ihren Sohn, und ich genaß in einigen Tagen wieder. Es war dies ein Aufenthalt zum Entzücken. Ihr habt keine Vorſtellung von dieſer Natur —, von dieſer ſüdlichen Welt, von dieſem blauen Himmel, dieſen goldnen Abenden, dieſen violetten Bergen, dieſen üppigen Wäldern, worin man Stunden lang unter Traubenbäumen, Feigen und Kaſtanien wandelt. Ich bin faſt mit dem ganzen Dorf bekannt, das an ſeinen ſchauerlichen Felſen nur wie angeblaſen iſt, und wo man wie überall in den Gebirgen hier zehn Häuſer über einander ſtehen ſieht. Ich ſtrich in der ganzen Nachbarſchaft umher, und es gefiel mir beſonders auf dem entzückenden Civitella, wo nach dem Anſchein nur Adler hauſen ſollten, ſo hoch in den Lüften hängt's auf dem Fel-

ſen, und die Ausſicht auf die Sabinergebirge, auf die Apenninen, auf die neapolitaniſche Bergkette, und das mittelländiſche Meer hat ihres Gleichen nicht auf der Welt. Auch dort war ich in einem Privathauſe, bei einer braven armen Familie Namens Generoſa. Es ſind keine Gaſthöfe hier in dieſen wilden entlegenen Gegenden; denn man ſieht nie einen Fremden, als zu weilen einen Maler, der ſich von Rom aus hierherwagt. Man kann hier nur zu Fuß gehen, oder, was gewöhnlicher iſt, auf Eſeln reiten und die Fremden haben beſondere Furcht vor den Räubern. Vor fünf Jahren war auch eine Bande in dieſen Bergen, die wenigſtens etliche Hundert Brigantini zählte. Ich hörte noch unzähliges von ihnen, und eine Menge Menſchen, die beraubt wurden, oder gefangen, und mit Piſtol, Meſſer und Flinte bedroht, erzählen mir abentheuerliche Dinge.

Die römiſchen Soldaten konnten nicht Meiſter werden, und es gab Handgemenge, wo Viele das Leben ließen. Auch ein deutſcher Künſtler wurde geraubt, ins Gebirge geſchleppt und genöthigt, 2000 Scudi innerhalb acht Tagen herzuſchaffen, wenn er nicht gemordet werden wollte. Nun iſts aber ſicher, außer daß die Leidenſchaft, die Rachſucht, die Wuth des rohen Volks zuweilen entſetzliche Mordthaten verurſacht, die nicht beſtraft werden. Denn hier iſt gar keine Polizei. Die Carabinieri fürchten ſich vor den Einwohnern, die immer mit der Flinte auf dem Rücken ausgehen. Ich habe einen Leichnam noch in friſchem Blute auf gangbarer Straße bei hellem Tage gefunden, der eine halbe Stunde vorher mit drei Kugeln niedergeworfen wurde. Sein Weib hatte ihn umbringen laſ-

ſen, weil er ſie zwei Stunden vorher beim Ehebruch ertappte. Dem Mörder geſchah nichts, es wurde gar nicht nach ihm gefahrdet, und ich habe vier Perſonen geſprochen, die ihn ſchießen ſahen. Das iſt hier gewöhnlich: 1½ Tage darauf kam der Giudice von Cirazano und ließ den Leichnam wegtransportiren. In einer Oſteria zeigte man mir einen alten Mann, von dem man ſagte, daß er ehemals ein luſtiger und flinker Kerl geweſen und fünf Menſchen erſchoſſen habe. Selbſt einer von meinem Hauſe, der ein guter Menſch iſt, und mit dem ich viel umging, hatte in der Wuth ſchon einmal Jemand erſtochen.

Ich trennte mich ungern von Olevano und hatte noch beſondere Gründe dazu. Meine Bratheſi wollten mich durchaus nicht gehen laſſen, und als ich ſagte, daß ich nun gehen müſſe, weil ich kein Geld mehr hätte, ſo wollten ſie, daß ich nun erſt bliebe und boten mir an, ſoviel ſie hatten. Der alte Prediger, der Onkel, iſt ein allerliebſter Greis. Aber ich riß mich los, denn ich fand es ſelbſt nicht mehr für mich geheuer. Es koſtete Kampf, bis ich fortkam, und die erſten Tage in Rom hatte ich gränzenlos Heimweh nach dem himmliſchen Olevano. Denn ich wills Euch nur geſtehen, die ſchönſte Sabinerin, die ich je in Italien geſehen, iſt auf die abentheuerlichſte Weiſe mit mir in ſo nahe Verhältniſſe getreten, daß ich ſie faſt heirathen ſollte. Die Mädchen in Italien müſſen wie Nonnen und Sklavinnen leben, und dürfen kaum aus dem Hauſe. Allein eine Frau, die ich kannte, zeigte ſie mir vom Fenſter aus, und ſagte, daß das die Schönſte von Olevano ſei. Das will viel heißen, denn bekanntlich ſind die Weiber in dieſen Gegenden die reizendſten. Man

traf ſich in der Meſſe, man traf ſich bei der Tante, ich ſchrieb Gedichte, ich gewann. Aber weiter wollte ich nichts als Spiel in der Phantaſie. Jedoch wurde mir jämmerlich zugeſetzt, und dennoch müßte ich, wenn ich ja ans Heirathen einmal denken wollte, eine Deutſche nehmen, deren gutes redliches Herz zu belohnen beinahe Pflicht iſt. Freilich iſt Nazzarena gar zu engelſchön, als daß ſie mir gleich aus dem Kopfe wollte. Ihr ſolltet einmal die Landestracht dieſes Volks ſehen, Ihr glaubtet Feenköniginnen, Elfen, Fabelweſen zu ſehen! Auch Nazzarena geht Albaneſiſch gekleidet.

Wie's in Zukunft ergehen wird, weiß der Himmel, es gehen Briefe hin und her, und die Sabinerin wird nächſten Monat ins Kloſter nach Rom kommen, um mir nahe zu ſein. Hier ſoll der Verabredung nach intriguirt werden, und ich hätte alsdann eine Nonne zur Geliebten, bis es mir einfiele ſie zu heirathen. An das denk' ich aber nicht. Von den Gefahren, die dies Abentheuer verurſachte, will ich Euch lieber ſchweigen: das ſiebzehnjährige Mädchen iſt ſchon von Dutzenden begehrt worden, ohne daß es einer erlangt hätte, und darum hätte ich mit der Eiferſucht dieſer wüthenden Menſchen viel zu ſchaffen gehabt, wenn ich nicht ſchnell abgereiſt wäre. Nun hat's aber nichts mehr auf ſich. Ich habe Euch dieſe Sache mitgetheilt, weil ich befürchten muß, daß es nicht immer verborgen bleiben wird, und iſt es einmal in Rom bekannt, ſo wirds zuverläſſig mit tauſend Entſtellungen und allem verläumderiſchen Unſinn nach Deutſchland wandern, und zu Euren Ohren kommen. Darum beſſer, daß Ihr es wißt, und daß Ihr Euch überzeugt, es iſt weiter nichts,

als ein unſchuldiger Traum, der vielleicht ſich verwirklichen könnte.

Meine Umſtände können ſich nämlich bald ſehr verbeſſern. Unter den tauſend Plänen, die ich erſonnen und verſucht, iſt mir endlich einer eingefallen, von dem alle ſagen, denen ich ihn mitgetheilt, daß er gelingen müſſe und in deſſen Erfüllung nur ich Mißtrauen ſetze, weil ich der böſen Erfahrungen ſchon zu viele, zu bittere gemacht. Ich habe bereits deßwegen nach Neapel, Berlin, Dresden, Leipzig geſchrieben. In etlichen Monaten muß ſichs entſcheiden. Geht dieſer Plan ins Werk, und es kann faſt nicht fehlen, ſo iſt mir ein ſorgenfreier Aufenthalt in Italien für mein ganzes Leben geſichert, und ich bleibe frei ohne Amt, ohne Sklaverei, kann dieß Jahr in Syracus, das nächſte in Venedig, das dritte in Meſſina, das vierte in Rom, und in Neapel und mit Einem Wort da leben, wo mirs gefällt. Wiewohl dieſes einſame ewig wandernde Leben immer noch für mich ſein Anziehendes hat, ſo fänd' ich doch in ſchwachen Augenblicken nicht übel, wenn ich mich in Rom feſtſetzte und in Gottes Namen ein Weib nähme. Ich erſparte viel, hätte nicht für meinen Leib zu ſorgen und in Summa — ich hätte ein Weib. Vorher ging ich aber noch auf ½ Jahr nach Sicilien, durchreiſte die ganze Inſel, ſchiffte vielleicht nach Malta tief ins mittelländiſche Meer hinein, und kehrte über Calabrien und Neapel nach Rom. Freilich wäre meine Ehe keine ruhige; denn ich müßte die Signora Nazzarena, oder wer ſie wäre, jedes Jahr auf Monate verlaſſen und reiſen. Was ſagtet Ihr dazu, liebe Eltern, wenn mein Plan ſich erfüllte und ich Euch um eine ſolche

Einwilligung bäte, wenn ich endlich nach Jahren einmal mit meiner Olevanerin Euch beſuchte? —

Doch das iſt nur Plan und weiter nichts. In jedem Fall bleibe ich noch etliche Jahre in Italien. Es iſt wahr, ich fände in Dresden jetzt vielleicht das beſte, ehrenvollſte Auskommen. Denn die Dresdener Gelehrten halten ſammt und ſonders große Dinge von mir, haben mich neuerdings wieder um eine Theilnahme an einem Blatt erſucht, und haben mich bisher hier erhalten. Wär' ich unter ihnen, ſo wollt' ich bald im Haber ſitzen. Allein ich kann mein ſüßes Rom noch nicht, vielleicht nie laſſen. Es wäre mein Tod, es wäre mir, als müßt' ich aus dem Leben ſcheiden. Jeden Tag wird mirs theurer. Kommt alſo mein Plan nicht zu Stande, ſo find' ich durch allerlei Schriftſteller Arbeit und Vergleichung griechiſcher Handſchriften im Vatican für die Frankfurter Geſellſchaft ſchon mein Brod ſo lange, bis es beſſer kommt. Man muß Geduld haben und zufrieden ſein, daß man in der ſchönſten Stadt des Erdballs lebt. Wo es hernach hingeht, das liegt in der Hand des Schickſals, welches, wie ich ahne, noch wunderbar mit mir ſpielen wird. Soviel iſt gewiß, daß ich in Würtemberg nie ein Amt ſuchen werde. Ich habe längſt gelernt zufrieden zu ſein, wenn ich nur heute zu eſſen habe, und zwar recht gut; für morgen ſorgt der Genius immer wieder; wenigſtens iſt mirs noch immer ſo gegangen; und ich habe, während alles draußen glaubte, daß ich in Verzweiflung ſei und am Hungertuch nage, meinen herrlichen Frascatanerwein getrunken, und mein gutes Mahl genoſſen. Ich tauſchte nicht mit C...., wenn ich leben müßte wie er. Nun

erſt habe ich die wahre himmliſche Kraft des Weins kennen gelernt, da ich den beſten und mit Maß trinke. Ich habe die Unmäßigkeit jeder Art verabſcheuen gelernt, und finde mich wohl dabei. Wenn auch oft die Zukunft ſchwer auf mir liegt, und ich des Abends, wo ich gewöhnlich jetzt zu Hauſe bin, ſchwermüthig und von den Sorgen etwas gedrückt werde, ſo ſag' ich zu meinem Francesco — trinken wir einen Foglietto Wein: ſodann wird einer geholt, behaglich geſchlürft und alsbald kehrt die Ruhe wieder. Den Tag über arbeit' ich über Hals und Kopf und gebe Abends meinem Italiener eine Stunde im Engliſchen. In etwa vier bis fünf Wochen könnet Ihr in der Dresdner Abendzeitung etwas von mir leſen, das die Mama in Verzweiflung und den Papa in die Gefahr bringen wird, ſich todt — zu lachen. Es heißt: das Abentheuer von der Sohle, oder die Capitoliniſche Viſite!

Wenn mir nur F.... mein Geld ſchickt! Ich habe jetzt ſchlechterdings Geld nöthig, und er iſt mirs ſchuldig. Es ſind 200 fl. Ich bin nun ein Jahr aus und habe gegen 900 fl. gebraucht, die Geduld abgerechnet, die ich haben mußte, bis ich ſie bekam, und die nicht zu bezahlen iſt. Meine Garderobe iſt nun freilich im Zerfall, und ich muß mich von Kopf zu Fuß kleiden, was ich unter 130 fl. nicht kann. Bin ich nur erſt einmal durch dieſen Winter, dann iſts Eis gebrochen. Es kommt gewiß noch gut. Wenn mein Plan zu Stande kommt, dann bin ich im Flor. Ich habe E.... gebeten, mir die 20 Louisd'or von Fr. einzutreiben, und im Nothfalle ſie mir zu borgen. E.... iſt der einzige im Vaterland, der mich nicht betrogen, der treu bei mir verharrt. Ich hoffe, es ihm

dereinſt noch lohnen zu können. — Am Geburtstag des Königs hab' ich bei meinem Geſandten geſpeiſt. Er traktirt übrigens nobel mit Sicilianiſchen, Neapolitaniſchen, und Franzöſiſchen Weinen und einem trefflichen Mahl, wo ich auch zum erſtenmal wieder deutſche Küche fand. Es iſt ſonderbar, man merkts erſt, wenn man entfernt iſt, wie viele Menſchen hinwegſterben. Ich habe nun ſchon eine Menge Todesfälle von Bekannten gehört. M... hat ſich erſchoſſen? Behaltet die Geſchichte in Olevano ja geheim, und ſagt Niemand davon. Die Würtemberger brauchen nicht zu wiſſen, was ich treibe... Grüßt mir die lieben Geſchwiſter. Gott gebe Euch einen heitern Winter, erhalte Euch geſund und zufrieden, erleichtere Euch die Sorgen, erfreue Euer Alter, belohne und ſegne Eure Liebe und Güte, und erfülle dieſe heißeſten Wünſche Eures treuen Sohnes

Wilhelm.

3.

Rom, den 25. December 1827.

Geliebte theure Eltern! Ich ſchreibe Euch an dem ſchönen Tage, da alle Welt ſich der Geburt eines beglückenden Retters erfreut, und die rührenden Erinnerungen an die heitere Kindheit mir die Gaben zurückruft, die mir Eure elterliche Liebe ſo oft und ſo unvergeßlich geſpendet hat, am Chriſttag. Geſtern erhielt ich Euer theures Schreiben, das mir ſo ſüß und willkommen war, als je ein Chriſtgeſchenk. Es traf ſich ſchön, und ich dachte geſtern immer an Euch, ja Ihr erſchienet mir im Traum. Was

auch ſollte mir Wertheres und Heiligeres im Schlafe vors innere Geſicht treten, als Eure ewig geliebten Züge, gute Eltern? Ihr glaubt nicht, wie viel ſich das beſte lauterſte Feuer meines Herzens mit Euch beſchäftigt, und wie ſich Euer Bild immer gold'ner in dieſer Flamme entfaltet. Weiß ich ja doch nun erſt, wie lieb ich Euch habe, und wie treu und ergeben ich Euch ſein will. Ich könnte nicht enden, wenn ich Euch die wehmüthigen Empfindungen ſchildern wollte, welche in dieſer im Vaterlande ſo ſtillen Zeit meine Seele bewegen, ich kann Euch nur ſagen, daß ich ein Stück meines Lebens darum gäbe, wenn ich Euch in dieſer Stunde mit Thränen ans Herz ſinken könnte. Ihr redlichen ehrwürdigen Wohlthäter! Die herzlichſte Bitte, die ich je zum Himmel gewendet, wird mir gewiß noch erfüllt werden, und ſie iſt keine andere, als das Glück eines frohen Wiederſehens, eines thätigen Dankes für Eure unſägliche opfernde Liebe und Güte! In dieſer Zeit, da ſich mein Schickſal ſo glücklich zu geſtalten ſcheint, war Euer Andenken reger als je in mir, denn ich kann hoffen, daß ich Euch noch Roſen ins Alter ſtreuen kann, obgleich für jetzt nur noch die Blüthen davon entknospet ſind. Aber ſie reifen ſicherlich im Frühling meines Italiens, und die Früchte will ich getreu mit Euch theilen. Gott gebe, daß die Feſte der Weihnachten heiter verfließen, und daß Ihr nicht blos älter, ſondern glücklicher und beruhigter werdet! Dieſer Winter iſt entſcheidend für mein ganzes Leben. Ich weiß, daß Eure heißeſten Wünſche mein Glück von Oben erflehen, und die Gebete frommer Eltern ſind voll wunderbarer Wirkſamkeit. Ich fühle Kraft und Stärke in mir, Großes durchzuſetzen.

Wenn ich nur gesund bleibe! Das Fieber kehrt manchmal zurück, aber im Ganzen bin ich rasch und munter. Ich habe mir ein neues Logis gemiethet, das ein Wunder von lieblicher südlicher Einsamkeit ist. Ich bewohne mit meinem Francesco die freundlichsten Zimmer, und habe alte, aber lustige, wohlhabende Hausleute. Den ganzen Tag scheint mir die Sonne ins Zimmer, und ich habe bei dem trefflichen Wetter den ganzen Winter keine Kohle nöthig. Die reizendste Aussicht eröffnet mir eine Seite! Ueber Pomeranzengärten, die nun eben reif werden, und zu Tausenden aus dem Laub lachen, seh' ich die stolzen Palläste, die dem Papst Residenz waren, den monte cavallo, den fast 1700jährigen Thurm des Nero, von dem herab der Wütherich über die Flamme der Stadt hinsah, die er anzünden ließ, die prachtvollsten Pinien- und Lorbergärten die Riesenbögen des alten Friedenstempels, die Palläste der Cäsaren, 2000jährige Ruinen, das Colosseum und die Campagna bis ans mittelländische Meer. Von der andern Seite erstreckt sich eine stundenlange Straße, von der Basilica St. Maria Maggiore und ihrem ägyptischen Obelisk bis hinauf zum monte Pincio, eine Menge Citronen und Pomeranzenbäume, in die Bäder des Kaisers Diocletian, der vor 1600 Jahren lebte. Dabei hab' ich alle Bequemlichkeit, ein wahrhaft fürstliches Bett, und eine schöne Nachbarin, mit der man zum Fenster hinausplaudert. Hier bring' ich den Winter zu, ohne zu wissen, daß es Winter, arbeite über Hals und Kopf und erwarte ob es mir gelingt, das nächste Jahr auf die griechischen Inseln zu gelangen.

Die römischen Weihnachten verstreichen nicht so stille

wie bei Euch. Ich gäbe ich weiß nicht was, wenn der liebe Vater oder Carl ſo etwas ſehen könnte. Es überſteigt allerdings alle Vorſtellung von Pracht und Glanz. Am heiligen Abend, um Sonnenuntergang donnern die Kanonen auf dem Mauſoleum des Adrian. Um Mitternacht kommt der Papſt und alle Cardinäle ſammt dem ganzen Hofe in die meinem Hauſe benachbarte Baſilika. Man meint ins Feenreich verſetzt zu ſein, wenn man in dieſe ungeheuren Hallen voll zauberiſcher Lichter, voll Gold und Purpur eintritt. Die gewaltigen Decken ſind golden, der Schatz, den der König von Spanien nach der Entdeckung America's dem Papſt ſchenkte, iſt daran verſchwendet. Die Sinne ſchwinden einem unter ſolchen Eindrücken von ſchimmernden Hallen, Kapellen und Altären, von Juwelen und Purpurvorhängen, Blumenkränzen und Teppichen. Vier reich vergoldete Purpurſäulen, deren eine an die 40 Schuh Höhe mißt. Wogender Himmel über dem flammenden Altar, dahinter der Thron des Papſtes, umher die Fürſten der katholiſchen Chriſtenheit, die Cardinäle in ihren Purpurmänteln und die griechiſchen Erzbiſchöfe mit ihren goldnen Kronen, und die ganze tauſendfarbige hohe Geiſtlichkeit: alle Beſinnung raubt noch dazu der himmliſche Geſang, dem bekanntlich kein andrer auf der Welt zu vergleichen iſt.

Heute früh war ebenfalls eine der blendendſten Functionen, die ich je ſah, ſo daß ein Deutſcher, der bei mir war, trotz ſeinem Haß gegen den Katholizismus faſt außer ſich gerieth und meinte, es ſei ein überſchwenglicher Glanz. Man trug den Papſt unter dem Himmel in Proceſſion in der Kirche herum. Etwas muß ich Euch

doch ſagen: Ihr wißt, daß ſich Alles zu Boden wirft, wohin er kommt. Nun begegnet er mir außen mit ſeinen ſechs Hengſten in Gold und Edelſteinen, er ſieht mich ſtark an, ich knie nieder, und er giebt mir den Segen. Alle Kirchen, an denen er vorüber kommt, läuten ihre Glocken, und in Rom ſind gegen 400 Kirchen.

Es iſt noch nicht entſchieden, wie es mit mir geht, in jedem Fall ſteh ich gut und ſicher: wohin, das iſt noch nicht gewiß. Ja es iſt ſogar möglich, daß ich die Redaktion des Morgenblattes bekomme, dann müßt' ich freilich von Italien für jetzt ſcheiden, aber ich hätte alsdann *** Fl. Beſoldung und nichts zu thun, als noch andere *** Fl. zu verdienen. Das iſt jedoch Lottoſpiel und ich glaube es wird nicht gewinnen. Ich bleibe auch lieber in Italien, und meine große Land- und Meerreiſe möcht' ich nicht laſſen. Wenigſtens ¾ Jahr will ich darauf verwenden, wenn das Geld reicht und die Türken und Seeräuber mich nicht hindern. Das wird ſich finden. Für's Erſte hab' ich ſo viel zu thun, daß ich nicht aus dem Hauſe ſollte, und dennoch muß man immer wieder etwas ſehen. Ich habe noch kaum die Hälfte von Roms Kunſtſchätzen kennen gelernt; der Reichthum iſt unermeßlich, und 400 Kirchen in ſolcher Entfernung ſind kaum zu durchwandeln. Ueber L. — bin ich ſehr unruhig: er hat mir in Stuttgart einen Streich geſpielt, den ich ihm nie verzeihe: er hat's wahrſcheinlich aus guter Meinung gethan, aber die Menſchen ſind oft ſo dumm, daß ſie da ſchaden, wo ſie in ihrer Einfalt zu nützen glauben.

Vor einigen Tagen kam eine gewiſſe Frau v. K..., Tochter des Geh. Rath v. J.... hier an, und brachte

mir Briefe. Sie iſt im Haus des Oeſterreichiſchen Geſandten, und ich komme zuweilen hin. Mein Lieblingsumgang ſeit 5 Wochen iſt der treffliche Graf v. Platen, der wieder von Neapel zurückkam, und mit dem ich täglich brüderlich zuſammen bin. Auch ihn hat E.... betrogen, aber wir lachen ihn aus. Die Mama hat ſchlimm Haus gehalten mit einem gewiſſen Geheimniß in Olevano, das ich ihr anvertraut, und ich werde in Zukunft ſolche Abentheuer nicht mehr über die Lippen bringen. Vor Kurzem fragte der Geh. Rath S. — von Berlin nach mir in Rom, und wollte mich beſuchen. Ich hoffe eine nützliche Verbindung durch ihn. E.... ſchreibt mir nicht, ich weiß nicht warum. Die Sachſen halten mir am beſten ein, und der herrliche Hofrath Winkler in Dresden, mit dem ich ſchon ſeit drei Monaten correſpondire, iſt in der That mein thätiger Freund. Er will mir meine Sammlung römiſcher Gedichte zum Voraus bezahlen, und ſie dann verkaufen. Dieſe müſſen Glück machen, der Almanach und mein Roman muß es vollenden. — Die Kleider anbetreffend, ſo hab' ich mir längſt einen bequemen warmen Pelzrock gekauft, und ſehe nun ſogar flott aus, ja gerade wie mein Graf Platen. Ihr habt keinen Begriff von den vielerlei Dingen, die mich beſchäftigen; die Correſpondenz koſtet freilich viel: ich habe vorigen Monat gegen 13 fl. für Briefe bezahlt. Aber es thut nichts, wenn nur auch ein Wechſel ankommt. Ich will ſehen, wie ich der lieben Mine bis Oſtern ein Confirmations-Geſchenk zuſenden kann. Es gehen einige Deutſche bis dahin ab, dieſen will ich's anvertrauen, und es wird alsdann freilich erſt ein paar Monate ſpäter eintreffen. Ott-

mar ſoll nur fleißig arbeiten und lernen: wenn ich einmal zurückkomme, muß er Latein verſtehen, wie Cicero, und Carl ein Banquier ſein wie Rothſchild und Torlonia. Den Kronthaler will ich ſchon bezahlen: heute kann ich nicht, und morgen auch nicht, aber vielleicht bis Oſtern. Ich denke bei jedem „Vergib uns unſre Schulden" an ihn und ich wollte der liebe Gott würde ihn ſtatt meiner bezahlen. Auch E.... ſoll ſeine 100 fl. wieder haben. Gute Nacht, liebe Eltern und Geſchwiſter. Ich will ſchlafen, bis meine ſchöne Nachbarin unruhig wird, und von ihrem Geliebten in Paris mit mir plaudern will. Der heilige Vater mag auch froh ſein, daß er nun mit Singen, Segnen, Beten, Laufen, Getragenwerden und Knien zu Ende iſt, und ich lebe doch beſſer und froher, als er, obgleich eine von den unzähligen goldnen Kronen, Hüten, Sceptern, Mänteln, Schleppen u. ſ. w., die man ihm vorautrug, zu meiner Zufriedenheit gereichen könnte!

Den 28. Decmbr. Ich ſetze meine Epiſtel fort und ſchließe ſie. Die Feiertage verfloſſen mir vergnügt, wenn gleich nichts gearbeitet wurde. Aber beim bloßen Spazierengehen läßt ſich hier unzähliges lernen: überall Ruinen, Meiſterwerke der Malerei, Baukunſt und Bildhauerei. Ich lege mich mit Macht auf die Kunſt, und ſtudire ſie hiſtoriſch, und denke dereinſt viel damit zu gewinnen. Wir haben nun ſeit einem Monat ununterbrochen ſchönes Wetter, und man lebt wie im Frühling. Heute wurde ich mit Veilchen beſchenkt. Im Februar blühen ſchon die Mandelbäume und noch ſind alle Gärten um mein Haus voll Orangen. — So ein Spitzbube

von einem Doctor *** iſt mir 300 fl. ſchuldig und läßt mich warten. Ich lebe aber wie immer wohl und ohne Noth, eſſe und trinke, was mir gefällt. Trotz einem ziemlich regelmäßigen Leben brauch' ich doch des Monats gegen 25 Scudi. Dabei geht mir dann auch gar nichts ab, und ich mache mir gute Stunden. Credit habe ich genug.

Jetzt genug, meine Geliebten! Theilt dem guten A. dieſe Nachricht mit und grüßt ſie alle herzlich. Gebt mir Euren elterlichen Segen für das kommende, für mich ſo verhängnißvolle Jahr, denn mit dieſem will ich alles unternehmen. Euch aber wünſch' ich alles Schöne und Freundliche, was der Himmel ſo guten und edlen Weſen nur gewähren kann. Walte Gott über Euch, theure Geliebte, geb' er Euch Geſundheit, friſchen Muth, Vertrauen, und langes Leben, ſtärk' er Euch in widrigen Fügungen und mache Euer Alter glücklich und ungetrübt.

Euer Wilhelm.

4.

Rom, den 8. Januar 1828.

Geliebte Eltern! Eh' Ihr nur vielleicht meinen Brief v. Decbr. v. Js. empfangen, ſend' ich Euch ſchon einen andern nach, und hoffe, daß Euch das Porto nicht gereuen wird. Ich acht' es für meine heiligſte Pflicht, die Freude meines Herzens Euch zuerſt mitzutheilen, da Ihr die Kunde meines Unglücks einſt mit ſo vieler Theilnahme und Liebe aufgenommen. Endlich heitert ſich der Himmel über mir auf, und es iſt meinen ununterbrochenen

Anſtrengungen gelungen, mir eine Zukunft vorzubereiten, welche eben ſo reich an Ehre und Ruhm, als nach und nach vielleicht an äußern Vortheilen iſt. Ich habe nicht Zeit, mich weiter zu verbreiten, und erzähle Euch alles kurz. Fürs Erſte, was gewiß und beſtimmt iſt.

Fürs Jahr 1829 erſcheint bei Reimer in Berlin ein Almanach, Heſperien, von mir, wofür mir der Verleger bereits 1200 fl. angewieſen, und eine Erhöhung dieſer Summe zugeſagt hat. Ich habe aber dabei die Zeichnungen für die Kupferſtiche und einige Honorare zu bezahlen. Bis April muß alles fertig ſein, und bis September erſcheint das Buch. Zugleich druckt Reimer meine Sammlung römiſcher Gedichte. Geh. Rath S. hat mein Trauerſpiel verlangt, und will es in Berlin aufführen laſſen. Alſo iſt in jedem Fall reichlich für mich geſorgt, auch eine heitere Zukunft in Italien vorbereitet, und meine Reiſe nach Neapel, Calabrien und Sicilien möglich und ſicher gemacht. Nun hat mir C... zum zweiten Mal geſchrieben, und unter der Bedingung, daß ich für ihn arbeite, mir eine vollkommene Herſtellung unſers Vernehmens und die Erfüllung meiner finanziellen Wünſche verſprochen. Was aber das Erfreulichſte iſt, ob es gleich noch der Zukunft anheim gegeben bleibt, das iſt ein Antrag, welcher meinem innigſten Freund Graf v. Platen hier von Berlin aus gemacht worden. Man verlangt ihn zum Redacteur eines Theaterjournals mit jährlichen 2500 Thlr. Da ihm aber der König von Baiern erſt kürzlich geſchrieben und ihn feſſeln will, ſo kann ers nicht annehmen, und will es mir übertragen. Er hat bereits nach Neapel und Berlin deßwegen geſchrieben, und es iſt nun

zu hoffen, daß mir die ſchönſte Laufbahn zur Ausbildung als dramatiſcher Dichter eröffnet wird. Ich hätte gegen 5000 fl. Beſoldung, wovon ich die Mitarbeiter honorirte und dennoch vielleicht faſt 2500 fl. für mich hätte.

Freilich hab' ich nun ſo viel zu thun, daß ich zitt're, nicht vollenden zu können. Am neuen Jahr hab' ich eine kleine Meerreiſe gemacht, war in Oſtia, dem alten Seehafen, wo die Flotten der Weltbeherrſcher lagen, und brachte mit einer Geſellſchaft luſtiger Italiener, die meine Freunde ſind, den letzten Tag des vorigen Jahrs und den erſten des laufenden an den Ufern des mittelländiſchen Meeres zu, das wir von einem fürchterlichen Sturm bewegt ſahen. In einer Entfernung von vielen Stunden ſahen wir bei Nacht im Mondſchein bergähnliche Wogen herbeiſchäumen, und da wir in Fiumiccino, dem jetzigen Hafen, kein Bett fanden, mußten wir, trotz unſrer Märſche den Tag über, Nachts um 9 Uhr noch die 18 Miglien nach Rom antreten. Wir liefen die ganze Nacht durch und waren halbtodt vor Schwäche. Drei Stunden vom Meere hörten wirs noch entſetzlich brauſen. In einigen Tagen hab' ich für meinen Almanach eine zweite Reiſe zu machen, und zwar ins Neapolitaniſche, auf das Vorgebirg der Circe, wo nach der Sage Ulyſſes vor 3000 Jahren landete und die Zauberin Circe fand, deren Grotte man heute noch zeigen will. Auf dieſem Gebirg, das eine Halbinſel iſt, hat man die Ausſicht auf die pomptiniſchen Sümpfe, über das mittelländiſche Meer, die Küſte Italiens bis Toscana, die Inſeln Sardinien und Corſica und die Eilande Neapels, Iſchia und Procida. Ich laſſe meine Novelle für den Almanach hier ſpielen. Ich weiß

nicht, wie ich fertig werden ſoll. Wird aus der Stelle in Berlin nichts, ſo bleib' ich aber in Italien, und trete nach Oſtern meine große Land- und Seereiſe an, die ſich wo möglich auf die ioniſchen Inſeln erſtrecken ſoll, wenn die Seeräuberei bis dahin aufhört, und die Türken auf beſſere Gedanken gebracht ſind. Find' ich hingegen ein engliſches Schiff, ſo hats keine Gefahr.

Glaubt mir aber, und komm ich nach Berlin, ſo vergeß ich nicht, was ich Euch ſchuldig bin, theure Eltern, erſte und letzte Freunde meines Lebens, und ich will trachten, es Euch an den Geſchwiſtern zu vergüten. Wenn ich nicht ſo eine entſetzliche Bangigkeit vor den Feſſeln der Ehe hätte, ſo würd' ich alsdann wohl über kurz oder lang heirathen; denn ich ſehe nur zu ſehr ein, daß ich ohne Weib immer ein unordentlicher Menſch bleibe und viel verſchleudern werde.

Der preußiſche Miniſter Bunſen intereſſirt ſich ſehr für mich: er iſt gegenwärtig in Berlin und hat mir dort Gutes geſtiftet.

Ihr könnt Euch vorſtellen, daß ich vergnügt und heiter lebe und daß mir in Hinſicht auf Umgang, Geſellſchaft und Freunde nichts abgeht. Das Einzige fehlt mir, daß ich Euch nicht zu Zeugen und Theilnehmern des beſſeren Schickſals machen kann, das ſich jetzt für mich zu entwickeln ſcheint. Wie die Zeit verſtreicht! Ich kam im J. 1826 hier an und nun ſchreibt man ſchon 1828. Jetzt hat der Carneval begonnen, und ich bin des Abends immer in dem Theater. — Gebe der gute Gott, daß ſich mein ſchönſter Erdenwunſch erfülle, Euch in dieſem Jahr recht innige und tiefe Freude zu machen. Theilet die

gute Nachricht mit, wo noch einige Liebe zu mir vorhanden ist. Ich weiß freilich wohl, außer Euch werden wenige Herzen in der Heimath mehr für mich schlagen, aber ich kümmre mich nichts mehr darum, und werde, wenn ich dereinst einmal zurückkehre, auch niemand weiter besuchen außer Euch. In Würtemberg mag ich nie mehr leben. Sollte Gott meinen theuern lieben Vater früher zu sich nehmen, um ihn für sein edles Herz zu belohnen und die Gebete seiner Kinder zu erhören, so kenne ich keine andere Pflicht mehr auf Erden, als meine Mutter zu mir zu nehmen, ihr heitere Tage zu machen und des Vaters zu denken. Lebet wohl,

Euer Wilhelm.

5.

Rom, den 24. Februar 1828.

Geliebteste, theuerste Eltern: Ihr seid mir noch die Antwort auf zwei Briefe schuldig, und ich send' Euch schon den dritten zu. Die Ursache ist, daß ich nothwendig einige Exemplare von meinen Schriften haben muß! Laßt also unverzüglich ein Exemplar des Büchleins: Drei Tage in der Unterwelt von Franckh kommen und sendet mirs nebst 2 Exemplaren der Erzählungen aus Griechenland und dem Phaeton zu, zusammen also 4 Theile, und zwar nicht ganz eingepackt, sondern blos mit Kreuzumschlag, wie man die Zeitungen versendet. Diesen Gefallen werdet Ihr mir thun; ich habe den unvorsichtigsten Streich auf der Welt begangen, daß ich nicht einen Koffer hierher nahm. Denn wie es jetzt scheint, werde ich

noch lange in Italien bleiben, und zwar unter immer beſſeren Umſtänden. Ich habe nun durch die Berliner Gelder mehr als 300 fl. Schulden bezahlt und eben ſo viel liegt noch baar vor mir. Es wird mir wahrſcheinlich nicht mehr fehlen, und die Zeit der Prüfung ſcheint vorüber. Ich habe mich aber auch unſäglich bemüht und mancher wäre verzweifelt. Deſto mehr genieß ich nun die Ruhe und mein lächelndes Glück. Auf meine große Land- und Meerreiſe, die ich meiner übermäßig vielen und drängenden Geſchäfte wegen vor Juli ſchwerlich antreten kann, werd' ich etwa 1000 fl. verwenden. Dabei rechn' ich auf C.... nicht, ob er mir gleich geſtern erſt wieder geſchrieben, daß er mir die Hand reiche. Ich antwortete ſogleich; ja Sie geben mir die Hand, aber die leere! Die Berliner und Sachſen haben mir ihn entbehrlich gemacht. Aber dennoch wird er mir Geld ſchicken. Er wird erſtaunen, wenn er meinen Almanach angezeigt findet. Die Reiſe tret' ich ſo ſpät an, fürs Erſte wegen meiner vielen Arbeiten und ſodann weil man in Sicilien und Calabrien nur des Winters reiſen kann. Graf Voß, der Miniſter in Neapel geworden, bringt mir mein Trauerſpiel hierher, damit ichs ſogleich für den Druck einrichte. Bin ich damit fertig, ſo gehts den Vulkanen und Zauberinſeln zu. Ihr könnt Euch denken, wie viel ich zu thun habe. Der Carneval hat mir leider 10 Tage geraubt, denn ich habe mich tüchtig divertiren wollen, und bin von Mittag bis Morgens auf dem Corſo in Theatern, Oſterien und Maskenbällen herum geſchwärmt. Dieß iſt unſtreitig das ſchönſte und reizendſte Feſt auf Erden. Gegen 80,000 närriſche Menſchen in einer Stra-

ße von zwei Miglien lang, unter dem Regen von Zuckerbonbons und Blumen! Solch ein Tag iſt mehr werth, als Jahre in Eurem Schwaben. Aber man muß bekannt ſein und gut Italieniſch reden. Ich hatte meine ſchöne Maske am Arm, und oft zwei und war ein Narr wie andere. Jetzt ſind die 40tägige Faſten. Ich eſſe aber Fleiſch, ſoviel ich will. In ſechs Wochen nach Vollendung meines Almanachs geh' ich wieder in's Sabinergebirg, um mich zu erholen.

Gott erhalte Euch nur geſund und froh, das iſt der einzige Wunſch

Eures treuen Wilhelm.

6.

Rom, den 1. Mai 1828.

Geliebte Eltern! Von einer drei Wochen langen Reiſe ins Neapolitaniſche Gebirg zurückkommend, habe ich Euren Brief ſammt den Büchern erhalten. Zuvörderſt nehmt meinen Dank für Eure Güte und gewährt mir die Bitte, mich in Zukunft nicht mehr ein halb Jahr auf ein Schreiben warten zu laſſen. Nun aber will ich Euch erzählen, und meine Lieben! ich kann Euch in kurzen Worten zuſammen faſſen, daß ich mich recht im Innerſten glücklich fühle, und daß ich alle Urſache habe, es auch äußerlich zu ſeyn. Eine Hoffnung um die andere geht in Erfüllung, meine Verhältniſſe haben mit dieſem heſperiſchen Frühling die ſchönſten Blüthen ausgeſchlagen, und ich bin nun vielleicht auf immer, zum wenigſten aber doch auf lange Jahre geſichert. Seit Monaten leb' ich

in einem niegefühlten Frohsinn, und ich bin nun in die Lebensepoche gekommen, wo der Mensch nach verwehten Stürmen der Jugend in Mäßigung und Vorsicht genießt und wirkt. Dazu ist freilich äußere pecuniäre Sicherheit erforderlich, und der Himmel hat mir sie endlich gegeben. Reimer in Berlin ist ein herrlicher Mann, er hat mir bis jetzt — vor dem Empfang des Manuscripts — ... Fl. geschickt und ich arbeite dafür nur zwei Monate. Es ist möglich, daß mir am Schluß dieses Jahres gegen 1800—2000 fl. eingegangen sind. Es ist mir noch nie vorgekommen, daß ich immer so 400—500 fl. baar im Schrank habe, wie jetzt, und Gott gebe, daß es so bleibe. Für jetzt hats allen Anschein. Denn schon hat Reimer wieder die Zeichnungen für den Almanach aufs Jahr 1830 bei mir bestellt, und ich kann ihn also fortsetzen. Sogleich nach Neapel abzugehen, und meine große Reise anzutreten, davon hält mich jetzt nichts mehr ab, als eine angefangene Arbeit, die ich vorher vollenden möchte, weil ich doch alsdann 6—8 Monate lang in der Welt über Land und Meer herumpilgern muß. Ich habe Hoffnung, den Vesuv speien zu sehen. Man glaubt allgemein, daß er auf den Herbst großen Lärmen machen werde.

Die drei Wochen, die ich auf der Reise war, gehören unstreitig zu den schönsten meines Lebens. In einer Gesellschaft junger Männer von vorzüglich feiner Bildung, welche sich einige Jahre in Paris aufgehalten, und mir sämmtlich werthe Freunde geworden sind, unternahmen wir die beschwerlichste Reise ins wilde Abruzzogebirg, an den höchsten Schneeberg Italiens, den Velino an dem See von Fusino nach Alba longa und Tagliacozzo, wir

ſahen das ungeheure Rieſenwerk des Kaiſers Claudius, den Waſſerkanal, den er 25,000 Palmen durch den Berg ziehen ließ, und tauſend intereſſante Dinge.

Jene Gegenden ſind wild und rauh, und dennoch von der ſchönſten italieniſchen Farbe verklärt. Der See iſt eine entzückende Waſſerfläche voll Dörfer und Städten an den violetten Ufern, und ſo klar wie ich noch nie, ſelbſt in Italien eine Fluth geſehen. Wir wurden in jenen Berghöhen, wohin nur wenige Reiſende durchdringen, weil es beſchwerlich, und durch die Räuber höchſt gefährlich iſt, wie Meerwunder angeſehen, die ganze Einwohnerſchaft verfolgte uns hinterher, und wir ſpeiſten immer vor dem halben Dorfe. Oft trafen wir kaum einen Biſſen ſchlechte Nahrung, in Avezano aber, einem Dörfchen am See, wurden wir ſo gut in einem Privathauſe aufgenommen, daß wir uns vier Tage in dieſer überſchwänglich reizenden Natur aufhielten, und uns nur mit Schmerz von dem lieblichen Ort trennten, an den uns noch dazu unſere einzig ſchönen jungen Wirthinnen feſſelten. Die Namen Clorinda, Gemma und Palmira werden mir immer ein freundliches Andenken an eine Gegend bleiben, wo nach der Meinung der Leute Abruzzeſiſche Banditen hauſen. Wir kamen über Berge von drei Stunden zu ſteigen, und wateten ſelbſt durch Schnee von drei Schuhen, während auf der Sonnenſeite des furchtbaren Gebirges Millionen Hyacinthen und Zeitroſen blühten. Nach unzähligen Abentheuern und Genüſſen in beſtändiger Heiterkeit und geſellſchaftlicher Luſt, ohne das geringſte Unglück, wiewohl nicht ohne manches Ungemach gelangten wir wieder in den römiſchen Staat zurück,

ſchwärmten in meinen Lieblingsorten, Sabiaco, Civitella und Olevano noch viele Tage, zogen ſodann in die Volskergebirge nach Coſi, und verweilten uns zwei Tage in dieſer wahrhaft himmliſchen Fels- und Blumenſtadt. Hier unter unzähligen blühenden Aloen, unter Oliven, Cypreſſen, Myrten und Palmen ſteht der unvergleichlich ſchöne Tempel des Hercules aus dem graueſten Alterthum in einem paradieſiſchen Garten, von dem aus das ganze unendliche Meer, das Cap der Circe, die drey Ponzainſeln und die pomptiniſchen Sümpfe ſich ausſtrecken. Sofort gings über das Albanergebirg wieder nach Rom zurück, nachdem wir noch den Feuerwein von Genzano tüchtig gekoſtet. Die Hitze drückte uns in den letzten Tagen mit einer Glut, wie ſie nur ſelten bei Euch im Auguſt iſt.

Dieſe drei Wochen lebten wir unter fortwährendem Geſang der Nachtigallen, denn der April iſt unſer Mai und dieſer Sängerinnen giebts hier im Süden Millionen. Ich fühle mich ſo unſäglich glücklich, daß ich Angſt hatte es möchte mich zu Hauſe ein Schlag von Bedeutung treffen, der mir die genoſſene Freude zernichte. Aber ich traf einen Brief von Reimer, der mir Geld ſchickte, und Eure Worte, liebe Eltern. So will ich denn nun dieſe unvergeßliche Wanderung in einer Reihe von Briefen beſchreiben.

Wenn ich die Reiſe antrete, und wie weit ſie ihr Ziel ausdehnen wird, iſt noch ungewiß. Reimer zeigt ſogar Luſt, mich nach Griechenland reiſen zu laſſen. Wahrſcheinlich geh' ich in acht Tagen, oder ſpäter aufs Land, nach Civitella, ein unbeſchreiblich reizendes Felſendorf im Sabinerland, anderthalb Tagreiſen von hier, und vollende

daſelbſt in Ruhe und Frieden und in der Nähe des ſchönen Olevano meine Arbeit. Mit dem Anfang der großen Hitze aber, im July ſpäteſtens, reiſ' ich ab, bleibe zwei Monate in Neapel und Sorento und auf den Inſeln Iſchia und Capri, durchziehe ſodann Calabrien, gehe nach Tarent und Reggio, dem äußerſten Ende Italiens, ſetze von da übers Meer nach Sicilien, durchſtreife die ganze Inſel, verweile mich einige Zeit in Syracus und Catania, und dann — der Himmel weiß, was dann geſchieht. Ich habe den Almanach zu ſchreiben wo, das weiß ich nicht? vielleicht auf einer der griechiſchen Inſeln, auf Zante, vielleicht in Neapel oder in Florenz, oder in Rom, und zwar vielleicht mit meiner ſchönen Olevanerin. Denn um Euch die Wahrheit zu geſtehen, es will mich oft bedünken, daß es doch beſſer wäre, wenn ich eine Frau hätte. Mein Auskommen ſcheint jetzt unzweifelhaft zu ſein und ich lebe hier nicht unter 400 Scudi des Jahrs, allein, oder mit einem Weibe, das iſt daſſelbe. Ich komme in ein geordneteres Leben, der Liebeshändel bin ich nach und nach ſatt, und eine Italienerin wäre im Stande, mich auch geiſtig zu feſſeln. Die Zucht auf dem Lande iſt groß unter den Mädchen, und ich glaube keine wohlgerathene, beſſere finden zu können, als jene Sabinerin. Ich hatte ſeit einem Vierteljahr aus vielen Gründen das Verhältniß abgebrochen, beſonders aber, weil ich Nazzarenen im Kloſter zu ihrer Ausbildung wiſſen wollte, und der Vater es nicht geſtattete.

Als ich neulich in Olevano war, hat mich das ſchöne Kind doch wieder gefangen, und zwar ſo, daß ich ernſtlich daran dachte, ihre dringenden Wünſche zu erfüllen, und

ſie zu heirathen. Aber ich bin vorſichtig in dieſem Punkte, und die Ehe hat etwas Banges und Schreckliches für mich, ſo — daß ich mich noch bedenken werde, und die Reiſe durch Land und Meer vielleicht den Gedanken wieder zerſtört. Uebrigens meine Sehnſucht nach einem ruhigen und geordneten Leben iſt groß, und, daß ich in der Ehe nicht zum Philiſter werde, dafür ſorgt das feurige, italieniſche Blut und die beſtändigen Reiſen, die ich jährlich nach allen Seiten zu machen habe. Wenn ich Euch dann einmal beſuchte, und meine Olevanerin vorſtellte, müßte ſie ſchon ein wenig Deutſch verſtehen. Euren Rath bitt' ich mir aus, verſichere aber aufs Ernſtlichſte, daß Ihr nicht zu befürchten habt, ich werde einen unbedachtſamen Schritt begehen, ſondern, daß eine ſolche Verbindung das Werk reiflicher Ueberlegung wäre. Das Mädchen ließe ſich von mir weiß der Himmel wohin führen. Schreibt mir aufrichtig was Ihr darüber denkt, ſeid überzeugt, daß ichs beherzigen werde, und beunruhigt Euch nicht im Geringſten. Ich habe acht Monate zu reiſen, und der Kopf wächſt einem leicht anders. Daß Ihrs verſchweigt, verſteht ſich. — Zum Unglück iſt G... abgereiſt, während ich am Lago di Fucino war und ich konnte zu meinem Leidweſen nichts überſenden. Dir, lieber Vater, will ich die Doſe erſt in Neapel kaufen, wo noch viel ſeltenere Dinge zu haben ſind; ſie muß von der Lava des Veſuvs oder des Aetna ſeyn. Durch meinen Almanach hoff' ich dem König von Baiern ein Vergnügen zu machen, da er für Italien ſehr eingenommen iſt. — Alle Tage wird der Kronprinz von Sachſen erwartet. Ich werde ihm durch ſeinen Begleiter, Director Hartmann, der

mir einen Brief von Hofrath Winkler bringt, vorgeſtellt werden. Den Fürſten Taxis hab' ich bei Graf Platen kennen gelernt. Letzterer iſt leider von hier abgereiſt. Der Neapolitaniſche Miniſter, Graf Voß, hat mir mein Trauerſpiel von Berlin gebracht, um es für den Druck zu corrigiren. Wenn der preußiſche Miniſter Bunſen wieder zurückkommt, will ich ihm den Hof machen, er will mir wohl und hat mir letzthin 25 Ducaten für Reimer geſchickt. Lauter gute Ausſichten. Gott erhalt' mich nur geſund auf der Reiſe. Eure Antwort adreſſirt nur hierher. K., ſchick' ich einen Wechſel. — Wär ich in einer Stadt von Handelsverkehr, ſo wollt' ich Carl bald unterbringen. Aber in Rom giebts nur Pfaffenhändel!

Lebt wohl, geliebte Eltern,

Euer Wilhelm.

II.

Die ſchwäbiſche Brüdergemeinde.

Von H. M . . z.

Es war ein trüber Sonntag Morgen, als ich Stuttgart verließ. Dampfend ſtiegen die Nebel aus dem Thale auf, ich mochte ſie als Symbol meines heutigen Beginnens nehmen.

Kaum hatte ich eine Stunde auf der Straße nach Ludwigsburg zurückgelegt, als ich links in den Wald zu lenken hatte. Alles in ſtiller Sonntags Ruhe; die Bäume troffen, über den Gräſern hing drückende Näſſe, kein Wunder, wenn es mir ſelbſt etwas Kopfhängeriſch zu Muthe ward, als ich meine erſte Station, die „Schlotwieſe" erreichte. Das iſt ein vereinzeltes Gehöfte zu einer Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder beſtimmt. Sie iſt im pietiſtiſchen Sinne gegründet und geleitet. Die Kinder traf ich ſtill, geordnet, reinlich an; was ich beobachten konnte, durfte keine üble Stimmung hervorbringen.

Um ſo ſchneller gings vorwärts durch den Wald. Hie und da zeigt ſich ein einzelner Pilger; einige blaſſe, ascetiſche Geſichter ſtreichen mit einem ſalbungsvollen guten Morgen vorbei, doch die meiſten gehen ſtill und andächtig vorüber, obwohl ſie den etwaigen Gruß zu erwiedern nicht vergeſſen.

Der Wald iſt durchſchnitten und mitten durch das flache Thälchen führt eine einfache Straße zu dem nahen ringsumwaldeten, klöſterlich abgelegenen Dorfe. Es iſt Kornthal, das ſchwäbiſche Herrnhut.

Wer je die tiefe Innerlichkeit des ſchwäbiſchen Naturells, die Fülle von Gemüth in dieſen ſchroffen, zähen, grobſchrötigen Naturen erkannt hat, wird keinen Augenblick anſtehen, hier eine ganz beſondere religiöſe Tendenz zu ahnen. Und in der That mögen wenig Länder und Stämme ſein, in denen ſich das religiöſe Bewußtſein ſo regſam und kräftig findet. Die Religion gehört zur Subſtanz des Stammes. — Wie jede Religion als Glaube ausſchließlich iſt, ſo wird, je feſter der Glaube, je mehr er mit der Perſönlichkeit verwachſen iſt, ſchon die geringſte Modification in Meinung und Lehre zu einem tiefgreifenden Unterſchied ſich geſtalten. Hat ja doch der Schwabe überhaupt nicht ſo leicht den freien Ueberblick, der in ſchnellem Herüber und Hinüber nicht blos divergirende Anſichten ſondern ſelbſt Extreme zur Einheit zurückzuführen weiß. Da iſt er viel zu langſam, an dem einmal Angenommenen hält er unerſchütterlich feſt. Eben darum zerreißt ſich das Bewußtſein ſelten in die Gegenſätze, zu denen ein leichteres Naturell ſich ſo gerne überſpannt. Die innere Gediegenheit, das gründlich in ſich gefeſtete

Bewußtſein geht nicht ſo leicht irr, mit ſicherm Takte hält es im tiefſten Innern die Wurzel der Wahrheit feſt, und dann mögen Zweige und Blätter in die reichſten Unterſchiede ſich entfalten — die Einheit, das Herzblatt des Gedeihens bleibt unverletzt. Nur hieraus laſſen ſich die religiöſen Phänomene erklären.

Es kreuzen ſich in dem kleinen Lande unter dem Geſammtnamen der Pietiſten, deren man über 30,000 zählt, die verſchiedenſten Schattirungen. Farbloſe Pietiſten, — Arndts, Bengels, Dann's, Hofackers, Knapps Verehrer und Freunde; Oetingerianer und Frikerianer mit myſtiſch-ſpekulativer Tendenz; Herrnhuter; Michelianer — Anhänger eines Michael Hahn (Michele genannt), der in ſeinem zwanzigſten Jahre eine dreiſtündige mit großer Wonne verbundene Erleuchtung erlebte, welche ſich einige Jahre nachher wiederholte und volle zwei Jahre dauerte. Er hielt hierauf Erbauungsſtunden und ſchrieb bis in ſein ſechszigſtes Jahr (†1819) eine Reihe noch jetzt zu tauſenden ſich verbreitender theoſophiſch-ascetiſcher Schriften; endlich Prägizerianer, von einem Pfarrer dieſes Namens ſich herſchreibend, deren Hauptbuch die Apokalypſe iſt.

Glaube und Hoffnung, Buchſtabe und Geiſt, Geſetz und Evangelium — Alles iſt hier repräſentirt. Die einen glauben als Wiedergeborne nicht mehr ſündigen zu können, die andern wollen nur Sünder ſein und von der Gnade leben; dieſe halten ſich an ihre Geſetzesgerechtigkeit; jene rühmen ſich der Freiheit der Kinder Gottes; dieſe warten auf das tauſendjährige Reich, jene ſchwärmen für den ſüßen Bräutigam ihrer Seele; dieſe kleben am Buchſtaben des Symbols, jene geben allein der Schrift

die Ehre. In dieſer bunten Miſchung, ſollte man denken, müßte aller Friede geſtört, alle Einheit zerriſſen ſein — allein eben das Nebeneinanderſtehen ſo vieler Richtungen iſt die Gewähr für eine jede. Der innere Einheitspunkt für alle aber iſt das treue Feſthalten am bibliſch-chriſtlichen, und auf dieſem reinen Glaubensgrunde erbauen ſie ſich in und neben der Landeskirche, von der ſie ſich nicht trennen, und von der ſie ſich unter einer humanen, weiſen Regierung nicht zu trennen brauchen. Wie der Schwabe überhaupt weniger nach außen organiſirt iſt und lieber in ſtiller Eingezogenheit dem Hauſe, der Familie lebt, ſo prägt ſich auch dieſen religiöſen Gemeinſchaften ein häuslicher, familiärer Charakter auf, welcher geräuſchlos nach innen lebt und wirkt.

Nur ein einziges Mal drohte der Kirche ein entſchiedenes Schisma. Vor ungefähr zwanzig Jahren ſollte ein neues Geſangbuch und eine neue Liturgie eingeführt werden. Auch wenn das neue in ſeinem ſupranaturaliſtiſch-rationaliſtiſchen Zuſchnitt etwas vor dem Veralteten voraus gehabt hätte, ſo war der Gedanke, das Althergebrachte, durch Gewohnheit Geheiligte, in's Herz und Gedächtniß Gewachſene nun mit einem Schlage wegwerfen zu müſſen, für das einfältige, treuherzige Bewußtſein von vernichtender Wirkung. Ihm iſt die Form zu ſehr mit dem Inhalt identiſch; das iſt bei allem Glauben ſo, mit dem Heiligthum wird der Heilige vernichtet, zerbrich die Form und du ſuchſt umſonſt dem ſchlichten, in die Sache verwurzelten Sinne den Inhalt zu retten.

So erhoben ſich die frommen gegen jene liturgiſche Revolution und mehr als ſechzig Familien wollten lieber

ein Vaterland als eine alte Litanei aufgeben. Ein tüchtiger Mann ſtellte ſich an die Spitze und errang ſich und den Seinigen eine ſichere, von dem Staate nicht blos geduldete, ſondern garantirte, ja privilegirte Exiſtenz. Seit 1819, wo die Kolonie ſich in Kornthal anſiedelte, blüht die Gemeinde bei trefflicher Organiſation und Verwaltung, bald wurde es der Mutter zu enge und ſeit mehreren Jahren erblüht ihr in Wilhelmsdorf eine wichtige Tochterkolonie.

Die Gemeinde bildet einen freien, in ſich geſchloſſenen Organismus; ſie hat das Recht, nur diejenige Kirchenordnung, Liturgie und Disciplin zu handhaben, welche ihrer Ueberzeugung nach mit dem göttlichen Worte übereinſtimmt; denn nicht überall, ſo iſt ihr echt proteſtantiſcher Grundſatz, ſind dergleichen Ceremonien von Nöthen, wenn nur das Evangelium lauter gelehrt und die Sakramente recht vertheilt werden. Prediger und Schullehrer werden gewählt und Kirche und Schule iſt nicht der Aufſicht des Konſiſtoriums, ſondern unmittelbar der Regierung unterworfen. An Eidesſtatt gilt Ja und Nein; zur Vermeidung der Prozeſſe unter ſich beſteht ein Friedensgericht; der Zunftzwang iſt aufgehoben, obgleich jedes Gewerk nur von Einem getrieben werden darf; die innere religiöſe und polizeiliche Ordnung handhabt der weltliche Vorſtand in Gemeinſchaft mit dem geiſtlichen; eine Miſſions- und Bibelanſtalt, eine Leihkaſſe, eine Armenpflege, ein Erziehungs- und Rettungsinſtitut für Kinder ſind integrirende Theile des Gemeindeorganismus.

Ein großer Dorn im Auge des poſitiven Staatsrechts, dieſe Gemeinde! Aber muß denn regiert werden

auch wo es nichts zu regieren giebt? Wenn eine Gemeinde in ihrer Verfaſſung, welche auf einer gediegenen ſittlich-religiöſen Baſis beruht, die Gewähr für Recht und Ordnung leiſtet, wenn ſie Gott giebt, was Gottes iſt und dem Könige, was des Königs, ſollte man ihr da das Recht einer ſelbſtſtändigen Exiſtenz nicht gönnen? Gewiß, dieſe Gemeinde hat einen Triumph über das Allerweltregierungs- und Bevormundungsſyſtem gefeiert und liefert in einem tadelloſen Beſtande einen Beweis für die Kraft wahrer evangeliſcher Freiheit und zeigt die politiſche Freiheit in der That nur im Gefolge der ſittlichen als möglich. Es iſt ein Sieg des modernen Geiſtes über ſeine feudalen Anhängſel, ein Sieg der freien Subjektivität über den Dogmatismus der gewöhnlichen kirchlichen und politiſchen Katechismen. Zugleich iſt es ein Zeugniß für die Elaſtizität des Proteſtantismus — das katholiſche Dogma hätte nichts eiliger zu thun gehabt, als die Ketzer wo nicht zu verbrennen, ſo doch zu verdammen und zu verbannen. — — „Aber wenn es alle Gemeinden ſo machten?" Es wird nicht geſchehen und wenn auch, ſo wäre es wohl ſo übel nicht! „Was ſollte dann aus dem Staate werden?" Wenn Regierung und Staat identiſch iſt, wäre es ſchlimm, aber wenn der Staat ein Organismus des ſittlichen Geiſtes iſt, ſo geht es euch nichts an, wo und wie er ſich ſeine Organe beſtellt. Könnt ihr euch keinen andern Staat denken als umſponnen mit dem Netz der Bureaukratie, als zuſammengehalten von jenem Beamtengewebe, deſſen Fäden und Federn ſich nach dem Takte der Schloßuhr bewegen, jenen Mechanismus, der in ſeiner Aeußerlichkeit nie mit dem Volke zu einem in-

nern Organismus verwachſen kann? Vielleicht gehört die Idee eines ſolchen ſittlichen Organismus, der in ſich ſelber bis in's einzelnſte gegliedert zu dem großen Ganzen einer ſittlichen Weltordnung ſich abrundet, zu den erlaubten philoſophiſchen Träumen. Die Presbyterialverfaſſung, der ſich die unſrer Gemeinde ſo vielfach nähert, iſt ohnehin eine geſchichtliche Thatſache und hat wohl noch eine Zukunft vor ſich. — —

Die Kornthaler Gemeinde lebt ſicherlich ein tüchtigeres, geordneteres Leben als Millionen andere unter den Augen des Militairs, der Polizei und der Spione. „Auf dem Grunde der Apoſtel und Propheten, da Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt," will ſich dieſe Gemeinde keineswegs ſektireriſch ausſondern, ſie nimmt aus der Landeskirche ihre Geiſtlichen und giebt ihr Zöglinge zurück; die chriſtliche Kirche überhaupt beſteht ihr aus der Verſammlung aller Gläubigen und daher verpönt ſie grundſätzlich allen Religionshaß.

Man kann ſich die Wichtigkeit einer ſolchen Gemeinde für den Pietismus denken, ſie iſt in der That ſein Aſyl, ſeine Pflanzſchule. Neue Einbürgerungen zwar ſind von Seiten der Gemeinde ſehr erſchwert, wie ſie ſich auch die Ausſchließung nicht zuſagender Glieder vorbehält, aber das Mekka der gläubigen Pilger iſt Kornthal von jeher. Doch dürfen die Sakramente nicht mehr an die Mitglieder benachbarter Gemeinden ausgetheilt werden. Am ſtärkſten iſt die Wallfahrt am Oſterfeſte, wo ein Morgengottesdienſt auf den Gräbern Sinn und Gemüth feierlich anregen muß. Die Gäſte werden freundlich aufgenommen, wenn ſie es darauf anlegen, ſonſt ſteht ein ſtattli-

ches Wirthshaus zu Gebot. In dieſes zog auch ich mich zurück, nachdem ich das in's Gevierte regelmäßig gebaute Dorf mit ſeinen geraden, reinlichen Straßen und einfachen, ſoliden Häuſern beſichtigt. Der Gaſtwirth darf in einem und demſelben Zimmer nur einen Schoppen Wein an den Gaſt verabreichen, was darüber iſt, wäre vom Uebel. Doch ſollen, ſo ließ ich mir erzählen, durſtigere Brüder dadurch zu ihrer Rechnung kommen können, daß ſie ſich in einem andern Zimmer wieder einen Schoppen reichen laſſen und ſofort bis die Zahl der Zimmer und Schoppen voll iſt.....

Nirgends war es mir heute noch möglich geworden, ein Geſpräch anzuknüpfen, auch hier nicht. Die Wortkargheit des Schwaben war mir zu bekannt, als daß ich daraus ſpezielle Conſequenzen gezogen hätte. Die Leute gingen ſtill ihren Gang und harrten gelaſſen und ruhig der Glocke. Eben ſo ſtill und ſinnig verhielt ſich die Maſſe der Kirchgänger, welche in der meiſt dunkeln Landestracht nicht mehr und nicht weniger ſonntäglich geputzt als anderswo, ſich auf dem Vorplatze verſammelten. Umſonſt ſuchte ich nach den hohlen Augen, nach den eingefallenen Geſichtern, den blaſſen, geſenkten Köpfen; es trug ſich Alles ſo einfach und gelaſſen, ſo geſetzt äußerlich, ſo einfach innerlich wie es allerdings von dieſem geſunden Landvolk zu erwarten war. Nur die ſitzende Lebensart hegt auch hier jene myſtiſche Bläſſe und mit Leichtigkeit waren die bleichen Schuſter- und Schneidergeſichter aus der nahen Reſidenz herauszukennen.

Die Glocke läutet zur Kirche und alsbald füllen ſich die wohlgeordneten Bänke und Empore. Wir ſind in

einem modernen Betſaal, weiße Wände, ohne Schmuck und Gemälde. Die eine längere Wand nimmt die Männerempore ein; ihr gegenüber befindet ſich in der Mitte der andern Wand ein einfacher Altar auf einer Erhöhung mit runden hölzernen Stufen, er vertritt zugleich die Stelle der Kanzel. Auf ſeinen zwei Ecken ſteht das Crucifix und das Kreuz mit der ehernen Schlange, Symbole der Sünde und Gnade, in deren Gegenſatz ſich das Bewußtſein der Gemeinde vorzugsweiſe bewegt; hinter dem Altar ſitzt auf einer Bank der Geiſtliche in einfachem ſchwarzen Fracke, ihm zu beiden Seiten längs der Wand hin der weltliche Vorſtand mit dem Gemeinderath. Rings vor den Stufen der Eſtrade ſitzen die Schulkinder, weiter zurück die erwachſenen Söhne und Töchter, weiter im Fond der Kirche die Frauen. Von der Decke hängen drei einfache Kronleuchter herab zum Gebrauche beim heiligen Abendmahl, das regelmäßig um die andere Woche am Sonnabend Nachts gefeiert wird. Auch darin weicht der Ritus von der Landeskirche ab, daß die Feiernden Wein und Brod, nachdem es der Geiſtliche geſegnet, unter ſich herumreichen.

Der Gottesdienſt beginnt mit einer Cantate, die von jüngern Perſonen auf der Orgel unter Muſikbegleitung geſungen wird. Hierauf beginnt der Geiſtliche aus ſeinem Geſangbuche ein Lied Satzweiſe vorzuſprechen, das ſo zur einfallenden Orgel von der ganzen Gemeinde, die ohne Bücher iſt, nachgeſungen wird. — Dieſe Einrichtung erſcheint unſchön, unzweckmäßig, aber charakteriſtiſch. Was iſt ſchöner und ergreifender, als wenn an heiligem Orte der Choral mit ſeiner unendlichen Gewalt

dahin fluthet und mit ureigener Kraft das Gemüth zum Himmel zieht. Da iſt nur ein Gefühl, nur ein Ton, jedes Herz erſchließt ſich und ſtrömt in gehaltenem Rhythmus ſein Tiefſtes und Frömmſtes aus. Und kann es erbauend, belehrend ſein, wenn mir der Inhalt ſo vorgebröckelt wird, wenn ein ſpäterer Satz den frühern vollenden ſoll und ſo am Ende der Anfang vergeſſen iſt? Aber dieſes langſame, deutliche Vorſprechen und ſchülerhafte Nachſingen entſpricht ganz der ſchwäbiſchen Art, ganz dieſem Pietismus, der im verſtändigen Bibelworte, in der einfachen evangeliſchen Lehre vom Glauben, einer myſtiſchen Erbaulichkeit und Ueberſchwenglichkeit fremd dem praktiſchen, zweckmäßigen, faßlichen huldigt und daher auch die Kirche zur Schule macht, um ſich ſein Wiſſen und Glauben deutlich und ausdrücklich zuſammenzubuchſtabiren.

Von dem Vorgeſprochenen erinnere ich mich folgender Stelle:

„— — — — — Höchſter Prieſter"
Komm, ſo tödt' und ſchlachte hin
Meinen Willen, meinen Sinn;
Reiß mein Herz aus meinem Herzen
Soll's auch ſein mit vielen Schmerzen —
Trage Holz auf den Altar
Und verbrenn mich ganz und gar.
— — — — — — — — —
Alſo werd' ich noch auf Erden
Gott ein liebes Opfer werden."

Allerdings eine eigene, doch durchaus praktiſche Richtung: Das Fleiſch iſt nichts nütze, der Eigenwille muß geopfert werden, wenn der Geiſt der Gnade erſcheinen ſoll. Das iſt nicht jene energieloſe Herrnhuter Kopfhängerei, jene unſinnige, unſchöne Blut- und Wundenliebelei des „Brü-

derkirchleins," wie ſie z. B. in folgendem Liede aus dem Geſangbuch der Brüdergemeinde (Nr. 636) in aller Monſtroſität ſich findet:

Was iſt die lieblichſte Figur
Des Schönſten aller Menſchen Söhne?
Es iſt die ganze Poſitur
Des Lamms in ſeiner Leidens-Schöne;
Das iſt die lieblichſte Geſtalt,
Davon der Braut das Herze wallt;
Sie funkelt uns in unſern Herzen,
Wir weiden uns in ſeinen Schmerzen,
Wir ſehn im Geiſt das Marterlamm
Und ſehen unſern Bräutigam.

Der Blick in ſeine Nägelmaal,
Der uns einmal das Herz genommen,
Die unverdiente Gnadenwahl,
Durch welche wir dem Feind entkommen,
Des Lämmleins ew'ge Bundestreu
Die ſei uns heut und ewig neu.
Im Schrein, daraus das Blut gefloſſen,
Erhalte uns der Freund verſchloſſen,
Bis wir ihn einſt leibhaftig ſehn,
Den Bräutigam ſo wunderſchön!

Von Derartigem hält ſich der geſunde Schwabenſinn entfernt, davon zeugte auch der nun folgende Vortrag. In einfach verſtändiger Sprache, hie und da faſt zu populär, in trockener, vertraulicher Rede erklärt der Geiſtliche ſeinen Text, oder deutet ihn wohl hie und da auch ein wenig ſeltſam aus, wie wenn er „Höhe, Breite, Tiefe, Länge" allegoriſch auf das Verhältniß des Chriſten zu Gott bezieht, oder das menſchliche Herz, wenn es inwendig chriſtlich erleuchtet iſt, mit der Stiftshütte vergleicht, welche inwendig mit prächtigen Teppichen von „Scharlaken und Roſinroth" verziert ſei, aber außen mit Dachs- und Widderfellen..... Das Lehrhafte verdrängt das Rheto-

riſche faſt ganz, kaum einigemal wird ein höherer Aufſchwung verſucht, obgleich Gefühl und Gemüth in dem treuherzigen Tone ſich nie verleugnet. Alles wurde unmittelbar praktiſch gewendet und in ſchlichter, zutraulicher Anſprache den Zuhörern wie in der Kinderlehre nahe gelegt.

Aufregend, effektvoll, ergreifend iſt dieſer Gottesdienſt nicht, für Sinn und Phantaſie fand ich keine Nahrung. In der That, ich hatte es doch anders erwartet. Freilich durften jene Ausbrüche einer glühend gereizten Phantaſie, jene puritaniſchen Donner, jene ſyſtematiſchen und methodiſchen Krämpfe anderer Sekten eben ſo wenig als die unmännliche Zerfloſſenheit kopfhängeriſcher Schwärmerei bei einer Natur geſucht werden, welche gewohnt iſt, in feſtem Schritt und Tritt ihre Wege zu gehen, und in nüchterner Verſtändigkeit den Gehalt des Gemüthes zu verarbeiten. Dieſer ſtete Wechſelprozeß, mit dem ſich Verſtand und Gefühl durchdringt, hindert eine einſeitige Verfeſtung und löſt jeden Verſuch zu Fixirung des geſunden Verlaufes in die einfache Dialektik erbaulicher Belehrung auf. Die gottfreudige Zuverſicht auf die Rechtfertigung des Sünders in Chriſto iſt der einzige Grundton, welcher das tief innerliche Bewußtſein durchzittert. —

Wenn man dieſer Gemeinde ihren Chriſtus nähme! — mit dieſem Gedanken trat ich den Rückweg an auf der Straße nach dem nicht weit entfernten Ludwigsburg. Dr. Strauß und Kornthal — welch' eine ungeheure Kluft! Und darf ſie denn nicht ausgefüllt werden, wenigſtens durch ein gemeinſames Streben nach Tugend und Wahrheit? Nein, antwortete ihm Hengſtenberg, äußeres Wohl-

verhalten thut's nicht, ein Anderer iſt's, der Herzen und Nieren prüft, und verflucht iſt, heißt es, wer ſich auf ſeine Gerechtigkeit verläſſet. Nur das Blut Jeſu Chriſti macht uns rein von allen Sünden.... Das iſt der fürchterlichſte, durch Mark und Bein ſchneidende Gegenſatz, der uns im Gewirre der Meinungen und in der Gewohnheit des Tages nur ſelten zum Bewußtſein kommt.

Ich konnte nicht leugnen, daß der Pietismus das chriſtliche Dogma in achtungswürdiger Treue und Conſequenz feſthält. „Nun, ſehen Sie, entgegnete ein indeſſen zu mir getretener junger Mann, deſſen pietiſtiſche Richtung mir wie ſein wiſſenſchaftliches Talent noch von der Akademie her ſelbſt aus freundlicher Annäherung bekannt war; ſehen Sie, wie ungerecht man den Pietismus beurtheilt und behandelt. Was iſt Pietismus, worin beſteht er; wie wenige ſeiner Verfolger kennen ihn weiter als von ſeiner Oberfläche? Man hält die Abſonderung, das Conventikelweſen für weſentlich, und ſieht nicht auf das Innere. Auf jenes verzichte ich, ich halte es für nicht weſentlich und ſuche jederzeit die brüderlichſte Annäherung, aber man ſtößt uns zurück, man ſchmäht und verfolgt uns, als ob es nicht der einige reine Chriſtusglaube wäre, den wir zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens machen, der Glaube, den das Wort Gottes uns ſchenkt, den Luther, der Mann Gottes uns wieder errungen. Was iſt da Schlimmes, was Gefährliches, was Verächtliches?“ —

Allerdings, gar nichts, entgegnete ich, aber was das Weſen des Pietismus betrifft, ſo iſt er dualiſtiſch, daher der Form nach einſeitig. Dualiſtiſch, denn er ſcheidet zwi-

ſchen Fleiſch und Geiſt, Welt und Gott, Erde und Himmel auf eine Weiſe, als ob Fleiſch, Welt und Erde Nichts und in reinem Gegenſatz zu Geiſt Gott und Himmel wäre, und wendet ſich daher auf eine einſeitige Weiſe Letzterm zu, was denn nothwendig eine Abſonderung aus der argen Welt d. h. eine Verdammung und Verbannung alles deſſen zur Folge hat, was im Erſtern nicht lauter Schlimmes und das Letztere nicht ohne jenes Erſtere möglich finden kann. Daher glauben Sie mir, Sie ſind inconſequent, wenn Sie das Ausſchließliche und Private des pietiſtiſchen Lebens und Treibens für unweſentlich halten. Luther's Gemeinſchaft der Gläubigen und Spener's ecclesiola in ecclesia ſind zweierlei. Warum ſo ausdrücklich Profeſſion von ſeinem Chriſtenthum machen, warum auf ſeinen Glauben beſonders patentirt und privilegirt ſein wollen? Glauben nicht andere auch, ohne damit vor allen andern Gläubigen etwas voraus haben zu wollen? —

„Ich gebe die Einſeitigkeit der Richtung zu, aber Sie ſind ſicherlich billig genug, beſondere Bedürfniſſe beſondern Individualitäten einzuräumen. Chriſtus iſt dem Pietiſten allezeit nahe, er iſt ihm Hauptſache, auf ihn ſchaut er allein, was iſt aber verdammliches an denen, ſo in Chriſto Jeſu ſind? Und ſollen ſie ihr theuerſtes Gut von roher Hand verletzen laſſen, ſollen ſie auf dumpfes Blei ſchlagen, wenn ſie den Glockentönen der Wahrheit lauſchen möchten? Was bietet ihnen die Geſellſchaft, die Welt für die heiligſten Intereſſen? Wer will es verargen, wenn ſich hier wie überall die gleichen Geſinnungen zuſammenſchließen, wenn es nur ſonſt ohne Tadel und

Schaden geſchieht? Die Freiheit des Gewiſſens darf auch hier nicht verletzt werden. — Was aber nun das andere betrifft, ſo halten ſie nur feſt an der Bibel, welche lehrt, daß das Fleiſch widerſtrebet dem Geiſt, und daß nur der Glaube, nicht an die Welt, ſondern an Chriſtus ſelig mache." —

Auch darüber iſt das fortgeſchrittene Bewußtſein wie es ſagt, hinaus; Welt und Gott, Geiſt und Fleiſch ſchließen ſich nicht aus, ſondern ein, keines ohne das andere, ſie ſind nicht einerlei aber in Einheit; nicht der Teufel, ſondern Gott hat die Welt geſchaffen, ſie iſt nicht ungöttlich. Auch der Menſch darf nicht dualiſtiſch zerriſſen werden, er iſt von Natur ebenſowohl gut als böſe; die Tugenden der Heiden ſind nicht blos glänzende Laſter und wenn wir in der Erſcheinung Chriſti die innerſte und tiefſte Offenbarung des Geiſtes, die Menſchwerdung des Logos ſelber feiern, ſo iſt er nur innerhalb der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechtes, deſſen Spitze er iſt, deſſen Eigenſtes und Letztes, deſſen innerlichſtes und höchſtes Beſitzthum er an's Licht gebracht hat. Das Bewußtſein, das in Chriſtus der Menſchheit aufgegangen iſt, das Licht, das er entzündet, ſtrahlt in den mannichfaltigſten Radien aus, erſcheint in unendlichen Reflexen, in einer Fülle von Charismen, die alle im Geiſte Chriſti wurzeln und alle auf ihn zurückführen, wenn auch in anderen Formen. Sie erfaſſen dieſen Geiſt im Glauben und Millionen mit Ihnen, aber andere im Wiſſen, andere im Handeln und tauſende mit ihnen — wer heißt Sie dieſe als nicht auf dem wahren Wege zum Heile begriffen verdammen? Oder

müſſen Sie das nicht, wenn der Glaube allein zum Heile führt?

„Ich verdamme Niemand, ſelbſt wenn er das Heil noch nicht in Chriſto gefunden.“ — Wenn er es aber auf anderm Wege ſucht und findet? — „Es giebt viele Wege, aber alle müſſen zuletzt auf die eine Bahn des Glaubens kommen, ſonſt führen ſie irr.“ —

Sagen Sie lieber, es giebt ein Ziel, aber vielerlei Wege, und noch mehr Formen und Weiſen, ſich ihm zu nähern. —

„Das einzige Heil iſt Chriſtus, der einzige Weg zu ihm der Glaube. — Was iſt Heil? doch wohl die Verſöhnung und Einigung des Menſchen mit Gott, dem Abſoluten; der Menſch bedarf eines abſoluten Halt- und Mittelpunktes, dieſer bietet ſich unmittelbarer Weiſe im religiöſen Glauben dar, in welchem das Abſolute als dem Subjekt gegenwärtig und innerlich Eins errungen und bewußt wird. Aber dieſes Bewußtſein wird auch noch von andern Seiten des Geiſtes aus errungen. Vermöge ſeiner geiſtigen Organiſation iſt Einem nicht das unmittelbare Bewußtſein der Verſöhnung im religiöſen Gefühl und in der religiöſen Anſchauung Bedürfniß, ſondern ſein auf die Vermittelung angelegter Geiſt ergreift die abſolute Idee in ſchöpferiſcher That oder in der Schärfe des philoſophiſchen Gedankens und ſucht mit frommem, tüchtigem Streben ſie ſo viel an ihm liegt, im ſittlichen Leben zu realiſiren. Es gab wohl auch eine Zeit, da er ſelig in ſeinem Glauben war, aber da kam der Gedanke und zernagte ihm ſeine Seligkeit, er ſuchte zurückzuſtürmen in den Glauben ſeiner Kindheit, doch je mächtiger er ausgriff, je ge-

waltſamer er das Vergangene zurückrufen wollte, deſto weiter entfernte es ſich. Das war eine Zeit der Verzweiflung und war vom Zweifel der Rückweg zum Glauben abgeſchnitten, ſo gab es nur den Weg vorwärts in die energievolle Erfaſſung der Idee, um ſie mit der Thatkraft des ſtrebenden Geiſtes im Gedanken zu ergreifen und in der That zu realiſiren. So erringt er die Einheit mit dem unendlichen Geiſte, gewinnt an dieſem ſeinen Halt und ſeine Fülle, ſeine Kraft und ſein Leben, ſo iſt er auf dem Wege des Heils, ſo ſein Bedürfniß befriedigt. —

„Mit nichten, erwiedert der Freund, weder im Handeln noch im Erkennen giebt es ein Letztes, ein Bleibendes, je mehr Einer thut, deſto mehr giebt es zu thun, je mehr Einer forſcht, deſto unnahbarer erſcheint die Idee und noch keine That hat das Abſolute gethan, noch keine Philoſophie hat das Letzte und keine iſt als die Letzte gefunden.“ — Allerdings beſitzt der Glaube das Abſolute einmal für allemal in ruhigem Genuſſe ſeiner Seligkeit, wenn — keine „Anfechtung“ ihn beunruhigt; der Forſcher dagegen darf nie ruhen, die That ſich nie genügen, aber eben dieſe Unruhe, dieſes unabläſſige Streben iſt ſelbſt Genuß, die Augenblicke, da dem begeiſterten Blicke ſich eine Ausſicht in das Reich des Geiſtes eröffnet, und der begeiſterten That ein Griff in's Abſolute gelingt, da der Gedanke den Gedanken erfaßt, der Geiſt ſich als ſein Eigenſtes entgegenkommt, und der Wille ſein Eigenſtes zur Wirklichkeit ſchafft, das ſind Momente der Seligkeit — mehr Werth als tauſend Jahre ſeliger Langeweile nach gewöhnlicher Vorſtellung — das ſind Verſöhungsfeſte des Geiſtes. Und was das Erringen eines Letzten und

Fertigen betrifft, ſo hat ja auch der Gläubige ſich immer wieder ſeines Objektes durch feierliche Begehungen zu vergewiſſern und in ſittlicher Beziehung kann ein unabläſſiges, redliches Ringen und Kämpfen weder der vom Glauben noch der von der Idee begeiſterte Wille entrathen. —

„Jene geiſtigen Genüſſe ſchließt der Glaube nicht aus, ſie ſind nur Radien des Centrums, das der Glaube einnimmt, und dieſer begeiſtert ſich nicht an einer abſtrakten Idee, ſondern erwärmt und belebt ſich an der lebendigen Erſcheinung des Gott-Menſchen.“ —

Eine abſtrakte Idee iſt keine, ich meine die concrete, lebendige Idee, welche das Gemüth im Innerſten ergreift, der ſich der ganze Menſch mit religiöſer Begeiſterung hingiebt, und von der er Muth und Kraft zum Vollbringen empfängt. Die Menſchwerdung der ſittlich-religiöſen Idee in Chriſtus, aber natürlich in der Umſchränktheit ſeiner Lebensſphäre wird auch der philoſophiſchgebildete anerkennen und feiern. In ihm hat ſich der endliche und unendliche Geiſt abſolut auf religiöſe Weiſe geeinigt, er iſt die fleiſchgewordene Idee der Religion; der religiöſe Glaube an Gott muß mit dem an Chriſtus zuſammenfallen. In dieſer Unmittelbarkeit iſt er das Princip eines ganz neuen Geiſteslebens geworden, der ganze Geiſt iſt neugeboren, zunächſt in unmittelbar religiöſer Beziehung. Darum ſchöpft von ihm zunächſt die Religion die Idee des Abſoluten, aber ebenſo vermittelt ſich ihm die That und die Wiſſenſchaft. Sie werden gern zugeben, Goethe und Shakeſpeare, auch Schiller waren keine guten Chriſten, und doch ſind ſie Dichter des chriſtlichen Geiſtes, der durch Chriſtus zum Bewußtſein gekommenen abſoluten Idee.

So iſt der chriſtliche Geiſt in jeder Beziehung eine Thatſache, ein Beſitzthum nicht blos der Kirchenhiſtorie, ſondern der Weltgeſchichte. —

„Das, was vom chriſtlichen Geiſte in das allgemeine Weltbewußtſein und in die allgemeine Zeitbildung übergegangen iſt, iſt wenig genug und reicht niemals aus für die höchſten Aufgaben der Religion und Sittlichkeit.“ —

Was noch nicht geſchehen, kann und muß werden. Die unendliche Vertiefung des Geiſtes in ſich, wie ſie ſeit Kant auch zum philoſophiſchen Bewußtſein gekommen und durch Fichte namentlich zu einem ſo mächtigen Moment geworden iſt, darf nie mit jener Gott- und Geiſtverlaſſenen Weltlichkeit und Fleiſchlichkeit des vorchriſtlichen Lebens verglichen werden. Die Bibel mußte den Geiſt blos religiös faſſen und ihn dem Fleiſche gegenüberſtellen, aber die Religion iſt nur eine Erſcheinungsform des Geiſtes, und zwar die unmittelbare in Gefühl und Gemüth; derſelbe Geiſt hat ſich nun auch in der That und in der Wiſſenſchaft zu entfalten geſucht, und das Herausleben des religiöſen Geiſtes in dieſe andern Formen iſt der Hebel der Geſchichte, nicht, wie die Pietiſten wollen, das Herausleben aus denſelben in das Dogma. — Das Weltliche und Geiſtliche ferner dualiſtiſch ſcheiden, heißt die Reformation verleugnen, welche alle, auch die proteſtantiſche und pietiſtiſche Hierarchie gerichtet hat. Alles was wir ſind, tragen wir vom Chriſtenthum zu Lehen, und darum, ſofern wir im Elemente des Wahren, des Guten, des Schönen zu ſtehen uns bewußt ſind, fühlen wir uns vom chriſtlichen Geiſte umweht, fühlen wir uns als Glieder der chriſtlichen Kirche, wenn wir auch ihre Dogmen fallen laſ-

ſen müßten. Oder iſt denn unerbittlich extra ecclesiam nulla salus! —

„Nulla!“ ſofern, „um die Reformation nicht zu verleugnen“ Kirche und Glaube identiſch iſt. Ich verwerfe die Wiſſenſchaft nicht, ſie ſoll mir Rechenſchaft von meinem Glauben geben, aber ihn nicht zerklauben; ich laſſe ein tüchtiges ſittliches Streben gelten, wo es ſich zeigt, aber nur der Glaube macht ſelig, nur er gibt Kraft und Freudigkeit zum Guten, die wir aus uns ſelber nicht nehmen können; — Alſo iſt die Wiſſenſchaft die Magd des Glaubens und — „Still, unterbrach er, ſehen Sie auf die vielen trefflichen Männer, die nach einer leichtſinnigen, im Leben und Wiſſen der Welt verſchwendeten Jugend oft ſo plötzlich auf den Weg des Heils geriethen, daß Böswillige und Skeptiſche ſolche raſche Uebergänge zu verdächtigen ſuchen. Allein denken Sie an Paulus, Luther, Auguſtin, Franziskus, Bernhart, Fenelon ꝛc. — was lange in ihnen gährte, brach endlich mit Geiſt und Körper erſchütternder Gewalt hervor. Das ſind nicht die oberflächlichſten Gemüther, welche ſich ſo — ich ſage entwickeln, denn an einem Vermittlungsprozeß fehlt es weder vorher noch nachher. Ich will Ihnen, fuhr er wärmer fort, auch meine innere Geſchichte erzählen. Sie iſt nicht ſo raſch und hat vor Tauſend andern nichts voraus. Auch ich hatte eine Zeit, da die Kritik, der Zweifel mit ſeiner kalten Kraft gegen den warmen Glauben der Jugend ſich erhob; ich ſtudirte mit aller Macht Philoſophie, las Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und las mehr als ich verſtand, aber ohne Befriedigung. Ich rang mit der Verzweiflung, mit dem Tode, da wies mich ein freundlicher Lehrer auf

das Wort Gottes hin. Ich las und konnte nicht genug leſen; Schritt vor Schritt erweiterte ſich die Erkenntniß, Sünde und Gnade lag nicht mehr wie Hölle und Himmel von einander, der Himmel ſtieg zur Erde herab und Friede und Freude in meine zerquälte Seele. Der größte Lügner wäre ich, wenn ich ſagte, es wäre nicht ſo. Ich konnte mein Glück kaum faſſen, ich war mit meinem Gott, mit mir ſelbſt wieder Eins geworden und die Opfer des glühendſten Dankes ſtiegen von dem Altar meines nicht mehr in den Qualen der Hölle, ſondern von dem milden Feuer himmliſcher Liebe brennenden Herzens. Glauben Sie mir, der Glaube macht ſelig!....

Gern drückte ich dem Freunde die Hand, wie ſollte ich ihm nicht glauben, wie ſollte ich die tauſend Beiſpiele, die mir die Geſchichte unſerer Kirche, vor Allem in ihren drei großen Koryphäen darbietet, vergeſſen; o ich kann mir es denken, welch' eine unendliche Wonne ſich in das Herz ergießt, wenn der hoffende, bittende Blick des Glaubens „Gnade" auf den Lippen des göttlichen Richters lieſt, Gnade durch Jeſus Chriſtus, Freiheit von Sünde und Tod. Ich bin weit entfernt von der Flachheit, welche Ihrem Gott das Begnadigungsrecht abſpricht, zwiſchen dem Begriff von Liebe und Gerechtigkeit markend — als ob „Gott nicht größer wäre als unſer Herz." Ich fühle was Paulus meint, wenn er ſeinen Galatern zuruft: „wie waret ihr damals ſo ſelig? Ich bin euer Zeuge, daß, wenn es möglich geweſen wäre, ihr hättet eure Augen ausgeriſſen und mir gegeben." Ich kann mir namentlich das Entzücken einer ſchwärmeriſchen weiblichen Seele denken, wenn ſie ſich der Sünde ledig mit ihrem Heiland in heiliger Liebe vermählen darf —

wenn ich aber darnach kein Bedürfniß habe, weil ich nicht dafür „organisirt" bin, wie ja selbst Paulus erklärt, dem Einen sei gegeben zu glauben, dem andern zu wissen ꝛc.; wenn mich der unendliche Geist würdigt, auf anderm Wege, in anderer Form mir nahe zu treten und Friede für meine Seele und Kraft und Freudigkeit für die Aufgabe meines Lebens zu schenken? —

„Es ist kein Heil und ist auch kein anderer Name gegeben, in welchem wir könnten selig werden, denn allein Jesus Christus. Seiner bedürfen wir alle, ohne ihn sind wir Alle verloren. Und wenn Sie mir tausendmal versichern, wie Sie auf dem Wege der Idee die Versöhnung gefunden — ich weiß von keiner andern, als durch das Blut Jesu Christi. An sie glaube ich, sie habe ich erfahren und — expertus credit Rupertus."....

Wir schieden. Aufs neue ward es mir klar, wie Glauben und Wissen geschieden sind und bleiben. Der Glaube gehört dem Gefühle, dem Gemüthe an, er ist wesentlich weiblicher Natur. Paulus, Augustin, Luther bewiesen ihre Manneskraft nicht in der Ergreifung, sondern in der Vermittlung des Glaubens und seiner Vertheidigung durch die Macht des Gedankens und den Muth der Rede. Phantasie und Gefühl sind die Agentien des Glaubens, die Unmittelbarkeit der Vorstellung sein Element. Diese waren daran schuld, wenn der Freund „mehr las, als er verstand;" nicht an der Fähigkeit, sondern an der konsequenten Kraft des Gedankens fehlte es ihm, darum fiel er in das Element des Gefühles zurück. Glauben und Wissen kann sich nicht mit einander vermählen, ohne daß eines von beiden zu kurz kommt. Ja ausschließlich

muß der Glaube ſein, und nur die Liebe darf auch im Unglaubigen den Bruder toleriren. Wollte der Glaube noch ein anderes Heil außer ihm gelten laſſen, er würde ſich ſelber vernichten. Er iſt das Gefühl des Einsſeins mit dem Abſoluten, im Gefühle aber giebt es nur entweder Ja, oder Nein, keine Vermittlung, kein „ſowohl als auch." Form und Inhalt iſt ihm Eins. Der Glaube weiß das Abſolute als nur im Glauben exiſtirend, wie daſſelbe auch in der ſchöpferiſchen That, in der ſich wiſſenden Idee erfaßt werden kann, davon hat der Glaube keinen Begriff, weil nicht die Idee, ſondern die faktiſch-geſchichtliche Wirklichkeit auf der Stufe der Vorſtellung, nicht der Gedanke, ſondern die Phantaſie und das Gefühl ſeine Sphäre iſt. — Das Wiſſen dagegen kommt aus dem Glauben und hat ihn zu ſich erhoben: darum muß und darf der Wiſſende gegen den Glaubenden jede Rückſicht üben. Er muß den Glauben als eine nothwendige Form des abſoluten Bewußtſeins anerkennen, er muß tolerant ſein, und darf nie ein Heiligthum mit ſchnödem Schimpf und Spott anzutaſten wagen, wenn er nicht die Ruhe einer Seele, den Frieden eines ganzen Lebens, ſeine eigene Würde und Stellung zu vernichten Gefahr laufen will. Kommt aber der ſich ſo nennende Glaube nicht mit der Liebe, ſondern mit dem „Kreuziget, Kreuziget ihn" entgegen, ſo mag der Nichtglaubende von ſolchen Schriftgelehrten und Phariſäern ſich nicht blos mit den Händen, ſondern auch an den Füßen annageln laſſen. — Wohl giebt es einen Begriff von Toleranz, welcher mit Gleichgültigkeit und Indifferentismus identiſch iſt, aber der iſt nicht wahr.

Wahrhaft kann und muß ich eine Exiſtenz toleriren, wenn ich ihrer Nothwendigkeit bewußt bin, der Wiſſende muß dieß unbedingt in der Dialektik des Begriffs ſich zurecht legen, der Glaubende erkennt die Nothwendigkeit einer Exiſtenz in der Liebe, wenigſtens der göttlichen an, und tolerirt ſie auch.

Glaube daher, wer glauben kann, gewiß, der Glaube macht ſelig. Wenn aber eine Natur einmal nicht für die Unmittelbarkeit des Gefühls und Gemüths organiſirt iſt, hat er entſchiedenen Beruf zu geiſtiger Vermittlung, ſo wird ihn der Zweifel hinausführen zu dem lichten Ziele des idealen Wiſſens und Strebens. Freilich ſcheint die Mehrzahl der Geiſter vorzugsweiſe für die äußern Bezüge des Lebens und des ſtofflichen Wiſſens eingerichtet, in der Relativität der Verhältniſſe befangen, fühlen ſie nur momentan das Bedürfniß des Abſoluten, das ihnen dann die Kirche gewähren mag. Tüchtigkeit im Leben und eine ernſtliche ſittliche Durchbildung muß auch an ihnen geachtet werden und daß auch ſo Schönes und Großes geleiſtet werden könne, wer will es leugnen? hier muß der allgemeine chriſtliche Geiſt ſeine unſichtbare, ſtille Kraft bewähren, mit der er nach und nach alle Verhältniſſe zu durchdringen ſucht. Es leuchtet ein, daß dieß die Klaſſe der Gebildeten iſt, denen das tiefere Bewußtſein nur auf Augenblicke anklingt, und die darum ſich doch nicht außerhalb der chriſtlichen Kirche, außerhalb des chriſtlichen Geiſtes wiſſen wollen. Dieſe Klaſſe oscillirt zwiſchen Glauben und Wiſſen, für beide iſt ſie daher eine große Miſſionsſtätte. In ihr hat ſich vorzugsweiſe das moderne Bewußtſein fixirt und verkörpert, wie es in der Kantiſchen

Philoſophie ſeinen Ausdruck bekam.... Der perſönliche Gott iſt unerkannt, und ohne Zweifel unerkennbar, theoretiſch thut man ſo, als ob ein Gott wäre, im übrigen läßt man es dahingeſtellt ſein, da unſer Geſicht zu kurz iſt. Praktiſch aber muß Gott poſtulirt werden, es ſtände ja ſonſt ſchlimm mit der Welt und mit unſerm Wirken in ihr; wer wollte uns denn einen glückſeligen Erfolg gewähren; eine Unſterblichkeit muß ſein, weil wir hier nicht fertig werden, namentlich den Erfolg unſeres Wirkens nie ganz genießen können; eine Freiheit muß ſein, weil — wir uns derſelben bewußt ſind. Dieß iſt das Wichtigſte, Gott und Unſterblichkeit ſind jenſeitige Lückenbüßer, aber Freiheit iſt eine Thatſache der Gegenwart, und des ſchaffenden Geiſtes. So ſetzt denn das Subjekt die innere Unendlichkeit und Idealität ſeines Geiſtes mit freier Selbſtmacht in That und Leben heraus. Gott iſt nicht draußen, ſondern er ſoll ſein als That, als Aufgabe der Freiheit, durch ſie iſt Gott zu realiſiren d. h. die abſolute Idee in Wirklichkeit zu ſetzen. Das iſt Moralität, das iſt Religion. So iſt jene Philoſophie die Macht der heutigen Bildung, die innere, unbewußte und meiſt unverſtandene Triebfeder des modernen Kulturlebens, deſſen Kultus in dem des Genies beſteht, deſſen Aufgabe es iſt, die Idee in der Menſchheit praktiſch zu realiſiren, das Bewußtſein der Menſchen und Völker zu einem allgemein menſchlichen zu erweitern, und ſo einen großen Organismus des Welt- und Völkerlebens zu begründen.

Wie aber wird es mit dem Glauben, mit der Religion und ſofern ſie für das gewöhnliche Bewußtſein aufs engſte damit verbunden iſt, mit der Sittlichkeit ſtehen?

Die Ariſtokratie des Wiſſens iſt immer auf Wenige beſchränkt, nur ſeltene Genien erfaſſen das Abſolute in ſchöpferiſcher That — wie ſoll es werden, wenn die Vermittlung und Bildung immer unaufhaltſamer einſtürmt auf das unmittelbare Bewußtſein, dem der Glaube verſchrieben iſt? Das Chriſtenthum iſt eine ewige Thatſache und die Macht aller Zukunft, wie aber Kirche und Dogma, Glauben und Wiſſen ſich geſtalten wird, ob die Gegenſätze über dem großen Blachfeld jener indifferenten Mitte ſich vereinigen oder vernichten, und wie ſie dann einſt noch zuſammenſtoßen werden, fragen wir heute umſonſt, daß aber, wenn es geſchieht, nur unter großen Krämpfen und ungeheuern Wehen ſich eine neue Zeit und ein neues Bewußtſein gebären wird, das mögen wir ahnen.

III.

Englische und deutsche Zuchthaus-Einrichtung.

Von Dr. C. A. W. Kruse.

Ein englisches Zuchthaus.

Auf einer Anhöhe unfern der Stadt Devizes liegt das Zuchthaus von Wiltshire, welches in Form einer Festung erbaut, einen imposanten Anblick darbietet, und die fruchtbare Gegend durch die gefällige, runde Form belebt. Das Gebäude ist ganz neu und von ziemlichem Umfange. Es ist von rothen Ziegeln aufgeführt und gewährt das heitre Bild der holländischen Häuser, an denen die Fugen zwischen den Ziegeln durch Kalkstriche bezeichnet sind; englische Ziegel sind bekanntlich viel härter, frischer und steinigter, als die unsrigen. Von dem Kanale, der an Devizes vorbei fließt und durch 15 Schleusen gehoben wird, ist ein breiter Strom Wassers um die Festung geleitet, und eine schöne, leichte und feste eiserne Zugbrücke führt in das Gebiet, welches zunächst von einer hohen Mauer umschlossen ist, innerhalb welcher sich alle Gebäude befinden, und

welche nur eine Oeffnung hat, der einzige Eingang zur Burg, — das mit doppelten eiſernen Thüren verwahrte, von einem Schließer bewohnte Thorhaus. Die Mauer ſteigt in den tiefen Graben hinab und dient dem Arbeitsgebäude zur fenſterloſen Rückwand. Dies iſt ein Stockwerk hoch, während das Gefangenhaus ſelbſt zwei, und der Thurm in der Mitte, in dem der Oberaufſeher und die Angeſtellten wohnen, und wo ſich auch Empfangſäle, Bibliothek, Apotheke u. ſ. w. befinden, vier bis fünf Etagen hat. Die Gefangnen können demnach überall den freien Himmel ſehen, und ſind doch durch einen großen Hofraum vom Wohngebäude der Beamten, und durch einen zweiten von der Ringmauer geſchieden, ſo daß Entſpringen unmöglich gemacht iſt. Die an der Mauer befindlichen Arbeitsräume werden nur bei Tage und immer unter Aufſicht benutzt. Zwiſchen ihnen und dem Gefangenhauſe ſelbſt iſt ein großer Raum, der da, wo keine Einrichtungen zur Arbeit getroffen ſind, abgezäunt iſt, und einen Garten bildet. Im Wohngebäude ſelbſt befinden ſich die Wirthſchaftslocale im Erdgeſchoß, Bäckerei, Brauerei, Küche; eine Treppe hoch die Zellen für die Gefangenen. Aus dem Vorhauſe führt die breite, ſteinerne Treppe auf den geräumigen Gang, auf den alle Zimmer ausgehen. Dieſe gehen alle nach der Seite der Mauer hin, alſo nach dem äußern Hofe; dem innern Hofe entlang geht der breite Gang. Jedem Fenſter dieſes Ganges gegenüber iſt die eiſerne Thüre, die zu einer Zelle führt, und deren obere Hälfte Gitterwerk iſt, ſo daß der Gefangene jeden Augenblick geſehen werden kann, ohne daß ſich die Wärter durch Klopfen, Schlüſſelgeraſſel u. dgl. zu er-

kennen geben. Auf dieſen breiten Gängen, die mit Tiſchen und Stühlen verſehen ſind, befinden ſich die Aufſeher, die eben, weil ſie im innern Bogen ſitzen, durch mehrere Thüren zugleich ſehen können. Außerdem kann vom Thurme aus, vom ſogenannten Inſpectionszimmer, das Ganze beſtrichen werden, da nur ſo viele Zellen, als Fenſter nach dem, ſich bis zum Thurme ausdehnenden, beträchtlichen innern Hofraume gehen. So wird die Aufſicht, deren jede Minute fortdauernde Genauigkeit und Schärfe zu der Disciplin engliſcher Gefängniſſe gehört, auf eine einfache und natürliche Weiſe gehandhabt, ohne daß man des complicirten Mechanismus des Paintentiary in London anzuwenden brauchte.

In der Zelle, die übrigens Länge, Höhe und Breite eines angemeſſenen Wohnzimmers hat, kann durchaus nichts Böſes vorgenommen werden. Die Thüre iſt von Eiſen; alles andre von Stein. Die Fenſter haben in's Kreuz gezogne Eiſenſtäbe vor den verſchiebbaren Glasfenſtern. Boden, Decke und Wände ſind von dem trockenſten Bricks, roth und friſch angeſtrichen. Eine Bettſtelle von Eiſen ſichert gegen Ungeziefer. In dieſer liegt eine Matratze von Wergenzeug, ſo gearbeitet, daß es nach jedem Schnitt ausfaſert und alſo in keinem Falle zerſchnitten werden kann, um zu Stricken gedreht zu werden, eine wollene Decke, nebſt Leintücher, die monatlich gewechſelt werden, und Kiſſen. Alles dieſes bringt der Gefangene bei Tage in einer Niſche, die in der Schlafkammer in der Wand angebracht iſt, unter. Dann dient ihm der eiſerne Boden der Bettſtelle, die keinen Rand hat, zum Sitz, und eine ebenfalls eiſerne Platte, die vom Bette abgeſchlagen

wird, zum Tiſche. So iſt in dem ganzen Zimmer nichts Zerſtörbares, als das Bett, und zugleich kein Schlupfwinkel für Ungeziefer, da auch für das Aufheben der Kleidung eine Niſche in der Wand dient, und zu gewiſſem Behuf ein ſteinerner Schornſtein mit eiſernem Deckel verſehen, im Winkel angebracht iſt. Boden, Decke, und Wände ſind ſo rein, daß man daran ſpeiſen könnte. Die nöthige Temperatur wird bei kaltem Wetter aus dem Heizapparat durch Röhren bewerkſtelligt. Licht hat der Gefangene nur bei Tage, dann aber reichlich; er muß aber, wie die Hühner, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ſchlafen, und hat in den langen Winterabenden nur ſo viel Licht, als das Gitter ſeiner eiſernen Thüre von dem hellerleuchteten Corridor einläßt.

So ſitzen die Gefangenen einſam und ſehen ſich nur, wenn ſie zur Arbeit geführt werden, und in der Kapelle, wo aber Niemand mit ſeinem Nachbar ſprechen darf, widrigenfalls ihm die Erlaubniß, dem Gottesdienſte beizuwohnen, entzogen, und er auf häusliche Erbauung angewieſen wird. Hierzu wird reichlich Anlaß gegeben. In jeder Zelle befindet ſich eine Bibel, und ein common prayer book und täglich haben ſie den Zuſpruch eines Geiſtlichen.

Die nun alſo gut verwahrten, reinlich, warm und trocken gehaltenen Züchtlinge, denen reichliche Nahrung zu Theil wird, arbeiten täglich, bis zur Ermüdung in freier Luft, und führen demnach ein regelmäßiges Leben. Dieſe Arbeit geſchieht in dem Tretrade (tread mill). An die äußere Mauer lehnt ſich ein großes, breites und langes Rad, an dem einzelne Verſchläge angebracht ſind.

In dieſe Verſchläge werden die Männer einzeln gebracht, und nun arbeiten ſie zwei Stunden mit Anſtrengung ihrer Kräfte. Die Verſchläge ſind nach der Seite des Hofes offen, ſo daß ſtets friſche Luft in denſelben. Alle 20 Minuten ſteigen ſie für 5 Minuten ab, um auf einem in ihrem Verſchlage angebrachten Bänkchen zu ruhen. Die Einrichtung iſt aber ſo getroffen, daß ſie dieſe Zeit genau inne halten müſſen, weil ſonſt die Maſchine ſtockt, und der Aufſeher, der in einigen Minuten die Runde macht, ihre Faulheit merken würde. Treten müſſen ſie aber nach Kräften, ſonſt würden ſie unter das Rad fallen.

Dies lange Rad dient dazu, eine Mühle in Bewegung zu ſetzen, die in Wilts allerdings etwas abwirft, weil dort viel Ackerbau, die Kohlen aber theuer, auch wohl kein überflüſſiges Gefälle. Doch liegt darin nicht der Vortheil, ſondern der Nutzen muß der Nothwendigkeit weichen, daß die Gefangenen eine angemeſſene, anſtrengende Arbeit in freier Luft haben. Weiber treiben auf ähnliche Weiſe, aber mit den Händen, eine Calandre zur Bereitung der Wäſche, und theilen ſich nach Umſtänden in Haus-Gartenarbeit. Die Tretmühle bietet manche Vortheile dar. Sie iſt eine wahre gymnaſtiſche Uebung. Indem der Mann mit der Hand ſich oben an eine Stange hält, den Tritt bis auf Reichlänge verfolgt und ſich dann in die Höhe hebt, iſt Arm und Bein in Thätigkeit. Ein anderer Vortheil iſt noch, daß Jeder die Arbeit kennt und nichts zu lernen braucht. Kommt er in ſeine Zelle, ſo iſt er müde; es ſchmeckt ihm Eſſen und Trank, er ſtreckt ſich hin auf ſein Lager, und findet Nahrung für den Geiſt in ſeinen Erbauungsbüchern. Der Geſunde und Starke ar-

beitet ſo täglich ſechs Stunden in drei Abtheilungen, iſt in ſeinem Verſchlage geſchützt gegen Regen und Wind, ohne daß er das Schweigen hätte brechen können. Die Geſundheitspflege iſt vortrefflich. Die Nahrung beſteht in gutem Brod — wir würden es Weißbrod nennen — und mannigfaltiger Mehl- und Gemüſeſpeiſe. Fleiſch wird nicht verabreicht — und dies iſt in England, wo die Hauptnahrung, ſelbſt der untern Volksklaſſen, in Fleiſch beſteht, viel auffallender, als bei uns. Dagegen erhält jeder bei reicher Portion Brod zu Abend, d. i. um ſechs Uhr, eine Portion Bier. Um den Beweis zu liefern, daß die Menſchen körperlich zunehmen, wird in dem Regiſter, welches über die Gefangenen geführt wird, das Gewicht derſelben beim Eintritt, ſo wie beim Austritt notirt; und der Director legte mir das Buch vor, um mich zu überzeugen, daß die Leute an Gewicht in der Regel bedeutend zugenommen hatten. Wenn ein Sträfling ankommt, wird er gereinigt, gebadet — ein horrendum für einen Eckenſteher — und mit der Kleidung der Züchtlinge: gutes Hemde, Strümpfe, Schuhe, graue Hoſe und Jacke (im Winter auch Unterjacke) von grobem, aber dickem und ſanftem wollenen Zeuge, angethan. Die Männer werden wöchentlich dreimal raſirt, und monatlich wird das Haar verſchnitten. Bei dieſer ſpeciellen Sorge für die körperliche Pflege, ſtößt man keineswegs auf die bleiche Farbe, die in unſern Zuchthäuſern, mit welch beredter Zunge ſie auch ſonſt die Humanität unſrer Regierung verkündigen, faſt allgemein iſt. Woher ſollte auch die Stubenphyſiognomie bei Leuten kommen, die in freier Luft arbeiten, und denen die größte Reinlichkeit, die viele Minutioſität nennen wür-

den, zur Pflicht gemacht wird — ja das einzige iſt, was man von ihnen außer der Arbeitszeit noch fordert.

Der Gefangene hat alles, was Leibesnothdurft erheiſcht, er hat es beſſer, als der Arme. Seine Strafe beſteht, außer dem Verluſt der Freiheit, in der Abgeſchloſſenheit und im Schweigen, dann in der Regelmäßigkeit, die für mauvais sujets immer eine Strafe iſt. Beide haben das mit einander gemein — les extrêmes se touchent — daß ſie alle Ordnung Pedanterei und alle Regelmäßigkeit Kamaſchendienſt nennen und um den Teufel nicht leiden können. Es iſt alſo ſchon hart für eine große Zahl, zu derſelben Zeit aufſtehen, zu Bette gehen, eſſen, trinken, treten, kurz die Einerleiheit auf's Aeußerſte treiben zu müſſen und ſo jeden Augenblick daran erinnert zu werden, daß ihnen die Freiheit geraubt iſt. Daher iſt bei den nicht ganz Thieriſchen die Sehnſucht, aus dieſem Zuſtand erlöſt zu werden, größer, als in unſern Zuchthäuſern, und der Fall ſelten, daß ein Sträfling zum zweiten Male aufgenommen werden muß. Bei dem Bedenken, daß eine ſolche, Geiſt und Gemüth treffende, abſtumpfende Strafe ja faſt grauſamer ſei, als körperliche Züchtigung, und bei einem Vergleich mit deutſchen Strafanſtalten drängen ſich manche Betrachtungen auf, die aus dem Grundſatze, daß man ſtrafen will und muß, hervorgehen. Alle Zuchthäuſer ſollen Straf- und Beſſerungsanſtalten ſein, darum heißen ſie Zuchthäuſer, im Unterſchiede von Gefängniſſen, die bloße Aufbewahranſtalten ſind und ihren Zweck erfüllt haben, wenn kein Eingebrachter entwiſcht. In dem Maße ſie die beiden Zwecke, des Strafens und Beſſerns, auf humane Weiſe — in ſo-

fern Humanität die Pflichten gegen das Geſammte noch in Anwendung zu bringen erlauben, — erfüllt, iſt die Anſtalt vortrefflich. Erfahrung lehrt aber, daß Zuchthäuſer auf dem Continente weder ſtrafen, noch beſſern, ja vielmehr oft ſchlechter machen, und dies größtentheils durch die Geſellſchaft. So ſehr gute Geſellſchaft fördert und bildet, ſo ſehr ſtumpft ab und verderbt ſchlechte; darum ſagen die Weltweiſen, beſonders im Sinne Knigge's und Cheſterfield's: meide böſe Geſellſchaft! Nun aber bleiben faſt allenthalben unſere Züchtlinge zwar in einer geſchloſſenen, aber wahrlich in keiner geſitteten Geſellſchaft und verderben ſich unter einander. Dies kann in England nicht geſchehen. Denn Grundſatz ihrer Zuchthäuſer iſt ſtrenge Abgeſchloſſenheit, des Körpers und der Gedanken. Der engliſche Züchtling ſpricht nur mit ſeinem Aufſeher und ſeinem Vorgeſetzten. Welcher Balſam muß für ihn der Zuſpruch des Prieſters ſein! Welche Luſt jedes Wort des Wärters, auch wenn es das freundlichſte nicht wäre!

Es iſt nicht zu leugnen, daß gemeinſchaftliche Arbeiten in geſchloſſenen Räumen etwas mehr einbringen. Da es aber im Lande der Manufacturen und Fabriken, wo man gewiß ungern eine Menſchenkraft verloren gehen läßt, nicht beliebt wird, weil es unvereinbar mit den Zwecken der Beſſerungsanſtalten: ſo ſollte man dieſem Hauptzwecke alles andere unterordnen, und zu einer ähnlichen Einrichtung, wie die Tretmühle ſchreiten. Man umginge dabei auch die bisherige Nothwendigkeit, die Menſchen der Geſundheit halber in die Luft zu führen und Allotria treiben zu laſſen. Der Körper muß aber angeſtrengt werden,

denn ſonſt macht man reichlich genährte Menſchen faul, und berückſichtigt ihre frühern und nachfolgenden Lebensverhältniſſe nicht. Denn da ſie größtentheils aus der arbeitenden Klaſſe ſind, ſo genügt ihnen die Arbeit, zu denen unſre Arbeitsſäle in Zuchthäuſern ihnen Anlaß geben, nicht, um ſie körperlich anzuſtrengen und in Gewohnheit mit der Lebensart zu halten, die ſie führen, wenn ſie der Geſellſchaft wiedergegeben ſind. Die Bewachung dieſer Art von Gefängniſſen iſt einfach; — Soldaten braucht man gar nicht dazu; denn da keiner ſich mit dem andern verſtändigen kann und beſtändig unter Aufſicht iſt, ſo ſind Komplotte unmöglich.

Die Einrichtung ähnlicher Gefängniſſe würde namentlich für den Anfang koſtſpieliger ſein. Wir haben wenig Zuchthäuſer, die zu dieſem Zwecke urſprünglich gebaut ſind, denn wir haben ſo viele verlorne Gebäude, die wir doch nutzbar machen wollen. Wo ſie aber neu angelegt werden müſſen; was ſteht da der Errichtung von Zellen entgegen? Wer für die Verbeſſerung der Gefangenhäuſer wirken will, darf nicht aus den Augen verlieren, daß die meiſten Zuchthäusler aus den niedrigſten Volksklaſſen genommen ſind, und die Humanität verbietet, es ihnen ſchlechter zu geben, als ſie es gewohnt ſind. Dürfen ſie es aber beſſer haben? Mit Nichten! Dann wäre Zuchthaus keine Strafe. Darum muß ihnen, außer der äußern Freiheit, die viele ohnehin nicht hoch anſchlagen, wenn ſie Eſſen, Trinken und Obdach finden, ohne ſich anſtrengen und ſorgen zu müſſen, auch etwas Andres genommen werden. Sie müſſen fühlen und erkennen, was für Folgen es hat, die Geſellſchaft beleidigen und von ihr ausgeſtoßen zu werden;

mit einem Wort: ſie müſſen auf allen geſellſchaftlichen Verkehr verzichten, wie er ſich darſtellt in Unterhaltung und Berührung und des Troſtes entbehren socios habere malorum.

Jede Geſtattung eines Geſprächs wird ihnen als eine Belohnung erſcheinen; deshalb darf aber keine Berührung mit Perſonen, die nicht zum Gefängniß gehören, Statt finden. Dieſe Abgeſchiedenheit leitet den Menſchen von außen auf ſein Herz, dämpft die Leidenſchaft und ſtellt die Ruhe des Geiſtes her, welche vorausgehen muß, wenn Beſſerung Wurzel ſchlagen ſoll. Sie verhindert auch alle Scenen der Aufregung und alle Zwangsmaßregel, und läßt den Wächter ſtets als ruhigen Vollſtrecker eines beiden Theilen bekannten Geſetzes, nie aber als Zuchtmeiſter erſcheinen, des leicht einleuchtenden Vortheils nicht zu gedenken, daß jeder Sünder nur die in ſeinem Herzen wohnende Sünde zu bereuen hat, und nicht die Bosheit Aller in ſich aufnimmt, daß das Werk der Reue ihm leicht wird, wenn er nicht von Andern verſtockt gemacht wird. Wie ſchonend iſt endlich dieſe Abgeſchiedenheit für einen empfindſamen Menſchen, der ein Verbrechen begangen hat, ſich deſſelben aber ſchämt, und ſich vor Abſitzung der Zeit ſchon gebeſſert hat.

Der Verkehr der Zuchthäusler mit den Bewohnern der Stadt durch die ſogenannten Halbfreien iſt jedenfalls bedenklich; und doch iſt ein Uebergang nicht zu widerrathen. Es gibt auch in England Aufſeher unter den Zuchthäuslern, wie bei uns; ja man erkennt dieſe Einrichtung als das beſte Mittel an, den erſtorbenen Ehrgeiz wieder zu beleben; aber eine Berührung mit der Stadt findet

deshalb nicht ſtatt, weil es ſich nicht controlliren läßt. Man benutzt diejenigen, deren Strafzeit zu Ende geht, und die ſich untadelhaft benommen haben, für die Zwecke der Beſſerung und der Oekonomie. Dies geſchieht z. B. in dem Falle, daß ein Züchtling unwohl wird oder einen Schaden hat, ſo daß er ſich ſelbſt nicht helfen kann. Es wird ihm dann in einem größern Gemach ein Gehülfe zugeſellt, dem noch ein Dritter, der ſchon Vertrauen genießt, verbunden wird, da ſich zwei nie in einem Raume befinden ſollen, damit kein Einverſtändniß möglich ſei.

Wer beſtreitet nun die Koſten? Die Regierung nicht, ſondern die Grafſchaft, nicht durch Steuern, auch nicht durch freiwillige Beiträge, ſondern durch Taxen, die jeder ſich ſelbſt auflegt, denen ſich aber keiner entziehen kann. Ich bedauere die Summe nicht mehr zu kennen, die in Wiltſhire dafür verwendet wird; wie groß ſie aber auch ſei, ſie wird zum Wohle der Geſellſchaft verwendet. Da jede Grafſchaft ihr eigenes Zuchthaus hat, ſo ſind dieſelben weniger zahlreich beſetzt, als unſre Landeszuchthäuſer, zumal da nach engliſchen Geſetzen auf eine nicht unbedeutende Zahl von Verbrechen Todesſtrafe und Exportation ſtehen, die bei uns mit Zuchthaus abgebüßt werden. Die Mehrzahl der Sträflinge haben Geringeres verbrochen als die abgefeimten Schufte in unſern Gefängniſſen. Unſere Mittheilung gilt aber nur von Zuchthäuſern, die mehr oder weniger mit dem oben beſchriebenen übereinſtimmen, nicht aber von eigentlichen Gefängniſſen, wie z. B. Newgate, wo die zum Tode oder zur Deportation angeklagten oder verurtheilten Subjecte ſitzen. Das be-

rühmte Kingsbench und Fleet Gefängniß für Betrüger und böſe Schuldner ſind Städte im Kleinen, und von ihrer luſtigen und ernſthaften Seite ſchon oft geſchildert worden.

IV.

Ludwig Tieck und die deutsche Romantik.

Historische Skizze von **Rudolph Kausler.**

Zweiter Artikel.

Die romantische Schule fand mit ihren Bestrebungen einen Widerstand, wogegen die Kämpfe der Goethischen Generation kaum in Anschlag kommen. Tieck, Novalis, Fr. Schlegel (vor seinem Bruder hatte man einigen Respekt) wurden in den meisten Zeitschriften als Tollhäusler behandelt. Wahrhaft ergötzlich sind die Expectorationen der allgemeinen deutschen Bibliothek, die damals noch ein ziemliches Publikum gehabt zu haben scheint. Die Urtheile sind zu wenig in einzelne Schlagsätze concentrirt, als daß sich hier etwas daraus mittheilen ließe, ich will nur aus dem Register zur Belustigung einige Artikel hersetzen:

Tieck. Ist im Komischen und Tragischen ein langweiliger Geselle, dessen eigenthümliche Geistesphysiognomie dem Leser beständig vor Augen bleibt. S. Bd. 56. S. 198.

Tieck. Ist Schikaneder der Zweite. Bd. 57. S. 78.

— Nachrichten von seinen unbedeutenden und zum Theil elenden Schriften. Bd. 56. S. 199.

— Seine Dichtungen sind elendes Geschwätz ohne Geist und Sinn. Bd. 56. S. 456.

(Unmittelbar darunter steht: Tiedges Elegie auf dem Schlachtfeld bei Kunnersdorf). Eine sehr schöne Stelle daraus. Bd. 58. S. 535.

Wilhelm Schlegel. Beispiele der Armseligkeit in Einem seiner Geschreibsel. Bd. 56. S. 139.

— Hat gezeigt, daß er kein Ehrgefühl hat und an Kopf und Herz verwahrlost ist. Ebend.

Friedrich Schlegel. Ob er bei seiner Lucinde eine Geldspeculation beabsichtigt hat. Bd. 59. S. 355.

— Seine Lucinde ist eine Encyklopädie von Unarten und Abgeschmacktheiten und eine der heillosesten Erscheinungen des letzten Jahrzehnds. Ebend.

— Seine Lucinde kann kein ehrlicher Mann, sondern nur seine Collegen in Jena billigen und empfehlen. Ebend.

Schleiermacher. Hat gute Anlagen aber eine zu hohe Meinung von sich selbst. Bd. 58. S. 169.

Jedoch nicht bloß Nicolai und Consorten, auch die Bedeutendsten der älteren Autoren waren auf die Romantik sehr schlimm zu sprechen. Wieland und Herder haßten das junge Volk und legten ihm, wenn nicht in eigner Person, doch durch Freunde und Schüler manchen Stein in den Weg. Voß hat seinen Haß gegen die Romantik zu schwer gebüßt, als daß er ihm nicht verziehen werden müßte; sein Keifen gegen diese, die ihn im innersten Herzen anwiderte, war so aberwizig und geschmacklos, daß er bei einem großen Theil des Publikums seinen in Ehren erworbenen Credit einbüßte. Mit Goethe und Schiller, die damals ihre poetische Wirksamkeit erneuert hatten, verband die junge Schule das Streben die platte Natürlich-

keit zu verbannen, der Kunſt wieder ihre angeborene Rechte zu verſchaffen. Wie prekär jedoch das Verhältniß war, zeigt der Briefwechſel. Schiller konnte die Schlegel perſönlich nicht leiden, er ſcheint auch die Beſtrebungen der Uebrigen zu unbedeutend genommen zu haben, es iſt komiſch zu leſen, wenn er dem Freunde referirt, daß er dem liebenswürdigen Tieck bei einem Beſuche das fortwährende Studium des Spaniſchen empfohlen habe und ſo dieſes angenehme Talent paſſend beſchäftigt glaube. Goethe wechſelte in ſeinem Benehmen gegen die Schlegel: ſie waren die Stimmführer der Partei, die auch Goethe den Verfaſſer des Meiſters und der Elegien pries; die ſonſtigen Bewunderer hielten ſich an den Dichter des Werther und Berlichingen. Das war Goethen ſehr willkommen, er traute ihnen aber nicht, er meinte es, wie er ſich ſpäter deutlich erklärt hat, auch auf ſeinen Sturz abgeſehen. Ueber ſein Verhältniß zu Tieck hat er ſich gegen Eckermann auf eine großartige Weiſe erklärt. Jean Paul lächelte der Romantik mit Einem ſeiner Geſichter aufs freundlichſte zu. Er hatte zur Rechten und Linken Bewunderer, die einander anfeindeten; die Einen liebten ſeinen Ernſt, die Andern ſeinen Spaß, den ganzen Mann goutirten damals noch Wenige. Unter die Bewunderer ſeiner Komik gehörten alle von der neuen Schule, die Sentimentalität, die großen Seelen hätten ſie ihm erlaſſen. Das verdroß aber Jean Paul und er cajolirte und verſpottete die Romantiker abwechſelnd.

War ſo die alte claſſiſche Generation dem Siege der Jenenſer jedenfalls hinderlich, ſo kam ihnen dafür Alles entgegen, was von jungen Leuten damals ein tüchtiges

Streben hatte. Tieck und die Schlegel konnten Nichts aufweiſen, das Schillers und Jean Pauls Werken Stand gehalten hätte, aber ſie hatten ausgeſprochen, wonach es die neue Zeit drängte, ſie hatten einen mächtigen Bundesgenoſſen in der Philoſophie, die der neuen Poeſie brüderlich zur Seite ging. Schelling hatte das Ich zum Mikrokosmus erweitert und die Welt, die ſich im Menſchen abſpiegelte, war die Natur. Die ideale Welt, die mit der realen parallel ging, war nicht die Natur und der ſittliche Geiſt, ſondern die Natur als die bewußtloſe und als die bewußte, ſich begreifende. Der Geiſt war zum Selbſtbewußtſein der Natur geworden. Die Naturphiloſophie war nicht ein Theil der damaligen Philoſophie, die damalige Philoſophie war Naturphiloſophie. Das Studium derſelben und eifriges Leſen der Dichter, die den Schluß des Mittelalters bezeichnen, machten am Anfang dieſes Jahrhunderts den Studenten zum Anhänger der neuen Schule.

Das Studium der Literatur lag völlig darnieder, der eigentlichen Kenner und Liebhaber, die wie in Leſſings und Wielands Tagen eine gelehrte Beſchäftigung daraus machten, gab es Wenige mehr. Die Goethiſche Periode hatte ſelbſt zu produziren, es waren nur einige Lieblinge, an denen man ſich zu Zeiten ſtärkte. Wo hätten die bald darauf erſcheinenden Moraliſten und Aufklärer Zeit dazu hernehmen ſollen? Jetzt war Beruhigung eingetreten. Goethes und Schillers Dichtungen ſieht man die Nothwendigkeit ihrer Entſtehung an; hier iſt es der Drang des philoſophiſchen Geiſtes, der ſeine Gedankenwelt verwirklichen will, dort das Feuer der Leidenſchaft, dem durch die

Darſtellung Luft gemacht werden muß. Die romantiſchen Productionen hatten keine nothwendige Entſtehung, die Dichter lebten in dem vollen Genuß der Natur, wie ſie ſich ihrem Innern aus ihren Erſcheinungen darbot, wie die Empfindung ihrer Herrlichkeit aus den Werken der Kunſt und Poeſie ſie anſprach, wo aber die Beruhigung des Genuſſes eintritt, da hört die Nothwendigkeit des Produzirens auf. Die Romantiker dichteten wenig, ſie wurden äſthetiſche Gourmands, die nach allen Süßigkeiten in dem weiten Gebiet der Literatur umherſpürten, und wie andere nach einem guten Tiſch, viele Stunden nach einem hübſchen Sonnette liefen. Jene geſchmackvollen Ueberſetzungen und gebildeten Kritiken, auf die wir eine Zeitlang ſo ſtolz waren, gehören dieſer Richtung an und es hat nur in Beziehung auf dieſe vorübergegangene Periode Wahrheit, daß die Deutſchen ſich das Fremde am treuſten und feinſten aneignen können.

Was man aber in den Werken der alten Meiſter ſuchte, war nicht mehr die Schilderung der Leidenſchaft, die Kenntniß des Menſchenherzens, ſondern wie Tieck ſagt, der Scherz, die tiefſinnige Weisheit der Erfindung und jener muthwillige Wahnſinn, der oft die ſelbſterfundenen Geſetze wieder vernichtet, das Spiel der Kunſt, der edle Leichtſinn der Freude. Nach dieſer Seite wurde nun auch Shakeſpeare aufgefaßt und er begleitete jetzt zum drittenmal die deutſche Poeſie als ihr leitender Stern. Goethe, Lenz und ihre Freunde hatten den Shakeſpear im proſaiſchen wielandiſchen Gewand kennen gelernt, in ſeiner urſprünglichen Form hätten ſie ihn damals nicht brauchen können. Die Freiheit der Form war es, was ihn

zu ihrem Meiſter machte, er emancipirte ſie von den Schranken der franzöſiſchen Tragödie. Die Worte Wilhelm Meiſters, daß die Shakeſpeariſchen Schauſpiele keine Gedichte ſeien, man glaube vielmehr vor den aufgeſchlagenen ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens hauſe und ſie mit Gewalt raſch hin und her blättre; alle Vorgefühle, die er jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die ihn von Jugend auf, ihm ſelbſt unbemerkt, begleiteten, habe er darin erfüllt und entwickelt gefunden; dieſe Worte können nicht die Beziehung des jungen Goethe zu Shakeſpeare darſtellen, ſo wenig als der junge Goethe der junge Wilhelm Meiſter iſt, ſo wenig als er je mit dieſem von den Brettern herab die deutſche Nation zu großen Thaten begeiſtern wollte. Schiller und Tieck ſelbſt in ſeinen jüngeren Jahren machten ſich das Studium der Shakeſpeariſchen Charaktere zur Hauptſache. Jetzt ſuchte man an ihm die romantiſche Ironie auf, der Sommernachtstraum, Was ihr wollt, und Aehnliches verdrängte den Hamlet, Richard u. ſ. w., die phantaſiereiche, mit ſich ſelbſt ſpielende Sprache, die Wortſpiele, der Gegenſatz der pathetiſchen und komiſchen Scenen, ſo Vieles, woran man ſich früher allgemein geſtoßen hatte, wurde jetzt verſtanden und gewürdigt. Die Dichtungen Arioſts, Calderons, Gozzis, die Novellen von Bocaccio, Cervantes u. ſ. w. waren's außer Shakeſpeare hauptſächlich, in deren Genuß man ſich erging, ſie wurden den eigenen Productionen ehrlicherweiſe weit vorgezogen, ſie hatten einen feſten Kern, der ſich, wenn man ihn auch überſah, doch inſofern aufdrängte als dadurch das phantaſtiſche Spiel vor dem Ver-

flattern geſichert war. Die altdeutſchen Dichtungen waren in der Zeit, von der hier die Rede iſt, wie man aus den Geſprächen über den treuen Eckart und den Tannenhäuſer im Phantaſus ſieht, ſehr wenig bekannt; was man die deutſchen Volksbücher nennt, war der Quell, aus dem man die mittelalterlich deutſche Poeſie ſchöpfte. Es hat ſich in einigen dieſer Bücher der Geiſt der alten Romantik ſelbſt der Darſtellung nach erhalten, z. B. in der Magelone, die ja eine Jugendarbeit Petrarks ſein ſoll, in den meiſten iſt er bloß noch an der Erfindung zu erkennen, ſo im Kaiſer Octavianus und andern, wo die Spießbürgerlichkeit des Referenten mit der Poeſie des Inhalts in ſo ſeltſamen Contraſt kommt, daß humoriſtiſche Meiſterwerke entſtehen, in denen die Romantik ihre unbeholfene Auffaſſung verſpottet. Tieck hat das Verdienſt durch Erneuerung der Magelone, der Heimonskinder und der Schildbürger die Aufmerkſamkeit wieder auf dieſe hübſchen Bücher hingeleitet zu haben.

Von den poetiſchen Denkmälern der antiken Welt hielt man ſich vornemlich an die Tragiker, und zwar um durch den Gegenſatz das Eigenthümliche der romantiſchen Anſchauungen hervorzuheben.

Die Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts war die, gegen welche ein offener heftiger Kampf beſtand. Es iſt oft wiederholt worden, daß die Richtung der romantiſchen Schule vorzugsweiſe eine kritiſche, negative war, ihre Poeſie ſelbſt war ja größtentheils negativ; man denke an Tiecks Comödien. Ohne dieſe Negation hätte die Romantik nicht leben können. Göthe verlangte einmal von Tieck, er ſolle den idylliſchen Theil des Zerbino, losge-

löſt, dem Weimarer Theater geben und Tieck ließ es vernünftigerweiſe bleiben. Die neu gefundene romantiſche Welt hatte zu wenig Kraft in ſich ſelbſt, ſie mußte das Sittliche wenigſtens als Parodie hereinziehen, ſie konnte ſich nur im Gegenſatz gegen abgeſchmackte moraliſche Anſichten halten. Daß von den Poeten des achtzehnten Jahrhunderts Einer, Goethe, bewundert und als Muſter aufgeſtellt wurde, war übrigens nicht Politik. Die Romantiker erkannten damals die Goethiſche Differenz nicht klar, ſchreibt doch Tieck erſt bei der Erſcheinung der italieniſchen Reiſe, daß er nun einſehe, wo er ſich von Goethe trennen müſſe. „Goethes Buch über Italien" ſchreibt er 1816 an Solger, hat mich angezogen, und mir äußerſt wohlgethan. Nicht daß ich ſeiner Meinung immer wäre, daß ich dieſelben Dinge nicht zum Theil ganz anders geſehen hätte, ſondern dieſe Erſcheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöſt (ich kann es nicht anders nennen), in welchem ich mich gegen ihn verhielt. Dieſe Anbetung, dieſe unbedingte Hingebung meiner Jugend in ſein Weſen, dieß Verſtändniß ſeiner Natur, ja, wie es mir auch wohl erſchien, eine gewiſſe Verwandtſchaft der meinigen mit ſeiner und dann wieder beſonders ſpäterhin das determinirte Widerſtreben, im Kampf mit jenem Gefühl, das Fremde, Zurückſtoßende, das oft völlig Unverſtändliche ſeines Weſens. Jetzt erſt iſt meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz beſtimmt ſehe, wo wir uns trennen und trennen müſſen." Wilhelm Schlegel, der immer auf der Oberfläche blieb, wird die Differenz der Tendenzen noch weniger gefühlt haben; bei den jüngeren Schülern war ohne-

dieß die Verehrung Goethes und der Schlegel auf naive Weise in einander geflossen. Die sonderbarste Erscheinung ist aber die Begeisterung der Romantiker für den Wilhelm Meister, den sie, Novalis mit seinem bekannten scharfen und treffenden Urtheil ausgenommen, vor allen andern Goethischen Schriften preisend empfahlen. Man sollte fast meinen, sie haben nur die erste Hälfte gelesen, die allerdings, wie man aus dem Briefwechsel sieht, der Anfang eines Schauspieler-Kunstromans war. Gegen Schiller war der Kampf nie offen, daß er jedoch nicht für gerecht galt, ist am Tage. Er war Goethes Freund und einer jener unnahbaren Menschen, in deren Nähe die Kritik sich selbst kleinlich erscheint.

Die naturphilosophisch-romantische Richtung mußte nothwendig zum Studium und Genuß der Musik und Malerei führen. Der Erste, der die neuen Ansichten hierüber aussprach, war Wackenroder, er hat die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" geschrieben, an denen auch Tieck einigen Theil hatte und beide Freunde entwarfen gemeinschaftlich den Plan zum „Sternbald"; die „Phantasien über die Kunst" enthalten Wackenroders Nachlaß.

Es steht da und dort zu lesen, daß die „Herzensergießungen" es hauptsächlich gewesen seien, wodurch die deutsche Kunst eine neue Wendung nahm, das Buch wurde aber in der That wenig gelesen. Etwas mehr Sensation machten die in gleichem Sinn geschriebenen „Sternbalds Wanderungen" zu jener Zeit von Einzelnen weit überschätzt, z. B. von der Madame Staël; von den

Grundsätzen der Malerschule, die man jetzt die romantische nennt, ist jedoch auch in diesem Buche nichts zu finden. In den „Herzensergießungen" werden uns die verschiedensten Kunstschöpfungen vorgeführt, und mit gleicher Liebe betrachtet, Raphael und Callot, Correggio und Dürer; es wird auf Universalität des Kunstsinns gedrungen, der sich in das Disparateste mit derselben Andacht versenken soll; man solle genießen, statt zu urtheilen, war die Aufforderung, welche an die kritische Zeit erging. Es ist wieder nur die Phantasie, die sich hier mit den künstlerischen Darstellungen beschäftigt, und diese kann sich allerdings von Mänaden und von heiligen Jungfrauen zugleich begeistern lassen. Diese Kunstbetrachtung fällt aber so mit der ganz ordinären zusammen, die nur die sogenannte Schönheit will, die ein sehr vager Begriff ist. Den Literatoren begegnet diese Weitherzigkeit seltener als den Kunstfreunden, denn aus poetischen Werken springt die sittliche Grundlage deutlicher ins Auge. Ein Maler, der in diesem Sinne Romantiker wäre, könnte nur leblose Compositionen hervorbringen, denen aller Charakter fehlen würde, wie denn auch kaum einzusehen ist, wie aus Franz Sternbalds Phantasien Produkte entstehen sollen. Die Unmöglichkeit den jungen Romantiker einen tüchtigen Maler werden zu lassen, hat wohl die Beendigung des Buchs verhindert. Sternbald wird aus dem Dürerschen Hause nach Italien entlassen, die Erweiterung seiner Phantasie, welche die entgegengesetztesten Seiten der Natur und Kunst gleich lieben lernt, bildet die Handlung des Romans, der wie ein herumirrendes Phantasieren bald ermüdet. Unter dem Maler steckt freilich der Dich-

ter verborgen, der ſich in dieſem Gewand ungehinderter in dem Reiz der Farben ergehen kann.

Das Leben Joſeph Berglingers von Wackenroder bezeichnet, obgleich nur Skizze, das Verhältniß der Romantik zur Muſik deutlich genug. Die Muſik iſt dieſem Künſtler die Begleiterin ſeiner Phantaſie; läßt die Orgel ihre feierlichen Töne rollen, ſo ſieht er den König David vor der Bundeslade tanzen u. ſ. w. Die Muſik iſt Sprache des Herzens, das in ihr ſeinen vollen Ausdruck findet, in ihr aufgeht; der Romantiker verſenkt ſich in die Natur, er lebt von der Anſchauung, er läßt ſich von der Muſik nur accompagniren, ſie ſoll ſein Entzücken über ſeinen Phantaſiegenuß ausſprechen. Es giebt eine eigenthümliche Gattung der Muſik, die man Phantaſieren nennt, die Meiſter darin ſind meiſt keine ächten Muſiker. Die Regelloſigkeit dieſer Muſik, ihr ſchnelles Uebergehen von einem Gefühl zum andern, giebt ſie als Begleiterin der Phantaſie kund, welche den Eindrücken der Natur folgend, und wie dieſe ihre Einheit in einem unendlichen Wechſel der Erſcheinungen aus einander legend, unſtät und flüchtig umherirrt, während das reine Gefühl an ſeiner Beſtimmtheit treu feſthält.

Die Kunſtanſichten der Schule trugen hauptſächlich dazu bei, dieſe in den Geruch des Katholizismus zu bringen. In der That war es mit dieſem Katholizismus nicht ſo ſchlimm gemeint, oder nicht ſo gut, wenn man ſo will. Um an die Mutter des Herrn zu glauben, muß man vor Allem an den Herrn ſelbſt glauben, von dem in den romantiſchen Büchern wenig die Rede iſt. Dieſer Glaube fehlte ja der ganzen Zeit, das Chriſtenthum hatte

ſich vor der Aufklärungsfluth in eine einſame Arche gerettet, von wo es hie und da Boten in die Welt ausſandte, Lavater, Stilling und einige Andere die lange ohne Oelblatt zurückkamen. Herder und Jacobi mit ihrem Anhang vernahmen wohl das Läuten der verlorenen Kirche, ſie ſuchten ſie aber in der Höhe und Ferne, wo ſie nicht zu finden war, ſie ärgerten ſich an dem ärmlichen Ausſehen der wirklichen, noch vorhandenen. Die Romantiker ſprechen ſeit langer Zeit wieder zum erſtenmal mit Enthuſiasmus von Kirche und Glauben, ſie hatten in Wahrheit eine Religion, aber nicht die chriſtliche. Das Glaubensbekenntniß der Myſtik klingt allerdings dem chriſtlichen ſehr ähnlich, einzelne Ghaſelen Dſchelaleddin Rumis könnte man in unſern Kirchen ſingen, es iſt hier und dort vom ſüßen Tod im Licht die Rede, im Chriſtenthum iſt jedoch der ſittliche Menſch verſöhnt, während die Myſtik den Schmerz des ſittlichen Geiſtes durch die Naturtrunkenheit betäubt. Den Romantikern galt Chriſtenthum und Myſtik für daſſelbe, Tieck konnte, wie er in einem Brief an Solger ſagt, das lebendige Wort nur mit Jacob Böhm im Abbild der ringenden und ſich verklärenden Naturkräfte ſehen. Dieſe Myſtik wies auf den Orient als ihre Heimath hin, ſie führte zum Studium der orientaliſchen Poeſie, vornemlich der Indiſchen.

Mit dem Katholizismus hat die Myſtik nichts zu ſchaffen, die alte Kirche hat die Myſtiker von jeher wo ſie dieſe als ſolche erkannte, für Ketzer erklärt, und der Katholizismus der neuen Schule war nichts als Begeiſterung für die mittelalterlichen Kunſtwerke die eines großen Theils nicht der chriſtlichen Kunſt angehören, wenigſtens

ſpricht aus den meiſten und den geprieſenſten Madonnen kein chriſtlicher Geiſt, dieſe ſchönen Köpfe ſinnen über das Myſterium der ſinnlichen nicht der himmliſchen Liebe und ihre Schöpfer brauchten ihrer Phantaſie keine andere Richtung zu geben, wenn ſie von ihnen zur Darſtellung der Venus und Helena übergingen.

Weil es mit dieſem Glauben kein Ernſt war, klingen die katholiciſirenden Gedichte der Romantiker immer ſpielend und unwahr, ſie ſind Angeſichts alter Gemälde verfertigt, welche dem Glauben zu Hülfe kommen ſollten. Von Novalis geiſtlichen Liedern ſei dieß nicht geſagt, hier iſt nur da und dort eine Spur von katholiſcher Tändelei, dieſe Gedichte ſind ächt chriſtlich, wenn auch in andern Produkten dieſes Dichters ſich die reine Myſtik ausſpricht. Wie ſich bei ihm aus dieſer der chriſtliche Glaube entwickelte, würden ſeine Fragmente ausweiſen, wenn ſie chronologiſch geordnet wären. Eine ſociale Revolution konnte die beſprochene Richtung ihrer Natur nach nicht hervorbringen, wäre ihr auch Zeit gegeben worden, allmählig ihre Anſchauungen zum Gemeingut zu machen; ſie verhielt ſich gegen die ſittlichen Intereſſen ja völlig negativ. Sie konnte ſelbſt in der Lebensweiſe ihrer Propheten wenig verändern, wo der Ernſt des Lebens hervortrat, wo man handeln mußte, ſtand man trotz aller Romantik, die man in ſtillen Stunden im Herzen hatte, wieder auf dem Gebiet der Sittlichkeit, das man verlaſſen hatte, man mußte den Braven oder den Schlechten ſpielen. Dem Genuß der Natur, dem Phantaſieleben wurde aber doch mehr Raum gegeben. Man hatte bis dahin ſo ziemlich allgemein angenommen, das Eſſen und Trin-

ken sei für den Hunger und den Durst, man rühmte sich einer einfachen naturgemäßen Lebensweise, Kartoffeln sollten besser schmecken, als Austern und Trüffeln und daß einem ehrlichen Kerl ein Glas Bier besser munde, als dem Kaiser sein Burgunder, das bezweifelte kein Mensch. Es war Grundsatz, wo möglich nur das zu genießen, was die Natur selbst anbot, unter der man in Deutschland die deutschen Aecker und Gärten verstand. Reisen machte man, wenn es nemlich nöthig war, auf den kürzesten Wegen, für Nichts und wieder Nichts lief kein Mensch durch die Welt. Mit der Romantik wurden der Welt die Augen geöffnet, man aß und trank mit Religion. Das einst so gemeine Geschäft erhob sich zum Cultus.

Hunger und Durst wurde Sehnsucht, von der Natur durchdrungen zu werden, die sich freilich nach ihrer ganzen Geistigkeit nicht in gemeinen Landweinen und deutschen Kohlhäuptern offenbarte. Auch die Wanderlust datirt sich von den Jenaer Tagen, der Romantiker reiste aus Confession, denn das Reisen ist das beste Mittel, sich den Natursinn frisch zu erhalten, für den Wanderer webt um jede Gegend jener bezaubernde Duft, der vor dem längeren Verweilen verschwindet. Eine unendliche Menge theilweise gar schöner Wanderlieder, die man nicht hören kann, ohne wanderlustig zu werden, ist seither den ersten Tieckischen nachgefolgt.

Es wurde der Romantik nicht vergönnt in Ruhe ihrer Einseitigkeit müde zu werden, ihre Haltlosigkeit zeigte sich bälder, als nemlich das Wetter von Westen heraufzog, das sie mit ihrer Ironie nicht beschwören konnte. Als Deutschland nahe daran war, seine Freiheit völlig zu ver-

lieren, regte sich endlich der Patriotismus, der sich in den Klopstockischen und Stolbergischen oder für einige Zeit völlig ausgegeben hatte. Dem Patriotismus ist aber ein Gehalt erforderlich, an dem er sich festhalten kann, es muß ein gemeinsames sittliches Interesse da sein, das Gemeinsame der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten ist ein Band, das der Verlauf des Kriegs als ein zu zerbrechliches erwiesen hatte. So suchten nun die Einen ihre Derbheit, Treue, Keuschheit, kurz die alte Tugendhaftigkeit hervor, das waren vornemlich die alten Kantianer, dann die Schüler von Fichte, Fries u. s. w. Die Romantiker, welche diesen Enthusiasmus längst an den Schuhen abgetreten hatten, wandten sich theils ernstlich dem Christenthum zu, mit dem sie bisher gespielt hatten, theils träumten sie in sicherer Zurückgezogenheit ihren alten Traum weiter. Während nun die Tugendhaften Deutschland zum Land der Tugend machten, wo man aus nationaler Liebhaberei nach dem kategorischen Imperativ lebte, sahen die Romantiker ihre Heimath als das Land des Glaubens an. Diesen Begriffen von Deutschland wollte aber die Gegenwart nirgends entsprechen, in die Zukunft ließ sich das Ideal auch nicht erst füglich verlegen, denn es sollte mit dem Nationalcharakter Eins sein, so suchte man es denn in der Vergangenheit und die Gegenwart wurde als momentaner Abfall betrachtet, dessen Sünde man jetzt zu büßen hatte. Die Tugendhaften, die von dem Glauben nur als von dem Glauben an die deutsche Urtugend wußten, waren nun hier auf eine sehr kleine Spanne Vergangenheit angewiesen, hinweg über das ganze Mittelalter, von dem sie nur die Re-

formationsperiode gelten ließen, als über die Zeit der Geistesknechtschaft und des unvernünftigen Lehensſyſtems, flüchteten ſie in die cheruskiſchen Wälder, wo ſie mit Hülfe des tugendhaften Tacitus endlich ihre Leute finden konnten, keuſche, ſtolze, freiheitsliebende Seelen, die, ihr entſetzliches Biertrinken ausgenommen, das ihnen aus Sympathie nicht ſehr übel genommen wurde, rein und makellos daſtanden. Die Andern fanden ihre Ideale im Mittelalter, als der Zeit der chriſtlichen Glaubensherrſchaft. Wie verſchieden ſie ſich zum chriſtlichen Glauben verhielten, darin ſtimmten Alle überein, daß ſie wie die Andern die Tugend, ſo den Glauben für nationales Eigenthum hielten, nur die ſtarke Natur der germaniſchen Völker ſollte das Chriſtenthum in ſeiner Mehrheit auffaſſen können und dann wieder beſonders die der Deutſchen, als welche den urſprünglichen Charakter am treuſten bewahrt hatten. Dieſe Anſicht kurſirt jetzt noch, und es iſt zu verwundern, daß noch kein Geſchichtsphiloſoph auf den Gedanken gekommen iſt, das Chriſtenthum aus dem Germanismus ſtatt aus dem Judenthum herzuleiten.

Dieſe Miſchung von chriſtlichem Glauben und Stolz auf die Perſönlichkeit iſt am vollendetſten in der Ritterlichkeit des Mittelalters ausgedrückt, deren Wahlſpruch Glaube und Ehre war. Der beliebteſte Dichter der kämpfenden Zeit wurde deswegen der chevalereske Fouque, in welchem dieſe Begriffe völlig verwachſen waren. Hieher gehören die Lieder von Arndt und Schenkendorf, bei denen bald das Eine bald das Andere vorherrſcht. Wilhelm Schlegel ſuchte ſich dieſe Geſinnung anzueignen, es ſind daraus ſeine ſchönſten Gedichte hervorgegangen. Am

ernsteſten nahm ſein Bruder Friedrich die Sache; er wurde Katholik. Beide hatten ſich vor der eigentlichen Deutſchthümlerei bewahrt; ihr Hauptſtreben in dieſer Zeit der Noth war, das Bewußtſein der Einheit der germaniſchen Nationen herzuſtellen. Friedrich Schlegel wollte nicht bloß die Einheit Deutſchlands, er wollte die Einheit Europas in einem römiſch-deutſchen Kaiſerthum. Die gemeinſame nationale Abkunft und der gemeinſame Glaube ſollten Europa zu Einem Reich verbinden. Er fand den Grund der Zerſplitterung in der Reformation, der Proteſtantismus war ihm Proteſtation gegen die Glaubenseinheit, dieß und Geldnoth trieb ihn zum Katholizismus. Ob er mit dem ganzen dogmatiſchen Syſtem übereingeſtimmt habe, darf man nicht fragen, er wird ſich wohl gar nicht die Mühe genommen haben es lange zu unterſuchen, ſein Uebergang war ein politiſcher Schritt und zwar in doppeltem Sinn. Um dieſelbe Zeit gingen viele andere bekannte und unbekannte Leute zur alten Kirche über, die Nebengründe gehören nicht hieher, der Hauptbeweggrund war das Bedürfniß kirchlicher Gemeinſchaft, das der Proteſtantismus, der aufgehört hatte, Kirche zu ſein, nicht befriedigen konnte.

Ein ſeit den Kreuzzügen unerhörter Enthuſiasmus bemächtigte ſich in dieſen Jahren des ganzen Deutſchlands. Mit welchem Eifer, welcher Liebe ſuchte man die Denkmäler mittelalterlicher, vor Allem, deutſcher Kunſt hervor; die altdeutſche Baukunſt, die man ſeit Goethes Panegyrikus auf den Straßburger Münſter auf ſich hatte beruhen laſſen, wurde ein Gegenſtand gründlicher Forſchung, die Bilder, welche die Revolution aus den zer-

trümmerten Kirchen geworfen hatte, wurden mit großem Fleiße gesammelt, alle Bibliotheken wurden nach der verschütteten Poesie des Mittelalters durchsucht. In Arndts und Schenkendorfs Kriegsliedern ist uns der ahnungsvolle Ton dieser Zeit am frischesten aufbewahrt, will man ausführlichere Kunde haben, wie es in dem erwarteten tausendjährigen Römischen Reich aussehen sollte, so lese man Fouques Schauspiele und Ritterromane. Hier ist eine treffliche Menagerie der stolzesten und gläubigsten Ritter und Damen versammelt, ihre Ehre ist fleckenlos, wie ein polirter Harnisch, ihr Glaube fest wie eine Damascener Klinge. An Characteristik, Schilderung innerer Zustände dieser Helden ist natürlich nicht zu denken, sie kamen mit Glauben und Ehre auf die Welt, hielten an beiden unabänderlich fest, wußten überhaupt sonst von nichts; weßhalb sie auf den Bretern, wo man die Abwechslung und Bewegung liebt, kein Glück machen konnten. Wo übrigens dieser Poet einmal die Rüstung auszog, die ihm freilich mit den Jahren zur Haut wurde, kam ein ächtes Dichtergemüth zum Vorschein.

Die Bilder der Malerschule, die sich aus diesen Grundlagen entwickelte, kann man als Zeichnungen zu diesen Fouqueschen Dichtungen betrachten. Es treten uns hier gewaltige Rittergestalten vors Auge, mit blonden Locken, die in stolzer unverrückter Ruhe die Feinde niederstossen, ohne sich nach ihnen umzusehen, nicht minder hohe und schlanke Damen, deren strenger Blick jeden Liebesgedanken verscheucht. Diese Künstler fanden ihre Muster weit hinter Raphael und seinen Zeitgenossen, deren Ueppigkeit ihnen anstößig war, in Fiesole und Perugino.

An dieser Richtung, die man wegen romantischer Elemente, weil die meisten Romantiker zu ihr übergingen, ebenfalls die romantische genannt hat, von jener ersten aber völlig verschieden ist, hat Tieck niemals Theil genommen. Er hielt keine Reden an die deutsche Nation, er dichtete keine Freiheitslieder, sprach nichts von Germanismus, Nichts vom römischen Reich, er studirte und liebte die altdeutsche Poesie, aber nicht mehr als die altenglische oder spanische, es fiel ihm nie ein, Raphael und Correggio zu verdammen, er setzte den katholischen Calderon, so sehr er ihn liebte, nie über den protestantischen Shakespeare, von all' dem heftigen ins Leben greifenden Drängen und Treiben seiner Freunde, über dem sie nimmer zum romantischen Schlummer kommen konnten, wollte er Nichts wissen. In den letzten Jahre dieser Periode, während welcher er wenig von sich hören ließ, fällt sein Briefwechsel mit Solger. Da saß er in Ziebingen bei dem Dichter des Lacrimas und Uebersetzer des Casanova, mit seinen alten Lieblingen beschäftigt, er versichert den Freund, daß er noch derselbe sei, wie in seiner Jugend, daß er alle Tendenzen, denen seither seine Genossen gehuldigt, ruhig an sich habe vorbeiziehen lassen. Er ist auf die politischen und poetischen Bewegungen seiner Zeit bös zu sprechen. „Oft denke ich" schreibt er einmal, man sollte geradezu aus dem Narrenhause gehen, und Luft und Sonne im Freien genießen, der Poet kann es auch am ehsten, und doch führt mich meine Menschheit wieder zurück, um Interesse zu nehmen, hinzuhören und zu antworten. Aber ich glaube, daß die Anarchie und Verwilderung des Geistes noch nie so hoch gestiegen ist, als in unsern Tagen.

Wiſſen Sie wirklich Viele, die Ihnen nicht ſchwankend und drehend vorkommen, für die Sie ſchwören möchten, daß ſie morgen noch dieſelben, wie heute, ſein werden?" Ueber Fouque ſchreibt er: „das Gedicht von F. iſt durchaus vortrefflich. Iſt die Thorheit großartig, ſo iſt ſie mir unſäglich lieb. Erinnern Sie ſich wohl des „ich wurde auch einmal angebetet?" (Chriſtoph Bleichwang in „Was Ihr wollt")? Was ſollte wohl Dante einſt ſagen, wenn dieſer Chriſtoph zu ihm vertrauend träte, und nach einigen Anekdoten naiv ſagte: Ich wurde auch einmal angebetet! Wenn der Dichter von ſich ſpricht, dann ſieht man ob er nur dichtet oder ein Dichter iſt, es heißt zu arg dichten, wenn er ſagt, daß er doch die Menſchen leiſe im ſtarren Eiſe lenkt, da er vielmehr der iſt, der ſie aufs Eis führt, denn wie wären ſie ſonſt dahin gekommen? Er hat ja doch Nichts gethan, als den neueſten unverfälſchten Geſpenſtergallert erfunden, der gut bei der Toilette einzunehmen iſt, und ich glaube immer, wenn ich ihn leſe, Holbergs Bramarbas zu hören, ich wollte dieſen mit geringer Abänderung in den Sigurd oder einen beliebigen Helden verwandeln u. ſ. w. Man wird aus dieſen Stellen zur Genüge ſehen, wie wenig Tieck von der Ritterpoeſie wiſſen wollte.

Es iſt in dieſen Briefen viel von dramatiſcher Behandlung der deutſchen Geſchichte die Rede, Tieck will Kaiſertragödien dichten, kann aber nie an die Arbeit kommen. Einer Mahnung Solgers nimmer länger damit zu ſäumen, antwortet er mit Klagen über den Verfall der Schauſpielkunſt, über die ſchlechte Einrichtung unſres Theaters u. ſ. w. „Machen Sie mich, ſchließt er, zum

unumſchränkten Theaterdirector, dann gebe ich Ihnen mein Wort nichts Anders mehr zu arbeiten. Ich meine der Zuſtand unſres Theaters mag ſein wie er will, wäre die Begeiſterung für unſre deutſchen Kaiſerhelden eine ächte und lebendige geweſen, er hätte ſeine Tragödien guten Muths geſchrieben. Mit dieſem ſeinen Aerger über unſre Theatereinrichtung iſt Tieck immer viel verſpottet worden, er hätte übrigens dieſem Spott leicht entgehen können, wenn er ſich einmal die Mühe genommen hätte, die Einrichtung des altengliſchen Theaters, das er immer und immer wieder als Muſter aufſtellt, in einer ſeiner Einleitungen zur Vorſchule Shakeſpeares, oder ſonſt wo, klar aus einander zu ſetzen. Wer nicht von Tieck oder deſſen Bekannten Privat-Belehrung erhalten hat, dem kann man es eben nicht verübeln, wenn er von der engliſchen Bühne ſo wunderlich redet, wie Hegel in der Kritik des Solgerſchen Nachlaſſes.

Mit der Depravation des deutſchen Theaters nahm Tiecks Liebhaberei für das altengliſche Schauſpiel immer zu. Die dramatiſche Poeſie wie ihre Darſtellung und die ſie bedingende Einrichtung des Theaters ſchienen ihm hier das Höchſte, was der modernen Zeit aufgegeben iſt, erreicht zu haben. Er iſt bekanntlich der größte Kenner der altengliſchen Poeſie, er hat einen holländiſchen pedantiſchen Fleiß, einen großen Theil der vielen freien Zeit, die er von jeher hatte, auf ſie verwendet, er hat ſie von ihren erſten ſtammelnden Verſuchen, bis zu ihrer Vollendung in Shakeſpeare, ihrem Zerfall im Raſſinger u. A. ängſtlich begleitet. Was er für das Meiſterhafte an ihr hält, iſt die Form, die Compoſition; er will einmal beweiſen, daß

die Shakeſpeariſche Form ein ächtes Product der engliſchen Nationalität ſei, daß ſie ſich nicht zufällig, wie die antike franzöſiſche, die ſich ſpäter in England geltend machte, ſondern völlig naturgemäß gebildet habe. Engländer und Deutſche ſind ihm Synonymen und ſo ſchließt er denn, daß die bezeichnete Form auch für uns die allein geeignete ſei, welche die antikfranzöſiſche und antikſpaniſche verdrängen müſſe. Es iſt hier nicht der Ort auf dieſe Behauptung weiter einzugehen, ich will nur erinnern, daß was für Alt-England gepaßt hat, nicht nothwendig für Neu-England und für das verwandte Deutſchland paſſen muß. Die Idee des Dichters iſt es, die ſich in der Compoſition ausſpricht, und dieſe kann nicht ſtehend national ſeyn. Der Reiz, der für Tieck in dieſen alten Compoſitionen liegt, entſpringt aus der Ironie, welche die Form mit ſich bringt. Durch die komiſchen Zwiſchenſcenen wird die Bedeutung, welche die handelnden Perſonen ihren Intereſſen geben, ironiſch aufgehoben. Dieſe Ironie verbreitet über die altengliſchen Dramen jene Heiterkeit und Anmuth, die man an Tiecks eigenen Produktionen lieben muß. Tieck hätte dieſe Form für ſich erfunden, ſo ſie nicht ſchon exiſtirt hätte, ſie lebt und ſtirbt mit der Ironie.

Daß Tieck indeſſen, wie mit ſeinen eigenen dramatiſchen Produktionen, ſo mit dieſem immerwährenden Hinweiſen auf Alt-England unſrer deutſchen Dramatik geſchadet habe, iſt ein Vorwurf, den blos Unkenntniß oder böſer Wille oder beides zuſammen machen konnten. Tiecks eigene romantiſche Gedichte begründeten eine neue Gattung von Schauſpielen, nicht jene lyriſch-rhetoriſche, welche

unſer Theater zu Grunde gerichtet hat, ſondern eine epiſch-romantiſche die ſich in einem, dem wahren Drama ſo fremden Kreiſe bewegt, daß ſie auf dieſes keinen ſchädlichen Einfluß ausüben konnte. Und wie dieſe Gattung auf das Schauſpiel, dem Verwicklung und Kataſtrophe aus den Characteren entſpringen, durchaus nicht einwirkte, ſo fand ſie überhaupt unter Dichtern und Leſern wenig Freunde genug. Oehlenſchläger, Arnim, Platen und Menzel ſind meines Wiſſens die einzigen, welche, die drei erſteren nur in einigen ihrer Arbeiten, Tiecks neuen Weg eingeſchlagen haben. Mehr Grund hat auf den erſten Anſchein der zweite Vorwurf, aber einmal war ja überhaupt nichts zum verderben da; von welchem der Dichter die in der Periode der Shakeſpeareomanie aufwuchſen, kann man denn ſagen, Shakeſpeare habe ihn an einer tüchtigen Entwickelung gehindert? und dann hat Tieck ſeine altengliſchen Studien und ſeine Dramaturgiſchen Bemühungen doch ſehr aus Einander gehalten. Seine Kritiken deutſcher Schauſpiele ſind mit großer Reſignation geſchrieben, er hat nicht auf Nacheiferung Shakeſpeares, ſondern auf das Nothwendige, Unerläßliche gedrungen, auf einige Characteriſtik und etwas Menſchenverſtand und was nur halbwegs dieſe Forderungen erfüllte, aufs freundlichſte beſchützt, wie den ganz ſchwachen Alexander von Uechtritz. Was er zum Tempel der Melpomene hinausgewieſen hat, war ſchwächliche Unnatur und hat er uns dieſe auch in der Ecke einer unſrer größten dramatiſchen Dichtungen gezeigt, ſo that er's wohl in der Meinung, die Deutſchen ſeien keine Kinder, die die Wahrheit nicht ertragen könnten. Das Verdienſt gezeigt zu haben, daß die Tragödie auf

dem ſchlimmſten Irrwege ſei, darf man Tieck nicht abſprechen, und fördert man Einen, dem man ſeinen Fehler zeigt, ſo hat Tieck das deutſche Theater bedeutend gefördert. Mit ſolchen Verneinungen iſt allerdings die Sache noch nicht gemacht, Tieck hat keine neu-productiven Geiſter geweckt, unſerm Theater keine neue Geſtalt gegeben. Wer berechtigt uns aber zu ſolchen Forderungen? Die Blüthe des Schauſpiels und des Theaters geht aus einer allgemeinen Begeiſterung hervor. Wo ſich eine neue lebendige Richtung geltend macht, da giebt es Dramatiker, die ſie ausſprechen, Schauſpieler, die ſie zur Erſcheinung bringen, ein Publikum das applaudirt. Die Zeit, in der Tieck dramaturgiſirte, hatte überall nichts auszuſprechen, als ihre Langeweile.

Während dieſer gelehrten Beſchäftigungen produzirte Tieck wenig, er ſammelte ſeine zerſtreuten Dichtungen im Phantaſus, in welchem außer der Einkleidung und einigen Kleinigkeiten, nur der Fortunat neu war. Er ſchrieb dieſes dramatiſche Gedicht, wie er in der Einleitung dazu ſagt, wie er es ſeit ſeiner Jugend im Kopf herumgetragen hatte. Die romantiſche Laune iſt hier allerdings nicht verſiegt, ſie ſpielt im erſten Theil aufs luſtigſte mit allen Lebensverhältniſſen, wirft Alles durcheinander, um es endlich wieder freundlich zuſammen zu bringen. Dieſer erſte Theil iſt ein dramatiſches Epos, die Göttin Fortuna führt die Handlung herbei, nicht der Wille der Handelnden. Im zweiten Theil ſteigert ſich der Muthwille aufs Höchſte, Held und Dichter finden in ihrem Glück keine Grenzen, bis es plötzlich zuſammenbricht. Nicht der herbe tragiſche Schmerz ergreift uns am Ende dieſer Dichtung, ſondern

die Wehmuth, mit der man aus ſchönem Traum zu einem trüben Tag erwacht, mit der man am Schluß eines luſtigen Mährchens das Buch aus der Hand legt. Die Natur ſpielt hier immer unmittelbar in die Handlung herein, Alles bewegt ſich in der Menſchenwelt und im zweiten Theil ſind die ſittlichen Zuſtände gründlicher und wahrer gezeichnet, als im Octavian und der Genoveva. Der Fortunat entſtand im Jahr 1815 und iſt die einzige bedeutendere Dichtung, die Tieck ſeit 1805 erſcheinen ließ.

Dieſes lange Schweigen und ſein politiſcher Indifferentismus hatten Tieck einige Zeit beinahe in Vergeſſenheit gebracht, blos die kleine Zahl ſeiner eigentlichen Anbeter hielt ihn im Gedächtniß. Der Indifferentismus kam jedoch bald über alle Welt. In den zwanziger Jahren war man des Politiſirens aus guten Gründen müde, es war, als wäre nichts geſchehen; man ging wieder ins Theater, ſchickte in die Leihbibliotheken, las belletriſtiſche Morgen- Abend- und Mitternachtblätter. Das war eine Zeit für Tieck, er verließ ſeinen ländlichen Aufenthalt, zog nach Dresden, ſchrieb Theaterkritiken, hielt Vorleſungen und dichtete Novellen. Dieſen Novellen verdankt er ſeinen großen Ruhm, er bekehrte mit ihnen viele ſeiner früheren Gegner zu ſeiner Fahne, ſie fanden es höchſt vernünftig, daß er Mittelalter und Mährchenboden verlaſſen und ſich der ſogenannten wirklichen Welt zugewandt hatte. Iſt aber Tieck in der That ein anderer geworden, iſt er aus den romantiſchen Träumen zu den Intereſſen der Gegenwart erwacht?

Unter einer Novelle, wenn man ſie von der Anekdote als der Erzählung einer merkwürdigen entſcheidenden

Handlung unterscheiden will, versteht man die Erzählung eines interessanten entscheidenden Ereignisses, wodurch dem innern oder äußern Leben eines Menschen eine neue überraschende Wendung gegeben wird. Eine Historie mit solch' unerwarteter Wendung ist bei Tieck meist nur der Rahmen zur Darstellung contrastirender Lebens und Kunstansichten, die gesprächsweise zum Vorschein kommen und oft zur Novelle in sehr äußerlichem Verhältniß stehen. So ist in den „Gemälden" das Schicksal des jungen Eduard mit der Kunstliebhaberei der Dialogisirenden sehr äußerlich verknüpft. In andern der Tieckischen Novellen sind die Gespräche beiläufig und untergeordnet, oder sie dienen die novellistische Katastrophe in das rechte Licht zu setzen, sie sind integrirende Theile der Erzählung, wie im ersten Theil des Dichterlebens und im Cevennenaufruhr. Der zweite Theil des Dichterlebens und des Dichters Tod sind zu Romanen geworden, denn die Episoden, in denen das frühere Leben der Dichter weit und breit eingeschoben ist, bringen das, was die novellistische Hauptkatastrophe bilden sollte, in eine untergeordneten Stellung. In seinen Lustspielen stellte Tieck stets die Ansichten einer Parthei dar, der aufgeklärten, die Darstellung ist dort eine persiflirende, in welcher sich die Personen, indem sie reden, selbst das Urtheil sprechen, in den Novellen treten dagegen alle herrschenden Partheien auf, ihre Ansichten werden ohne Persiflage dargestellt, man ist bei der ersten in Versuchung, diese gleich für die des Autors zu halten, bis dieser ersten eine zweite, dieser eine dritte mit gleichen Aussprüchen entgegentritt. Der Verlauf der Novelle zeigt sodann die eine Confession wie die andere als eine einsei-

tige, man kommt auf einer Höhe an, von der die Unterſchiede, die immer nur dieſe oder jene einzelne Seite erfaſſen, in ihrer Unweſentlichkeit erſcheinen. Die Einſicht, die wir hier oben gewinnen, beſteht rein darin, daß wir erfahren, es habe einer Recht wie der Andere, wir lernen die verſchiedenen Anſichten und Zuſtände als wechſelnde Stimmungen kennen. Viele ſind von dem Reichthum der hier dargeſtellten Anſichten und Zuſtände in wahrhaftes Erſtaunen geſetzt worden, man findet in der That in dieſen Novellen einen unermeßlichen Schatz von Gedanken, wir können aber die Perſonen, die ſie vorbringen, niemals feſthalten, ſo treffend ſie auf den erſten Blick gezeichnet ſcheinen, ſie haben durchaus kein wirkliches Leben.

Ein Fremdling in der Welt ſittlicher Intereſſen, mit denen er ſich in ſeiner Jugend überworfen hatte, konnte Tieck von ſittlichen Zuſtänden nur, als von Stimmungen, Erfahrungen haben. Tieck führt dieſes Wort immer im Munde, es bezeichnet ſein ganzes Weſen, es iſt ein Wechſel von Stimmungen. Eine Stimmung heiße ich nemlich einen innern Zuſtand, der, von außen in mir erregt, wie er ſchnell gekommen iſt, ſchnell wieder vorübergeht. Um ſittliche Zuſtände d. h. überhaupt Menſchen darſtellen zu können, muß man aber dieſe Zuſtände einmal ernſtlich erlebt haben; ſie dürfen einem nicht bloß von außen angeflogen gekommen ſein. Tiecks Reichthum hat in ſeiner Unbeſtimmtheit ſeinen Grund. Wer keinen Standpunkt hat, iſt dem Wechſel der verſchiedenſten Eindrücke offen, die Einem ſelbſt wohl auch als innerlich erlebte erſcheinen können. Tieck ſchreibt einmal an Solger: „Oft wird mir angſt, wenn ich meine ſchnelle Fühlbarkeit ſehe, mich in

alle fremde Zustände nur zu leicht hinein zu denken, so daß wir oft auf Augenblicke und Stunden mein Selbst wie verdämmert; oder, erinnere ich mich, durch welche Fluth wechselnder Gedanken ich gegangen bin, so erschrecke ich und mir fällt Humes Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erfahrungen sichtbar machen. Die große Gallerie von Personen, die Tieck in seinen Novellen vorzeigt, ist die große Schaar von Stimmungen, die an diesem Dichter in einem wechselvollen Leben vorüber gegangen sind. Es ist ihm seit dem „Lovell" nimmer geglückt, Charactere darzustellen, er brachte es immer nur zur Darstellung der Ansichten der Menschen, in denen die Charactere ja nur oberflächlich zur Erscheinung kommen, der tiefe sittliche Boden, auf dem diese Ansichten gewachsen sind, tritt nie heraus. Tieck wird in der Characteristik nie gründlich, er kann uns nie einen Menschen mit wenigen Strichen zeichnen, weil er den Kern eines Characters nicht erfahren kann, seine Leute brauchen Zeit sich, wie sie sind, zu zeigen, sie müssen sich gar oft erst lange in sich selbst hineinreden, denn die Beredtsamkeit ist ja von jeher ein Zeichen gewesen, daß man sich selbst erst suchen muß. Tieck versäumt es im Bewußtsein seiner Schwäche nicht leicht, uns das Aeußere seiner Personen zu bezeichnen, während Goethe von dem Aussehen der seinen fast nie ein Wort sagt und doch stehen sie mit Haut und Haar lebendig vor uns. Um aber nicht ungerecht zu sein, einen sittlichen Zustand hat Tieck mit einer überzeugenden Kraft wie noch kein Dichter vor ihm dargestellt, den, der völligen innern Zerknirschung, wo einem Menschen, der ohne Ernst und

Wahrheit, was man heißt die Zeit todtgeſchlagen hat, ſeine Nichtigkeit auf einmal vors Auge tritt. Sein „Green" im Dichterleben, jener Windbeutel im „Geheimnißvollen" ſind Darſtellungen voll Leben und Wahrheit. — Die verſchiedenen Stimmungen, die uns Tieck in der Geſtalt verſchiedener Menſchen und Anſichten vorführt, haben natürlich alle gleiches Recht, das Reſultat ihrer Gegenüberſtellung kann kein anderes ſein, als daß jede eine Befugniß zu erſcheinen hat, daß jede eine momentane iſt und das Bewußtſein davon iſt die berühmte Tieckiſche Ironie.

Tieck iſt noch derſelbe, der er als Dichter des „Zerbino" war, das ſittliche Leben iſt ihm immer noch fremd, darum höre ich ihn am liebſten, wo er ſich wieder völlig als den Alten giebt, wo ſich ſeine Naturbegeiſterung wieder vernehmen läßt. In dieſen kleinen heitern Novellen, im Zauberſchloß, im Mondſüchtigen u. A. ſuche man keine Characteriſtik; man iſt im Land der Romantik, wo der Ernſt des Lebens zu einer immer kleineren Wolke wird. Wo unſerem Poeten die phantaſtiſche Laune fehlt, wo er der Menſchheit Jammer und Kämpfe ſchildern will, da endet Alles mit einer troſtloſen Leerheit. Tieck hat alle Menſchenwehen ſtudirt, aber als merkwürdige Phänomene, zur Unterhaltung, weil es ihm intereſſant war. Es kommt bei dieſen ſchönen Novellen am Ende nichts heraus. Wer iſt denn dieſer Tieckiſche Shakeſpeare, der Marlow und Green als der wahre Dichter gegenüberſtehen ſoll? Was beſingt dieſer Camoens, wie er zuletzt auftritt? Sie ſind beide ſo characterlos und unbedeutend, ſie repräſentiren nur die von ihrer Mutter, der Phantaſie, verlaſſene blaße Ironie, die gegen Alles ſo vornehm als lang-

weilig gleichgültig ist. Es wird einem ganz sonderbar zu Muthe, wenn in diesen Dichtungen Alles, um was ein Mensch sein Leben läßt, als einseitige Stimmung behandelt wird, die eben nur ihr vorübergehendes Recht hat, wenn wir in den Cevennen mit der Beruhigung entlassen werden, daß dieser blutige Kampf auf einem Mißverständniß beruhe, wenn in des Dichters Tod der Katholizismus, der als das Element des armen Camoens erscheint, in einem gelegentlichen Gespräche als untergeordnete Glaubensform gegen den Indischen Pantheismus zurückgestellt wird. In diesen ironisirenden Dialogen herrscht denn auch eine ganz fatale betäubende Schwazhaftigkeit, man wird vom Schwindel ergriffen bei solcher Zungenfertigkeit, die alle Unterschiede verwischt und Appetit zu einer Reinhardischen Predigt-Disposition erregt. Zwist, Feindschaft bis auf den Tod wird in ein Mißverständniß verwandelt, und nach Tiecks Lehre wird das Weltende in einer Verständigung Gottes mit dem Teufel bestehen. Nur in einer Novelle hat Tieck einer positiven Ansicht eine positive entgegengesetzt. In der „Verlobung" kündigt er dem Pietismus Krieg an, er führt jedoch statt seiner Goethe in den Kampf, dessen Lebensansichten nicht entwickelt, sondern als bekannt vorausgesetzt werden. Der Aerger über Pustkuchen, den Tieck seltsamer Weise für einen Pietisten hielt, hat ihm hier Stellenweise etwas, das wie Tendenz klingt, in die Feder gegeben. Tieck wird aber immer schwach, wenn er, wie in dieser und einigen neuern Novellen, Worte und Erfindungen vom Aerger erhält, er kann nicht großartig zürnen, er kann blos ärgerlich werden, Laune und Ironie gedeihen nur im Frieden.

Die Zeit der Ruhe iſt ſchneller, als man dachte, vorübergegangen; es fragt ſich jetzt, welche Stellung kann Tieck in der Gegenwart einnehmen, wo die Poeſie wieder vom Leben ausgehen und ins Leben eingreifen will? Die Antwort auf dieſe Frage würde dieſer Skizze den hiſtoriſchen Character nehmen, wäre ſie nicht ſchon von einer Zeit ausgeſprochen, die bereits der Hiſtorie anheim gefallen iſt. Nicht erſt die Gegenwart, ſchon die Zeit der Befreiungskriege, hat den Herausgeber des „Phantaſus“ antiquirt: mit dem Zeitpunkt, wo die Literatur ihren einſamen Standpunct verließ, und in die Reihe der Kämpfer für Lebensintereſſe trat, hörte Tieck auf Repräſentant ſeiner Zeit zu ſein.

Es iſt, glaube ich, aus dem Schluß dieſer Skizze klar geworden, daß Tieck mit jener Richtung, die wie die frühere, gleichfalls Romantik genannt, von Intereſſen des öffentlichen Lebens ausging, auf ſie einzuwirken, ſie poetiſch zu verklären ſuchte, nichts gemein hatte. Das Treiben von Fr. Schlegel, Görres, Arndt u. A. kann nicht mit dem Tiecks identificirt werden. Erſt die Reſtaurationszeit hat ihn wieder gehoben: die Wirren hatten ſich nicht gelöſt, man war zu keinem gemeinſchaftlichen Reſultat gekommen, Ermattung hatte den Frieden diktirt, der beſſer ein Vergleich genannt werden konnte. In dieſer matten Gleichgültigkeit, wo es an der Kraft fehlte, die Widerſprüche, welche Menſchen mit Menſchen und die Menſchen in ſich ſelbſt entzweiten, in ihrer Bedeutung feſtzuhalten, lag eine Sympathie mit der alten romantiſchen Ironie; die Lethargie iſt verſchwunden, man fühlt wieder Kraft, auf dem Eroberungszug fortzuſchreiten und

Tieck hat ſich abermals in der deutſchen Literatur überlebt. Seinen Verdienſten aber wird durch eine neue Richtung der Gegenwart nichts entzogen, Tieck iſt unter den jetzt lebenden Poeten der bedeutendſten, denn er allein hat die Widerſprüche überwunden und ohne dieſe Ueberwindung giebt es keine Poeſie im höchſten Sinne des Worts, aber die Art, wie Tieck das Abſolute gefunden hat, kann uns jetzt nimmer genügen und darum intereſſiren wir uns mehr für die Kämpfer der Gegenwart als für den Sieger der Vergangenheit, wenn auch unſer äſthetiſches Gewiſſen dieſem den Preis zuerkennen muß.

V.

Leben, Liebe und Leiden Torquato Taſſo's.

Mit Bezug auf die handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti.

Von **Fr. Förſter.**

1.

Die Auffindung einer bedeutenden Sammlung werthvoller Briefe, Gedichte und Memoiren von Taſſo's eigener Hand geſchrieben, veranlaßte bereits vor einigen Jahren einen lebhaften Federkrieg dieſſeit und jenſeit der Alpen. Noch bevor von den Urkunden ſelbſt etwas zur Kenntniß des Publikums gelangte, war darüber ein Criminal-Prozeß bei der presidenza degli armi zu Rom anhängig gemacht und während unſer gelehrtes Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften Hr. Ranke das Liebesverhältniß Taſſo's mit den Prinzeſſinnen von Eſte in mehreren

gründlichen Abhandlungen für eine Fabel erklärte, während der Marcheſe Gaetano Capponi in einem offenen Fehdebriefe die Meinung ausſprach: „Taſſo habe durchaus nicht für wahnſinnig gegolten, ſei auch gar nicht in ein Irrengefängniß eingeſperrt worden," haben Hr. Reumont in Aachen und Sgr. Giovanni Roſini zu Piſa tapfer für Taſſo's Wahnſinn und Liebe gefochten. Endlich ſind wir in den Stand geſetzt worden, in dieſen Angelegenheiten unſere Anſicht einiger Maßen feſtzuſtellen, indem der Graf Mariano Alberti die Herausgabe des, in ſeinem Beſitze ſich befindenden, handſchriftlichen Nachlaſſes Taſſo's begonnen hat. Von den „Manoscritti inediti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati con incisioni e fac-simili per cura di Romualdo Gentilucci. Lucca 1837 et 1838," ſind uns bereits vier Hefte in Folio zugegangen.

Da dem Beſitzer und Herausgeber zunächſt daran gelegen war, unwiderleglich darzuthun, daß ſeine Handſchriften echt und orginal ſind, hat er, was er bis jetzt an Briefen und Gedichten mitgetheilt, mit der größten Genauigkeit als Facſimile in Kupfer ſtechen laſſen, ſo daß uns kein Riß und Kniff der vergelbten Briefe, kein Dintenkler noch ſonſtiger Schmuzfleck des Originals verloren geht. Zu noch größerer Beglaubigung hat der Graf Alberti ſich von den Vorſtehern der Bibliotheken in Rom, Florenz, Piſa u. ſ. w., wo ſich Handſchriften von Taſſo befinden, Zeugniſſe über die Echtheit der ſeinigen ausſtellen laſſen, ſo daß gegenwärtig nur Neid und Unwiſſen-

heit, oder jener ſeichte Geiſt des Widerſpruchs, noch Zweifel dagegen erheben können.

Ueber die Herkunft dieſer Manuſcripte erfahren wir durch die Herausgeber folgendes: Bekanntlich wurden, wie auch ſchon Seraſſi meldet, zu verſchiedenen Malen dem Taſſo während ſeines Aufenthaltes in Ferrara ſeine Papiere weggenommen, was insbeſondere bei ſeiner Verhaftung der Fall war. Dieſe Papiere wurden von dem Herzoge Alfonſo dem, in ſeinem Dienſte ſich befindenden Verfaſſer des pastore fido, Guarini, zur Durchſicht und Berichterſtattung anvertraut.

Guarini behielt von den Briefen und Gedichten diejenigen, welche den Zorn des Herzogs am meiſten erregen konnten, zurück, und dies ſcheint ſogar die Veranlaſſung geworden zu ſein, daß er Ferrara heimlich verließ, „um — wie ein gleichzeitiger Brief meldet, nicht ein gleiches Schickſal wie Taſſo zu erleben." In mehreren Briefen an Guarini fordert Taſſo nach ſeiner Freilaſſung dieſe Schriften zurück, allein er erhielt ſie nicht und nach Guarini's Tode (1612) kamen ſie an ſeinen Sohn Alexander. Dieſer verkaufte den werthvollen Nachlaß; einen Theil davon erwarb der Florentiner Carlo di Tomaſo Strozzi, einen anderen Marc-Antonio Foppa, ein Patrizier aus Bergamo, welcher eine leidenſchaftliche Verehrung für Taſſo's Gedichte hatte und ihm ſogar in dieſer Stadt auf eigene Koſten ein Denkmal errichtete. Er kaufte die, im Beſitze der Familie Strozzi und Anderer befindlichen Handſchriften Taſſo's noch dazu und gab im Jahre 1666 in Rom drei Bände „ungedruckter Schriften Taſſo's" heraus, um, wie er ſelbſt ſagt, die Gelehrten von den

handgreiflichen Lügen (bugie palmari) Manſo's zu überzeugen. Nebenbei ſei bemerkt, daß die der Deuchiniſchen Ausgabe der Poeſien Taſſo's vom Jahre 1621 vorgedruckte Biographie nicht von dem Freunde des Dichters: Giovanni Battiſta Manſo, ſondern von einem gewiſſen Carlo Fiamma, dem Herausgeber jener Poeſien, verfaßt worden iſt. Nur zum geringſten Theil hatte Foppa Taſſo's Handſchriften in ſein Werk aufgenommen. Nach ſeinem Tode kam ſeine Bibliothek als ein Legat an Ottavio Falconieri, einen gelehrten Archäologen. Der Erſte, welcher von dieſen Schätzen einen würdigen Gebrauch machte, war der Abate Seraſſi, von dem 1785 eine, 600 Quartſeiten ſtarke, Biographie Taſſo's erſchien, in welcher jedoch noch ſo manches verſchwiegen wurde, wie man vermuthen darf, aus Rückſichten für das Haus Eſte, da er der Erzherzogin von Oeſtreich Beatrice von Eſte ſein Werk zueignete. Die Familie Falconieri ging wahrlos genug mit dieſem theuren Vermächtniſſe um; Sammler von Handſchriften kauften einzelne Briefe und Gedichte, ſo daß man in England, München, Petersburg, Paris und faſt in allen berühmten Städten Italiens Handſchriften Taſſo's, welche aus dieſer Sammlung herrühren, findet. Dasjenige was ſich in dem Nachlaſſe Falconieri's befand, erwarb durch einen, am 15. Juni 1825 abgeſchloſſenen, Kauf der gegenwärtige Beſitzer, Graf Alberti von Dr. Orazio Falconieri. Der Graf Alberti befand ſich mehrere Jahre in dem ungeſtörten Beſitze, als unvermuthet am 19. November 1834 die Criminal-Richter und die bewaffnete Macht in ſein Haus traten und die genannten Schriften auf eine Klage jenes Orazio Falconieri, als ob

ſie ihm durch Diebſtahl entwendet worden wären, unter Siegel legte. Durch eine Entſcheidung des römiſchen Criminal-Gerichtshofes vom 24. November 1834 wurden die Manuſcripte dem Grafen Alberti wiederum ausgeliefert. Hr. Reumont, welchem der Graf Alberti eine Einſicht in dieſe Manuſcripte geſtattete, berichtet uns, daß ſie zum Theil aus Poeſien, zum Theil aus Notizen und Briefen beſtehen. Unter den erſteren finden ſich eine Menge ſolcher, die vor der Gefangenſchaft entſtanden, aber ungedruckt und dem Schönſten, was aus Taſſo's Feder hervorgegangen, an die Seite zu ſtellen ſind, nebſt anderen, die er im Spital dichtete. Die Hauptſammlung der erſteren iſt in himmelblauen Sammetumſchlag gebunden, mit dem, von Guarini's Hand geſchriebenen Titel: **Rime del Sgr. Torquato Tasso, scritte da sua mano.** Eben ſo ſehr, vielleicht mehr noch als die Gedichte, dürfte die Correſpondenz Taſſo's mit den Prinzeſſinnen, namentlich mit Eleonora intereſſiren. Außer dieſen ſind vorhanden verſchiedene Beſchlüſſe in Betreff der Gefangenſchaft des Dichters, großentheils von des Herzogs eigener Hand, Briefe verſchiedener Fürſten an den letzteren, worin ſie ſich für Taſſo's Befreiung verwenden; Taſſo's Briefe an Freunde und Gönner, an Guarini und anderer. Beſondere Wichtigkeit hat ein Taſchenbüchlein, deſſen Decke in Gold und Seide geſtickt iſt und welches durch die vorn hineingeſchriebenen Worte: **In segno di benevolenzia. Barbara, Duchessa di Ferrara,** ſo wie durch Taſſo's Verſe an ſie als ein Geſchenk von Alfonſo's zweiter Gemahlin bezeichnet wird. Es enthält eine Menge Notizen über Perſonen und Vorgänge, Entwürfe und Gedanken

zu ſeinen Poeſien. Unter den Büchern befindet ſich ein Exemplar des Pastore fido, welches Guarini dem Taſſo ſchenkte, von dem letzteren mit geſchriebenen Randnoten verſehen.

Unter den, bis jetzt publizirten Briefen dürfte ein von Taſſo unter dem 4. Mai 1572 an Sgr. Cataneo gerichteter Brief der intereſſanteſte ſein, weshalb ich denſelben hier in treuer Ueberſetzung mittheilen will.

Sehr geehrter Herr, ſehr geſchätzter Gönner.

Meine Reiſe ging ſehr glücklich von Statten und wurde nur durch einen kleinen Aufenthalt in Peſaro bei jenen freigebigſten Fürſten, welche mich mit aller Freundlichkeit und Artigkeit aufnahmen, zu meiner großen Genugthuung verzögert. Die Frau Herzogin*) hat mir eine ſehr ſchöne Stickerei in Seide geſchenkt, welche ich ein allegoriſches, ländliches Gedicht nennen kann. Man ſieht auf dem Felde einen Haſen, von drei Hunden verfolgt und ſie meint: Dies ſolle mein Wappenſchild ſein, indem darauf meine Abreiſe von Ferrara mit ihrem durchlauchtigſten Bruder, den Cardinal, ſymboliſirt ſei, auf welche die neidiſchen und hämiſchen Klätſchereien Pigna's, Montecatino's und Geraldini's folgten, die unter dem Bilde der drei Hunde vorgeſtellt ſind, welche den furchtſamen und unſchuldigen Haſen gleichſam zu zerreißen drohen. Ferner ſieht man von einem Baume herabhängen, mit größtem Geſchick und Fleiß gemacht, einen Seidenwurm und gleich daneben den Schmetterling, in welchen er ſich verwandelt und dieſer ſoll das Symbol meines poetiſchen Genius ſein, welcher unter den Auſpizien des durchlauchtigſten Herzogs und der Prinzeſſinnen, ſeinen Flug zu einer ruhmvollen Unſterblichkeit nimmt. Unter den Blättern des Baumes verſteckt, erſcheint noch eine zweite Raupe, welche die Herzogin ſich in einen Raben verwandeln läßt, dem nur ein kurzes Leben vergönnt zu ſein ſcheint und unter demſelben wollte ſie den Pigna vorſtellen, bekannt durch ſein läſtiges Krächzen und durch die Anlage zum Stehlen, welche er in ſeinen hiſtoriſchen und poetiſchen Ar-

*) Aus dem nachfolgenden ergiebt es ſich, daß die Prinzeſſin Lucrezia von Urbino gemeint iſt. Der Brief iſt vom Jahre 1572; die Prinzeſſin konnte jedoch erſt 1574 nach dem Tode ihres Schwiegervaters den Titel „Herzogin" führen.

beiten gezeigt hat. Ich aber ſage hier, daß das Bild eine Jagd ſei und daß der von dem Baume herabhangende Seidenwurm einen Fiſch vorſtelle, der dem geſchickteſten Jäger zum Preis beſtimmt ſei und erzähle dieſe Fabel, weil ich nicht noch mehr Veranlaſſung zu Neid und Verunglimpfung geben will und weil dieſer boshafte Höfling Pigna dieſe unſchuldige Beleidigung der Allegorie ſchlau benutzen könnte, ſich an mir zu rächen. Der Plunder und Zunder ſind es, die in die Höhe ſteigen und ich finde mich nicht geneigt, mir Flügel von der Hand eines Höflings verleihen zu laſſen, der mich das Schickſal Faetons erfahren laſſen würde.

Auch Sgr. Donna Leonora hat mir von Canſandolo ein Buch geſchickt, welches ich ihr, wegen einiger beſonderen Veranlaſſungen, von denen es nicht nöthig iſt zu ſprechen, zum Leſen gegeben hatte und dies hat ſie mit einer bewunderungswürdigen Stickerei verziert, welche den Portikus der genannten Villa vorſtellt, die in mir die ſchönſten und ſüßeſten Erinnerungen hervorruft. Außerdem hat ſie das Geſchenk mit einem ſehr freundlichen und witzigen Briefe begleitet, ſo daß ich nicht weiß, ob ich in ihr mehr den Geiſt bewundern, oder die Güte ihres Herzens loben ſoll.*)

---

*) Auf dieſe Stickerei bezieht der Graf Alberti folgendes Sonett Taſſo's:

O bella man che nel felice giorno,
Fra preziose gemme e dolci odori
Il serico trapunto, e i nostri cori
Passavi insieme e saettavi intorno.

Quando pria rimirai nel seno adorno
Le fariate forme e i hei colori
E prato dissi d'odorati fiori
Questo, che agli altri fa vergogna e scorno.

Pur mi raccolsi e nel leggiadro velo
Io riconobbi la mirabil arte
E' d'angelica man l'opra ingegnosa,

Simile a quella, che figura in cielo
Tante immagini vaghe e ben comparte
Le chiare stelle nella notte ombrosa.

Ueberſetzung.

O ſchöne Hand, die in glückſel'gen Stunden
Einſt unter ſüßem Duft und Edelſtein
Wie durch die Seide, tief in's Herz hinein
Mir bohrteſt unheilbare Liebeswunden!

Als ich auf zartem Buſen ſah verbunden
Der Formen und der Farben Zauberſchein:

Nicht minder gütig, als dieſe Damen hat ſich mir die Herzoginn, meine gnädigſte Herrin, erwieſen, welche mir vor meiner Abreiſe nach Frankreich ein zierliches Büchelchen mit Blumen und Blättern in weiß geſtickt, ſchenkte und damit es noch werthvoller werde, ſagte ſie, ſie gebe es mir, um, wie in ein Magazin, alle die Gedanken hineinzulegen, welche mir unter Weges über mein Jeruſalem beifallen könnten, um ſie dann nach Gefallen hervorzulangen. Außerdem hat ſie das Geſchenk dadurch erhöhen wollen, daß ſie es mit ihrem erlauchten Namen geſchmückt hat.

Heut ſchreib' ich auch noch an den Herren Cardinal, meinen freundlichſtgeſinnten Gönner, und werde ihm von der Gunſt und Höflichkeit erzählen, welche man mir in Peſaro und hier in Ferrara erwieſen; ich ſage ihm im Allgemeinen von den Ehren und Geſchenken, allein ich ſchweige über das Einzelne wegen der ſchon genannten ſchuldigen Rückſichten und erſuche Sie daſſelbe über die Allegorie zu thun. Wer an dem Hofe lebt, muß nicht allein für ſich ſelbſt ſich der Klugheit befleißigen, ſondern ſie auch anderen empfehlen, denn ſie iſt am Hofe das nothwendigſte von allen Talenten; auch ohne Talente kann man Gunſt und Glück finden, allein ohne Klugheit findet man nur Ungunſt und Verdruß.

Küſſen Sie ihrem erlauchteſten Herrn für mich die Hände, wie ich ſie Ihnen mit aller Achtung und Liebe küſſe.

Ferrara, den 4. Mai 1572.

Ihr ergebenſter Diener
Torquato Taſſo.

Aufſchrift:
Meinem ſehr geehrten und hochzuverehrenden Herrn Herrn Maurizio Cataneo.

Fühlen wir uns nun auch dem Grafen Alberti ſehr für die Herausgabe eines ſo werthvollen Nachlaſſes ver-

---

Dies müſſen, ſagt ich, Wieſenblumen ſein,
Zum Neid und Zorn der andern hier gefunden.

Nun hab ich in dem zierlichſten Gewebe
Auf leichtem Schleier Wunderwerk erkannt,
Geiſtreich gewirkt von eines Engels Hand,

Der ähnlich, die in weiter Himmelsferne
Die ew'gen Bilder zeichnet und die Sterne
Läßt in den dunklen Nächten leuchtend ſchweben.

bunden, ſo erweckt er durch die hinzugefügten erläuternden Noten keineswegs ein beſonderes Vertrauen in uns zu ſeiner Kritik. Zu dem ſo eben mitgetheilten Briefe fügt er nicht weniger, als 53 zum Theil ſehr lange, um nicht zu ſagen: langweilende, Noten hinzu, aus denen wir, mehr zur Beluſtigung als zur Belehrung, Einiges mittheilen. Am meiſten beſchäftigt den Herausgeber die Auslegung der allegoriſchen Stickerei der Herzogin und als ein guter Jäger hat er es dabei zumeiſt auf das arme gehetzte Häschen abgeſehen, dem er, wenn er auch den drei Windhunden entwiſchen ſollte, mit ſeinem kritiſchen Meſſer das Fell über die Ohren ziehen würde.

„Da ich, ſagt er in der dreizehnten Note, in meinem Gemüthe feſt beſchloſſen habe, bei Erläuterung der Documente den ſtrengſten guten Glauben und allen Scharfſinn aufzubieten, ſo kann ich nicht bergen, daß die Bewegung, in welcher der Haſe dargeſtellt iſt, mir nicht dem zu entſprechen ſcheint, was Taſſo in ſeinem Briefe ſagt. Er ſagt nämlich, daß die Allegorie der Stickerei im Ganzen eine Anſpielung auf ſeine Abreiſe von Ferrara ſei; allein die Bewegung des Haſen deutet nicht auf eine Abreiſe, ſondern auf eine Ankunft. In der That läuft er zwei Säulen zu, welche den Eingang in einen Pallaſt bezeichnen, von welchem er von einem Hunde zurückgetrieben wird, welcher wüthend herauskömmt, unterſtützt von zwei anderen, von denen der eine den Haſen von der linken Seite, der andere im Rücken anfällt. Betrachtet man daher die Bewegung des Hauptgegenſtandes und der untergeordneten Gegenſtände, ſo muß man geſtehen, daß die Herzogin, anſtatt der Abreiſe vielmehr ſeine erſte oder zweite Ankunft bei dem genannten Hofe vorſtellen wollte. Wie viele Nachforſchungen und ſtrenge Unterſuchungen ich auch unter meinen Manuſcripten und insbeſondere unter den Papieren und geheimen Memoiren der Briefſtaſche, ſämmtlich von Taſſo's eigener Hand, angeſtellt habe, konnte ich doch nichts finden, wodurch meine Vermuthung aufgeklärt werden könnte. Ich werde einem jeden meiner Leſer verbunden ſein, der ſo gefällig iſt, mir ſeine Meinung zu ſagen. Ich weiß indeſſen keine andere Erklärung zu geben, als: entweder dachte die Herzogin von Urbino nicht daran dem Haſen diejenige Richtung zu geben, welche ihm in Uebereinſtimmung mit dem Inhalte der Allegorie zukam, oder Taſſo hatte, wenn er dem Catanco ſchreibt: er habe ein Mährchen über das,

was das Bild vorſtelle, verbreitet, irgend einen geheimen Beweggrund, um ſelbſt ſeinem vertrauteſten Freunde zu ſchreiben: es ſei eine Anſpielung auf ſeine Abreiſe, obſchon es ſich auf ſeine Ankunft bezog; endlich iſt es auch möglich, daß ſich das Bild in der That auf die Abreiſe beziehe, da ja der Haſe auch wohl einen Weg zur linken oder rechten Seite des Pallaſtes einſchlagen konnte. Dies ſind, ich wiederhole es, nichts weiter als einfache Vermuthungen, weshalb ich mit Juvenal ſage: **hunc qualem nequeo monstrare, et sentio tantum.**"

Wir wiederholen, daß es nicht die großſprecheriſche und unkritiſche Weiſe des Herausgebers iſt, welche uns Vertrauen zu der Echtheit ſeiner Manuſcripte einflößt, ſondern daß es vornehmlich die Autorität des Hrn. Reumont iſt, dem wir vollkommenes Vertrauen ſchenken dürfen. Daß Florentiner Antiquare die Handſchriften des Grafen Alberti ſämmtlich für nachgemacht erklären, iſt ſchon oben erwähnt worden; bekanntlich wurde ein, mit dem Großherzog von Toskana bereits abgeſchloſſener Kauf rückgängig wegen jener, an der Echtheit erhobenen Zweifel. Indeſſen ſcheint hierbei Intrigue und Mißgunſt im Spiele geweſen zu ſein; denn wären auch die äußerlichen Züge der Handſchrift nachzuahmen, ſo dürfte dennoch dem Grafen Alberti ſchwerlich zuzutrauen ſein, daß er Gedichte und Briefe in Taſſo's Geiſte zu ſchreiben im Stande wäre.

2.

Ueber Lucrezia, Prinzeſſin von Eſte, Herzogin von Urbino, welche, obſchon nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, dennoch nicht ohne lebhafte Empfindung für Taſſo war, theilt uns der Graf Alberti aus ſeinen handſchriftlichen Urkunden folgendes mit.

Lucrezia von Eſte, Tochter Herkules II. von Ferrara und der Renata von Frankreich war geboren den 16. November 1535. Als ſie heranwuchs war ſie ſchön von Geſtalt, von vielem Liebreiz in ihrem Geſicht, beſcheiden, aber lebhaft, zurückhaltend, aber doch theilnehmend an allem Edlen und Schönen; vornehmlich liebte ſie Dichtkunſt und Muſik. Als ſie in das Alter trat, in welchem ſich in dem jungen Herzen leidenſchaftliche Empfindungen zu regen beginnen, wurde ſie mit ihrer Schweſter Leonora in das Kloſter zum heiligen Leichnam Chriſti in Ferrara gethan. Hierzu beſtimmte den Vater die Beſorgniß, die Töchter könnten von den calviniſtiſchen Ketzereien, denen die Mutter ergeben war, angeſteckt werden. Calvin ſelbſt war bekanntlich im J. 1535 in Ferrara anweſend und die geiſtreiche, freiſinnige, dabei einer ernſten Religioſität ergebene Herzogin Renata ſchloß ſich an den Lehrer, der ſie mit dem einfachen Glauben des Evangeliums bekannt machte, mit vieler Innigkeit an. Da ſie keine Meſſe mehr hörte, die Verehrung der Reliquien und Heiligen-Bilder aufgab und alle Verſuche ihres Gemahls ſie zur römiſchen Kirche zurückzuführen ſcheiterten, ließ er ſie 1554 in ein abgelegenes Zimmer im Schloſſe zu Ferrara einſperren, wo weder ihre Söhne, noch ihre Töchter zu ihr kommen durften. Zu dieſer ſtrengen Maßregel ſcheint der Herzog beſonders dadurch veranlaßt worden zu ſein, daß die Herzogin den Unterricht ihrer beiden Töchter Leonora und Lucrezia dem gelehrten Franzesco Ponte da Creta, welcher ſich ebenfalls zu Calvins Lehre neigte, anvertraut hatte. Als die Mutter eingeſperrt, oder doch wenigſtens auf wenige Zimmer beſchränkt wurde, war die

Erziehung der Töchter freilich wohl ziemlich vollendet, da Lucrezia ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Als ſpäter die Herzogin ſich wieder bequemte, die Meſſe zu beſuchen, durfte ſie aus ihrem Gewahrſam und die Prinzeſſinnen aus dem Kloſter an den Hof zurückkehren. Unter den ſchönen Künſten war die Dichtkunſt diejenige, welcher man am Hofe zu Ferrara den Vorzug gab und ſo darf es nicht befremden, daß der Cardinal Luigi d' Eſte, der Bruder des Herzogs, Torquato Taſſo, der in ſeinem achtzehnten Jahre das Heldengedicht „Rinaldo" geſchrieben, 1565 nach Ferrara berief, um in ſeine Dienſte zu treten. Die Prinzeſſin Lucrezia, damals bereits 31 Jahr alt, erſetzte durch Geiſt und Lebhaftigkeit, was ihr an Jugend mangelte, indeſſen waren doch noch ſo viele beaux restes vorhanden, um den jungen, unerfahrenen Dichter zu feſſeln, dem es, wenn ihm die neidiſchen Akademiker und Nebenbuhler anfeindeten, eine ſüße Entſchädigung war, ſich des Umganges und der Neigung einer durch Bildung und Schönheit ausgezeichneten Prinzeſſin erfreuen zu dürfen.

Als Taſſo in Ferrara eintraf, war die Prinzeſſin Leonora krank und es ſcheint, als ob ſich die Neigung des Dichters zuerſt ausſchließlich für Lucrezia entſchied, wie er denn auch in einem, an die letztere gerichteten Sonette, unentſchieden, ob von ſeiner, oder von ihrer Neigung ſagt:

„Nicht glaubt' ich, daß ein leichter Funke ſich zu lichter Flamme mag ſo raſch entzünden."

Nachdem die Vermählungsfeſte ihres Bruders Alfonſo mit der Erzherzogin von Oeſtreich vorüber waren,

begab ſich Donna Leonora nach ihrem Lieblingsaufenthalte, der Villa Conſantola, wo ſie ſich vollkommen von ihrer Krankheit erholte. Bald erhielt Taſſo von ihr eine Einladung, ſie dort zu beſuchen und beide Schweſtern wetteiferten, ſich dem Dichter gefällig zu erweiſen, ſo daß ſich zwiſchen ihnen eine immer lebhafter werdende Eiferſucht entſpann. Taſſo wird uns in dieſer Zeit als jung, ſchön, liebenswürdig, voll Grazie, Lebhaftigkeit und Geiſt geſchildert und außerdem nahm das Unglück, welches durch die Verbannung ſeines Vaters ihn betroffen die allgemeinſte Theilnahme in Anſpruch. Nicht ſehr beſcheiden und discret erſcheint Taſſo den beiden Prinzeſſinnen gegenüber, da er ſeine Neigung für ſie, als von ihnen veranlaßt und herausgefordert darſtellt. So ſchreibt er an Donna Lucrezia: „Meine Erzählung von der Zeit beginnend, da ich dem durchlauchten Herrn Cardinal, Ihrem Herrn Bruder diente, kam Ihre Gnade meiner Ergebenheit entgegen und gab mir jene Gluth, welche ich nicht aus mir ſelbſt genommen haben würde, da Sie mich vor allen andern Ankömmlingen und vor jedem älteren Diener liebkoſeten (accarrezzandomi). Niemals wurde mir der Zutritt, oder irgend eine Bitte verſagt und man zeigte ſich mir nicht weniger gefällig in Verwilligung der Gunſtbezeigungen, als bei der Aufwartung.“ Taſſo ging bei dem Herzoge täglich zur Tafel, eine Gunſt, die nur den vertrauteſten Perſonen zugeſtanden wurde. Dies mag dem jungen Dichter zuverläſſig den Kopf etwas verdreht haben, obwohl wir nicht die mindeſte Spur eines anderen Wahnſinnes, als wir ihn bei jedem verliebten Poeten finden, bei ihm zu entdecken vermögen. Indeſſen

darf man es mit den italieniſchen Liebesgedichten nicht zu ernſthaft nehmen; wir wiſſen ſelbſt von Petrarca, daß er während er die zärtlichſten und wehmüthigſten Sonette an Donna Laura ſchrieb, ſich anderweitig durch eine, eben nicht platoniſche Liebe für die erfahrne Sprödigkeit zu entſchädigen wußte. Wie Petrarca mit dem Namen „Laura" ſo ſpielt Taſſo gern mit dem Namen „Lucrezia." So heißt es in einem Madrigale:

O Herrin Euch vor allen mag geziemen,
Daß „Licht und Netz" (luce e rete) in Euern Namen klingen,
Mich blendet dieſer Glanz der ſchönen Augen,
Und ſo geblendet ganz an meinen Sinnen,
Fall ich in ſüße Schlingen, bin gebunden
Von ſchönen Locken, fühle mich gehalten,
Von zarten Händen. — — —

Trotz dieſer Briefe und Gedichte behauptet dennoch der Graf Alberti, daß nicht Lucrezia, ſondern Leonora diejenige ſei, welche Taſſo, wie er ſagt: „vor allen anderen liebt und ehrt," wovon der Herausgeber des Nachlaſſes uns die Beweiſe zu geben verſpricht.

Eine Aenderung ſeines Verhältniſſes ſchien dadurch herbeigeführt zu werden, daß ſie mit dem Erbprinzen von Urbino verlobt und bald auch mit ihm, ohne daß eine gegenſeitige Neigung ſtatt fand, vermählt wurde. Die Verſchiedenheit des Alters ſowohl, als der Gemüthsart der Neuvermählten war zu groß, als daß ein glückliches Verhältniß zwiſchen beiden erwartet werden dürfte. Der Prinz zählte noch nicht zwanzig Jahre während Lucrezia bereits fünf und dreißig zählte, und während ſie für Poeſie, Muſik, Malerei und feinere Geſelligkeit ſchwärmte, zog er den Umgang mit Hunden und Pferden, Jagd Fechten und Schwimmen den ſtillen Freuden der Mu-

ſen und der Häuslichkeit vor. Auf Befehl ſeines Vaters ging Franzesco Maria della Rovere — ſo hieß der Erbprinz — nach Ferrara, ſah ſeine Braut nur flüchtig und ſchickte darauf D. Francesco Gonzaga ab, per procura für ihn ſich die Prinzeſſin Lucrezia antrauen zu laſſen. Die Neuvermählte reiſte nach Peſaro, der damaligen Reſidenz des Herzogs von Urbino, wie wir vermuthen dürfen, mit ſchwerem Herzen ab. Als theure Angedenken begleiteten ſie zwei ſchöne Gedichte Taſſo's: eine Canzone und ein Sonett, beides Gelegenheitsgedichte zur Feier der Vermählung *). Während Donna Lucrezia in Peſaro den Hof durch ihren Geiſt belebte und ausgezeichnete Gelehrte und Dichter um ſich verſammelte, machte Taſſo mit dem Cardinal Luigi d'Eſte eine Reiſe nach Paris. Wenn einige Biographen die Meinung ausſprechen, daß für Taſſo dieſe Reiſe eine willkommene Zerſtreuung geweſen ſei, da die Vermählung der Prinzeſſin ihn ſchwermüthig geſtimmt habe, ſo glauben wir vielmehr Taſſo's eigenen Worten, der in den Briefen aus jener Zeit ſehr heiter erſcheint und ſich darauf freut, Paris zu ſehen. In einem Schreiben, welches er damals dem Herrn Ercole Rondinelli zuſendet, thut er der Herzogin Lucrezia nicht Erwähnung, ſondern will vielmehr ihrer Schweſter ſeine Angelegenheiten empfohlen wiſſen. „Sollte — ſo ſchreibt er — in irgend etwas ein Hinderniß gemacht werden, ſo möge Sgr. Ercole ſeine Zuflucht zu der Gunſt der vortrefflichſten Madonna Leonora nehmen, welche um mei-

*) Beide Gedichte findet man in den Werken Taſſo's, die Canzone: Laseio Imeneo Parnaso e qui discendi etc. das Sonett: Al tuo venir d'oro, di perle e d'ostri etc.

ner Liebe willen, freigebig ſein wird." (la quale per amore mio sara liberale). Auch anderwärts rühmt Taſſo die Gunſt, die Liebe, das Vertrauen und die Freigebigkeit der Prinzeſſin Leonora, daß uns, zumal nach der Vermählung Lucrezia's kein Zweifel übrig bleibt, daß ſie es war, welche er in ſo vielen ſchönen Sonetten feiert, obſchon auch einige andere junge Damen ſich rühmen durften, von ihm beſungen worden zu ſein.

Faſt will es uns ſcheinen, daß Lucrezia die Abweſenheit Taſſo's ſchmerzlicher empfand, als er die Trennung von ihr. Sie lebte in ihrer Ehe nicht glücklich, da, wie wir ſchon erwähnten, das Alter, und die Neigungen bei den Ehegatten zu verſchieden waren. Der junge Gemahl verließ ſeine Gattin im erſten Jahre nach der Vermählung (d. 16. Sept. 1571) und ſchiffte ſich mit dem chriſtlichen Heere in Meſſina ein, um einen Feldzug gegen die Ungläubigen mitzumachen.

Wir finden in dieſer Zeit Donna Lucrezia am Stickrahmen; doch trennte ſie nicht, wie Penelope, die Nacht über auf, was ſie am Tage gearbeitet hatte, ſondern vollendete jene allegoriſche Stickerei für Taſſo, welche wir aus dem bereits mitgetheilten Briefe an Cataneo kennen gelernt haben.

Nachdem Taſſo ſich ein Jahr lang in Paris aufgehalten hatte, kehrte er, von dem Cardinal Luigi d'Eſte verabſchiedet, nach Italien zurück und begab ſich nach Rom, wo er bei dem Cardinal Albano die freundlichſte Aufnahme fand. Während er hier, gewiß nicht ohne mit dem Hofe von Ferrara in Verbindung zu bleiben, den Muſen lebte, wendete die Herzogin von Urbino und mehr noch Donna

Eleonora ihre ganze Ueberredungsgabe an, um ihren Bruder, den Herzog Alfonſo zu bewegen, Taſſo in ſeinen Dienſt und an ſeinen Hof zu berufen. Er ſelbſt ſchreibt in einem ſpäteren Briefe an Donna Leonora: „Ew. Hoheit waren die vornehmſte Veranlaſſung, daß der durchlauchtigſte Herzog mich an ſeinen Hof berief unter großen Vortheilen und vielen Hoffnungen, ſo daß die Hoffnungen die Vortheile noch größer und die Vortheile die Hoffnungen noch vielfacher erſcheinen ließen. „Unter den Manuſcripten des Grafen Alberti befindet ſich ein Brief der Prinzeſſin an Taſſo vom 5. März 1572, in welchem ſie ihm guten Rath ertheilt, wie er ſich an dem Hofe des Bruders benehmen ſolle und ihm die unſchuldigen Liſten erzählt, welche ſie, in Gemeinſchaft mit ihrer Schweſter angewendet habe, um ihren Bruder für ihre Wünſche geneigt zu ſtimmen, ohne daß er Verdacht geſchöpft habe. Im April 1572 trat Taſſo ſeine Reiſe von Rom nach Ferrara an. Er hielt es für ſeine Pflicht über Peſaro zu gehen, wo er der Herzogin Lucrezia ſeine Aufwartung machte und bei dieſer Gelegenheit war es, wo er, wie Alberti vermuthet, von der Herzogin jene allegoriſche Stickerei erhielt. Nicht minder freundlich war die Aufnahme, welche Taſſo in Ferrara fand, wo er von der Prinzeſſin Leonora ebenfalls mit einer Stickerei von ihrer eigenen Hand beſchenkt wurde, von der ebenfalls ſchon oben Erwähnung gethan wurde. In dieſer Zeit entſtand das Schäferſpiel „Aminta," in welchem Taſſo ſeine beiden erlauchten Freundinnen als Dafne und Silvia eingeführt hat. In nicht ganz zwei Monaten hatte Taſſo dies Drama vollendet und es wurde am 16. April 1573 vor

dem verſammelten Hofe zu Ferrara mit großem Beifall aufgeführt.

Die Herzogin von Urbino, welche der Vorſtellung nicht beigewohnt hatte, ſchrieb ſogleich an ihren Bruder, er möge Taſſo auf einige Tage Urlaub ertheilen, um ihr ſein Gedicht vorzuleſen. Um der Gewährung ihrer Bitte gewiß zu ſein, ſchrieb ſie zugleich an Taſſo ſelbſt und fügte, nicht ohne einen Anklang von Eiferſucht hinzu: „auch meiner Schweſter Leonora werde ich ſchreiben, ohne deren Fürſprache ich fürchte nicht erhört zu werden.“ Taſſo folgte der Einladung der Herzogin, welche ihn mit ſich in den ſchönen Aufenthalt nach Caſtel durante nahm, deſſen Gärten Veranlaſſung zu der Schilderung der Zauber-Gärten Armiden's in dem befreiten Jeruſalem wurden. Ob die Herzogin ihm Veranlaſſung gegeben haben mag, ſie als Armide und ſich als Rinald in dies Gedicht einzuführen, möchte ſchwer zu entſcheiden ſein; hat der Dichter bei der Schilderung ſeines Liebesverhältniſſes mit der Herzogin ſeine Phantaſie eben ſo frei walten laſſen, wie bei der Schilderung der Gärten, ſo dürften bei dem einen wie bei dem andern einige poetiſche Blumen in Abrechnung zu bringen ſein, wobei wir immer daran erinnern müſſen, daß Lucrezia, wie einer der Biographen ſagt: „ihre guten neun und dreißig Jahre zählte“ mithin zehn Jahre älter als Taſſo war.

War nun auch die Herzogin mit ihrer Gunſt nicht ſo freigebig gegen Taſſo, wie Armide gegen Rinald, ſo ſcheint es dennoch, daß die Schweſter Leonora nicht ohne Eiferſucht dem Dichter zarte Vorwürfe über ſeinen Aufenthalt in Caſtel durante machte und ihn zugleich durch

neue Aufmerkſamkeit ſich verbinden wollte. In der Sammlung des Grafen Alberti befindet ſich, wie ſchon erwähnt, eine Stickerei von der Prinzeſſin Leonora an Taſſo geſchenkt und zwar als Umſchlag zu einem Exemplare von Boccaccio's verfänglichen Gedichte: il labirinto d'Amore. Daß Taſſo ein ſo zweideutiges Buch in die Hände der Prinzeſſin gab, könnte zu der Vermuthung Veranlaſſung geben, daß zwiſchen beiden ein ſehr vertrauliches Verhältniß ſtatt gefunden, wenn wir dabei nicht die Zeit, die freiere Sitte und Italien ſelbſt, in Anſchlag zu bringen hätten. Die Prinzeſſin fühlte indeſſen dennoch das Unſchickliche, welches darin lag, daß ihr Taſſo ein ſolches Buch zu leſen gab; ſie ſchickte es ihm mit folgenden Zeilen zurück.

„Nicht ohne den größten Widerwillen gebe ich Euern wiederholten Bitten nach, indem ich mit der Nadel die Deckel eines Buches ſchmücke, welches ich zur Ehre meines Geſchlechtes hätte den Flammen übergeben ſollen; allein ich thue, wie es das Evangelium verlangt, und thue wohl unſern Feinden. Wenn bei dieſem Geſchenke mir meine Schweſter zuvorgekommen iſt, welche in dergleichen Arbeiten weit erfahrner iſt, als ich, und ſie Ihnen ſehr theuer zu machen weiß, ſo beſteht der Werth meiner Arbeit, wenn nicht in der Hand und in der Perſon, dennoch gewiß in meiner evangeliſchen Handlung in Beziehung auf Euch, dem jede Hochachtung und alle Wohlgeneigtheit gebührt. Gott ſchenke Euch alles Gute.

Mit dem lebhafteſten Wunſche Euch zu dienen

Leonora d'Eſte.

Auf dem Umſchlage dieſes Briefes lieſt man von Taſſo's Hand: Erhalten den 4. Mai mit dem werthvollſten und koſtbarſten Geſchenke, welches ich bis an meinen Tod bewahren werde. 1572.

Im September 1573 kehrte Taſſo von Peſaro nach Ferrara zurück, jedoch allein und nicht, wie Seraſſi er-

zählt, in Geſellſchaft der Herzogin Lucrezia, obſchon von ihr mit reichen Geſchenken begnadiget. Unter dieſen befand ſich ein Schmuck von Brillanten (die Form iſt nicht näher bezeichnet) mit einem Rubin von großem Werthe. Später in ſeiner Armuth ſah Taſſo ſich gezwungen auf ſeiner Flucht dieſes koſtbare Andenken in Mantua zu verkaufen.

Nicht ohne Grund argwöhnen die Biographen Taſſo's, daß ſein Aufenthalt in Peſaro dazu beigetragen habe, das ohnehin laue Verhältniß des fürſtlichen Ehepaares noch mehr zu erkälten. So viel läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß bald nach Taſſo's Abreiſe der Erbprinz von Urbino auf Scheidung antrug, zu welcher ſein Vater, der ihn anfänglich zu dieſer Heirath gezwungen hatte, ſeine Zuſtimmung gab. Der Graf Alberti wird gewiß nichts mehr bedauern, als daß ſich unter ſeinen „koſtbaren Manuſcripten" nicht auch die Scheidungs-Acten befinden, denn über den eigentlichen Grund derſelben läßt er uns, der ſonſt um keine Erklärung ſchwieriger Verhältniſſe in Verlegenheit iſt, im Ungewiſſen. Das Wahrſcheinlichſte dürfte ſein, daß das vorgerückte Alter der Erbprinzeſſin den Vater wegen der Thronfolge beſorgt machte. Donna Lucrezia verlies 1574 den Hof von Peſaro und kehrte zu ihrem Bruder nach Ferrara zurück. Die Scheidung erhielt die förmliche Genehmigung des Papſtes Gregors XIII. nur die beiden verwandten Häuſer, Ferrara und Urbino, blieben zwölf Jahre lang in feindlicher Spannung gegen einander. „Die Geſchichte, bemerkt hierbei der Graf Alberti, ſpricht bei dieſer Gelegenheit nicht von Leonora; allein ich darf verſichern, daß ſie ſehr zufrieden war, die

geliebte Schweſter wieder an ihrer Seite zu wiſſen; ob ſie aber ſehr vergnügt war, ſie an der Seite Taſſo's zu ſehn, ſteht ſehr zu bezweifeln, denn nur zu bekannt war es, daß, wie Seraſſi erzählt: die Prinzeſſin Lucrezia nicht ohne Taſſo leben konnte und von dem Munde dieſes ſouverainen Dichters ſo ſehr abhängig war, daß ſie ſeine Geſellſchaft nicht entbehren wollte." Seine früher aufgeſtellte Behauptung, daß nicht Lucrezia, ſondern vielmehr Leonora Taſſo's Neigung ausſchließlich beſeſſen habe, verſpricht der Graf Alberti ſpäter, wenn er die Biographie dieſer Prinzeſſin uns geben wird, uns mitzutheilen. Einſtweilen beruft er ſich auf handſchriftliche Gedichte Taſſo's an Leonora, in welchen er ſchwört, daß ſeine Liebe für ſie ewig ſein werde und „daß, wenn er anderen Damen den Hof mache, dies nur eine ſchlaue Liſt ſei, um die wahre Flamme, die ihn verzehre," zu verbergen. — Ob die gutmüthige Leonora ſo gefällig war, dieſem Bekenntniſſe Glauben zu ſchenken, ſteht zu bezweifeln, zumal, da Taſſo weder mit ſeinen Neigungen, noch mit ſeinen Geſtändniſſen darüber ſehr zurückhaltend war. Er ſelbſt geſteht in einem Sonette: „Unbeſtändig waren immer meine Liebe und meine Geliebten, und das Feuer nicht brennend." Und in einem anderen Gedichte:

„Von jenem Verlangen getrieben, welches von Natur die Geiſter zu froher und ſüßer Liebe treibt, habe ich bei vielen Frauen mein Glück verſucht."

Mehrere unwiderlegliche Zeugniſſe aus dieſer Zeit ſprechen indeſſen dafür, daß Taſſo mehr als jemals von der Herzogin Lucrezia feſtgehalten wurde. In einem

Briefe vom 5. Juli 1575 an Gonzaga ſchreibt Taſſo: „Der Herzog iſt verreiſt und hat mich hier gegen ſeinen und meinen Willen (invitus invitum) zurückgelaſſen, weil es der Herzogin von Urbino alſo gefiel, welche da ſie hier die Brunnenkur braucht, der Unterhaltung bedarf. Ich leſe ihr mein Buch (das befreite Jeruſalem) vor und bin täglich mehrere Stunden bei ihr im Geheim (in secretis). Ich eröffnete der Herzogin meine Abſicht im October (1575) nach Rom zu gehen, allein ſie billigt es nicht und iſt der Meinung, ich ſolle Ferrara nicht vor der Herausgabe meines Buches verlaſſen, außer wenn ich mit ihr nach Peſaro gehen würde.“ Welche Veranlaſſung die Herzogin haben konnte, an den Hof ihres geſchiedenen Mannes zu reiſen, giebt dem Grafen Alberti wiederum zu großem Bedenken Veranlaſſung, obwohl dies eine ganz einfache Geſchäftsreiſe — vielleicht wegen zurückgebliebenen Mobiliars — ſein konnte. Uebrigens wiſſen wir durch Seraſſi, daß Taſſo trotz der Abmahnung der Herzogin im November 1575 nach Rom reiſte, und nach Ferrara nicht früher als im Januar des folgenden Jahres zurückkehrte. Taſſo verehrte, auch in der Entfernung, die Herzogin Lucrezia, als ſeine treueſte Rathgeberin und Beſchützerin. Er ſchreibt ihr aus Rom: „Hätte ich mich nicht von Ihnen entfernt, ſo würde ich nicht ſo viele unglückliche Begegniſſe und ſo große Gefahren erlebt haben, bei denen ich keine andere Zuflucht habe, als Ew. Durchlaucht und keine andere Hoffnung des Heils, als die, welche ich unter Ihrem Schutz finde und es würde mir nichts fehlgeſchlagen ſein, wenn ich mir nicht ſelbſt untreu geworden wäre.“

Trotz dieſer Unbeſtändigkeit Taſſo's zeigte ſich die Herzogin nach ſeiner Rückkehr nach Ferrara wohlwollend und freundlich, wie immer. Taſſo's unruhige und argwöhniſche Gemüthsſtimmung aber nahm in einem ſehr bedenklichen Grade zu. In einer heftigen Aufwallung ließ er ſich vom Zorne ſo hinreißen, daß er einen Diener Guarino's, Maddolo mit Namen, welcher ihn ein, an die Prinzeſſin Leonora gerichtetes Sonett aus der Hand riß, mit dem Dolch verwundete. Der Graf Alberti, den in ſeiner Sammlung koſtbarer Reliquien von Taſſo nichts fehlt, behauptet auch, den von Maddolo zerriſſenen Zettel, auf welchem jenes Sonett ſteht, zu beſitzen. Das Gedicht ſelbſt machte bereits Salvator Betti in dem Giornale arcadico vom October 1828 bekannt und es finden ſich darin folgende Verſe: „Wenn wird ſich meine Leonora der Liebe ungehindert freuen dürfen. Ach! unglückliches Schickſal, welches mir ſagt: Lebt wohl ihr, Leier, Lorbeer, Ruhm!"

In Folge dieſes Auftrittes ließ der Herzog ihn auf einige Tage in ein unterirdiſches Gefängniß einſperren, aus welchem er vornehmlich auf die Verwendung der Herzogin wieder entlaſſen wurde. Seit dieſem Vorfall gewann Taſſo die Gunſt des Herzogs nicht wieder, vielmehr wiſſen wir, wie er ihn bald darauf als wahnſinnig in das Hospital zu St. Anna einſperren ließ, in welchem der unglückliche Dichter ſieben Jahre lang im Elend ſchmachtete, worüber Graf Alberti noch in den folgenden Heften intereſſante Acten mitzutheilen verſpricht. Die Herzogin Lucrezia ſtarb zu Ferrara den 12. Februar 1598 vierundſechzig Jahre alt und erwarb ſich durch eine milde

Stiftung für geschiedene Frauen ein dankbares Andenken bei vielen Unglücklichen.

Schon die älteren Biographen haben das Liebesverhältniß Tasso's zu den beiden Prinzessinnen ausführlich behandelt; insonderheit hat Serassi, dessen Leben Tasso's 1785 in Rom erschien, interessante Nachrichten darüber mitgetheilt, welche hier um so mehr Beachtung verdienen, als er dieselben Quellen benutzte, welche der Graf Alberti gegenwärtig besitzt. Ein ganz besonderes Interesse für uns hat Serassi dadurch, daß es seine Erzählung zunächst war, durch welche Goethe veranlaßt wurde seinen Tasso zu schreiben.

Wir theilen aus Serassi zur Vergleichung und Ergänzung dessen, was Alberti giebt, hier noch folgendes mit:

„Bei zunehmendem Sommer begab sich die Prinzessin Lucrezia, um die allzugroße Hitze zu vermeiden, gemeinschaftlich mit Tasso nach Castelburante, wo sich ihr Gemahl mehrentheils aufzuhalten pflegte, welcher die Jagd und das Schwimmen über alle Maßen liebte. Hier verweilte Tasso einige Monate zu seinem und der Prinzessin unglaublichen Vergnügen, welche die, in jenem einsamen Aufenthalt von ihm gedichteten Gesänge seines befreiten Jerusalems zuerst von ihm selbst hörte. Tasso besaß ein ganz ungewöhnliches Gedächtniß und pflegte daher die Feder selten zur Hand zu nehmen, da er leicht drei- bis vierhundert Stanzen im Gedächtniß behielt. Die Prinzessin, welche einen feingebildeten Geschmack und eine große Liebe für die schönen Wissenschaften besaß, war ganz Ohr für jedes Wort dieses souverainen Dichters und wünschte, wie Tasso selbst in einem Briefe an sie schreibt, daß er sich nie von ihrer Gesellschaft trennen möchte. Eben so sorgte Tasso dafür, der Liebenswürdigkeit der Prinzessin auf alle mögliche Weise entgegen zu kommen, indem er ihr überall die größte Hochachtung zeigte und ihre glänzenden Eigenschaften in Gedichten feierte, woran sie viel Gefallen fand, um so mehr als Tasso noch immer nicht aufhörte, auch ihre Schönheit zu besingen, eine Angelegenheit, wobei er viel Kunst aufwenden mußte, da die Prinzessin sich bereits in ihrem neununddreißigsten Jahre befand. Als ein Beweis der feinen Galanterie Tasso's verdient aus die-

ſer Zeit folgendes, an die Prinzeſſin Lucrezia gerichtetes Sonett mitgetheilt zu werden.

Negli anni acerbi tuoi purpurea rosa
Sembravi tu che a rai tepidi all ora
Non apre il sen, ma nel suo verde ancora
Verginelle s'asconde e vergognosa;
O piutosto purei (che mortal cosa
Non s'assomiglia a te) celeste Aurora,
Che le campagne imperla ei monte indora,
Lucida in ciel sereno e rugiadosa;
Or la men verde età nulla a te toglie;
Ne te, benchè negletta, in manto adorno
Giovinetta bellà vince o pareggia.
Così più vago è 'l fior porche le foglie
Spiega adorate e il sol nel mezzo giorno
Via più che nel mattin luce e fiammeggia.

Ueberſetzung.

In deiner Jugend erſten, frühen Jahren
Warſt Du der Purpurroſenknospe Bild,
Die ſich jungfräulich ſchüchtern noch verhüllt,
Den Buſen nicht dem Strahl zu offenbaren.
Mehr noch, (da nur am Himmel wir gewahren,
Dein Bild,) gleichſt Du Aurora, welche mild
Den Berg vergoldet und beperlet das Gefild,
Wenn ſie thauträufend kömmt heraufgefahren.
Dir that die minder grüne Zeit kein Leid,
Die Jugendſchönheit im geſchmückten Kleid
Wird dich, die ungeſchmückte, nicht beſiegen.
Am ſchönſten pranget die erſchloſſne Blüthe
Und heller als im Morgenſtrahle glühte
Phöbus, wenn er des Mittags Höh' erſtiegen.

Aus einer ſo innigen Ergebenheit Taſſo's gegen Madonna Lucrezia und aus den vielen Gedichten, die er zu ihrem Lobe ſchrieb, ſcheint hervorzugehn, daß er in dieſer Zeit mehr Neigung für die Herzogin von Urbino, als für

die Prinzessin Leonora gefühlt habe. Was uns hierüber allen Zweifel benimmt ist ein, in dieser Zeit aus Castelduranto an Mad. Leonora geschriebener Brief, in welchem sich, abseiten Tasso's, eine bedeutende Kälte ausspricht, indem er mehrere Monate hat vorüber gehn lassen, ohne ihr zu schreiben. Da dieser Brief noch nicht gedruckt ist und einige nicht zu verachtende Umstände enthält, halte ich ihn der Mittheilung für werth und zwar in aller Vollständigkeit, wie er sich unter den Manuscripten befindet, welche vormals dem Marcantonio Foppa gehörten und gegenwärtig in der Bibliothek Falconieri zu Rom aufbewahrt werden.

„Der Durchlauchtigsten und vortrefflichsten Herrin und verehrtesten Gönnerin Madonna Leonora de Este.

Ferrara.

Ew. Herrlichkeit habe ich seit vielen Monaten nicht geschrieben, mehr wegen Mangels an Stoff, als an gutem Willen; da sich mir nun gegenwärtig eine, wenn auch nur unbedeutende Veranlassung darbietet, meine Hochachtung zu bezeigen, so habe ich diese nicht wollen vorüber gehn lassen. Ich schicke Ihnen ein Sonett, welches mich für dies Mal bei Ew. Herrlichkeit einführen möge, da es mir scheint als erinnerte ich mich, daß ich Ihnen alles Neue von mir zu schicken versprochen habe. Mein Sonett kommt freilich nicht jenen schönen Sonetten gleich, welche, wie ich vermuthe, Ew. Herrlichkeit gegenwärtig sehr häufig zu hören gewohnt ist, und ist eben so arm an Kunst und Gedanken, wie ich es an Glück bin *); auch könnte ich in meinem jetzigen Zustande kein anderes schreiben. Indessen schicke ich es Ihnen, da es mir scheint es werde, sei es nun gut oder schlecht, den Eindruck machen, welchen ich wünsche. Damit man aber nicht glauben möge, ich sei jetzt zu arm an Gedanken, daß ich in meiner Brust irgend einer Liebe Raum geben könnte, so muß man wissen, daß dies Sonett nicht in meinen eignen Angelegenheiten gedichtet wurde, so daß ich weniger schuldig erscheine, sondern für einen

*) Während Tasso in Castelduranto bei der Prinzessin Lucrezia war, begünstigte die Schwester in Ferrara die beiden Dichter Guarini und Pigna, und beide scheinen die Eifersucht Tasso's erregt zu haben.

unglücklichen Liebhaber, welcher eine Zeit lang mit ſeiner Donna erzürnt war, nun, da er es nicht länger aushalten kann, ſich ergiebt und um Gnade bittet. Sonſt wüßte ich nichts weiter zu melden, als daß die Abreiſe Ihrer Frau Schweſter ſich noch in die Länge zieht und ſie, wie ich glaube die Reiſe nach Ferrara vor dem achtzehnten d. M. nicht antreten wird. Ich küſſe in Unterthänigkeit die Hände.

Caſtelburante den 3. Sept. 1573.

Eurer Herrlichkeit
unterthänigſter und ergebenſter Diener
Torquato Taſſo.

Sdegno debil guerrier, campione audace,
Che me sott' armi rintuzzate e frali
Conduci in campo, ov' è d'eterni strali
Armato Amore e di celeste face:

Gia si spezza il tuo ferro e giù si sface
Tuo gelo al primo ventilar dell' ali:
Che fia se il foco attendi, e l'immortali
Saette? ah temerario, ah chiedi pace.

Grido io mercè, tendo la man che langue,
Chino il ginocchio e porgo ignudo il seno,
S'ei pugna vuol, pugni per me pietade.

Ella o palma m'acquisti, o morte almeno;
Ma s'a colei stella d' pianto cade,
Fia vittoria al morir, trionfo il sangue.

Ueberſetzung.

Zorn, ſchwacher Kämpe, der du nicht vermieden
Mit ſtumpfer Wehr mich in das Feld zu führen,
Wo Amor Fackelbrände pflegt zu ſchüren,
Um ſein unſterbliches Geſchoß zu ſchmieden;

Es ſchmilzt dir Eis, kein Sieg iſt dir beſchieden
Wenn er nur leiſe mag die Flügel rühren,
Was wird geſchehn, wirſt du ſein Feuer ſpüren
Und ſeinen ew'gen Pfeil. O Thor, ſchließ Frieden.

Ich rufe: Gnade! bang die Hände ſtreben
Zu dir, triff meine Bruſt! die Kniee beben.
Will Amor Krieg, mag Mitleid für mich ſtreiten.

Dies wird mir, wenn nicht Sieg, doch Tod bereiten,
Wenn dann der Thränen Thau auf ſie wird rinnen,
Tod wird den Sieg, Blut den Triumph gewinnen.

Von dem Hofe von Urbino kehrte Taſſo mit Gunſt und reichen Geſchenken überhäuft nach Ferrara zurück. Wenn Seraſſi angiebt, Taſſo ſei in Geſellſchaft der Prinzeſſin Lucrezia nach Ferrara zurückgekehrt, ſo wird er hierin von Alberti widerlegt, jedoch entlehnt der Letztere faſt alle wichtigere Nachrichten über das Verhältniß des Dichters zu den beiden Prinzeſſinnen aus Seraſſi, welchem dieſelbe reiche Verlaſſenſchaft handſchriftlicher Briefe und Gedichte zur Verfügung geſtellt war, die gegenwärtig ſich im Beſitze des Grafen Alberti befindet.

Nachträglich zu der Lebensgeſchichte der Prinzeſſin Lucrezia haben wir aus Seraſſi noch zu erwähnen, daß ſie durch den am 29. Sept. 1574 in Peſaro erfolgten Tod ihres Schwiegervaters Herzogin von Urbino wurde. Sie ſchied ſich freiwillig von ihrem Gemahl, da ſie ihm wegen vorgerückten Alters keine Hoffnung auf Nachkommenſchaft geben konnte. Er entzog ihr nie ſeine Hochachtung und hatte ihr ein anſehnliches Jahrgeld ausgeſetzt.

Sobald vom Grafen Alberti die Fortſetzung der Memoiren Taſſo's erſchienen ſein wird, ſoll ferner Bericht von uns darüber erſtattet werden. —

VI.

Julius der Dritte.

Vorgeschichtliche Novelle.

Aus dem ersten Theil, bis 1850.
Aus dem zweiten Theil, nach 1850.

Von **M. Eternicht.**

I.

An der Ostsee steht ein Schloß, dessen Bauart dem Geist seiner edlen Bewohner, im Anfange dieses Jahrhunderts, entspricht. Im rothen Saal spielten vier Knaben fast gleichen Alters, aber ungleicher Art, die verschiedenem Schicksal durch ihre verschiedenen Meinungen entgegengeführt werden sollten. Nach dem funfzigsten Jahre des Jahrhunderts sollte ihr Loos sich entscheiden. Die Wände des Saals waren von der vorigen Generation her mit dunkelrothseidenen Tapeten geschmückt und wohl konnte sich dieser Saal messen mit allen nach neuerem Geschmack decorirten Sälen. Auf dem passendsten Grunde traten die schweren goldenen Rahmen hervor, welche Copieen

nach Raphael einfaßten. Das Ganze ſprach den Sinn des verſtorbenen Herrn aus. Er hatte die Schwäche, wie äſthetiſche Klüglinge meinen, ſich zu freuen an guten Copieen großer Meiſter und war von der Manie, nur originale Gemälde zu bewundern, eben ſo entfernt, wie von dem Verlangen, jede Muſik nur von ihrem Erfinder vorgetragen zu hören. In dieſem Saal ſpielten die Knaben leiſe, denn im offenen Cabinet lag die kränkelnde Gräfin auf der Chaiſe longue. Ihre großen blauen Augen ſtreiften bisweilen ein ſchönes Bild, die Verkündigung vorſtellend. Zwei der Knaben, Hermann und Julius waren Brüderſöhne des verſtorbenen Gutsherrn, und wurden von der verwittweten Gräfin mit geſpannter Sorgfalt erzogen. Heinrich, der Sohn eines Predigers und Chriſtian der Sohn eines früh verſtorbenen Beamten, lernten und ſpielten zugleich mit den Neffen des Hauſes. Aber mit dem Lernen ging es nicht ſonderlich, die Knaben liefen durch Feld und Wald, mehr der unerſchöpflichen Gutmüthigkeit als der Aengſtlichkeit der Tante gedenkend. Der Hofmeiſter zürnte und klagte. Es ward vorgeſchlagen, einen berühmten Profeſſor zu rufen unter deſſen ſpecielle Aufſicht die Knaben geſtellt werden könnten. Der Mann gehörte der alten Schule an und dachte mehr an Marathon und Salamis als an Jena und Leipzig, mehr an den Areopag als an die ihm völlig unbekannte Gerichtsverfaſſung des eigenen Landes. Auch bei Tiſch konnte er nicht unterlaſſen, von Athen und Sparta zu ſprechen. Athen und Sparta? rief ein alter General, der in Begleitung des Vormundes gekommen war. Eben ſo gut wie Athen und Sparta in die Weltgeſchichte gehört,

kann auch darin aufgenommen werden, was in jedem Dorf geſchah. Athen und Sparta! die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, das iſt die Weltgeſchichte. Bei Thermopylä ſind ein paar Hundert geblieben, nicht des Nennens werth. — Von Rußland war ferner die Rede. Es hieß, daß im Petersburger Cabinet die Humanität Platz fände, daß man daran denke, die Leibeigenſchaft in Rußland aufzuheben. Ich behaupte, rief der General mit derber Stimme, daß das der Ruin von Rußland ſein würde, denn Subordination muß ſein. —

Dieſer General hatte die Schlacht von Jena mitgemacht und mitgelitten. Nach Tiſch gingen die beiden alten Herren, der Geheime Rath und der General, in das Cabinet, und der Geheime Rath ſagte: nimmermehr kann ich als Vormund rathen, die Knaben dem Profeſſor hinzugeben, denken Sie doch, ich habe es ſelbſt geſehen, daß er die jungen Erbſen mit dem Meſſer aß. — Was von Athen und Thermopylä und von Rußland geſagt worden, machte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf die Knaben. Ein feiner Menſchenkenner hätte in den verſchiedenen Blicken der Knaben die künftigen Lebenswege derſelben erkennen können, ſo wie der Freund des Waldes ſchon an den Knospen im Winter das vielfache Laub des Sommers wahrnimmt. Hermann und Heinrich waren unwillig über das, was gegen die Griechen und gegen die ruſſiſchen Leibeigenen geſagt ward. Julius und Chriſtian waren gleichgültig.

* * *

In dieſem Schloß wuchſen Hermann und Julius zu Jünglingen auf. Das Gut war in mehr als einer Hin-

ſicht eine Oaſe, denn alle Güter in der Umgegend waren tief verſchuldet. Die Knaben empfingen ihren Theil von den Huldigungen, welche dem großen Reichthum dargebracht wurden. Sie waren ſtolz als Bewohner des Schloſſes, welches doch nur Einer, der ältere, erben ſollte. Von dieſem Stolze ſich ganz loszumachen, war ſchwer; doch gelang es dem Erben, dem Nichterben nicht. — Endlich wards hohe Zeit, daß die Jünglinge in die Schule geſchickt wurden in Reih und Glied mit vielen Jugendgenoſſen und unter Obhut männlicher Autorität, damit ſie die active Tugend, welche die Zeit fordert, lernen möchten. Alle vier Knaben wurden auf ein Gymnaſium geſchickt. Der eine Lehrer war ein Wortgelehrter und wie dieſe oft ſind, ein Pedant. Weil Hermann, der es recht gut machen wollte, ſtatt Jüngling „Jünklink" geleſen hatte, ward eine ganze Stunde lang geſcholten. Und doch war in dem Jünglinge die Ahnung ſchon lebendig, daß die Zeit etwas mehr fordere, als Worte. Ein anderer Lehrer hatte kürzlich den Befreiungskrieg mitgemacht, er glaubte, und nicht er allein glaubte, das eiſerne Kreuz verdient zu haben. Unglücklicherweiſe war er Demagog geworden und bei jeder Gelegenheit und auch ohne Gelegenheit zog er los gegen Adel, Vornehme, Reiche und Regierende. Dies hatte auf Julius eine ſehr nachtheilige Wirkung. Der ohnehin zum Stolz geneigte Jüngling hörte mit Verdruß die oft unfeinen Ausfälle des Lehrers und der gereizte Geiſt des Widerſpruchs befeſtigte ihn noch mehr in ſeinen Lieblingsfehlern. Da er bei ſeinem älteren Bruder keinen Anklang fand für ſeinen gekränkten Stolz und ſeine Bitterkeit gegen die Leute aus dem Volk, ſo wandte

er ſich von ihm ab. Er kam am beſten aus mit Chriſtian, der ihm nie widerſprach und dem es bald zur Gewohnheit ward, ſeine ſcharfen Züge durch Lächeln zu mildern, ſobald er mit Julius ſprach.

* * *

Alle vier bezogen zu gleicher Zeit die Univerſität. Nicht bloß die Wiſſenſchaft, auch die Neigung zum Frauenzimmer behauptete ihr Recht. Hermann gehörte zu den deutſchen Jünglingen, welche die erhabenſten Ideen von den Jungfrauen haben und ſie himmelhoch über ſich ſetzen, obwohl es dem weiblichen Charakter genehmer iſt, daß der Jüngling ſich der Jungfrau gleich ſetze. — Ehe die Univerſität verlaſſen ward, waren Julius und Chriſtian Wüſtlinge. Hermann verführte das Herz mancher Frauenzimmer, weil er ſie beleidigte durch Gleichgültigkeit. Unter tauſend Jünglingen iſt das Eldorado der Koketten. Hermann beſchloß, die Univerſität bald zu verlaſſen.

* * *

Den Wiſſenſchaften lagen die Jünglinge ob mit allem Ernſt während ihres Aufenthalts auf den verſchiedenen Univerſitäten. Chriſtian ſtudirte mit allem Eifer die Satzungen der Jurisprudenz als einer von der Moral völlig getrennten losgeriſſenen Wiſſenſchaft. An ihn ſchloß ſich mehr und mehr Julius an, ſo wie auf der andern Seite der engſte Bund ward zwiſchen Hermann und Heinrich. Dieſe beiden fanden, wie ſie im Studium fortſchritten, immer weniger Gefallen an den Hauptfächern der Jurisprudenz, die hergebrachtermaaßen von dem

Catheder gelehrt wurde. Diese formellen Vorlesungen trugen überhaupt viel weniger bei zur Entwickelung ihres Geistes als die gegenseitigen Mittheilungen und Anregungen der befreundeten und anderer, wenn auch nicht befreundeten, doch mit größter Leichtigkeit den geistigen Verkehr betreibenden Jünglinge. Hermann fühlte sich mehr angezogen vom öffentlichen Recht, Heinrich fühlte den Drang sich mit den Kriegswissenschaften bekannt zu machen. Wohin die Neigung ging, da fanden sich Wanderer auf demselben Wege und unter den eifrigsten Reden kam man vorwärts ohne die Anstrengung des Weges zu merken.

* * *

Am 18. October des Jahrs — wurden Hermann und Heinrich in die Germania aufgenommen.

* * *

Die ästhetischen Genüsse gaben die angenehmsten Pausen zwischen den ernsthaften Studien. Man las, man verschlang in unordentlichen Stunden, allein oder in Gemeinschaft, bei Tage oder bei Nacht, in der Stube zwischen wechselnden Flaschen, oder im Walde, am Bach hingelagert, das Schönste, was die neueren Sprachen hervorgebracht haben. Hermann war leidenschaftlicher Bewunderer von Sophokles, Goethe und Byron. Oft gerieth er in Streit darüber mit Heinrich. Dieser war entzückt, als er zum erstenmal das Sonett Körners fand: „Die Wunde brennt."

* * *

Heinrich an Hermann:

„Goethe iſt ſchön, der Apoll von Belvedere iſt ſchön, aber hat die deutſche Sprache etwas Schöneres, hat die griechiſche etwas ſo Schönes wie dies Sonett?

Die Wunde brennt, die kalten Lippen beben;
Ich fühls an meines Herzens mattem Schlage,
Hier ſteh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willſt, Dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder ſeh' ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth, Muth! was ich ſo treu im Herzen trage,
Das wird ja dort auch ewig mit mir leben,
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte,
Ob ich es Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph ſeh' ichs vor mir ſtehen
Und wie die Sinne langſam mir vergehen
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

— Die Statuen der Alten ſind Ideale, aber haben die antiken Künſtler irgendwo eine Raphaelſche Madonna geſchaffen? So wie die Madonna zur Statue, ſo ſcheint ſich mir dies deutſche Lied von Körner zu Goethes Gedichten zu verhalten. Wenn ich ſterbe, ſo leg mir dies Körnerſche Lied auf meine Bruſt. — Soll und muß ich einſt Märtyrer für die Freiheit werden — ich glaube ich habe Kraft genug, dieſe Krone zu tragen."

* * *

Alle große Fragen wurden unter den Jünglingen verhandelt, jugendlich, wie ſich verſteht, mit Wärme, mit Feuer. Julius und Chriſtian ſtritten für die Abſchaffung der Todesſtrafe, obgleich ſie die Leibeigenſchaft vertheidigten. Hermann ſtritt heftig gegen die Barmherzigkeit der

ewigen Einkerkerung und fand den Widerſpruch arg, ein gewaffnetes Heer zu halten, bereit jeden Augenblick Ströme von Blut zu vergießen und dennoch zarten Schauder zu affectiren vor geſetzlichem Blutvergießen. Mit ſeinem practiſchen Sinn rief er aus: zeigt mir Kriegsartikel ohne Todesſtrafe, zeigt mir einen Raubmörder, der zum Schafot geführt wird und ſich beklagt, daß ihm Unrecht widerfahre. Wie wollt ihr den Vatermörder beſtrafen? Nicht minder ſind die Verbrechen der höchſten Beamten todeswürdig. Wenn ich als Miniſter jemals gefliſſentlich das Grundgeſetz verletze, ja zu vernichten ſtrebe, ſo behandelt mich wie einen Vatermörder — ich würde es vollkommen verdient haben. —

Immer weniger genügte Hermann die eigentliche Jurisprudenz, das Civilrecht, denn er hielt ſich überzeugt, daß es unmöglich ſei, ein vollſtändiges Syſtem von Geſetzen aufzuſtellen, welches Entſcheidungen für alle Colliſionen des Mein und Dein vorgeſehen hätte, da doch die tägliche Erfahrung lehre, daß A. und B., in ihren Privatverhältniſſen contrahirend, nicht im Stande geweſen, alle zukünftigen Fälle vorauszuſehen und eventuelle Beſtimmungen zu treffen. Gewiſſe Formen ſeien allerdings nothwendig, ſo meinte er, um die Uebertragung des Eigenthums von dem Einen auf den Andern zu ſichern, zu legaliſiren; aber außerdem ſeien die meiſten Streitigkeiten über Mein und Dein beſſer zu entſcheiden nach Billigkeit durch Schiedsrichter als durch die Spitzfindigkeiten der Juriſten, welche immer mehr beengende Geſetze erfinden und eben ſo erfindungsreich ſind, um die einzelnen Fälle den unbequemen geſetzlichen Normen zu entziehen.

Ganz beſonders ward ſeine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Geſchwornen-Gerichts in Criminalſachen befeſtigt durch das Gutachten der Königlich Preußiſchen Immediat-Commiſſion. Dieſer Fund war ihm lieber als jeder codex rescriptus. Er lief damit jubelnd zu ſeinem Freunde Heinrich und hatte eben ſo viel Freude daran, wie dieſer an Körners Liede gehabt hatte. Die großen Fragen der Philoſophie und Religion wurden von dieſen Freunden weniger lebhaft verhandelt, weil ſie ſich bald überzeugt hielten von gewiſſen Grenzen des menſchlichen Wiſſens, jenſeits welcher das Auge des Geiſtes, je mehr es ſich anſtrenge, deſto mehr optiſchen Täuſchungen unterworfen ſei. — Demagogen zu werden, liefen dieſe ſtudirenden Jünglinge keine Gefahr, eben ſo wenig als Religionsſpötter zu werden. Die geſunde Seele ſtieß die blos auf Zerſtörung ausgehenden Lehren von ſich. Aber es gab in der That auch nur ein paar neidiſche, dumme Menſchen auf der ganzen Univerſität, welche eigentlich den Namen Demagogen verdienten. Nur einmal ließ Hermann ſich herab mit einem Solchen zu ſprechen, der durch ſein Geſchrei: keine Fürſten, keine Prieſter, keine Edelleute! ſich wichtig zu machen ſuchte und allerdings willkommnen Vorwand abgeben konnte für diejenigen, welche durch böſes Gewiſſen furchtſam, von der deutſchen Jugend Gefahr für die feſteſten Throne fürchteten oder zu fürchten vorgaben. Aber was denn an die Stelle ſetzen? fragte Hermann vollkommen ruhig. „Eine Verſammlung, Eine, die Nation, den allgemeinen Willen repräſentirende ſouveraine Verſammlung, wie in Nordamerika.“ Dem triumphirend Schreienden ward geantwortet: in Nordamerika ſind in

jedem Staat zwei Verſammlungen, das Haus des Senats und das Haus der Repräſentanten, außer dem Governor, welcher die meiſten der Attribute hat, welche in England und Frankreich der Krone gehören. — Oft ſprach Hermann ſein Bedauern aus, daß im deutſchen Befreiungskriege der ſchöne, der löblichſte Enthuſiasmus wohl wußte, wogegen man kämpfte, daß aber außer dem alten Herrn von Stein vielleicht nicht hundert Deutſche waren, mit deutlichem Bewußtſein deſſen, wofür man kämpfte. Hermann hielt es für unerläßliche Pflicht jedes Deutſchen, der auf den Namen eines Gebildeten, auf den Charakter eines Tauglichen Anſpruch machen wolle, ſich deutliche Begriffe zu verſchaffen über die wichtigſten politiſchen Fragen, vornemlich für jeden Grundbeſitzer. Freilich blieb Hermann weit entfernt davon, während der akademiſchen Zeit bis zur Klarheit zu gelangen über die Hauptaufgaben der Politik, aber er konnte ſich das Zeugniß geben, redlich geſtrebt zu haben nach Wahrheit.

* * *

Mit dankbarem Herzen verließ Hermann die Univerſität, mit der Ueberzeugung, daß nichts anderes jemals die Einrichtung der deutſchen Univerſitäten erſetzen kann, daß nur diejenigen dieſe Lehranſtalten haſſen, welche nie oder ſchlecht ihren Curſus machten, nie den Zauberbecher der Jugendfreude im Kreiſe der Jugendfreunde koſteten, nur Diejenigen, welche ohne das Glück zu kennen, als freier Jüngling mit freien Jünglingen zu leben, ſogleich eintreten ins große oder kleine wirkliche Leben voll Roſt oder Schminke, nur Diejenigen, welche die ſchönſte Le-

bensperiode, die der geflügelten Hoffnung, verloren haben, gleich dem Mädchen, das als Kind verheirathet ward, und die schöne Periode der Jungfrau einbüßte.

* * *

Im Anfange des Mannesalters machte Hermann eine Reise nach Paris. Wie einst Gibbon nachdenkend saß auf dem Schutt der alten Roma, so, gedankenvoll, betrachtete Hermann die Hauptstadt Frankreichs, den Vulkan, die Werkstätte der Freiheit. Er sah Untergang aber auch Anfang, er erkannte diesen nothwendig geworden durch jenen. Deutlich ging vor seinen Augen die ganze Reihe der Regierungen vorüber, der Pfau, das Schwein, das Schaaf, die Tiger des Convents, der Löwe Napoleon, der geschickt England nachahmende Ludwig XVIII., der ungeschickt den 18. Brumaire nachahmende Karl X., endlich Ludwig Philipp, homo sapiens. Er überzeugte sich, daß die Jury das Pivot ist, worum sich das ganze neuere System der Freiheit dreht, daß ohne Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt keine Freiheit möglich ist. Er überzeugte sich von der Nothwendigkeit der Preßfreiheit, glaubte, daß die Uebel, die ihr vorgeworfen werden, hauptsächlich der Ungewohntheit derselben zuzuschreiben seien, weil dem, der aus finsterm Kerker kommt, das Tageslicht schmerzhaft wird. Das Licht erleuchte Schönes und Häßliches, die Post befördere gute und schlechte Briefe. Hermann überzeugte sich, daß die materiellen Elemente einer machtvollen Aristokratie in Frankreich sehr gering sind, daß das Widerstreben der Franzosen gegen Majorate thöricht ist, daß der französische

Adel ſich den Untergang ſelbſt bereitet hat, und daß dem deutſchen Adel, wenn er dem Beiſpiel des franzöſiſchen und nicht des Engliſchen folgt, daſſelbe Schickſal bevorſteht. Er las mit Intereſſe die in Berlin erſchienene Schrift: über das Princip der Erblichkeit, ward aber von Betrübniß ergriffen, als er das genealogiſche Taſchenbuch über die gräflichen Häuſer in Deutſchland mit mehreren tauſend gräflichen Perſonen, verglich mit Dabrett's English Peerage. Er ſchloß ſein politiſches Dreieck mit den drei Seiten: Die Krone ſtark durch Verantwortlichkeit der Miniſter, das Oberhaus ſtark durch ererbten Beſitz, das Unterhaus ſtark durch weit ausgedehntes Wahlrecht.

Vornämlich intereſſirte es ihn, die Politik der Franzoſen in Bezug auf Deutſchland in Paris zu ſtudiren. Er mußte ſich überzeugen, daß die Mehrheit der Franzoſen, der vernünftigen ſowohl als der unvernünftigen, die Lieblingsidee hat, das linke Rheinufer zu erobern, ja daß die Meiſten in der That wähnen, ein Recht zu haben auf die Rheingrenze. Es ward ihm klar, daß die Zerſtückelung des linken Rheinufers die Haupturſache ſei, weswegen dieſe Eroberungsideen in Frankreich nie aufhören; daß die natürliche Allianz für Deutſchland diejenige mit England iſt, abgeſehen von dem künſtlichen Verhältniß, worin ein Theil Norddeutſchlands für eine Zeitlang zu England ſtand. Er überzeugte ſich, daß die minder mächtigen conſtitutionellen Staaten in Deutſchland von den Franzoſen nur als Material zu künftigem Kriege betrachtet werden, daß Sicherheit für Deutſchland einzig und allein im deutſchen Kaiſerthum zu finden ſei, daß die Klugheit ſchon jetzt, und einſt die Nothwendigkeit gebiete

was in Deutſchland legitim war und iſt, das Kaiſerthum, nicht Einerleiheit, aber Einheit Deutſchlands.

* * *

Hermann war nach dem Tode der Tante Beſitzer der Güter geworden, er hatte die Jungfrau ſeiner Wahl geheirathet, er beſaß zwei blühende Söhne. Er freute ſich des Schönen in und außer dem Hauſe, im Felde, im Dorfe. Er ſchrieb an Heinrich:

„Mein Lieblingsplan iſt ausgeführt. Aus meinem Studierzimmer trete ich in die Orangerie und aus dieſer ſteige ich in die von oben erleuchtete Gallerie, wo ich die Gypsabgüſſe der antiken und modernen Sculptur vereinigt habe. Ich weiß nicht, wie lange ich oft ſtille ſtehe vor der Büſte von Cäſar und Brutus, von Napoleon, von Blücher, von Byron. Da iſt mehr als Tacitus, da iſt Geſchichte und Zukunft, da iſt Geiſterwelt.

Weniger glückt es mir mit meinen Planen für meine Pächter und Bauern. Ich fürchte, daß ich mehr und mehr zu Deiner Meinung übergehen muß, die Du immer behauptet haſt, daß es nicht in der Macht der Reichen ſtehe, das Glück der Arbeitenden überhaupt zu vermehren, daß dieſes nur von ihnen ſelbſt abhänge, daß außer ihnen ſelbſt keine menſchliche Macht auf die Dauer Einfluß habe auf den wahren Werth des Tagelohns. Ich habe mir vorgenommen, den Malthus wiederholt zu leſen, aber auf mein Gefühl will ich ihm doch nicht zu viel Einfluß verſtatten, wenn er ſich auch meines Verſtandes durch Gründe bemächtigt. Läugnen kann ich nicht, was ich vor Augen

ſehen, daß der Wohlſtand in dem Kreiſe, der zwanzig Jahre lang mit Wohlthaten überſchüttet worden, geringer iſt, als da, wo die Strenge immer gegolten und die Arbeitenden auf ihren Fleiß angewieſen geblieben ſind."

In ſpäteren Briefen Hermanns an Heinrich zeigten ſich Spuren unbeſtimmter Nichtzufriedenheit. In der Fülle des Guts ſtrebte er doch menſchlicherweiſe nach dem Entfernten, ſehnte er ſich nach Uebung der Kräfte. Er nahm Abſchied von Frau und Kindern als erwählter Deputirter zum Reichstage in der Hauptſtadt.

Desunt multa.

II.

Nach 1850.

Deutſche Bundeszeitung. — B. den 18. . . . . .

„Nachdem der allerdurchlauchtigſte Kaiſer der Deutſchen — - — — K. und K. von — — — — den 1. d. M. aus dem irdiſchen Leben abberufen worden, hat die höchſte Würde eines Kaiſers der Deutſchen übergehen müſſen auf den K. v. P., gemäß dem ..§. des Grundgeſetzes für Deutſchland, welcher das Alterniren der höchſten Kaiſerwürde zwiſchen dem Hauſe O.. und dem Hauſe P.. feſtſetzt. Demzufolge iſt am letzten Sonntag die religiöſe Feier der Uebernahme der erhabenen Würde in ....n abgehalten worden, im Beiſein der Abgeordneten aller Stimmführenden am deutſchen Bundestage und der

fremden Gesandten aller Europäischen Mächte. Keine Kirche wäre groß genug gewesen Alle zu fassen, die das Herz trieb, an dieser Feier Theil zu nehmen; so ward das Fest unter Gottes freiem Himmel gehalten, da, wo der Bildsäulenkreis der deutschen Helden die glorreiche Gegenwart mit der blutigen Vergangenheit in Verbindung setzt und unmittelbar aus den Herzen stiegen zum Himmel die Freuden- und Siegesrufe von tausend und tausend Seelen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, deren Aller Begeisterung sich einte in dem Ruf: Heil dem Kaiser der Deutschen!

So sind wir gesichert durch Vereinigung der Kräfte gegen jeden etwaigen Angriff, aus welcher Himmelsgegend er kommen möge."

* * *

Mainz, Bundesfestung.

„Heute, den ..... ward das vaterländische Kunstwerk enthüllt, welches die Hauptgründer des deutschen Bundes vorstellt, die Fürsten M..., H..., ...r und ....g, die Helden durch Rath und That, wie sie die rechte Hand brüderlich vereinigend, mit der linken gemeinschaftlich das deutsche Reichsbanner, den schwarzen Adler im goldsilbernen Felde emporhalten. Der Kanonendonner rollte und wird in Paris vernommen worden sein. So lang diese Vereinigung dauert, so lang alle Glieder des deutschen Bundes groß und klein um das Eine Banner sich schaaren und von einem vaterländischen Geiste beseelt sind, wird Freude und Glück herrschen in Deutschland und in Europa, wird der Rhein sicher vor jedem Feinde flie-

ßen von den Bergen in das Meer und nirgends in Europa wird Kampf ſein können, ohne daß der deutſche Bund durch das Organ des höchſten Würdenträgers, des Kaiſers der Deutſchen, ein entſcheidendes Wort zu ſprechen haben wird.

Kein Kampf zwiſchen Oſt und Weſt, oder Süd und Nord iſt ferner möglich, wenn Deutſchland ernſtlich Frieden will und gebietet."

* * *

In der Frankfurter Zeitung vorigen Monats ſind folgende Schriften angekündigt:

1) Von den Vortheilen, welche die Aufhebung der Zölle zwiſchen Preußen und Oeſterreich gehabt hat. Staatswirthſchaftliche Abhandlung von ... Prof. der Staatswiſſenſchaften in Berlin und .... Prof. der St. W. in Wien.

2) Militairiſche Betrachtungen über die Feſtungen am linken Rheinufer von ... Obriſt im Generalſtaabe des Kaiſers der Deutſchen und ... Obriſt im Generalſtaabe des Kaiſ. v. O.

3) Politiſche Betrachtungen über die für Deutſchland und Europa heilſamen Folgen des engeren Bündniſſes zwiſchen O. und P. unter der Aegide des deutſchen Reichsadlers.

4) Wirkungen der Erlaubniß für die Oeſterreichiſche Jugend, auf allen deutſchen Univerſitäten zu ſtudiren.

5) Berichte über die öffentlichen Arbeiten, welche ſeit fünf Jahren in Deutſchland ausgeführt worden, mit-

telst der Einhundert Millionen, welche durch Herabsetzung des Militairetats erspart werden.

6) Die schwarzgoldsilberne Flagge, oder Betrachtungen über die neuerdings zwischen Deutschland und den südamerikanischen Staaten abgeschlossenen Handelstractate.

7) Erwägung der Gründe für und wider die nähere Verbindung Deutschlands mit der Schweiz und den Niederlanden.

* * *

Aus der nämlichen Zeitung:

„Am .... ist diejenige Veränderung auf dem linken Rheinufer definitiv ins Werk gesetzt, welche von einsichtsvollen Staatsmännern längst gewünscht worden, welche dem ursprünglichen Plan von 1815 gemäß ist. Nach völlig beendigten Austauschungen gränzt Frankreich jetzt mit seiner östlichen Seite nur an Preußen und Oesterreich, so daß, wenn Frankreich künftig wieder einen Angriff auf Deutschland wagen will, es gezwungen sein wird, den Stier bei den Hörnern anzufassen.

Diese Veränderung auf dem linken Rheinufer ist noch weit wichtiger als die Drathbrücke, welche jetzt das große Deutschland unmittelbar mit Mainz und dem westlichen Deutschland verbindet."

* * *

Heinrich an Hermann in Athen.

„Komm zurück, Flüchtling! die Juanita wird Dir nicht mehr gefährlich werden; sie ist die declarirte gute

Freundin des Prinzen ... Du hatteſt die beſte, die einzig mögliche Parthie ergriffen. Denn es mag ſchwer, faſt unmöglich ſein, ihr zu widerſtehen, wenn man einmal innerhalb ihres Zauberkreiſes iſt. Da kann nichts helfen als Flucht. Du haſt weiſe gehandelt. Dieſer feine Mund, dem man es nicht anmerken würde, wenn er auch Thörichtes ſpräche, dieſe Augen, deren Blitze noch mehr ſagen als alle lieblichen Worte, die dem Munde entfliegen, dieſe ſpaniſche Glut, dieſe franzöſiſche Lebhaftigkeit des Geiſtes, dieſe deutſche Herzlichkeit — doch ich glaube wahrhaftig, ich bin auch bezaubert. Geſtern Abend ſah ich ſie höchſt animirt und doch glaube ich, im Grunde hat der Depit über Deinen Sieg oder halben Sieg durch Flucht nicht wenig dazu beigetragen, daß ſie ſich dem langen ....ergeben hat, der ſich für einen großen Mann hält."

* * *

Derſelbe an Denſelben.

„Komm zurück! es wird machinirt; Krieg, innerer und äußerer. Ich rufe Dich im Namen des Vaterlandes. Der junge König der Franzoſen iſt faſt gezwungen, dem Lieblingswahn der eitlen Nation nachzugeben und zum Drittenmal den Verſuch zu machen, das linke Rheinufer zu erlangen. Natürliche Grenzen wollen ſie haben und deswegen bis an den Rhein vordringen. Thoren! ſo laßt die Loire oder die Seine Grenze ſein. Aber noch ärgere Thoren, die heimiſchen Eitlen, die Incurablen, die erbittert ſind über das Geſetz, welches den Adelstitel auf den Aelteſten der Familie begrenzt, welches der Haupttitel Deines Ruhms iſt. Sie intriguiren im Pallaſt bei

Tag und bei Nacht. Ja sie haben den Krieg gewünscht und herbeigeführt, weil sie hoffen unterdeß um so leichter einen Staatscoup ausführen zu können à la Polignac und Peyronnet. Dreimal Thoren! Ich muß argwöhnen, daß die Juanita in geheimer Verbindung steht mit den Tuillerien, daß sie ihre Instructionen von daher hat. Weil es ihr nicht gelang, den zu besiegen, dem ihr Herz, vielleicht zum ersten Mal sich hingab, deswegen hat sie nun ihren Haß auf die ganze Nation geworfen und rächt sich als Spanierin im größten Styl. Sie intriguirt um dem untüchtigen .... den Oberbefehl zu verschaffen. Geschieht das, so können Mack und Melas wieder aufleben."

* * *

Derselbe an denselben.

„Der erste Schlag ist geschehen, die ungeschickte Führung ließ nichts anderes erwarten. Landau und Luxemburg sind durch Verrath gefallen. Mainz wird sich nur wenige Tage noch halten können. Die Offensive des Feindes längs der Donau ist nicht zu hindern. Straßburg! haeret lateri lethalis arundo. Aber fern sei die Furcht, daß wir den Sieg nicht gewinnen, durch Ausdauer, viel Ausdauer. Gott sei Dank, wir haben eben so wohl wie jene, ein und dasselbe Reichsbanner. Mit der schwarzgoldsilbernen Fahne dürfen wir getrost der weißblaurothen entgegentreten. Halten wir am Reichsbanner, so wird der Himmel mit uns sein. Hätten wir aber Kriegsfarben von dreißigerlei Farben, so hätten wir freilich uns unser Urtheil selbst gesprochen."

* * *

Derſelbe an denſelben:

„Die Sturmglocke ruft, das Vaterland ruft Dich! Die Ordonnanzen ſind da! Das Geſetz wegen Preßfreiheit, das Geſetz wegen der Wahlordnung, das Geſetz wegen Begränzung des Adels auf den Aelteſten widerrufen und unterdrückt. Unterzeichnet von dem unglücklichen Julius, verfaßt von Niemand anders als Chriſtian. Komm und rette den Souverain, wenn auch dem Anſchein nach wider ſeinen Willen, rette das Vaterland. Hier ſollen nicht Pflaſterſteine fliegen und ſiegen, hier ſollen nicht Pflaſterſteine das Fundament des Staatsgebäudes ſein, hier ſollen nicht drei Tage gerechten Zorns oder unſinniger Wuth Alles zerſtören, was Jahrhunderte gebaut hatten. Bei uns möge das Geſetz die wahre Hülfe, die einzige Hülfe ſein. Komm und rette die Krone, ſchütze das Volk vor zerſtörender Raſerei.

* * *

Addreſſe
an Se. Kaiſerliche Majeſtät.

Möge es Ew. Kaiſerlichen Majeſtät gnädigſt zu vernehmen gefallen:

Wir, Ew. Majeſtät getreue Unterthanen, die rechtmäßig erwählten Vertreter des Volks in Zweiter Kammer verſammelt, legen vor dem Thron die Anzeige nieder, wie wir, gedrungen von Pflichtgefühl die anerkannten Rechte des Volks eben ſowohl zu vertheidigen als die Rechte der Krone, in tiefſter Betrübniß beſchloſſen haben und beſchließen, daß dieſe Zweite Kammer vor der Erſten Kammer der Herzöge und Reichsräthe als oberſtem Ge-

richtshofe anklagen werde den Miniſter Julius .... auf Hochverrath, weil er unterzeichnet hat die grundgeſetzwidrigen und zerſtörenden Ordonnanzen vom .... d. J.

gez. der Präſident der Zweiten Kammer
Hermann ....

* * *

Gleich darauf verließ Hermann die Hauptſtadt und eilte auf ſein Gut zu ſeiner Gemahlin. Immer war ſie den politiſchen Bewegungen und den davon unzertrennlichen Gemüthserſchütterungen abhold geweſen, immer hatte ſie die Hauptſtadt geſcheut. Nichts deſto weniger hatte ſie den Gemüthsbewegungen nicht entgehen können. In Hermanns Abweſenheit hatte der Keim zu tödtlicher Krankheit ſich entwickelt.

* * *

Nach dem Tode ſeiner Frau geht Hermann, der die Präſidentenwürde gleich nach Unterſchreibung jener Addreſſe niedergelegt hatte, mit Heinrich zum Heer.

* * *

Alle die Tauſende, die ſeit 30 Jahren zur Germania gehört hatten, waren aufgerufen worden, ſich zu ſammeln am Main; durch dieſe Tauſende von Freiwilligen wird das Heer begeiſtert. Der Feind wird über den Rhein geworfen.

* * *

Hauptſchlacht bei Chalons für Marne. Das Reichsbanner der Deutſchen vollkommen ſiegreich. Einzug des

ſchwarzgoldſilbernen Banners, des Kaiſerlich deutſchen Banners in Paris. Aber ohne Heinrich; er war ſchwer verwundet auf dem Wahlplatz geblieben.

* * *

Hermann an Heinrich.

„Die Wunde brennt. Aber ich habe noch Kraft genug dem Freunde zu ſchreiben. Heute Morgen habe ich die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Straßburg und Elſaß iſt wiederum unſer. Paris den letzten Decbr.... 18"

* * *

Der Bote flog, aber die fröhliche Botſchaft traf Heinrich nicht mehr unter den Lebenden. Während der letzten Athemzüge hatte er mit zitternder Hand an Hermann geſchrieben:

Die Wunde brennt, die kalten Lippen beben;
Ich fühls an meines Herzens mattem Schlage,
Hier ſteh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willſt, Dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder ſah' ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth, Muth! was ich ſo treu im Herzen trage,
Das wird ja dort auch ewig mit mir leben,
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte,
Ob ich es Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph ſeh' ichs vor mir ſtehen,
Und wie die Sinne langſam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

* * *

Der durch den Krieg verſpätete Proceß ward im Januar beendigt. Julius hatte Chriſtian drei Tücher gege-

ben mit der Bitte, sie in das Blut zu tauchen zum Gedächtniß für die drei Söhne des unglücklichen Vaters.

* * *

Ein Jahr darauf besuchte Hermann, der nicht wieder heirathen wollte, weil er sich fortwährend als verheirathet betrachtete, die drei erkrankten Waisen und drückte sie an sein Herz, er reist gleich darauf zu Hause und bringt seinen beiden Söhnen mit seiner Liebkosung tödtliche Krankheit. Er vermacht seine Güter den Neffen.

* * *

Die Erste und Zweite Kammer beschließen ein gemeinschaftliches Grab und Denkmal für die beiden ungleichen Brüder.

VII.

Weihnachtssegen.

Novelle von **August Kahlert.**

Ein heiterer Wintertag blickte in Emil's Zimmer, und beleuchtete vortheilhaft den behaglichen, mit Bedürfnissen des Ueberflusses und genußverständigen Lebens ausgeschmückten Raum. Das Hausgeräth war von zierlicher Form, die Teppiche, die den Boden bedeckten, hätten dem Empfangzimmer einer eitlen Frau keine Schande gemacht, die wenigen Kupferstiche an den Wänden gehörten zu den Musterwerken dieser Gattung, und manche kleine Vorkehrungen, welche die Anmuth einer Wohnung erhöhen, verriethen, daß deren Besitzer eben so erfahren als erfinderisch sei. Diese behagliche Umgebung stand im Widerspruche mit den verfinsterten, innere Aufregung verrathenden Gesichtszügen Emil's, der hastig auf und abschritt, und sichtbarlich in innerem Kampfe begriffen, bald einen zerstreuten Blick auf das lebendige Menschengetriebe in der Straße hinabwarf, dann wieder mit Hastigkeit ein saubergemaltes kleines weibliches Bildniß, das über seinem Arbeitstische hing, anstarrte, endlich aber sich in den

Armſtuhl warf, die Augen wie erſchöpft mit der Hand bedeckend. Faſt zögernd langte die andere nach einem bereits geöffneten zierlichen Briefchen, das auf dem Tiſche lag; leiſe und langſam als gelte es jetzt eine bereits erfahrene Botſchaft in allen Einzelheiten genau zu würdigen, las Emil Folgendes:

„Sie ſind allzuhart gegen den armen Prinzen. Daß er nichts weiter, als ein kaum erwachſener, unbeſonnener und unvorſichtiger Menſch voll knabenhafter Gewohnheiten iſt, um deſſen Erziehung ich mir ein Verdienſt erwerben will, müſſen Sie doch längſt eingeſehen haben. Oder halten Sie das Männchen wirklich für gefährlich? Sind Sie im Ernſt eiferſüchtig? Zornig genug gebehrden Sie ſich bereits. Aber wie komiſch iſt es doch, daß ſelbſt ein weltkluger Diplomat ſolchen Gegner fürchtet. Mein Himmel, wie ſollen wir armen Schauſpielerinnen es denn anfangen, den unbehülflichen Huldigungen vornehmer Müſſiggänger zu entgehen. Sie nähern ſich uns, weil wir die abſchreckende Blödigkeit der übrigen deutſchen Mädchen von ſelbſt abzulegen gezwungen ſind, und ihnen bei ihren Studien im Umgange mit Frauen mithin auf willkommene Weiſe unzählige Verlegenheiten erſparen. Halten ſie ſich dadurch zu größeren Anſprüchen berechtigt, ſo überſehen ſie, daß wir immer Herrn unſerer Handlungsweiſe bleiben, und daß ſie durch ihre Ueberſchätzung des Scheines, der einmal die heutige menſchliche Geſellſchaft gefangen hält, uns Schauſpielern nur ſelbſt unterhaltend werden. Dies Schauſpiel iſt ja das einzige, das uns beluſtigen kann. Doch ſo ſchlimm, hoffe ich, wird es dem armen Prinzen nicht gehen; ich denke nicht daran, es zu

arg mit ihm zu treiben, ohne daß man deshalb mir zumuthen könnte, ihn selbst von mir zu warnen. Voyons, wie er diese erste kleine Herzenserfahrung überstehen wird.

Nun sind Sie hoffentlich beruhigt, lieber Baron? Sie erinnern sich ganz unbefangen daran, wie gänzlich anders gegen Sie als gegen den Prinzen ich mich gestellt habe; Sie sehen ein, daß Ihre Eifersucht auf Hirngespinnsten beruhte, und obgleich diese Leidenschaft uns Frauen immer schmeichelt, so sind Sie ohne dieselbe mir dennoch theurer, denn ich weiß dann, daß Sie an mir nicht mehr zweifeln. Also, es bleibt bei meinem Bescheide, gegen welchen kein Widerspruch zugelassen wird. Sie kommen heute nicht zu mir, und ich besuche das von dem Prinzen veranstaltete Fest. Wunderlich genug ist sein Einfall, aber hübsch, daß er der hiesigen Künstlerschaft eine Weihnachtsbescheerung geben will; wozu wäre er denn gar so reich! Er wird mich unter Allen gewiß nicht am Schlechtesten bedenken, und nun sollte ich dem guten Kinde die Freude verderben? O, das wäre boshaft.

Morgen Mittag zwölf Uhr, nicht früher noch später erwarte ich Sie bei mir. Es ist von der Intendanz des Schauspieles eine neue Kabale wegen der Rolle der Orsina gegen mich im Werke, die mich dringend nöthiget, Ihren Rath zu hören. Adieu! — Sie sind doch wieder gut? nicht? ei freilich! — Zeigen Sie mir morgen ja kein finsteres Gesicht, — sonst —

Sie kennen

Alma."

Aus dem tiefen Nachsinnen, in welches diese dem äußern Scheine nach heiter und sorglos hingeworfenen

Zeilen ihn versenkt hatten, wurde Emil durch ein plötzliches heftiges Klopfen an seiner Thür geweckt. Der dadurch Angemeldete trat mit dem fröhlichen Rufe: „Also doch gefunden!“ rasch in das Zimmer. „Philibert! Du hier?“ antwortete Emil, und umarmte den langentbehrten Jugendfreund. Die Aeußerungen gegenseitiger lebendiger Theilnahme drängten sich so rasch, daß man einiger Zeit bedurfte, um das Gespräch in geordneten Gang zu bringen.

„Hast Du denn zwei Wohnungen, fragte Philibert? Deine Wohnung liege am Neumarkte, versicherte man überall. Deinen Namen fand ich wirklich an der Thüre des Einganges, und doch belehrte mich das heraustretende Zöfchen, Du habest Dich hierher ans andre Ende der Stadt übergesiedelt. Launenhaft warst Du freilich immer und unerschöpflich in geschmackvollen Anordnungen. Wie einnehmend, und bequem dieses Zimmer eingerichtet ist! Wie lange gehört es Dir schon?“

„Seit vorgestern. Aber, ehe ich Dir auf Deine Fragen antworte, die bedeutsamer sind, als Du denkst, laß mich das Wichtigste wissen, was Dich betrifft. Wie kommst Du hierher, zu welchem Zwecke? ich glaubte Dich noch in Italien.“

„Du weißt, daß ich immer ein Feind des Müssigganges war, und um den Aufforderungen dazu, die bei meinen hinreichend begründeten Vermögensverhältnissen nahe genug lagen, zu entgehen, mich als Student in die Arzneikunst vertiefte. Diesem Studium bin ich nun auch auf meinen Reisen eifrigst obgelegen, ja, jenes ist der Zweck von diesen gewesen. Italien habe ich für meine

Wiſſenſchaft bereits ausgebeutet; hierher rief mich der Ruf des großen Krankenhauſes, und nebenbei gefällt mir, was ich vom öffentlichen Leben binnen wenigen Tagen bemerken konnte. Es wird hier für mich, was Arbeit und Erholung betrifft, auf's Beſte geſorgt ſein, und daß ich Dich, alten Freund, wiederfinde, rechne ich nun gar unter die beſondern Glücksfälle. Aber, aufrichtig geſprochen, ich hoffte Dich friſcher, fröhlicher anzutreffen; über Deinen Augen liegt ein Zug des Mißmuthes ausgebreitet."

„Die Zeiten heiterer Unbefangenheit, als Du, lieber Philibert, noch mein treuer Gefährte aller luſtigen Studentenſtreiche wareſt, ſind leider vorüber."

„Das iſt ſehr wahr; doch hat jedes Alter ſeine Freuden, beſonders bei Leuten, die geſund und unabhängig ſind. Du nun gar biſt glücklich verheirathet. Dein letzter Brief, den ich vor etwa einem Jahre in Florenz erhielt, war ein dichteriſches Gemälde Deines häuslichen Glücks, welches mich meinen Junggeſellenſtand ſchmerzlich genug empfinden ließ."

Emil wollte antworten, als ſich die Thür öffnete, und eine alte Frau mit einem kaum vierjährigen, ſchönen goldgelockten Knaben hereintrat. Der Kleine ſprang auf Emil zu, und kletterte an ihm hinauf, um ihn eine ſeltſam angeputzte Puppe, welche den heiligen Joſeph vorſtellte, bewundern zu laſſen.

„Schau, Vater, er nickt mit dem Kopfe, oder ſchüttelt ihn, wie ich es haben will." —

„Zeig her, lieber Felix, — wahrhaftig, ſehr ſchön, wer hat Dir ihn denn geſchenkt?" —

„Die Regine, Vater, es ist ja Weihnachten; und da sind wir auf dem Markte gewesen, dort giebt's einmal schöne Sachen." —

„Ach, es ist wahr, das hatt' ich ganz vergessen, Du armes, armes Kind! Hier, Regine, nehmen Sie dies Geld, und kaufen Sie dem Felix Spielzeug; bescheeren Sie es ihm Abends hübsch feierlich, — liebes Söhnchen, lache und freue Dich noch immerhin, wenn auch Dein Vater sich grämt." —

„Die gnädige Frau, sagte Regine, hat erlaubt, daß ich ihn Abends zu der Frau Oberhofmarschallin bringen darf, welche ihn eingeladen hat." —

„Schon gut, — sehr gut, — gewiß, besser, als wenn Du zu Hause bliebest, lieber Bube, der meine Züge trägt, warum sollte sich Deine Mutter nicht von Dir loszumachen suchen, — doch jetzt geh', Regine, Gott schütze Dich, mein Felix."

„Leb' wohl, Väterchen, besuch' uns bald," sagte dieser und hüpfte an der Hand der sorgfältigen Pflegerin zum Zimmer hinaus.

Philibert hatte dies Alles mit aufmerksamem Schweigen beobachtet, und sagte: „Was ich jetzt gesehn, enthält freilich eine wunderliche Antwort auf meine vorige Frage, macht mich aber nur um so neugieriger. Lasse mich nicht in Ungewißheit, Freund, die mich quält; ich liebe Dich noch mit der alten Treue, und sehe mit Kummer Deinen schmerzlichen Blick."

„Nun wohl, so höre! Mein letzter Brief an Dich hat mit keiner Sylbe gelogen, sondern war das getreue Abbild meines ruhigen glücklichen Gemüthes. In meinem

kleinen, aber mit ſtädtiſcher Bequemlichkeit eingerichteten Schloſſe am Erzgebirge, verfloſſen mir und meiner Frau die Tage zwar etwas einförmig, doch heiter. Sophie kann entzücken, beſeligen, — dies verſchweige ich mir ſelbſt jetzt nicht, wo jene ſonnenhellen Tage wie ein Feentraum hinter mir liegen. Meine Jugendfreunde, welche früher in mir einen ſtets beweglichen, ja unruhigen Geiſt, den Angeber bei manchem tollen Streiche gekannt hatten, mochten nicht begreifen, wie ich ſeit meiner Verheirathung ſo ſchnell gelernt hatte dem horaziſchen Frieden in ländlicher Zurückgezogenheit ſeine Reize abzulernen. Daran, ich muß es bekennen, hatte Sophie den größten Antheil. Der Genuß einer ſorgfältigeren Erziehung, als ich ſie genoſſen, gab ihr, wenn es ſich um Kenntniſſe handelte, oft ein Uebergewicht, das ſie mich aber keineswegs fühlen ließ. Von zarter und reizbarer Körperbeſchaffenheit hatte ſie, ſeit ihrer Entbindung von dem Knaben, welchen Du eben hier geſehen, oft mit Unpäßlichkeit zu kämpfen, welche ſie mir ſorgfältig verbarg, um mich nicht zu beängſtigen, und die eine ſtille, anmuthige Heiterkeit ihres Weſens niemals trüben ließ."

„Du ſchilderſt mir ein Weſen, um deſſen Beſitz ich Dich beneiden möchte, rief Philibert. Wie hatteſt Du denn einen ſolchen Schatz aufgefunden?"

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt. In einer großen Geſellſchaft zu Nürnberg, wo ihr jetzt verſtorbener Vater als Obriſt in Garniſon lag. Doch dies thut nichts zur Sache, die ich Dir zu ſchildern habe. Vor acht Monaten betraf meinen Felix ein großes Unglück. In Folge einer Kinderkrankheit nämlich befiel den armen Knaben

ein bedenkliches Augenübel. Die Angſt um das Wohl des Kindes brachte mich zu dem raſchen Entſchluſſe mit Sophien und Felix hierher zu reiſen, und den Rath eines hieſigen weltberühmten Augenarztes zu erbitten. Wirklich belohnte ſich dies; das ſchon faſt gänzlich erblindete Kind ward zwar langſam aber doch vollſtändig geheilt. Ohne jenen Grund wären wir nicht hiehergekommen, und jetzt ſtünde Manches anders. —

„Ich begreife wirklich noch nicht," —

„Wie meine zu Felix vorhin geſprochenen Klagen zu der Schilderung meines früheren Glücks paſſen? Ich glaube Dir's; faſſe ich es doch ſelbſt kaum. Der hieſige Aufenthalt hat, wie Du weißt, für den Fremden viel Angenehmes, das er anderwärts entbehren mag. Es leben ſtets Ausländer hier, und verurſachen viel öffentliche Luſtbarkeiten, Zerſtreuungen aller Art. Seit einigen Jahren ſolcher Erlebniſſe entwöhnt, wirkten ſie bald auf mich, wie Stimmen aus meiner Jugendzeit. Ich ſtürzte mich vielleicht zu ſchnell in die Wogen der Geſelligkeit, zunächſt freilich aus Langerweile, die die Entbehrung meiner landwirthſchaftlichen Geſchäfte herbeizog, während meine Frau an dem Bette des Kindes ſaß, und daſſelbe unabläſſig beobachtete. Als die Geneſung vorſchritt, beſuchte ſie allerdings auch einige Geſellſchaften, doch war unſer Verhältniß dann ſchon nicht mehr das Alte."

Emil ſchwieg hier verlegen einige Augenblicke, als erwarte er eine Frage des Freundes; faſt tonlos fuhr er dann fort:

„Kennſt Du Alma Lefévre?" —

„Die reizende Schauſpielerin! Wie ſollt' ich nicht!" —

„Sie iſt eine Verwandte des Banquiers Blink, der meine Geldſachen beſorgt, und deſſen weltkluge Frau ein ganz artiges Haus macht. Dort lernte ich Alma kennen, nachdem ich ſie ſchon von dem erſten Augenblicke an, wo ich ſie auf der Bühne geſehn, angebetet hatte. Schweige, Freund, es giebt unheilvolle Kräfte, denen ſich kein Menſch, und ſei er ein Held an Willenskraft, entzieht, die nur ein Thor läugnet, oder ein Lebensmatter, der kein Recht mehr auf die höchſten Wonnen dieſes Daſeins hat. Ich näherte mich dem verführeriſchen Weibe mit Zagen, ſie wich mir vorſichtig aus. Umſchwärmt von vornehmen und reichen Bewunderern, hielt ſie mich lange keiner beſondren Beachtung werth; ſie benahm ſich fein und artig gegen mich, während ihr dunkles Auge irgend einem in der Ferne ſtehenden Glücklicheren mehr gewährte, als den kalten Zoll geſelliger Aufmerkſamkeit. Ich ſchüttete mein Herz vor der Blink aus, welche ſtolz auf die berühmte Nichte längſt meine wachſende Leidenſchaft errathen hatte. Dieſe ſchalt mich zuerſt lachend einen leichtſinnigen Ehemann, dann zeigte ſie jenes Mitgefühl, das alte Frauen Liebenden ſo ſelten verweigern. Monate verfloſſen, und Alma blieb eiskalt gegen mich.“ —

„Da hätteſt Du meinen Rath einholen ſollen; Schauſpielerinnen zu behandeln, iſt doch keine Kunſt. Eine Loge zum Benefiz, ein Shawl, allenfalls eine lobhudelnde Kritik in einer allgemeinen Zeitung.“ —

„Als ob ich dies Alles nicht ebenfalls längſt wüßte! Jede Erfahrung aber erlebt irgend eine Probe, die ſie nicht aushält. Alma gegenüber dachte ich weder an Pläne, noch Mittel, mir ihre Gunſt zu erwerben, ich war

wieder Schüler, wieder nur dem unwiderſtehlichen Eindrucke hingegeben, der all' mein Denken gefangen hielt, wie jede ihrer Bewegungen magnetiſch auf mich wirkte. Ich wußte mich in der Gewalt des Dämons, und ſchalt mich ſelbſt, um dadurch meine Gluth nur noch mehr anzufachen. Mich zu betäuben, warf ich mich auf das Spiel, das mich früher niemals zu locken vermocht hatte, ach, es geſchah nur, um ihre Züge auf jeder Karte zu erblicken! Monat auf Monat verfloß, da gelang es mir durch einen weſentlichen Dienſt, den ich als Vermittler zwiſchen ihr und der mit ihr unzufriedenen Intendanz des Hoftheaters leiſtete, ſie milder gegen mich zu ſtimmen; ſie ward vertraulich, herzlich, ich errang einen flüchtigen Kuß, der mich um zehn Jahre jünger machte, und beinahe zu Unbeſonnenheiten verleitet hätte, welche man höchſtens einem Studenten zu Gute halten mag." —

„Und wie nahm ſich hierbei Deine Frau?" —

„Anfangs lachte ſie über mich; in den Geſellſchaften der Blink mochte man ſie jedoch durch boshafte Bemerkungen ſtutzig gemacht haben; ſie ward plötzlich ernſthaft gegen mich, ſchmollte nicht ſowohl, als ſie vielmehr mir gegenüber ein dumpfes, unheimliches Schweigen beobachtete. Ich vermied ſie; ſie weinte, ſie bat mich mit Wärme, mit ſichtbarer Beängſtigung, an ihr nicht zum Verräther zu werden; ſie drängte zur Abreiſe, wofür ich kein Ohr hatte; Felix war wieder geſund, von Hauſe ſchrieb mein Oberverwalter Manches, was mich in anderen Lagen gewiß zu ſchneller Heimkehr bewogen hätte. Ich ſah Sophien Tage, Wochen lang gar nicht, oder nur zufällig. Nun wandte ſie ſich an die Blink, deren Hülfe anflehend, und

erreichte so viel, daß diese mir Vorwürfe machte, und versicherte, Alles anwenden zu wollen, um ihre Nichte meinen Nachstellungen zu entziehen. Als ob ich jemals Talent zum Wüstling gehabt hätte, ich, der ich selbst als Jüngling von den Weibern beachtet und verlockt, eine lächerliche Blödigkeit nie habe loswerden können! Zwischen Alma und deren Tante entstand sogar ein gespanntes Verhältniß, die frühere Vertraulichkeit war sichtbar verschwunden, seitdem diese sich mit einer gewissen Herzlichkeit Sophiens annahm." —

„Aber, was soll aus dieser Verwirrung hervorgehn? Emil, könntest Du wirklich Dein Weib," —

„Ich habe mit mir gerungen, jedoch vergeblich. Ein freundlicher Blick, ein heimlicher Händedruck vernichtete alle qualvoll eroberte Fassung; hundertmal wollte ich die Schlingen, in denen ich mich immer tiefer verstrickte, zerreißen, mich in der Einsamkeit begraben, und dem fürchterlichen Worte: Pflicht, allein gehorchen, — es gab sogar einen Abend, an welchem ich grauenhaft gedankenlos meine Pistolen aus dem Kästchen nahm, und damit spielte, bis mein Felix hereingesprungen kam, und mit seinem Schrei freudiger Bewunderung der blitzenden Dinger mich wie aus einem gespensterreichen Traume weckte. Ich bekannte Alma meine rasende Leidenschaft, und erhielt nichts, als eine geistreiche Ermahnung zur Geduld als Antwort, ohne daß ich aber darin hätte einen Korb erblicken dürfen. Mit Härte stieß ich Sophien zurück, deren blasse Trauer mich folterte, ich trennte mich von ihr, und verwandte alle Aufmerksamkeit auf Alma's Leben und Treiben. Die Hoffnungen, die diese mir allmählich er-

weckte, glänzten immer roſiger, und wurden nur durch Eins, durch den Schatten der Eiferſucht verdunkelt. Eitel, und beifallsluſtig ließ ſie ſich die Huldigungen eines jungen, kaum über die Knabenjahre weggelangten Burſchen gefallen; der Prinz Conſtantin, der hier ungeheure Summen durchbringt, durfte ſie am Arme in Salon's führen, in denen ich mich freilich unter hundert Männern meines Ranges verlor; wenn nun mein Aerger einmal laut wurde, ſo tröſtete ſie mich mit unwiderſtehlichem Liebesworte und nannte den Prinzen ein Kind, das noch der Erziehung bedürfe. Ach, ſie weiß zu belohnen, und zu ſtrafen, zu kränken und zu verſöhnen, denn ein unſichtbarer Zauber macht ihr Jeden unterthan, der ſich in ihre Nähe wagt."

„Du biſt tief in die Gefahr hineingerathen, armer Schelm, ſagte Philibert, und ſpielſt, dünkt mich, ein bedenkliches Spiel, denn Du biſt der Sclave, und Alma die beſonnene Herrin. Sie kennt den Reiz, den ſüße Ausſichten gewähren, und der mit der Erfüllung des ſtündlich wachſenden Wunſches endlich leicht zum Widerwillen wird. Hoffentlich denkſt Du doch aber nicht daran, Dich von Deiner Frau ſcheiden zu laſſen, und jener Koquette Deine eheliche Hand zu bieten." —

Emil ſchwieg, der Freund fuhr fort: „Ich würde Dich haſſen können, denn ich verehre Deine Frau, die ich nur aus Deiner Schilderung kenne, und erblicke in Alma nur eine Geſtalt, wie ſie die in ihrer verkümmerten Sphäre der Unnatur ſo tief verſunkene ſogenannte gute Geſellſchaft in unzähligen Exemplaren zeigt."

„Es iſt zu ſpät," ſeufzte Emil.

„Gewiß nicht, wenn Du ein Mann ſein willſt. Keine noch ſo furchtbare Macht bedroht unſer Leben, von der es nicht irgend eine Erlöſung gäbe, wenn wir dieſelbe nur aufzuſuchen den Muth haben.“ —

„Vorgeſtern habe ich die Scheidungsklage eingereicht; und meinem Anwalt die rechtliche Auseinanderſetzung anvertraut; Sophie ward davon ſchriftlich in Kenntniß geſetzt; ſie hat mir in überraſchend ruhigem, ja kaltem Tone geantwortet. Sie ſcheint meiner ebenfalls überdrüſſig geworden zu ſein, und ſo kann die Sache keine Schwierigkeit finden; was nützt ein Leben voll innerer Zerriſſenheit, das von einer ewig unbefriedigten Sehnſucht zerfreſſen wird? Das Unabwendliche geſchieht. Ich habe Alma meine Hand angeboten, und ſoll binnen acht Tagen Beſcheid erhalten; unterdeſſen umſchwärmt der Prinz ſie täglich wie früher, ungeachtet ſie, ſeitdem mein Entſchluß mich von Sophie zu trennen ſtadtkundig geworden von Vielen als meine Verlobte betrachtet wird. Darüber mache ich ihr denn täglich Vorwürfe, die ſie mit ihrer ſtets ſiegreichen Liebenswürdigkeit immer gleichſam ſpielend bekämpft, um mich ihr immer wieder aufs Neue deſto unbedingter zu unterwerfen.“ —

Philibert ſeufzte tief. In dem Blicke des Vorwurfs, den er auf den Freund heftete, lag zugleich ſo viele wahre, herzliche Theilnahme, daß dieſer ſich heftiger beunruhigt fühlte, als wenn ſtrenger, oder ſpottender Tadel ihn berührt hätte. Was wir uns ſelbſt nicht geſtehen wollen, ſpricht lauter, wenn es nicht aus bloßem Widerſpruchsgeiſte, ſondern aus Sorge um unſer Wohl gemißbilligt wird. Die klare unverholene Darſtellung, welche ſeinem

Bekenntniſſe das deutliche Gepräge der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt verliehn, hatte den Freund tief im Innerſten eines wunden Herzens leſen laſſen, eines Herzens, das zu ſchwach ſich ſelbſt zu retten, kühne fremde Hülfe, ſei ſie auch demüthigend, zu begehren ſchien. Wie aber war hier zu helfen, wo der Hülfsbedürftige ſein Verlangen ängſtlich zu verbergen trachtete, dem Unmündigen ähnlich, der in kindiſchem Trotze die Stimme des Gewiſſens zu unterdrücken ſich bemüht? Wie war in fremder Angelegenheit zu handeln möglich, wenn jede Handlung Gefahr brachte, von einem theuren Freunde als Feind angeſehen zu werden? In ſolcher Selbſtberathung verſunken ſaß Philibert neben dem ſtarr vor ſich hinblickenden Emil. Der Schlag einer nahen Kirchglocke, welche den herannahenden Abend verkündete erweckte den Gaſt aus ſeinem ſorgenvollen Sinnen. Als er aufſtand, bat Emil halblaut:

„Verlaſſe Du mich nicht, Du, der es immer ſo redlich mit mir gemeint hat. Zürne mir, aber verachte mich nicht, bringe es dahin, mich zu beklagen, denn ich bedarf des Troſtes. Doch, über meinem Geſchwätze habe ich vergeſſen, nach dem zu fragen, was ich zunächſt erfahren möchte, nämlich nach Deinem Wohl und Wehe; biſt Du noch immer der alte, ſcharf beobachtende Virtuoſe der Menſchenkenntniß, der an Allem Antheil nimmt, nur ein Feind eigener Herzenserlebniſſe? Sind Dir die Weiber noch immer nur pſychologiſche und phyſiologiſche Probleme? haſt Du Dich über Deinem Studium noch von keinem holden Kinde feſſeln laſſen? O, wie oft habe ich in den letzten Tagen Deiner gedacht, und Dich beneidet!“ —

„Ei nun, vielleicht hat das Beneiden bald ein Ende.“ —

„Wirklich? Dann gewönne ich Hoffnung, von Dir verſtanden und mit mitleidigem Worte erquickt zu werden.“

„Es ſcheint, daß ich hieher gekommen bin, um hier den Verluſt meiner durch ſo viele Jahre ſorgfältig gehüteten Freiheit zu erfahren.“ —

„Du biſt erſt ſo kurze Zeit hier, und ſchon, — rede, Freund, für Liebesgeſchichten giebt es kein empfänglicheres Ohr als das des Liebenden.“ —

„Wohlan! Offenherzigkeit hat Anſpruch auf Erwiederung. Auch kann ich ſehr leicht aufrichtig zu Werke gehn, da ich nicht viel zu verſchweigen habe. Es iſt wahr, ich habe die Jahre, die man für Täuſchung und Poeſie als ſo empfänglich kennt, überwunden, und bin über der Herzensbeobachtung, ehe ich mir's gedacht, ein philoſophiſcher Dogmatiker geworden, der ſich ſelbſt zum Schaden die Illuſionen, welche ihm die Welt anbietet, zerſtört. Der erſte Eindruck beherrſcht mich nicht leicht, dies weiß ich aus langer Erfahrung, denn die Frauen haben mir oft einen Vorwurf daraus gemacht. Jetzt aber handelt es ſich doch um einen erſten Eindruck, mit dem ich durchaus nicht fertig werden kann. Am vorigen Montage, hier noch ziemlich fremd, trieb mich die Langeweile in's Theater. Die mittelmäßigen Luſtſpiele, welche man aufführte, unterhielten mich ſchlecht, auch war das Haus ſehr leer. An meiner Seite in der Loge hatten indeſſen zwei Damen Platz genommen, wovon die jüngere durch ihre zarte edle Geſtalt, eine etwas bleiche aber höchſt anmuthige und geiſtvolle Geſichtsbildung, ſogleich meinen Blick feſſelte.

Ein Zug des Leidens verschönte sie ungemein. Auf ihrer Stirn lag der Ausdruck geübten Denkens, aus ihrem Auge leuchtete ein mildes, herrliches, vielleicht etwas schwärmerisches Gemüth. Mund und Hand verriethen mir vornehme Abstammung, worauf auch wohl die ganze Art der Erscheinung, und der Bewegungen hinwies. Einer schnell gefundenen Gelegenheit zur Einleitung eines Gespräches vermochte ich nicht zu widerstehen. Die ältere Frau, deren unruhige forschende Augen mich zuerst beinahe gegen die jüngere Begleiterin eingenommen hätten, ging sogleich darauf ein, indem sie aus einigen über den Werth der Schauspieler hingeworfenen Aeußerungen und Fragen mich als Fremden erkennend, sich willfährig auf Belehrung einließ. Was sie sprach, zeugte von Spottsucht, und widerlicher Selbstzufriedenheit, und wurde von mir meistens überhört. Vergeblich strebte ich lange die jüngere in die Unterhaltung zu ziehen, es gelang endlich erst durch meine Erwähnung der englischen Theater, woraus sich ein Uebergang zur englischen Literatur leicht bildete. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, meine persönliche Bekanntschaft mit Thomas Moore anzudeuten, jedenfalls geschah es zu meinem Glück, denn die lange Schweigsame bekannte sich zu dessen Verehrerinnen. Sie äußerte sich vorsichtig und bescheiden, Kenntnisse weit mehr verrathend, als aussprechend. Gegen das Ende des Stücks schenkte sie meinen Worten etwas wärmere Theilnahme. Mir schien, als überrasche sie der Schluß des matten Lustspieles, der mir freilich plötzlich ein bis dahin unbekanntes Schmerzgefühl, Folge der Rücksicht auf die jetzt nothwendige nahe Trennung erregte. Ich hätte so-

gern mit dem Abſchiede gezögert, aber meine geſellige Sicherheit, jener Muth in unerwarteten Verhältniſſen, woran es mir niemals gebrach, all' dieſe Früchte reicher Erfahrung ſtanden mir nicht mehr zu Gebote; eh ich's dachte, hatte ich mich, über den Eintritt des Dieners, der den Gebieterinnen die Mäntel brachte, erſchrocken, ziemlich linkiſch empfohlen, — an der Logenthür glaubte ich zu bemerken, daß die Unwiderſtehliche mir einen vielſagenden, aber wehmüthigen Blick nachſandte. Auf der Straße angelangt, ſchalt ich mich ſelbſt ob meiner Ungeſchicklichkeit. Ich fragte einige Theaterbeamte nach dem Namen, den ich ſo gern erfahren hätte, aber vergeblich, und wandelte ſeltſam aufgeregt, und bekümmert nach meinem Gaſthofe. Wie groß war aber des andern Tages mein Erſtaunen, als der Kellner mir verrieth, ein herrſchaftlicher Diener ſei mir nachgeſchlichen, und habe um meinen Namen Erkundigung eingezogen. Die Wahrheit ſeiner Ausſage ward heute beſtätiget, als ich ein anonymes Briefchen von Frauenhand geſchrieben erhielt, worin ich auf ein völliges Stelldichein auf dieſen Abend beſtellt werde. Ein Jokey ſolle mich am neuen Markte erwarten, und geleiten. Zuerſt wollte ich an meiner neuen Bekanntſchaft bereits irre werden, doch bin ich zu vorſichtig, um nach dem erſten Scheine zu verurtheilen, und bin außerdem durch einige Stellen des Briefes zu dem Entſchluſſe bewogen, hinzugehen. „Laſſen Sie ſich nicht durch den Schein abſchrecken, wird mir darin geſagt, als winke Ihnen ein gewöhnliches Abentheuer. Im Gegentheil haben Sie es mit Frauen von Ehre zu thun, welche neulich im Theater Sie zwar zum erſtenmale ſahen, Sie jedoch als edel und

vorurtheilsfrei kennen, und von Ihnen einen Dienſt erwarten, der Ihrem Herzen zur Freude gereichen wird.“ Wer kann da widerſtehen! Das Verlangen meine theure Unbekannte wiederzuſehn iſt mächtiger als jede Bedenklichkeit, und zwingt mich zu gehorchen. Ich vermuthe aber, daß von dieſem Wiederſehen das Loos meines Lebens abhängt; ich liebe, und liebe zum erſtenmale; ſollte es fruchtlos geſchehn, ſo will ich von Regungen des Seelenlebens, welche, wie ich jetzt fühle, um ſo heftiger ſich geltend machen, je ſpäter ſie ihr Recht fordern, nie mehr etwas wiſſen.“ —

„Das ſagt Jeder, bemerkte Emil, der mit einiger Zerſtreuung zugehört hatte. Die Liebe iſt kein Scharlachfieber, das man mit einem Male beſeitiget, ſie ſchleicht ſich in allzuverſchiedenen Geſtalten in die Seele. Uebrigens wünſche ich Dir Glück, und zweifle nicht, daß Du leichter als ich einer Täuſchung zu entgehen wiſſen wirſt. Wann ſehen wir uns wieder, Freund?“ —

„Morgen gewiß. Und bis dahin keine Uebereilung, Emil, ich bitte Dich darum, um Deines Wohles willen.“ —

„Hüte Dich ſelbſt davor, lieber Warner. Jedenfalls laß uns aufrichtig gegen einander bleiben.“ —

Philibert bekräftigte dies mit einer herzlichen Umarmung, und ſchied. Es war Abend geworden. In den Straßen wogten zahlloſe fröhliche Menſchenmaſſen, die den in tauſendfachem Lampenglanze ſich entfaltenden Chriſtmarkt zu bewundern einander drängten. Schmerzbewegt blickte Emil hinab; der Gedanke an Felix verdrängte für einen Augenblick den an Alma. Ein Blick auf deren heutiges Briefchen entzündete gleich darauf wieder die gefähr-

liche Leidenſchaft, es litt ihn nicht mehr im Zimmer. Hinab in das wogende Gedränge eilte er, willenlos den wandelnden glücklichen Menſchen folgend, welche des Lebens Druck über dem fröhlichen Bilde, das ſie umgab, vergaßen. Durch Straßen und Plätze war er ſchnell geſchritten, um ſich, wider Vermuthen vor dem Hauſe des Prinzen Conſtantin zu finden, deſſen Fenſter hellerleuchtet herabblickten. Es rollten Wagen vor den Eingang, aus denen leichte, feenhafte Geſtalten heraushüpften, mit Kichern und Geſchwätz die Treppe hinaufhüpften, und bald eine ſchauluſtige Menge auf der Straße verſammelten. Das wunderliche Künſtlerfeſt war Gegenſtand der Volksunterhaltung; die Idee ward von dem Einen als ein ſchönes Zeichen fürſtlicher Großmuth gelobt, von dem Andern als Eitelkeitsregung und Uebermuth eines verrückten Verſchwenders bekrittelt, wobei indeſſen die meiſten darin übereinkamen, der Prinz wolle nicht ſowohl den Jüngern der Kunſt einen frohen Abend bereiten, als ſie vielmehr zu Zeugen ſeiner heutigen Verlobung mit Alma Lefévre machen. Für Emil waren dergleichen Muthmaßungen, ſo lächerlich er ſie fand, martervoll anzuhören; bitterer Groll regte ſich in ſeiner Bruſt, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, den Ort ſeiner Qual zu meiden. Plötzlich erblickte er unter den ins Haus gehenden Leuten einen Muſikanten, der ihm näher bekannt und zu Dank verpflichtet, durch ſeine Erſcheinung einen abentheuerlichen Einfall hervorrief. Er winkte den Alten in eine dunkle Ecke, und entfernte ſich dann mit ihm; nach einer Viertelſtunde erſchien er an ſeiner Seite als Muſikant verkleidet, in einem Aufzuge, der den wohlhabenden Gutsherrn

nicht vermuthen ließ, und schlich von dem pfiffig lächelnden Alten geleitet, die breiten stolzen Treppen des prinzlichen Wohnhauses hinauf nach dem Zimmer, worin das Orchester den Befehl zur Eröffnung des Balls erwartete. In dem anstoßenden offenen Saale war eine große Weihnachtsbescheerung ausgebreitet, welche um einen hohen mit unzählbaren Kerzen besteckten Baum geschmackvoll geordnet, den Eindruck einer Kunstausstellung gewährte; denn in der That vereinten sich hier die neuesten Erzeugnisse der Kunst, der Mode und des Aufwands. Auf lauter einzelnen Tischchen über welchen Namen aus Blumen geflochten, die einzelnen zu beschenkenden Personen bekannt machten, glänzten hundert kleine Gegenstände, Mittel des Zeitvertreibs und des Genusses, so daß man sich versucht fühlen konnte, das Ganze für einen Jahrmarkt zu halten. Leicht blieb es dabei, zu erkennen, wem die Gunst des Freigebigen am reichlichsten zuströme, denn unter dem Namen „Alma" blitzte und schimmerte so Manches, was den Neid der Nachbarn erregen mußte. Endlich langte der Befehl an das Orchester, eine Fanfare zu blasen, die Hauptthüren des Saales thaten sich auf, an des Prinzen Arme schwebte Alma herein, blühender und im Widerscheine heiterer Lust reizender als Emil sie jemals gesehen haben wollte, hinter ihnen ein lautes fröhliches Völkchen, in Paare geordnet, zum Theil durch Talent weltberühmte Leute, zum Theil ihrer lieblichen Erscheinung wegen überall willkommen. Von dem Lärm des Beifalls und freudiger Ueberraschung, den so mancher gute auch wohl überdreiste Einfall des Gebers erzeugte, ward die Symphonie übertönt. Alma betrachtete die ihr

gewidmeten Gaben lächelnd und schweigend, nur aus dem Blicke mit welchem sie zum Prinzen trat, und ihm die Hand reichte, ließ sich für den scharfsichtigen Emil mehr, als für seine Ruhe günstig war, entnehmen. Die Bescheerungsfeierlichkeit war vorüber, Dienerschaft eilte herbei, und binnen geringer Zeit war der Saal geräumt, und zum Ball einladend hergestellt, wozu sich sofort die lebenslustige Gesellschaft bereit zeigte. Viele Kunstfreunde hatten sich zu dem Feste eingefunden, Mitglieder der ersten Familien des Reiches brachten gefeierten Töchtern Thaliens und Euterpens ihre Huldigungen dar, und bald war die Lustbarkeit im Gange, oder vielmehr im Fluge, den die leidenschaftlichen Rhythmen der Wiener Walzer immer leichter beschwingten. Emil schlich sich, glücklich unbemerkt geblieben zu sein, fort. Gezwungen, den Weg durch ein leeres Vorzimmer zu nehmen, das zum Büffet eingerichtet worden, berührten Laute einer bekannten Stimme sein Ohr; aus einem anstoßenden Kabinette, einer Frühlingslaube mitten im härtesten Winter, drangen sie, nur Einzelnes blieb dem Vorübergehenden vernehmbar: „Prinz, ich kann heute noch nicht Ihren Antrag beantworten, ich kann es noch nicht, gewiß nicht, Sie überraschen mich," — — — diese Worte klangen noch furchtbar in Emil's Ohre nach, als er schon auf der untersten Treppe sich befand. Hier hielt den Träumenden ein Jokei auf, in welchem er den der Blink, einen Neuling erkannte, verstohlen sich umsehend, wie etwas suchend:

„Guter Freund, es giebt ein Trinkgeld zu verdienen. Dies Billet muß baldigst dem Fräulein Alma Lefèvre zu-

gestellt werden, aber heimlich, hört er, heimlich! hier, nehmer, mach' er es geschickt, adieu!"

Fort war der Bursche; mechanisch mit dem Kopfe nickend hatte Emil das Briefchen genommen; daß er des an seinem Arme baumelnden Fagottes halber für einen Musikanten gehalten werden mußte, war ihm selbst entfallen; es ward ihm schwer, sich nicht zu verrathen, denn in ihm tobte die unbezähmbare Gluth der Eifersucht, da rissen ihn herabkommende Personen aus der Bewußtlosigkeit. Auf der kalten, leeren Straße stand er nun und las bei dem Scheine einer Laterne die Ueberschrift: „à Mademoiselle Alma Lefèvre, en ville" die Hand der Blink war unverkennbar, der Zettel rollte zwischen seinen Fingern hin und her, wie zufällig entfaltete er sich, der übereilten Handlung sich schämend, und doch von den wüthenden Furien der Rache gepeinigt; unstät flog sein Blick über folgende Zeilen:

„Vorsicht, meine kluge Nichte, nur heute keine Uebereilung! der Prinz wird heute alle Minen springen lassen, und so welterfahren Du bist, kenne ich Dich doch als sehr eitel. Darum schicke ich Dir jetzt noch meine Warnung. Wenn der Prinz mit Dir eine sogenannte bürgerliche Ehe schließt, wie zweifelhaft, wenn auch blendend ist dann Dein ferneres Schicksal! Der Hauptzweck war ja bisher, durch seine Nähe Deinen treuesten Anbeter zu einer entscheidenden Erklärung zu bringen. Dies ist gelungen. Das Loos was dieser Dir bietet, ist ein sichres, ehrenvolles, und seine Ehescheidung soll ungestört erfolgen, darauf verlasse Dich. Ich bin von Sophiens Zutrauen zu mir fest überzeugt, und habe für Dich auf's Umsichtigste ge-

ſorgt. Ihre Liebe zu dem Gemahl iſt erſchüttert, ihre Phantaſie iſt auf's Neue beſchäftigt, Dein Triumph erfolgt gewiß. Noch einmal, ſei ſo freundlich gegen den Prinzen, als Du willſt, aber nimm den treuen, gutmüthigen Seladon, der Dich ſelbſt, wenn Du dies als Bedingung Deiner Hand aufſtellſt, noch weiter Komödie ſpielen läßt. Eiligſt, (denn ich habe dieſen Abend noch ein wichtiges Werk zu vollführen) aber getreulichſt

Ida Blink.

Der Seelenzuſtand, in welchem der durch vorüberjauchzende Menſchen auf den ſeltſamen Aufenthaltsort aufmerkſam gewordene Emil durch die Straßen ſchlich, gränzte an Betäubung, an Zerknirſchung. Ein Spielball ſchlauer Ränke, nicht geliebt, nicht einmal geachtet, ſolche Demüthigung der Lohn für eine That, die ſich jetzt in der Geſtalt des Verbrechens vor ihm erhob, — ſein Blut rollte fieberhaft durch die Adern, mitten in dem ſchneidenden Nordwind ward ihm ſo heiß, ſo weh; — neben ihm war ſchnell ein Volksgetümmel entſtanden, um ſo unerwarteter als Läden und Kaufti ſche ſich längſt verfinſtert hatten, und Jeder eiligen Schrittes die warme Behauſung ſuchte, — es ſei ein Kind übergefahren worden, erzählten ſich Leute; vor dem Ohre des unglücklichen Mannes glitt Alles, was ſie ſprachen, ohne ſeine Theilnahme zu erregen, vorüber. Er ſuchte in dumpfem Sinnen verloren ſein einſames Zimmer auf. Wie anders war Alles noch vor einem Jahre, wie jubelte da Felix auf ſeinem Schooß über die bunten Bilder, welche die Mutter vor ihm aufrollte. Vorüber, ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, vorüber ihr Spukgeſtalten, ich bin einſam, elend, verachte Dich ſelbſt, Emil!" —

Jetzt klopfte es ängſtlich an ſeine Thür; bei dem Scheine einer kleinen Laterne trat haſtig Regina in's dunkle Zimmer; weinend ſagte ſie: „ach, gnädiger Herr, kommen Sie doch ſchnell zu uns, Felix ſtirbt; kommen Sie ſogleich, die gnädige Frau läßt Sie beſchwören —"

„Ich komme," rief Emil, und flog ſchneller, als die Wärterin ihm folgen konnte, nach Sophiens Wohnung. Im Vorflur ſchon vernahm er ihr lautes Weinen, er trat haſtig in das Zimmer, da lag die verzweifelnde Mutter mit fliegendem Haar auf den Knieen vor dem Bette, worauf Felix ausgeſtreckt, todesbleich, mit blutendem Haupte erblickt ward. Ein Dienſtmädchen, das noch um das Kind beſchäftigt war, rief ihm entgegen: „Einen Wundarzt, um Gotteswillen, er verblutet ſich!

Sophie wandte ſich: „Emil, erbarme Dich, Dein Kind ſtirbt, es iſt übergefahren worden." — „Ich bringe einen, ſagte jetzt die eintretende Regina, an Ihrem Hauſe gnädiger Herr, kam eben als ſie fort waren, der Herr, den ich heute Nachmittag bei Ihnen geſehen habe, vorüber, er erkannte mich, und fragte, warum ich weine, da erzählte ich, — da ſagte er, — er legt ſchon draußen den Mantel ab —"

Die Thür öffnete ſich, Philibert trat ins Zimmer, Sophie flog auf ihn zu, jetzt fiel ihr Blick auf ſein Geſicht, — mit einem heftigen Schrei ſtürzte ſie zu Boden. Philibert's Mienen hatten ſich wie von einer ſtarken Gemüthsbewegung heftig verzogen, doch faßte er ſich ſogleich, gab der Zofe ein kleines Belebungsmittel für die Ohnmächtige, die von Emil in das Seitenzimmer getra-

gen wurde, und trat dann zu Felix, um die Kopfwunde aufmerksam zu untersuchen.

Regina gesellte sich zu ihm, und berichtete: „Als ich den Kleinen aus der Gesellschaft holen wollte, war es schon dunkel; die gnädige Frau hatte ihren Wagen befohlen, weil sie doch zu der Frau Räthin Blink fahren wollten, ich dachte aber, es ist besser, daß ich nicht warte, bis der Wagen zurückkommt, denn Felix wird schläfrig, wenn acht Uhr vorüber. Die kleine Strecke wird er wohl zu Fuße gehn; so sagte ich denn der gnädigen Frau kein Wort, sie hatte, schien es, den ganzen Abend so viel zu denken, daß ich gar nicht wagte sie anzureden, und so hatte sie nach Felix zu fragen vergessen. Ich hole auch den Kleinen ab, der lustig mit seinem Pfefferkuchen neben mir herspringt, — da kömmt plötzlich ein Wagen um die Ecke, schleudert das Kind auf die Seite, und rollt weiter; die Leute liefen auf mein Geschrei zusammen, sie sagten, es sei der Wagen von der Schauspielerin Lefèvre gewesen, schimpften, und schrieen dem Kutscher nach, doch der war über alle Berge, und ich brachte mit zweier Träger Hülfe das blutende Kind nach Hause. Ach, Herr Doctor, wenn es doch leben bliebe, ich finde sonst keinen Frieden mehr auf der Welt." —

Philibert aber schwieg, und legte sorgfältig einen Verband um des Knaben Stirn. Emil kam von Sophien zurück.

„Sie erholt sich schon, es wird wohl vorübergehn. Aber, Freund, wie steht es um mein Kind? Aufrichtig, werde ich's verlieren? Sprich!"

„Diesmal kommst Du mit dem Schrecken davon; die Weiber hätten ihre Verzweiflung sparen können; und lieber verständig gleich selbst einschreiten, er wird sich bald erholen. Es scheint mir nur eine leichte Quetschung zu sein, das Wagenrad hat ihn sicher nicht berührt." —

Hier machte Felix eine leichte Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, und flüsterte: „Regina, bitte, bitte um Wasser."

„Wie ich voraussah, sagte Philibert, war das Ganze nur eine Betäubung, das Kind wird vielleicht morgen schon wiederhergestellt sein."

Emil blickte zum Himmel auf; die schmerzbewegten Züge wurden durch ein Lächeln des Dankes verklärt. Regina jubelte, und flog in Sophiens Zimmer, ihr die frohe Botschaft mitzutheilen. Philibert schrieb schnell noch ein Arzneimittel auf, packte sein wundärztliches Besteck zusammen, und sagte mit innerer Bewegung zu Emil, ihm die Hand reichend, „Leb' wohl, ich verlasse diese Stadt morgen, wir sehen uns schwerlich jemals wieder. Leb' wohl."

Er winkte dem Ueberraschten zu schweigen, trocknete eine Thräne, und verließ das Zimmer; Emil wollte folgen, und unterließ es nur auf einen ungemein ernsten, bittenden Blick des Freundes, das Unbegreifliche ertragend. Allein mit dem Knaben, schaute er erst um sich; er befand sich in Sophiens kleinem, freundlichen Wohngemach. Da standen alle die niedlichen Geräthschaften, die er ihrem Wunsche abgelauscht, an Geburtstagen ihr geschenkt hatte. Da hing sein eignes Bild, und sah mit fröhlichen, lebensmuthigen Zügen ihn fast strafend an. Auf dem Schreibtische lag ihr Tagebuch offen, daneben die Feder,

ſie mußte durch das betrübende Ereigniß über dem Schreiben geſtört worden ſein.

Regina kam, um nach Felix zu ſehen, der ruhig eingeſchlafen war, und berichtete: Sophie noch äußerſt ſchwach, liege drin auf dem Ruhebette, und weine viel.

„Bleibe bei ihr, befahl Emil, ich werde bei dem Kinde wachen.“

Die Todtenſtille, die ihn nun umgab, nur durch das leiſe regelmäßige Athmen des Schlafenden unterbrochen, die wohlbekannte, heimiſche Umgebung, Alles wirkte wohlthätig beſchwichtigend auf ſein Gemüth. Die Nähe verſöhnender Geiſter ſchien fühlbar. Unwiderſtehlich zog es ihn zu Sophiens Tagebuch, in ihrem Herzen zu leſen, in dem Herzen, das ihm einſt gehört und er grauſam von ſich geſtoßen hatte. Prophetiſch mahnte ihn eine innere Stimme, hier würden Räthſel ſich löſen in harmoniſcher Klarheit, hier werde ein Quell des Friedens ſich erſchließen, dem Verſchmachtenden Labung zu bieten.

Er ſchlug das Buch auf und las:

Den 5. November.

Wie unglücklich bin ich! Emil's Herz iſt mir völlig abgewendet; die Schauſpielerin iſt ſein böſer Dämon, und er iſt zu weich, zu ehrlich, um ihre Falſchheit nur ahnen zu können; ſie begegneten mir Beide, als ich aus dem Park zurückkam; als unſere Wagen durch das Gedränge genöthigt waren, einen Augenblick neben einander zu halten, wie höhniſch, triumphirend blickte die Liebloſe auf mich, während Emil nicht den Muth hatte, mich anzuſehn; Felix fragte mich, warum denn der Vater mit der fremden Dame und nicht mit mir fahre; ich drückte das

Kind an mein blutendes Herz, und hatte Mühe, ihm meine Thränen zu verbergen.

Den 7. November.

Worin habe ich denn gegen Dich gefehlt, womit Deine Liebe verſcherzt, daß Du Dich binnen wenig Monaten gänzlich umwandeln, mich als eine Fremde behandeln kannſt? Ich frage mein Gewiſſen täglich, was ich zu bereuen habe, was ich ablegen oder mir aneignen müſſe, um Dir wieder zu gefallen. Wo aber fang' ich's an, Dir wieder beizukommen, ein Geſpenſt ſteht zwiſchen Dir und mir, ein Gaukelbild, das Dein Auge geblendet, und Deinen klaren Sinn befangen hat, daß Du mich nicht ſeheſt. O Gott, ich habe bisher nie das Gefühl des Haſſes gekannt, o, gieb mir Kraft, daß ich's auch jetzt überwinde, daß ich auf ſie, die mein Leben vergiftet, nicht Tod und Verderben herabbeſchwöre, daß ich mein ſchreckliches Loos mit Ergebung und Geduld ertrage.

Felix ſpielt mit ſeinem Lieblingspferdchen, das der Vater ihm am letzten Geburtstage kaufte, er ſpornt es und ruft: Mutter, wir reiſen zum Vater! — Wie ſoll ich das verlaſſene Kind ohne Dich erziehen, Emil, oder willſt Du es mir nehmen, daß ich ganz vereinſamt dem Grabe zuwanken ſoll. Nein, mein Felix, Du bleibſt bei mir, nicht wahr, Felix — ich will Dich ſchützen, wie die Löwin ihre Jungen, kein heuchleriſcher Kuß ſoll Dein zartes Gemüth vergiften, ich will Dich der Schule der Verbrechen fern halten, bis mein Auge bricht.

Den 30. November. Nachts.

....Ich weiß, ſie hat Dich auf heute Abend eingeladen, Dich allein; Du biſt ſelig und hoffnungstrunken. Nein, Du haſt mich nie verſtanden, nie geliebt! So könnteſt Du mich ſonſt nicht behandeln, ſo gleichgiltig, ſo verächtlich, und ſiehſt doch mein vom Weinen müdes Auge. Ich leſe im erſten Corintherbriefe: „Die Liebe trägt Alles, glaubet, hoffet, duldet Alles.“ Wie aber gewönne ich Kraft zu ertragen und zu dulden, was Du mir zufügſt? Was darf ich glauben, als daß Gott mich ſtrafwürdig befunden, was hoffen, als Troſt jenſeits des Grabes? Der Sturm tobt draußen, und jagt die blaſſen Wolken wie Geiſtergeſtalten am Monde vorüber; die Straße iſt menſchenleer, die Natur ahnt den Winter, der dem Herbſte die Herrſchaft abringt. In meiner Bruſt auch iſt es Winter geworden, und die Religion ſelbſt ſendet keinen wärmenden Sonnenſtrahl, nur ein falbes, mitleidiges Mondlicht in die Nacht meines Geiſtes.

Den 10. December.

Alſo, Du willſt Dich ſcheiden laſſen, Dich auf ewig von mir trennen! Die Blink hat es mir verrathen, ich danke ihr für die ſchreckliche Gewißheit. Sie iſt doch, ſo weltlich ihr Sinn ſein mag, mitleidig, ſie hört theilnehmend meine Klagen an, wem denn ſollte ich hier ſonſt mein Herz entdecken, meine Qual vertrauen! Sie ſchilt auf Alma, und nennt ſie falſch, und unzuverläſſig; ſie mag wohl Recht haben. Armer Emil! Du ſaugſt das Gift des ſüßen Sirenengeſanges ſehnſüchtig ein, bis Dich Berauſchten das kalte Wellengrab umfangen wird. O, wä-

reſt Du geſtorben, ich könnte Dein Loos ſelig preiſen, ich hätte nur über mich und mein Kind, die Verlaſſenen, zu weinen. Nun aber muß ich, wenn ich den Blick von unſerem Jammer abwende, für Dein Seelenheil beten, daß Du nicht für die Ewigkeit verloren geheſt, wie Du es mir auf Erden biſt.

Die Blink war hier, mir Troſt zuzuſprechen. Sie beredete mich, mit ihr heute das Theater zu beſuchen; faſt reut mich die Zuſage, und doch fühle ich, daß ich bei dem Grübeln über meinem Unglücke immer hinfälliger werde; ich will es verſuchen, mich zu zerſtreuen, ich will mich bemühen, mich meinem Kinde zu erhalten — — Gott, wie fürchte ich mich, vor den Augen der Leute zu erſcheinen, vor lauter Augen, die mich neugierig, nicht theilnehmend betrachten.

Nachts.

Was hab' ich erlebt! wie wunderbar verändert iſt mein Gemüth! Wer mag er ſein, der fremde Mann, den ich geſprochen, deſſen Worte mich ſo ſonderbar bewegt haben? Ich fühlte mich geheimnißvoll ergriffen, ſchon als ich ihn zuerſt anſah, ich verbot mir ſelbſt, es zu wiederholen, und that es doch unwillkührlich. Heiliger Gott, iſt es denn möglich, daß in die äußere Erſcheinung eines Menſchen ein ſo mächtiger Zauber gelegt ſein kann; ich vergaß mein eignes Leid, wenn ich ihn anblickte; welcher Ernſt und welche Milde lag in ſeinem großen, offnen Auge! Männliche Würde, und doch durch Anmuth von allem Schein der Selbſtſucht befreit, athmete jedes Wort, das er ſprach; ich hätte ihm Tagelang zuhören können, ſo un-

verkennbar äußerte sich der Geist höherer Bildung in seiner Rede. Ich Thörin, daß ich als er die Loge verlassen hatte, der guten Blink, welche an jedes Erlebniß den Maaßstab des Alltäglichen zu legen sich nicht abgewöhnt, verrieth, wie heftig mich die Erscheinung dieses Mannes überrascht habe. Sie redete so viel ungehöriges Zeug, sie lächelte so bedeutsam als ich Unbesonnene ausgeredet, wahrhaftig, wenn ich es mir ins Gedächtniß rufe, ich könnte ihr gram werden. Mich durchschauert der Frost der Gewissensfurcht dabei, denn es klang wie die Stimme des Versuchers in der Wüste. O Himmel, hilf mir dies Bild aus meiner Erinnerung verwischen, ich darf daran nicht denken, das Leiden hat meinen Geist zu sehr entkräftet, als daß er einer solchen Uebermacht widerstehen könnte.

Den 22. December.

Heute ist's geschehn. Emil hat dies Haus verlassen, und mir angezeigt, daß er unsre Trennung für nothwendig finde. Nothwendig! Wie liebt es doch die Schwäche, sich hinter der Schutzwehr äußeren Zwanges, unabänderlicher Fügung zu verbergen. Wenn sein Gewissen ihn entschuldigt, so darf ich nicht seine Richterin sein. — Seltsam! wenn ich an Emil denke, verwandelt sich immer sein Gesicht in das des gestrigen räthselhaften Fremden. — —

Abends.

Die Blink hat doch eine angeborene Freude an kleinen Intriguen. Wie konnte ich daran denken, daß meine wenigen hingeworfenen Worte sie bewegen würden, den Namen des Fremden zu erforschen. Ach, Namen tödten

ſo Vieles, was kein Wort zu bezeichnen verſuchen ſollte. Philibert! Wie oft hat Emil mir dieſen Namen mit Verehrung genannt! er mag dieſelbe gewiß verdienen. Hätte er meine Lage gekannt, gewiß hätte er dagegen ſich nicht gleichgiltig bezeigt. Ob er nur ſeinen Freund hier aufgeſucht haben mag? Billigen würde er deſſen Schritte nicht, doch, was hülfe es, jetzt wäre es doch zu ſpät.

Den 23. December.

Dies war ein ſchwerer Kampf! Unrecht hat die redſelige Frau gewiß nicht, wenn ſie behauptet, Philibert, der immer auf Emil großen Einfluß geübt, müſſe in mein Intereſſe gezogen werden, er werde gewiß, ſobald er Emil's Handlungsweiſe vollſtändig kenne, dieſelbe mißbilligen. Sein Geſicht trägt ja den Ausdruck des herrlichſten Seelenadels. Sie mag es ganz gut dabei meinen, aber ich wage den Schritt nicht zu thun, eine innere Stimme flüſtert mir zu, für mich ſei Gefahr dabei, ihn wiederzuſehn. Und dennoch ſähe ich ihn gern noch einmal, nur noch ein einziges Mal.

Nachts.

Kindiſche Furcht! Ich will's ihr geſtatten, uns in ihrem Hauſe noch einmal zuſammenzuführen, Philibert und mich, die wir uns ja, ehe wir uns kannten in gleicher Geſinnung gegen einen Dritten begegnet ſind. Gewiß, das Weib iſt nicht ſchwach, wo es die Rettung des Theuerſten gilt, und meinem Felix bin ich ſchuldig, jeden Verſuch zu wagen, ihm den Vater zu retten. Was iſt auch viel an einer flüchtigen Aufwallung, an einem viel-

leicht zufälligen Wohlgefallen. Was ich von einem magnetiſchen Rapport geleſen, was Goethe in den Wahlverwandtſchaften von Naturkräften ſagt, die dem menſchlichen Willen nicht unterthan ſind, verträgt ſich nicht mit dem Begriffe der Liebe Gottes, die wenn auch ſie des Menſchen Geſchick vorherſieht, ihm doch die Freiheit ließ dies zu beſtimmen.

Den 24. December. Früh 10 Uhr.

Eine heftige Angſt befällt mich. Sie hat es dennoch gewagt, die Verwegene, und ich hatte es ihr doch noch nicht ausdrücklich erlaubt. Dieſen Abend ſchon ſoll ich ihn wiederſehn, — ich zittere; — ob er kommen wird? — o Gott, ich fürchte, daß er kommen wird, das Bild bejaht es, das vor meiner Seele ſteht, — wie ſoll ich mit Faſſung zu ihm reden, — — — die Blink kommt mir fürchterlich vor, ſie iſt das Organ einer dunklen Macht, die mich beherrſcht — — —

Nachmittags.

Felix ſoll zur Oberhofmarſchallin; ſo iſt's gut; ich bedarf Ruhe, mich zu der verhängnißvollen Unterredung zu ſammeln. Emil muß gerettet werden aus den Schlingen, denen er ſich nicht mehr ſelbſt entziehen kann, und Philibert wird es auch wollen; ſein Auge ſagte mir, daß er könne, was er einmal wolle.

Abends 8 Uhr.

Ich bin allein. Der Wagen wartet; Mantel und Hut liegen bereit, — ich kann nicht mehr zurück, — o Gott der Gnade, wenn es eine geiſtige Untreue giebt, wenn ich ihre Regung nicht mit Feſtigkeit bekämpft habe, ſo ver-

zeihe mir; ich will mich dafür ſtrafen, indem ich ihr Trotz biete. Dein Arm führe mich, daß ich in keine Sünde willige, und ſei es auch nur ein nie zur That reifender Gedanke — — — — jetzt belüge ich mich nicht mehr, ich bin wieder mein. — — —

Hier ſchloſſen die zuletzt immer undeutlicher werdenden Zeilen. Bleich und ernſt erhob ſich Emil, und trat an des Sohnes Lager. Ein himmliſcher Friede war über des Kindes Züge gebreitet, und umfing das Gemüth, das längſt ſeiner bedürftig, ihn ſelbſt verſcherzt zu haben, ſich jetzt Schuld gab. Gefaßt, beruhigt öffnete Emil Sophiens Schlafzimmer, und ſchlich leiſe an ihr Bett, — ſie ſchien unruhig zu träumen, er winkte dem Dienſtmädchen, ſich zu entfernen, vorſichtig nannte er den Namen der Schlafenden. Sie ſchrak leicht zuſammen, und ſprach mild:

„Endlich Du bei mir, mein Emil; ich danke Dir, — wie geht es Felix?"

„Gut, liebe Sophie, und Dir?"

„Mir iſt leichter, als ſeit vielen Wochen, ganz als wäre ich von einer ſchweren Krankheit geneſen."

„Wir waren wohl beide recht krank." —

Hier erſcholl die Stimme von Felix, welcher die Mutter rief; haſtig ſprang ſie auf, ſie eilten zu dem Kinde, das erwacht war, und in der ungewöhnlichen Umgebung ſich zu fürchten begann; freudig ſtreckte es den Eltern beide Händchen entgegen.

„Nicht wahr, Du bleibſt bei mir, Mutter, fragte er?"

„Gewiß, mein kleiner Engel.“

„Und der Vater bleibt jetzt auch hier, nicht wahr?“

Die Blicke der Gatten ruhten mit unendlichem Ausdrucke auf einander. Emil schloß Sophie in seine Arme, und flüsterte ihr zu: „Kannst Du verzeihen?“ — Sie schloß ihm den Mund mit einem Kusse. — „So wollen wir denn morgen nach dem Erzgebirge zurückreisen.“

Die Uhr verkündete Mitternacht, und die Glocken des Domes läuteten das Christfest ein.

VIII.

Hegel und die christliche Freiheit.

Von F. A. Maercker.

Völkerfreiheit.

Völkerfreiheit, was sagt sie? daß selbst sich jeder beherrsche,
Daß mit Kopf und Hand jeder für alle bereit:
Und leer bleibt der Name, so lang du noch scheuest der Freiheit
Arbeit und Last; frei ist, wer nicht des Knechtes bedarf.
Unterwirf dich dir selbst, und unterwirf dich dem Ganzen,
Frei und Mann, und du bist würdig der Herrscher zu sein.
Wohl jagt mancher danach und es schrein nach Freiheit die Völker,
Aber das Sclavenjoch nimmt von der Schlaffheit kein Gott.

Einleitung.

Aus Knechten Rom's sind wir Freie geworden, Luther ist es, dessen unbeugsamem Heldenmuth wir das Geschenk der Freiheit verdanken, die augsburgische Confession aber ist der erste Akt dieser Freiheit, als eines Gesammtwerkes, sie wurde die Grundlage des nun im Geiste der Freiheit aufzuführenden, mächtigen Baues, der selbst St. Peters-Kuppel durch seinen Glanz überragen sollte. Denn wie dieser auf den Erpressungen, dem Schweiß und Blute in Knechtschaft und Dumpfheit versunkener Völker, gegrün-

bet war, wie ihm ihre Verwünſchungen folgten, da ſie ihres elenden Looſes inne wurden, ſo ſollte der herrliche Dom, den all die kühnen Geiſter der neuen Zeit ausführten, auf den ewigen Grundpfeilern der göttlichen Freiheit ruhn; wer in ihn träte, wer ſich gar ſeinen Meiſtern anſchlöſſe, den ſollte die freieſte Bewegung ſeines nur Gott ergebenen Herzens dazu aufgerufen haben. Das ſind die Puncte, die wir uns zunächſt ins Gedächtniß zu rufen haben, wenn wir uns der im Jahre 1830 wiederholten Säkularfeier der augsburgiſchen Confeſſion erinnern wollen. Welcher Freiheit aber die Kirchenverbeſſerung Luthers galt, und daß ſie nicht eine bloße Befreiung von äußeren Feſſeln einer Staats- oder Kriegsgewalt war, nicht eine ſolche wie Arminius, wie Blücher ſie den Deutſchen gebracht, von laſtender Fremdherrſchaft, ſondern die wahre, die göttliche Freiheit, wie ſie allein des Menſchen würdig iſt: das zeigen im reichſten Ueberfluß all die ſchönen Werke, deren Urheberin ſie nun ſeit drei Jahrhunderten geworden, es zeigt es das Werk der Befreiung, welches ſie noch täglich in jedem vollbringt, der dieſer hohen Aufgabe ſich gewachſen fühlt. Die freilich, welche ihrer nicht zu gebrauchen wiſſen, welche niedrigen Sinnes ſich nur zu beugen trachten, unter eine beſtehende Macht, die nur in den Grabgewölben verſunkener Zeiten wühlen, und uns nur immer wieder rühmen können das glanzvolle Sonſt, die wagen alle Anſtrengungen der Geiſter für die Freiheit zu verketzern und meinen wohl gar, Luther habe mit roher Fauſt in einen Bau geſchlagen, in ein Kunſtwerk, deſſen Größe ſein ungebildeter, beengter Geiſt nicht erkannt, die träumen noch immer von einer Vereinigung mit Rom,

von einem neuen Flicken auf ein altes Kleid, und möchten wohl endlich unſeren Herrn und Heiland ſchelten, daß er nicht mit dem Judenthum auf irgend eine Weiſe einen Pakt geſchloſſen, als ob es nicht auch treffliche Juden gegeben, die der Herr ja ſelbſt rühmt, und als ob man nicht auch unter der Herrſchaft der Hohenprieſter habe ſich in reinem Gemüthe zu Gott erheben können. War das nicht auch ein herrlicher, kunſtvoller Bau, der da zu Grunde ging, und muß nicht alles ſinken, wie weiland das deutſche Reich, wenn ſich das Neue Bahn bricht und die Stelle des Alten einzunehmen vom Schickſal beſtimmt iſt? — So wird der Wille des Herrn vollendet.

Sind wir nun aber zuchtlos geworden durch die Freiheit und iſt die Reformation die Quelle dieſer Zuchtloſigkeit? Hört man ihre Ankläger, ihre falſchen und verkappten Freunde, ſo möchte man ſie in der That dafür halten; indeß wie thöricht ſie ſind, wie ſie kaum in die Vorhalle, kaum auf die Schwelle des Denkens traten, erkennſt du leicht, wenn du ſie Freiheit und Anarchie verwechſeln ſiehſt, wenn ſie mit Eifer, als hätten ſie wirklich etwas geſagt, ausſprechen, ein Gebäude könne nicht beſtehen, wo man für den objektiven Inhalt die Zuſtimmung der ſubjektiven Ueberzeugung verlange: Blinder Glaube, das iſt ihr Wahlſpruch, Rom's Macht zu binden und zu löſen, ihr Panier, ſein Kirchenbann das Höchſte, was ſie für Zucht des Geiſtes ſich überhaupt vorſtellen können.

„Die chriſtliche Freiheit iſt nicht eine ſolche Freiheit, daß die Schafe nun mögen ohne Huth und Hüther in der Irre laufen von ihrem Hirten, wie ſie wollen," und

„christliche Freiheit ist göttliche Ordnung, die Gott selber eingesetzt," das sind Luthers Worte über dieselbe, so wie die eines jeden, der sie recht erkannt und der den tiefen Sinn der Worte erfaßt: „den Gerechten ist kein Gesetz gegeben." Aber, sagt Luther an einer anderen Stelle, „wenig sind ihr, die da wissen, was recht christliche Freiheit sei. Der meiste Haufe zeigt's heraus auf den Leib" u. s. w.

Nichts dürfte geeigneter sein, uns auf den wahren Standpunct der christlichen Freiheit, wie wir ihn jener herrlichsten Entwicklungsepoche deutschen Geistes danken, zu stellen, als eine akademische Rede, welche Hegel bei der dritten Säcularfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession im Jahre 1830 in lateinischer Sprache gehalten, und von der am hiesigen Ort eine deutsche Uebertragung zu geben, wir inmitten der neuerweckten religiösen und confessionellen Wirren unserer Zeit für angemessen und ersprießlich halten.

Ehe wir indeß an die Rede selbst gehen, scheint es nöthig mit wenigen Worten des Hergangs derjenigen Thatsache uns zu erinnern, auf welcher als dem Bekenntniß der Protestanten vor Kaiser und Reich das Gebäude der neuen Lehre aufgeführt wurde. Zugleich wird daraus klar hervorgehen, daß jene Handlung nicht als Empörung zu bezeichnen, sondern daß sie rechtmäßig ausgeführt worden, von denen, welche durch ihre Stellung und durch Gott dazu berufen waren.

Karl V. hatte sich gegen das Jahr 1530 endlich mit dem Papst Clemens VII. versöhnt, welchen einige Jahre früher seine Heere in Rom selbst so hart bedrängt, und

hatte am 22. Febr. deſſelben Jahrs in Bologna die italieniſche Königskrone, und am 24. Februar, ſeinem Geburtstage die römiſche Kaiſerkrone durch den Papſt empfangen, eine Feierlichkeit, welche ſich ſeitdem bei keinem Kaiſer wiederholt. Da nun die kirchlichen Angelegenheiten in Deutſchland bei der täglich ſich mehrenden Zahl der Proteſtanten, dringende Abhülfe verlangten und der Kaiſer auch die Hülfe des Reichs gegen die Türken in Anſpruch nehmen mußte, ſchrieb er unter dem 21. Januar einen Reichstag nach Augsburg aus, der ſich zum 8. April verſammeln ſollte, „um die Zwietracht im heiligen Glauben entſtanden beizulegen und eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit zu hören;“ ſpäter wurde der Anfang des Reichstages auf den 1. Mai beſtimmt. Wichtig und bedeutſam ſchien für dieſe Gelegenheit die perſönliche Anweſenheit aller proteſtantiſchen Fürſten, beſonders aber die des Churfürſten Johannes des Beſtändigen, des Oberherrn Luthers, welcher Friedrich dem Weiſen auf dem Throne Sachſens gefolgt war; und da man leicht vorausſehen konnte, daß es auf eine Erklärung und Darlegung der neuen Lehre ankommen würde, wandte ſich der Churfürſt deshalb an Luther, Jonas, Pommer und Melanchthon, durch welche dann auch die ſogenannten Torgauer Artikel verfaßt und jenem überreicht wurden. Die genannten Gottesgelehrten erhielten zugleich die Aufforderung, den Churfürſten nach Augsburg zu begleiten; dieſelbe erging an Spalatin und Agricola. Außerdem befanden ſich im Gefolge des Churfürſten deſſen beide Kanzler Dr. Brink und Dr. Bayer, welchen auf dem Reichstage ſelbſt das ehrenvolle Amt zufiel die

Confession vor dem Kaiser und den Ständen des Reichs vorzutragen. Unterwegs ward der Churfürst ernstlich besorgt um Luthers Wohl und Sicherheit, da der über ihn verhängte Bann noch nicht aufgehoben und er ließ ihn deshalb auf dem Schloß zu Coburg zurück, in der Wüsten oder in der Einöde, wie Luther seine Briefe von dorther überschreibt. Doch folgt er den Verhandlungen des Reichstages auf das eifrigste, sich und die Seinigen stärkend durch Gebet, die Zögernden antreibend, die Muthlosen aufrichtend, und alle beständig auf das Ziel hinweisend, daß wer etwas Neues im Namen Gottes unternommen, auch die Kraft haben müsse der Selbstständigkeit, welche alle Hindernisse vor sich niederstürzt, keine äußere Folge seiner wahrhaften Lehre scheut und seine Sache nur auf den Herrn wirft. Ohne Luther wäre auch in Augsburg das große Werk des öffentlichen Bekenntnisses nicht vollbracht worden. Denn gleich nach der Ankunft des Churfürsten am 2. Mai begannen die Zögerungen, Hemmnisse, und Schwierigkeiten aller Art, durch die Katholiken den Protestanten bereitet. Man hinderte ihre Prediger an der Verkündigung des Wortes, es bildeten sich Partheiungen, mit dem feindseligsten Charakter und immer noch ließ der Kaiser seine Ankunft erwarten. Aber die Protestanten säumten nicht, muthig erschienen sie unter den ersten, nicht die überwiegende Anzahl jener überaus glänzenden Fürstenversammlung, aber dennoch damals der Kern deutscher Nation durch Tüchtigkeit, Beharrlichkeit, Glauben und unbeugsamen Willen. Das heben sie auch hervor in den einleitenden Worten der Confession: „Und wie die unten benannten Churfürst und Fürsten, sammt

unſern Verwandten gleich andern Churfürſten ꝛc. Fürſten und Ständen zum Reichstag erfordert, ſo haben wir uns darauf dermaßen erhoben, daß wir ſonder Ruhm mit den Erſten hierher kommen." Und wie ſie nicht geſcheut, ihren mächtigen Gegnern gegenüber zu treten, ſo behaupteten ſie auch feſt ihren neuen Glauben gegen die Zumuthung der Theilnahme an der Frohnleichnamsproceſſion und des Niederknieens bei Ertheilung des apoſtoliſchen Segens. Denn wahrſcheinlich mit Abſicht, die überall, wo die Welt dem Guten eine Schlinge bereitet, zu deren Verderben ausſchlägt, hatte man die Ankunft des Kaiſers bis zum 15. Juni unter mancherlei Verhandlungen verzögert, um gleich darauf jene Feier zu begehen. Indeß hatte dies den Proteſtanten die nöthige Friſt gegeben, die Darlegung ihres Glaubens, ſich auf die Torgauer Artikel gründend, vollſtändig abzufaſſen und dieſe wurden als Artikel des Glaubens und der Lehre unterzeichnet, von Johannes, Churfürſt von Sachſen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernſt, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Heſſen, Wolfgang, Fürſt zu Anhalt, ſo wie von den Städten Nürnberg und Reutlingen am 25. Juni, den Sonnabend nach Johannis dem Kaiſer in feierlicher Sitzung überreicht. Das iſt die augsburgiſche Confeſſion; ihr ſchloſſen ſich noch auf dem Reichstage die Städte, Weißenburg, Kempten, Heilbronn und Windsheim an. Verfaßt iſt ſie in der Hauptſache von Philipp Melanchthon, welcher ſeine Arbeit von Artikel zu Artikel der Beurtheilung und Berathſchlagung der Stände, ihrer Räthe und Gottesgelehrten unterwarf. Darauf überſandte ſie der Churfürſt an Luther, und dieſer erwiederte: „Ich

habe M. Philipps Apologia überleſen: die gefällt mir faſt wohl und weiß nichts daran zu beſſern, noch zu ändern, würde ſich auch nicht ſchicken: denn ich ſo ſanft und leiſe nicht treten kann. Chriſtus unſer Herr helfe, daß ſie viel und große Frucht ſchaffe, wie wir hoffen und bitten."

Wir ſind in Erzählung dieſer Umſtände etwas ausführlicher zu Werke gegangen, weil Hegel in ſeiner Rede ein ſo vorzügliches Gewicht auf die Abfaſſung und Ueberreichung der Confeſſion legt, und das ganze Werk der Kirchenverbeſſerung von dem Makel revolutionären Treibens befreit, den ſo mancher darauf geworfen, indem die Proteſtanten ſich gegen eine beſtehende Autorität aufgelehnt. Als Ziel der ganzen Rede möchten wir aber den Satz hinſtellen, daß keine Verbeſſerung wahrhaft ſei, keinen dauernden Segen verbreiten könne, wenn ſie nicht vom Geiſt ausgehend, und die Geiſter ſich gewinnend in der Religion wurzele und im wahren Glauben, nach dem ächt lutheriſchen Bekenntniß. Indem wir es aber unternahmen die folgende Rede durch die Uebertragung einem größeren Publikum zugänglich zu machen, glaubten wir, daß ſie manchem vielleicht eine Andeutung enthalten möchte über das Ziel, wohin die Beſtrebungen der evangeliſchen Kirche und ihrer Glaubensgenoſſen ſich zu richten hätten: das Mittelalter und all die Perſönlichkeiten, ſo tüchtig, ſo heldenmüthig ſie auch hervortraten, die es in dem Gange ſeiner Entwickelung hervorrief, ſind für immer vom Schauplatz abgetreten, wir haben ferner nicht die Perſönlichkeit der Willkür, nicht das Recht des Fauſtkampfs für uns feſtzuhalten, ſondern eine höhere und

die allein wahre, wie ſie mit den Geboten der Religion und der Freiheit im Einklange iſt. Wer aber dieſer Geſtaltung der Zeit widerſtrebt, den wird ſie in ihrem unaufhaltſamen Zuge vernichten und den allein erheben, der ihrer großen Aufgabe ſich würdig zeigt. Darum ſind wir auch furchtlos wegen der nächſten Zukunft; ſie wird der evangeliſchen Kirche nur die Gelegenheit bieten ſich in neuem, ſchöneren Lichte zu zeigen und was vor allem wünſchenswerth iſt, ſich tiefer in den Herzen zu begründen.

Hochgeehrte Verſammlung! Der Senat hat mich berufen, Grund und Veranlaſſung der Feier, welche die hieſige Univerſität, nach dem Willen des Königs, an dem heutigen Feſttage begeht, Ihnen, verehrte Anweſende, mitzutheilen. Die unſterbliche That, deren Gedächtniß wir im Geiſt uns zurückrufen, geſchah, den Glauben unſerer Kirche zu bekennen und ihn feſtzuſtellen. Deshalb ſcheint ſie zunächſt der hochwürdigen theologiſchen Facultät anzugehören, die auch den vornehmſten Theil dieſer Feierlichkeit in Anſpruch nimmt; ihr ehrenwerther Decan will uns nach ſeiner reichen Kenntniß würdig über ihre Bedeutſamkeit belehren und ſie unſerem Gemüthe dauernd einprägen. Das Bekenntniß zu Augsburg iſt indeß nicht durch ein Collegium von Theologen, und von Vorſtehern der Kirche vollführt worden, ſo daß ſie darüber auf gelehrte Weiſe disputirt und dann einen Beſchluß über das Wahre gefaßt, welchen die Laien nur anerkennen und ihm Treue und Gehorſam leiſten mußten; jener Tag hatte darin ſeine vorzüglichſte Kraft, daß die Häupter der Staaten und die Conſuln der Städte des Reichs erklärten, die evangeliſche Lehre ſei aus der Maſſe des Aberglaubens, des Irthums, der Lüge und der Schändlichkeiten und Schmach jeder Art endlich wiederhergeſtellt nun vollendet und über das zweifelhafte Schickſal einer Disputation, über die Willkür und jegliche Herrſchaft erhoben; ſie aber ſeien die Kämpfer für die Sache Gottes. Dadurch ſprachen ſie aus, daß denen, die früher Laien geweſen, es frei ſtände über die Religion eine Meinung zu haben und uns erſtritten ſie dieſe unſchätzbare Freiheit. Wenn ich daher, berufen dieſe Feier zu eröffnen, über die Sache ſelbſt ſpreche, ſo bedarf ich allerdings einer Entſchuldigung über meine geringe Gabe zu reden und ich muß, hochgeehrteſte Zuhörer, Ihre Nachſicht für mich in

Anſpruch nehmen, aber ich würde die Sache der Freiheit, die uns an dem Tage, welchen wir feiern, erſtritten iſt, preis geben, wenn ich dafür eine Entſchuldigung ſuchte, daß ich als Laie über etwas ſpreche, was die Religion betrifft. Mir ſcheint vielmehr derjenige Theil der Feierlichkeit übertragen zu ſein, und ich habe ihn gern auf mich genommen, daß wir des erlangten Rechtes gebrauchen und ſeinen Beſitz öffentlich erklären und für ihn zeugen. So hab' ich geglaubt eben über dieſe Freiheit, uns übrigen, die wir nicht Theologen ſind, bereitet, reden zu müſſen.

Die chriſtliche Kirche war vor Zeiten ſo geordnet, daß ſie ſich in zwei Stände ſpaltete, deren einer ſich die Rechte und die Verwaltung der Freiheit, welche Chriſtus uns erworben, angemaßt hatte, während der andere in die Knechtſchaft hinabgeſtoßen, ein Sclave eben dieſer Freiheit war. Unter chriſtlicher Freiheit aber verſtehen wir, daß jedermann für würdig erklärt iſt, ſelbſt zu Gott zu treten, in Erkenntniß, Gebet und Verehrung, daß jeder die Angelegenheiten, welche er mit Gott, Gott mit dem Menſchen abzuthun hat, ſelbſt mit Gott abthue, daß ſie Gott ſelbſt in der Seele des Menſchen vollbringe. Und wir ſtehen nicht einem Gott gegenüber, welcher den Leidenſchaften der Natur unterworfen iſt, ſondern er iſt die Wahrheit, die ewige Vernunft und das Bewußtſein und die Seele dieſer Vernunft. Gott aber hat gewollt, daß der Menſch mit dem Bewußtſein dieſer Vernunft begabt und ſo von den rohen Thieren unterſchieden ſei, daß er ein Bild ſei Gottes, und daß ſeine Seele, ein Funke des ewigen Lichtes, von dieſem Lichte durchdrungen ſei. Eben deshalb, weil der Menſch iſt ein Bild Gottes, hat Gott dem Geſchlecht der Sterblichen offenbart, daß die Idee der Menſchennatur ihm wahrhaft inwohne; er hat geſtattet und gewollt, daß ihn die Menſchen lieben, und hat ihnen die unendliche Fähigkeit und das Vertrauen gegeben, ihm zu nahen. Alſo war das höchſte Gut, welches dem Menſchen konnte gewährt werden, ihm wiederum entriſſen, denn das innerſte Heiligthum des Gemüths, welches allein der Ort und die Veranlaſſung dieſer heiligen Gemeinſchaft ſein konnte, war mit Schrecken und Satzungen befleckt und von ſchändlichem Aberglauben verſchüttet, durch welchen, wie durch eine eherne Mauer, jener Verkehr unterbrochen wurde. Dieſe Schranken, aufgerichtet zwiſchen Gott und der Seele, glühend von dem Verlangen vor ihn zu treten, waren der Knechtſchaft Quell und Urſprung. Denn die göttliche Liebe iſt ein freier und unendlicher Verkehr; wird er durch Gränzſcheidungen gehemmt, ſo leiht man ihm die Natur der Gemeinſchaft, welche unter Menſchen zu beſtehen pflegt, und die heiligen Dinge werden zu der Weiſe ſchlechten Beſitzes herabgeſetzt, den jemand mit dem Arme erwerben, mit Gewalt und Waffen behaupten, ja ihn kaufen und verkaufen mag. In ſolch einer Gemeinſchaft gelten Herr-

schaft, Willkür, da gebiert der Geist, welcher der göttlichen Freiheit entfremdet ist, alles, was ihm dann inwohnt, Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, Haß, Tyrannei und Schlaffheit. So ist denn im Schooße der Freiheit das Volk Christi in Herren und Knechten geschieden, und es schien durch dieses Gesetz das Reich der Gottlosigkeit durchaus unbesiegbar und für immer gegründet zu sein.

Doch diese Schranken durchbrach das wahrhafte Bewußtsein Gottes, und seine unendliche Liebe, und wiederum wurde dem Menschen gewährt frei vor ihn treten zu können. Auf jenem Reichstage zu Augsburg verkündeten die Fürsten und die Edlen Deutschlands in ihrem und der Völker Namen, daß sie die Knechtschaft abgeschüttelt und dem Laienstande entsagt hätten, so wie die Gottesgelehrten dem geistlichen Stande, und daß diese Stände überhaupt aufgehoben seien. Damit war jene verderbliche Spaltung hinweggeräumt, welche hier nicht dem zufälligen Ansehn einzelner Menschen gegolten, und nicht allein die Kirche, sondern die Religion selbst in Verwirrung gebracht, ja dieselbe ganz verkehrt hatte. Auch früher zwar hatten Fürsten an Concilien Theil genommen, wie an jenem berüchtigten zu Constanz; nicht jedoch um dort selbst Recht zu sprechen, gleich Dienern waren sie zugegen, welche die Beschlüsse ihrer Herren gut heißen und darauf als Henker jener Beschlüsse blutgierige Kraft, durch die That d. h. durch den Mord vollziehen sollten. Der Kaiser aber, welcher bei dem augsburgischen Concilium den Vorsitz führte, handelte nicht nach gleichem Recht, noch kraft derselben Freiheit, das heißt, nicht im Namen Gottes. Jener Karl V., dessen Reiche so weit sich erstreckten, daß man sagte: die Sonne gehe in ihnen nicht unter, eben derselbe, der wenige Jahre zuvor die Stadt Rom, den Sitz des Papstes, durch sein Heer erstürmen, plündern, verbrennen, der sie durch jede Art von Ausschweifung und Verspottung, gegen den Papst selbst gestattet, zu Grunde richten ließ, dieser erklärte sich damals zu Augsburg zum Schutzherrn und Patron der Kirche d. h. zum Schildträger des Papstes, indem er seinen Willen den Frieden in der Kirche wiederherzustellen auf die Weise kund gab, daß er die alte Knechtschaft brohte: zufrieden mit dem Raube, welchen Ehrgeiz, Blut und Ausschweifung von dem Umkreise der Erde, aus der Stadt Rom und von dem gefangenen Papste selbst ihm davon getragen, überließ er andern den unsterblichen Ruhm, im Kampf gegen die Tyrannei in ihrer angemaßten Herrschaft über die Religion die spolia opima zu erringen; er der Fühllose, dem verborgen blieb, daß Gott selbst sich erhoben und daß Gottes wäre jene Tuba, welche schon den wunderbaren Klang der christlichen Freiheit verbreitete, — nicht gewachsen war er dem heiligen Geiste seines Zeitalters.

Daß aber diejenigen, welche jener Ton durchdrungen, und die ſich ſchon für frei gegeben hielten, Freie, nicht Freigelaſſene wären, tritt darin klar hervor, daß die Fürſten der Völker und die Conſuln der Städte hier an der Spitze ſtanden, denn es iſt nicht möglich, daß die Gemüther, welche nur eben den Banden der Knechtſchaft entronnen, noch von der Art und Weiſe der Geſetze und der Staatseinrichtung belaſtet werden, welche nach der Norm der ehemaligen Religion gebildet iſt. Die Religion kann nicht in den Schranken der Seele gehalten, von That und Handlung und von Einrichtung des Lebens ausgeſchloſſen werden; ſo groß iſt ihre Kraft nnd ihre Herrſchaft, daß ſie alles, was auf das menſchliche Leben Bezug hat, umfaßt und lenkt, und daß folglich, wenn die Religion verbeſſert wird, es nöthig iſt, auch die Staatseinrichtungen, die Geſetze und die Sitten zu verbeſſern. Daher waren es allerdings Neuerungen, welche unſer Luther unternommen. Jedoch, da die Fürſten und Obrigkeiten der Staaten die Sache zu Augsburg feierlich vollführt, ſo iſt durch dieſes Zeugniß erwieſen, daß ſie nach dem Willen und Beſchluß der Regierungen, nicht durch die Gewaltthat der Menge vollbracht, und daß nicht die Majeſtät der Fürſten und die Herrſchaft der Geſetze unterdrückt ſei, ſondern daß jene ſelbſt geſetzmäßigen Staatseinrichtungen und gehorſamen Völkern vorſtanden.

Darin ſind freilich manche ſchwieriger, wenn ſie zu lehren unternehmen, es müſſe der Anfang von der vollendeten That unterſchieden werden; hätten auch Erfolg und Ausgang die Sache zu einer rechtmäßigen gemacht, ſo behaupten ſie doch, jener ſei nicht weniger verbrecheriſch geweſen, und zwar läugnen ſie in Wahrheit, daß Luthers Beginnen ſich einfach auf die Lehre bezogen, und daß nichts gegen die Geſetze, welche früher beſtanden, unternommen worden. Vielmehr rufen ſie, das ſtehe dem Aufruhr am nächſten, wenn du für ein Unternehmen Ausflüchte ſuchſt und den Schein der Gerechtigkeit auf die Weiſe vorſchützeſt, daß du dem Erfolge das über eine Sache zu fällende Urtheil anheim ſtellſt und den für ſchuldig achteſt, der unterlegen, für gerecht den, der geſiegt. Hat daher auch jene ſiegreiche Sache Gott gefallen, ſo wird ſie dieſen, die ſich wohl Catonen nennen, mißfallen, weil die beſiegte früher die geſetzmäßige war. Ohne Zweifel iſt, was jene ſagen, vom größeſten Gewicht, daß dem Bürger nichts heiliger ſein müſſe, als der den Geſetzen zu leiſtende Gehorſam, als die ſeinem Fürſten zu bewahrende Ehrfurcht und Treue.

Mag es uns geſtattet ſein, gegen eine ſolche Rede anzuführen, was Cicero vom Sokrates und Ariſtippus ſagt: Mit nichten, ſpricht er, mag jemand ſich von dem Irrthum verleiten laſſen, wenn jene Männer etwas gegen die Sitte und den bürgerlichen Brauch gethan oder geredet haben, zu meinen, ihm ſtehe daſſelbe zu; denn durch große und göttliche

Güter erwarben ſie dieſe Freiheit. Um wie viel größer und göttlicher aber ſind die Güter, die uns zu unſerer Freude wieder gewonnen, denn jene, welche Cicero als groß und göttlich preiſt, und um wie viel begründeter und gerechter war daher auch jene Freiheit, mit der Luther und ſeine Freunde und nicht ſie allein, ſondern mit ihnen die Fürſten und Obrigkeiten, vieles, was im bürgerlichen Recht vordem für gültig und geſetzlich erachtet wurde, veränderten und erneuerten. Die aber, welche das Werk der wiederhergeſtellten evangeliſchen Religion auf die angegebene Weiſe anklagen, mögen wohl zuſehen, daß ſie nicht, gegen die Empörung Luthers mit vielen Worten redend, ihren Gehorſam und ihren Eifer für Geſetz und Obrigkeit deshalb rühmen, weil ſie überhaupt läugnen, daß es eine göttliche Wahrheit gebe, und alle Glaubenslehren den Erfindungen und Meinungen der Menſchen zuſchreiben.

Ja, jene ſind es auch, die es eben deshalb verdrießt, daß auf dem Reichstage zu Augsburg ein Bekenntniß des Glaubens abgelegt worden, denn ſo hätten die, welche ſich für frei erklärt, nur die Ketten gewechſelt: ſie meinen es gebe keine Lehren der Wahrheit, für jeden ſtände nur ſeine Meinung feſt, und frei ſei, wer von der gewöhnlichen Lehre abweichend denkt. Wenn ſie nun die evangeliſche Kirche beſchuldigen, daß ſie durch jene Magna Charta, wodurch ſie ihre Gründung und Einrichtung verkündete, ſich nur Feſſeln angelegt, ſo vergeſſen ſie, daß in der, durch ſie begründeten Gemeinſchaft, jener unermüdliche Eifer hervorgerufen iſt, welcher auf das emſigſte mit Hand und Augen, wie mit dem Gedanken, alle göttlichen und menſchlichen Dinge durchforſcht, daß nichts vom Geiſte unverſucht und unberührt gelaſſen, ſeitdem die Wiſſenſchaften alle und die freien Künſte den Sterblichen wiedergegeben, und nicht allein wiedergegeben, ſondern mit neuer und unendlicher Gluth wiederhergeſtellt und vermehrt ſind, und daß ſie täglich ſich mehren und wachſen in dauernder Kraft, zugleich mit der Freiheit, daß zu dieſen Studien ein jeder treten kann, und mit der Nothwendigkeit, daß alle zur freien und eignen Erkenntniß deſſen, was gerecht, wahr, was göttlich iſt von allen Seiten geladen werden, ermuntert und angereizt. — Doch ich übergehe, was weiter über die Feſſeln zu ſagen wäre, von denen man behauptet, daß ſie einem jeden öffentlichen Glaubensbekenntniß beiwohnen; denn die Schwierigkeit des Gegenſtandes würde mich zu weit abführen, außerdem iſt er des Argwohns und Haſſes ſo voll, daß er mehr traurig erſcheinen würde und wenig übereinſtimmend mit der Freude dieſes Tages. Nur daran will ich erinnert haben, daß dieſe überreiche Saat niemals aus dem Boden der Knechtſchaft habe entſpringen können. Wie groß aber die Kraft ſei, welche den damals wiederhergeſtellten Lehren der Religion inwohne, zur Verbeſſerung der Geſetze und der bürgerlichen Einrichtungen, das offenbarte ſich ſchon zu jener Zeit,

da man die Sache begonnen, besonders aber in unseren Tagen. Untersuchen wir jetzt genauer diese Natur der evangelischen Lehre, welche sich auf das bezieht, was wir uns als Ziel unserer Rede gesetzt haben.

Vor allem sehen wir, daß jene Spaltung, wodurch das innerste Heiligthum des Gemüthes mit sich selbst zerfiel und wodurch der Staat in eine doppelte bürgerliche Gewalt zerrissen war, vernichtet worden ist; man sah ein, daß der Staat unter göttlicher Obhut in sich Eins sein könne, und daß die Rechte des Staats und der Bürger, daß die Gebote der Ehre von Gott gesetzt seien. Versöhnt wurde die Macht der Fürsten mit der Kirche, indem jene sich dem göttlichen Willen anschloß, diese der ungerechten Herrschaft entsagte. Und dabei scheint es mir von dem größten Gewicht, daß jener Vertrag nicht zufällig und äußerlich zwischen den Fürsten und Gottesgelehrten geschlossen wurde, sondern daß die Vorschriften und die innersten Gründe der Religion selbst und des Staats brüderlich in der Wahrheit Frieden sich vereinten. So wurde damals der Grund gelegt, der mit dem Fortschritte der Zeit sich reicher und reicher entfaltete und endlich (denn dies konnte nur allmälig geschehen) mit der ganzen Ordnung des menschlichen Lebens und den Geboten für alle Pflichten verwebte und sich ihnen einbildete.

Rufen wir uns daher ins Gedächtniß zurück, hochgeehrteste Zuhörer, welches die Pflichten des menschlichen Lebens sind, und sodann durch welche Lehre der alten Kirche dieselben bekämpft, ja verkehrt worden. Uns allen sind jene Pflichten bekannt, und zwar so weit sie die Familie betreffen, die gegenseitige Liebe der Ehegatten, der Eltern und Kinder, sodann die Gerechtigkeit, die Billigkeit und das Wohlwollen gegen andere, die Sorgfalt und Redlichkeit in Verwaltung des Hauses und Besitzes, endlich die Liebe des Vaterlandes und des Herrschers, welche das Leben selbst zu ihrem Schutze hingeben heißt. Die unsterblichen Vorbilder dieser Tugenden, welche Griechen und Römer uns zur Bewunderung und Nacheiferung hinterlassen, haben freilich die Väter der Kirche für glänzende Laster erklärt. Daher hat die römische Kirche diesen Tugenden und den Gesetzen des Rechts und der Ehre eine andere Weise des Lebens entgegen gestellt und vorgezogen, ich meine die Heiligkeit. Wir können allerdings zugestehen, daß die christliche Tugend, welche aus der Liebe Gottes entspringt, bei weitem vorzüglicher und heiliger sei als die, welche nicht aus derselben Quelle geflossen. Jedoch dürfen wir behaupten und festhalten, daß die Pflichten, welche die Familie, der Verkehr der Menschen untereinander, daß die, welche Vaterland und Fürsten betreffen, im Willen Gottes ihren Ursprung haben, und daß die Tugenden, welche ihnen entsprechen, durch die christliche Frömmigkeit d. h. durch die Hingebung in den göttlichen Willen vielmehr gekräftigt werden, auf keine Weise aber verachtet, gering geschätzt oder bei Seite gestellt. Diese

Pflichten aber und Tugenden werden geschwächt und zerstört durch die, welche die römische Kirche als Vorschriften der Heiligkeit erklärt und den Ihrigen auferlegt hat, und damit meine Worte nicht leer und eitel erscheinen, wollen wir sie einzeln nennen.

So hat die Kirche aufgestellt: Entsagung und Entbehrung der Liebe und Anhänglichkeit der Gatten und Kinder sei heiliger als die Ehe. Da wir nun durch die Natur zu jenem Verein getrieben werden, so bleiben zwar die rohen Thiere bei dem stehen, was Natur sie lehrt, der Mensch aber muß jenen Trieb zum Verein der Liebe und Ergebung ausbilden. Gewiß haben die Alten, indem sie meinten, daß Laren und Penaten dem Hause vorstehen, richtiger gefühlt, daß ihm etwas göttliches inwohne, als die Satzungen der Kirche, daß in Verachtung der Ehe eine ganz besondere Heiligkeit liege. Wir wollen dessen nicht gedenken, wie das größeste Sittenverderbniß aus jenem Gesetze der Enthaltsamkeit entsprungen, da es hinlänglich feststeht, daß unter den Geistlichen, die diesem heiligen Wandel sich ergeben, so unendlich viele in den höchsten Aemtern und Würden, der größesten Wollust huldigten und öffentlich ihre Schande zur Schau trugen. Man behauptet, dieses sei nicht der Fehler des Gesetzes, sondern man schreibt es menschlicher Ausschweifung und Verderbtheit zu. Doch das Gebot der Pflichten, die Gott dem Menschen auferlegt, und das, was ihnen als heilig gelten sollte, bindet alle, und sein Wille ist, daß er der Liebe aller, wie verschieden sie auch seien, auf gleiche Weise zugänglich sei. Da indeß aus jenem Gesetz der Heiligkeit folgen würde, — und das ist doch gewiß ungereimt — daß das ganze menschliche Geschlecht sich der Ehe enthalten müßte, so wird dadurch der Grund aller Ehre, Sitte und Zucht vernichtet, von dem doch sicher anzunehmen ist, daß er auf der Liebe der Familie ruhe.

Sodann hat die Kirche die Armuth als etwas heiliges aufgestellt und sie zu einer Tugend erhoben; und während sie den Fleiß und die Redlichkeit, welche den Besitz schützt und seiner wahrnimmt, und die Betriebsamkeit, welche Güter erwirbt, theils zum Lebensunterhalt nothwendig, theils für die Hülfe anderer, gering achtet, hat sie der Arbeit die Trägheit, dem Geist die Schlaffheit, der Fürsorge und Redlichkeit die Sorglosigkeit in dem Maße vorgezogen, daß den Geistlichen durch das Gelübde der Armuth oder vielmehr durch das Betteln alle Freiheit, habsüchtig und schwelgerisch zu sein, gestattet wurde; sie selbst nämlich sollten allein im Besitz des Geldes und aller Reichthümer sein, welche dumm, ja rein gottlos andere erwürben; deshalb wurde der Besitz der Reichthümer und ihre Erwerbung verdammt.

Mit diesen beiden Geboten verband die Kirche ein drittes, die Krone aller, den blinden Gehorsam und die Knechtschaft des menschlichen Geistes, so daß die Liebe Gottes uns nicht zur Freiheit führte, sondern in

die Knechtſchaft hinabſtieß, zur Knechtſchaft ſowohl in den geringſten Dingen, die dem Zufall und dem Ermeſſen eines Jeden anheimgeſtellt ſind, als in den größeſten, in der Kenntniß deſſen nämlich, was gerecht, tugendhaft, fromm iſt, ſo wie in der Einrichtung und Führung des Lebens; — und dies alles, damit diejenigen das Privatleben und die Familien lenkten, und die Herren der Staaten und Fürſten wären, welche ſich zu Knechten, ja zu Knechten der Knechte weiheten.

Wer, den ein milder und wohlwollender Sinn gegen diejenigen leitet, die anders denken über die Religion, wer, der ein Verlangen trägt, daß der Haß, welcher um der Religion willen ſo lange und ſo unmenſchlich die Völker erregt, zur Ruhe gebracht, und einmal beruhigt, nicht von neuem erweckt werde, wird wohl läugnen, daß dieſe Lehren der römiſchen Kirche, die wir genannt, es ſeien, welche das ganze menſchliche Leben umfaſſen und daß durch ſie alle Gerechtigkeit in ihm und alle Zucht zerſtört und vernichtet werde. Daher wurde von den Oberhäuptern der Staaten zu Augsburg erklärt, daß nicht allein jene Heiligkeit, von der der Papſt den Namen angenommen hatte, ſondern daß auch jene wichtigeren d. h. jene ſchädlichſten Vorſchriften der Heiligkeit abgeſchafft ſeien, und ſo wurde verkündet, daß der Staat mit Gott, Gott mit dem Staate verſöhnt ſei. Damals wurde der Zwieſpalt beigelegt, wonach man glaubte, daß die Geſetze des Rechts und der Sitte zwar bei den Menſchen, bei Gott aber etwas Anderes gelten, damals wurde jene Zweideutigkeit und Doppelſinnigkeit aufgehoben, durch deren Hülfe verkehrte Menſchen für ſich Ablaß ihrer Verbrechen und Ungerechtigkeiten forderten, und wodurch Gerechte ſelbſt, ſei es zu Aufſtand und Schandthat, ſei es zu Thorheit und zur Erſchlaffung geführt wurden; damals endlich hörte die Erkenntniß des göttlichen Willens auf verſchieden von der Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts zu ſein.

Niemals kann in den Herzen der Menſchen ein feſtes Vertrauen auf die Geſetze wohnen, wenn ſie nicht die Ueberzeugung hegen, daß ſie der Religion nicht allein nicht widerſprechen, ſondern darin ihren Urſprung haben. Denn obgleich in unſeren Tagen gar viele Männer von großem Anſehn und großem Geiſte die allein für die wahre Weisheit halten, welche die Religion vom Staate trennt, ſo irren ſie doch und weſentlich. Was in den Gemüthern ſich als der feſteſte und höchſte, ja als der einzige Grund aller Pflichten offenbart, das iſt der Begriff der Gottheit, ſo daß, was nicht damit verbunden, noch durch den Schein des göttlichen Willens geheiligt iſt, vom Zufall und eines Jeden Willkür und Gewaltthat auszugehen ſcheint und die Menſchen nicht wahrhaft binden und löſen kann. Daher kann man die Unweisheit derer nicht genug tadeln, welche meinen, es könne eine Verbeſſerung der Einrichtungen und Geſetze eines Staates vor ſich gehen, wenn die wahre Religion, womit jene übereins

ſtimmen ſollen, nicht wiederhergeſtellt iſt. Freiheit und Gerechtigkeit im Staat ſind die Frucht der wiedererworbenen göttlichen Freiheit, und dieſer allein; den Irrthum derer, welche dieſe Bedeutung der Sache nicht begriffen, hat ein furchtbarer Lehrer, der Erfolg und Ausgang unter unſern Augen bedeutſam widerlegt. Denn wir haben durch alle Reiche der katholiſchen Chriſtenheit, deren edlere Bürger ſchon eine tiefere Erkenntniß der Tugend und des Rechts ergriffen hatte, eine Erneuerung der Staatsgeſetze verſuchen ſehen, aber, während die Fürſten theils zuſtimmten, theils dieſe Unternehmungen mißbilligten, fielen ſie, die ſchon in ihrem Beginn frevelhaft und dann mit Verbrechen und aller Schmach bedeckt waren, da die Religion anders entſchied, zum größten Schimpf ihrer Anſtifter in Nichts zuſammen.

Uns iſt es durch die göttliche Vorſehung zu Theil geworden, daß die Lehren der Religion, welche wir bekennen, mit dem, was der Staat als Recht anerkennt, übereinſtimmen. Dies haben vor nun dreihundert Jahren die Fürſten und Völker Deutſchlands begonnen, und darauf, nachdem theils ſie ſelbſt, theils ihre Nachkommen, in einer langen Reihe von Krieg, Unglück und Elend, dieſe ungeheure und langwierige Schande der verderbten Religion Chriſti gebüßt, haben ſie endlich das gerettet und geſichert, was ſie uns als ein koſtbarſtes Erbe hinterlaſſen, die freie Eintracht des Staats und der Religion und zwar der evangeliſchen Religion, welcher dieſelbe eigenthümlich angehört. Durch dieſe Eintracht wird das erreicht, was zu unſerer Freude vorzüglich zur allgemeinen Wohlfahrt beigetragen, daß, was der Geiſt zur Mehrung der Freiheit, zur Verbeſſerung der Geſetze, zur reicheren und ſchöneren Geſtaltung der Staatseinrichtungen entdeckt, und die nothwendige Folge der Ereigniſſe als heilſam und nützlich dargethan, daß dies ohne innere Erſchütterungen und Verbrechen, ruhig, ja von denen ſelbſt vollbracht wurde durch ihre eigene Einſicht und Güte, welche die höchſte Gewalt in Händen haben. Und dies nun iſt das wichtigſte; jedoch füge ich hinzu, daß wenn unſere Fürſten fromm ſind, wir dieſe Frömmigkeit nicht zu fürchten haben, wie jene verderbliche und furchtbare Frömmigkeit der Könige Frankreichs, welche gegen Bürger, die der evangeliſchen Religion anhingen, und auf gleiche Weiſe gegen die Edelſten, wie gegen Niedere, mit Mord, Raub, Unmenſchlichkeit jeder Art zu wüthen befohlen, ja mit eigener Hand wütheten: ſie befleckten den Namen der Frömmigkeit mit Schandthat, und dieſe ſollte durch die Religion derer, die ſie begingen, geheiligt ſein. Die evangeliſchen Fürſten handeln in der frommen Weiſe, daß ſie den Staat nach dem Vorbilde der ewigen Gerechtigkeit einrichten und verwalten und dem Volke Sicherheit gewähren; eine Heiligkeit, die mit jener nicht im Einklang wäre, kennen und erkennen ſie nicht.

So erfüllt uns die Frömmigkeit der Fürſten mit Vertrauen und Ruhe, und ihnen erwirbt ſie unſere Liebe. Und wenn wir an dem Tage der Geburt unſeres allergnädigſten Königs alljährlich ſein Bild uns vor Augen ſtellen und die Wohlthaten, welche durch ihn ſo reichlich dieſer ſeiner Univerſität zufließen, uns ins Gedächtniß rufen, ſo wollen wir heute ſeine ausgezeichnete Frömmigkeit, den Quell aller Tugenden, freudig preiſen. Sie ſteht in der nächſten Beziehung auf alle, die dieſer Univerſität angehören, und wir wollen ſie vorzüglich feiern, verehren, uns Glück dazu wünſchen. Erhöht wird dieſe Freudigkeit und Verehrung noch beſonders dadurch, daß alle evangeliſchen Lande in Deutſchland, und wo ſie ſonſt ſich finden, wiſſen, daß ſie dabei betheiligt ſind, daß die Bewunderung und Zuverſicht und die heißen Wünſche aller Guten, welche ſich dieſer Freiheit erfreuen, ſich gemeinſam mit uns auf den lenken, den ſie als den gewiſſen Vertreter und Schützer der evangeliſchen Lehre und Freiheit erkannt haben. So bitten wir Gott und werden nicht aufhören zu ihm zu flehen, daß er unſerem allergnädigſten Könige und ſeinem ganzen erhabenen Hauſe die Güter erhalte und mehre, mit denen er die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit und die Milde immerdar ſegnet.

IX.

Literaturblätter.

Die Ruſſen in Deutſchland. Von H. Koenig.

Seit den letzten Jahren ſtößt man zur Sommerzeit neben den zahlreichen Gäſten aus England, die wir ſchon gewohnt ſind, auch mehr und mehr auf Ruſſen, beſonders am Rhein. Manche wollen behaupten, dieſe beiden, politiſch grade ſo kräftigen Nationen ſendeten ihre Schüler nach Deutſchland, um politiſche Clinik zu ſtudiren, und am Krankenbette einer — nicht geviertheilten, ſondern faſt gevierzigtheilten Nation die herrſchenden Hirn- und die wechſelnden Unterleibsſchwächen in ihren offnen und verſteckten Symptomen kennen zu lernen. Allein ich für meine Perſon lächle zu dieſem Irrthum, und bin überzeugt, jene Fremdlinge kommen hauptſächlich nur, um ihre eigene körperliche Geſundheit herzuſtellen. Denn Deutſchland iſt ja dafür bekannt, daß es unter allen Ländern die mannigfaltigſten Mineralwäſſer und Heilquellen beſitzt. — Die Natur hatte es recht gut mit uns vor! — Auch ſollen nirgends in der Welt die Mineralbrunnen ſchärfer analyſirt, und die Bäder zweckmäßiger eingerichtet ſein, als bei uns. Kein Wunder, daß die entfernteſten Fremden zu uns kommen, und daß ſie ſich über unſere vielen Regierungen und Paßviſirungen hinausſetzen, bloß weil wir doch noch mehr Bitterwäſſer und Säuerlinge beſitzen, und weil es uns in Zeiten der Noth — nicht an Salz- und Eiſengehalte fehlt. Ueberdieß können auch gerade Engländer und Ruſſen die Sprudel unterm Taunus doch viel friedlicher ſchlürfen, als jene am Kaukaſus, wo unſere Gäſte aus Weſt und Oſt einander auch zuweilen begegnen.

Und wenn ſie ſich nun auf dem engen Raume um den ſchwarzen Rauchſang eines Dampfſchiffes niederlaſſen, ſo kann man in mehr als einer Hinſicht ſagen, daß ſich hier die Extreme von Europa berühren. Da ſitzen dieſe weſt-öſtlichen Fremdlinge auf den grünen Geländerbänken, und ſtrecken einander, ſtatt Bajonette, die übergeſchlagnen Beine mit Schnabelſtiefeln entgegen. Zwiſchen ihnen iſt ein Wall aus ihren eignen Koffern und Mantelſäcken errichtet, die ſich an der wechſelſeitig fremden Sprache des engliſchen Schiffstheer- und des ruſſiſchen Juchtengeruches als Feinde erkennen, und es im Stillen zufrieden ſind, daß ſie manchmal auf dieſem neutralen Boden recht hart an einander geſtoßen werden.

Unſere Gäſte aus dem weiteſten Oſten und Weſten Europas kommen zugleich auch aus dem freiſten und aus dem abſoluteſten Staate. Denn ich halte Rußland für wenigſtens eben ſo abſolut, als die Türkei ſelbſt. Ja, dieſe letztere iſt wol, zum Vortheil der innern freien Bewegung, nicht einmal ſo polizeilich cultivirt, als Rußland. Iſt es aber nicht merkwürdig, daß die freien Engländer, wie ſie ſich darſtellen und benehmen, viel gebundner, als die Ruſſen erſcheinen? — Ohne alle Feſſeln ſcheint der Menſch nicht beſtehen zu können; er, der an einem Bande geboren, und beim erſten Schrei von der Hebamme losgeſchnürt wird, findet ſein Leben lang immer neuen Anlaß, zu ſchreien und zu ſtampfen. Damit der freie Engländer nicht ungebunden lebe, hat er ſich ſelber aus ſteifem Zeuge geflochtne Bänder der Manieren, Gewohnheiten, Lebensweiſe und unzähliger Vorurtheile angelegt. Sein Ich, das er ſtets groß ſchreibt, das ſtracke I. ſteckt ihm, wie ein eiſerner Ladſtock im Rücken; kein Wunder, wenn er oft ſteif und unbeholfen auftritt. Er iſt, wie ſein Land, eine Schildkröte, und im Innern ſeines Gehäuſes ganz frei. Der Ruſſe dagegen ſucht die Rückenwirbel und Knochenbänder ſeiner kaiſerlichen Ukaſen mit beweglichem Fleiſche weltgewandter Manieren und ſocialer Präſentation zu überkleiden. Es iſt bekannt, daß die politiſch unfreien Ruſſen mit ungemeiner Gelenkigkeit der Nachahmung und mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit für die Aeußerlichkeiten des Lebens begabt ſind. Die Natur iſt nicht ohne Vorſehung: ſie hat im Sinne der ſlaviſchen Politik eine Volksmaſſe, die beſtimmt war, keinen eignen Willen zu haben, ſehr biegſam gebildet. Während Rußland ſein aſiatiſches Skelet immer mehr mit europäiſcher Muskulatur überkleidet, ſcheint England in ſeiner Seeſchale immer mehr zu verhornen.

Treten wir endlich mit unſern zweiſeitigen Gäſten in wirklichen Verkehr, ſo fällt uns noch am meiſten die verſchiedne Gemüthsſtimmung auf, in welcher ſie zu uns kommen. Der Engländer ſetzt mit der größten Meinung von ſich und ſeiner Nation über den Kanal. Es fällt ihm nicht ein, Fremdes anzunehmen; er iſt ſchon kein rechter Engländer mehr, wenn er es nur gelten läßt. Er hat die Unruhe, die Welt zu

durchreiſen, nur — wie es ſcheint — um überall ſein Altengland zu vermiſſen. Dort hatte er nur den engliſchen Spleen, und erweitert denſelben nun durch Reiſen zum Weltſpleen. Da will er denn das fremde Leben nach ſeinen heimiſchen Gewohnheiten am Spieße gebraten haben, — wenigſtens ſeine Lebensportion. — Der Ruſſe dagegen kommt aus ſeinen Steppen mit der Vorausſetzung tieferer und breiterer Kultur in der Fremde; er bringt die Vorkenntniß ausländiſcher Sprachen, das Intereſſe für europäiſche Civiliſation, die Bewunderung deutſcher Literatur mit. Er will die Zeit ſeines Urlaubs nicht unbenutzt laſſen, und übt die Landesſprache, beſucht die öffentlichen Anſtalten, kauft Bücher und Kunſtſachen, lernt die Männer von Ruf kennen, und verſucht, ſich in das fremde Volksleben hineinzufühlen. Mancher, der Klavier ſpielt, verweilt, wo er die Orgel ſpielen lerne; Zeichner halten ſich auf, wo ſie Gelegenheit finden, ſich im Lithographiren zu üben. Keiner will ohne geiſtige Ausbeute nach Rußland zurückkehren.

Bei dieſer Lernſamkeit der Ruſſen will ich ſtehen bleiben. Hier hangen ſie mit unſerer Literatur zuſammen. Ich rede in Lob und Tadel nicht von allen Ruſſen und Engländern, die uns beſuchen; ich will auch nicht die Vorzüge der Letzteren verkennen, noch die Erſteren überhaupt vorziehen. Ich rede hier zumal nur von literariſchen Ruſſen. Sonſt ließe ſich auch Vieles anführen, was Ruſſen und Engländer gemein haben, und worin ſie uns Deutſchen ſo weit voraus ſind. Beide nämlich ſtehen auf großem Ländergebiete mit ungemeinen Anſchauungen; ſie athmen Welt-Intereſſen, ſie fühlen ſich in der Weltmacht ihrer Nation. Das Herz des Ruſſen, wie des Engländers, ſteht nach großen Zielen, ihr Geiſt mißt nach erſtaunlichen Bezügen. Sie haben keinen bettelhaften, excluſiven Adel: einem Jeden ſtehn im vaterländiſchen Dienſte die höchſten Stufen der Ehre und alle Vortheile eines lohnenden Beſitzes offen. Und wenn uns oft bei den Einen, wie bei den Andern, Rohes und Gewaltthätiges auffällt, ſo dürfen wir uns darum nicht überheben, die wir zum Kleinlichen verdammt ſind. —

Aber ich komme von meinen literariſchen Ruſſen ab. —

In der ruſſiſchen Literatur iſt ein bedeutendes deutſches Element. Leben und Literatur Rußlands haben ſich einen deutſchen Einfluß viel früher gefallen laſſen, als wir heut eine Rückwirkung ruſſiſcher Politik verwinden müſſen. Die deutſchen Kleider und die deutſchen Raſirmeſſer, die Peter der große in Rußland einführte, wurden auch nicht gern geſehen, und die Liebe ſeiner Tochter Eliſabeth zu deutſchen Unteroffiziren hat den deutſchen Namen in Rußland nicht beliebter gemacht. Deſto edler iſt der Einfluß der deutſchen Literatur auf die ruſſiſche geweſen, und geblieben. — Schon der alte Lowonoſſow, der Begründer des ruſſiſchen Schriftenthums, deſſen Feder alle friſchen Bahnen brach, deſſen genia-

len Schriftproben nach allen Richtungen des jungen geiſtigen Lebens in Rußland lockten, hatte in Marburg ſtudirt, die deutſchen Dichter jener Zeit, deren Namen wir kaum noch kennen, fleißig geleſen, und den Philoſophen Wolf gehört. Er hatte bei ſeinem Wirth in Marburg nicht bloß deutſche Schuhe machen ſehen, ſondern auch die Füße der deutſchen Proſodie kennen gelernt, und nicht nur die Schuhmachertochter mit ihren Kindern, ſondern auch deutſche Wiſſenſchaft mit ihren Doctrinen nach Rußland gebracht.

Gewannen nun auch durch nachfolgende ruſſiſche Schriftſteller andre europäiſche Literaturen Einfluß auf die ruſſiſche: ſo behauptete ſich die deutſche doch durch ihren Ideenſchatz und durch die in ihr ausgeſprochene eigenthümliche Denkweiſe. Ja, ſelbſt in der Darſtellung, in welcher ſich oft der franzöſiſche Geſchmack geltend macht, ſchlagen doch immer wieder deutſche Formen und Versmaaße vor. An einzelnen ruſſiſchen Dichtern bricht das deutſche Weſen mit aller Macht heraus, wie z. B. an Shukowsky, in welchem die Ruſſen eine Hinneigung zu Schiller nicht bloß in der Liebe, mit welcher derſelbe die Jungfrau von Orleans in's Ruſſiſche meiſterlich überſetzt hat, ſondern ſelbſt auch in ſeinen originalen Leiſtungen finden.

In der jüngeren Generation nimmt nun freilich die Richtung der Poeſie auf das Volksthümliche, Originalruſſiſche zu. Es zeigt ſich hierin eine gewiß abſichtloſe Uebereinſtimmung mit den Anſichten und Beſtrebungen des ruſſiſchen Kaiſers. Doch findet gerade bei derſelben Generation auch wieder die deutſche Philoſophie mehr und mehr Eingang, und ſchmelzt ihre Ideen dem neuen Guſſe zu. Dieß gilt wenigſtens von der Moskauer Schule. Denn die petersburger Literaten bleiben freilich mehr auf das verſeſſen, was von den Tüchtigeren mit auf den glatten Eſtrich des Hofes genommen werden kann, oder was den Niederen auf der ſchlüpfrigen Oberfläche des Lebens, auf der ſie ſich wohl fein laſſen, nicht zu ſchwer und unbequem wird. Doch können auch dieſen petersburger Kreiſen jene philoſophiſchen Ideen nicht auf die Dauer fremd bleiben. Denn da ſelbſt in der Reſidenz die nobleren Geiſter dem Treiben einer dortigen gemeinen Literariſchen Genoſſenſchaft abhold ſind, ſo müſſen ſich die hier beſpöttelten Lehren und Anſichten bei jenen grade durch dieſen Spott empfehlen. — So durchzieht alſo die deutſche Literatur auch die nationale Poeſie der Ruſſen mit Goldadern. Dieſelbe macht ihr Gewicht beſonders auch in der Wagſchale der neuern kritiſchen Schule in Moskau geltend.

Muß ſich nun ein ruſſiſcher Literat nicht beſonders von Deutſchland angezogen fühlen?

Es ſcheint nicht unintereſſant zu betrachten, wie ſich in jüngſter Zeit ein neuer Zug von Ruſſen, beſonders von literariſchen Männern,

nach Deutſchland gebildet hat. Die Anziehung unſeres Vaterlandes hat an dem uns verwandteſten Geiſte in Rußland begonnen. Und zwar wird man dabei an das bekannte Naturgeſetz erinnert, daß nämlich allgemeine Potenzen am erſten Kranke, leidende Individuen ergreifen.

Shukowsky war Anfangs der zwanziger Jahre erkrankt. Die petersburger Aerzte bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit ungeregelten Blutergüſſen den Körper zu erſchöpfen drohte. Sie ſchickten den Leidenden nach dem Auslande. Der Hof und die Freunde ſahen den Erzieher des Thronfolgers, den edeln Dichter, den milden, liebenswürdigen Mann, den fröhlichen Geſellſchafter mit der heimlichen Furcht ſcheiden, — er werde ſchwerlich wiederkehren. — Um einen theuern Freund aufzuſuchen, der ſich eben in Hanau bei einem Verwandten aufhielt, kam Shukowsky in dieſe Stadt. Der Freund, der, ſelbſt auch leidend, ein großes Vertrauen zu dem als Arzt und Schriftſteller bekannten Dr. Kopp gefaßt hatte, überredete den Dichter, dieſen geſchickten Mann zu Rathe zu ziehen. Kopp ſchlug eine energiſche Kur vor, zu der ſich Shukowsky endlich entſchloß, und die von chirurgiſch geſchickter Hand in der Schweiz ausgeführt ward. Die erſchöpfenden Blutverluſte hörten auf; Shukowsky bekam ſich wieder, und kehrte in blühendem Ausſehen nach Petersburg zurück. Seine Herſtellung überraſchte, wie ein Wunder. — Seitdem gehen Wallfahrten kranker Ruſſen jeden Sommer über Hanau nach den Bädern oder nach ſüdlichen Klimaten, — Prinzen des Hauſes, hohe Beamte, Literaten, — alle, die von der Geneſung Shukowskys, des Prinzenerziehers, des Hofmannes und Dichters gehört haben, und fremder Hülfe vertrauen, fremde Himmelsſtriche brauchen. —

Melgunoff.

Dieſer vorzügliche Mann kam, von ſchwerer Gicht gelähmt, im Herbſte 1835 nach Hanau, genas den Winter und das ungünſtige nächſte Frühjahr hindurch ſo weit, daß er Weimar, Berlin und München beſuchen konnte. Unerwartet kehrte er, von ſeinem rückkehrenden Uebel angefallen, im Herbſte 1836 zurück, und ward einen zweiten Winter hier feſtgehalten.

Ein Dreißiger litt er ſeit ſeinem 13ten Jahre faſt beſtändig an Uebeln, die aus ſkrofulöſen Säften wachſen und wechſeln. — Kränkliche Kinder werden oft ſinnig, und nehmen eine geiſtige Richtung: wie aber Melgunoff bei ſo andauerndem Unwohlſein mit oft ſchwer entzündeten Augen ſo viel hat lernen können und mögen, als er wußte, hat mich oft verwundert. Ich fand an ihm einen Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und vielſeitigem Intereſſe. Dem Alterthume nicht fremd und mit den neuern Literaturen, beſonders der deutſchen und franzöſiſchen ver-

traut, überſah er, geleitet von Geſchmack und Urtheil, den Reichthum von Productionen der verſchiednen europäiſchen Völker mit vergleichendem Blicke und tiefer gefaßten Combinationen. Er hatte viel ſpeculativen Sinn mit einigem Hang nach dem Myſtiſchen. Religiöſe und kirchliche Fragen hatten ihn viel beſchäftigt. Er verband rege Forſchung mit ruhigem Glauben, doch ſo, wie mir ſchien, daß in dieſem geiſtigen Ehebunde die Forſchung ein wenig dem Glauben zu gefallen leben mußte. Mit bewußtem und denkendem Eifer hing er an der griechiſchen Kirche, zu der er ſich als Ruſſe bekannte. Meinen Anſichten, oder vielmehr meinen Träumen von einer zweiten „pauliniſchen" Kirche des Chriſtenthums, wie ich ſolche in dem Aufſatze: „Excommunication" (ſ. erſtes Heft des Freihafen) ausgeſprochen, war er nicht entgegen; nur daß er ſich in der Meinung gefiel, dieſe pauliniſche Kirche ſei keine andere, als die wieder hergeſtellte griechiſche. „Denn, ſagte er, dieſe neue Kirche muß doch durchaus ein hiſtoriſches Fundament haben; aber welch' ehrwürdigeres und tiefer an die Quelle des Chriſtenthums reichendes könnte ſie haben, als die orientaliſche Kirche gelegt hat? Dieſe verbindet mit den myſtiſchen und poetiſchen Elementen des katholiſchen Kultus, ohne welche doch jede Religion nur zu einem philoſophiſchen Rationalismus erſtarren würde, die Toleranz und religiöſe Freiheit des Proteſtantismus. Unſere Kirche ſtellt nicht das Dogma auf, daß außer ihr kein Heil zu finden ſei; ſie erhebt ihre Autorität nicht über die Gewiſſen der Gläubigen. Die griechiſche Kirche hat keine bloß äußere Einheit, keine in der Perſon eines Papſtes verſinnlichte, noch weniger eine politiſche Einheit. Ihre Einheit iſt innerlich; indem ſie ein Ganzes geiſtiger Lehren umfaßt, wobei aber der individuellen Freiheit ihr angemeß'nes Theil vergönnt, und der Hierarchie jede politiſche und polizeiliche Wirkſamkeit entzogen iſt. Erkläre man ſich eine ſolche Verfaſſung aber ja nicht aus ruſſiſcher oder orientaliſcher Indolenz: nein, der echte Geiſt des Chriſtenthums beſeelt unſere Kirche. Den Zwang, die Inquiſition einer unbedingten Kirchengewalt hat unſere Kirche nie gekannt; ſie erlaubt ſich nur die Macht der Ueberzeugung, ſie läßt ſich nur freie Unterwerfung gefallen. Bei ſolchen Grundlagen und bei dem geſchichtlichen Alter unſerer Kirche iſt zu erwarten, daß unter günſtigen Umſtänden das Chriſtenthum ſich da noch einmal auffriſchen dürfte, wo es ſeinen Urſprung genommen, — im Oriente, vielleicht in Rußland, dem jüngſten und lebenskräftigſten aller Länder, die ſich zur griechiſchen Religion bekennen." —

Bei dieſem ſchönen religiöſen Glauben war es kein Aberglaube, wenn Melgunoff über ſeinem Bette geweihte Kreuze und Amulette aufzuhängen pflegte. Dieſe waren vielmehr Vermächtniſſe einer verſtorbenen frommen Mutter, Reliquien, die ihn auf ſeinen Reiſen begleiteten. In der Ferne von ſeiner Heimath ſchlug aber die Kindesliebe des Fremd-

lings nicht blos in ſolcher Pietät, ſondern auch in ungemeinem Wohlwollen für Kinder aus. Sonntags, wenn die Abenddämmerung anbrach, erſchien, aus der Nachbarſchaft angewonnen, eine Anzahl Kinder bei dem „guten ruſſiſchen Herrn" zum Ball. Melgunoff ſetzte ſich im dunkeln Zimmer an's Klavier, und ſpielte Tänze. Im anſtoßenden hellen Gemach hüpften und jubelten die Kleinen, bis der freundliche Muſikant im langen, umgürteten Rock, mit dem grünen Schirm über den kranken Augen, lächelnd hervor trat, und die kleinen Gäſte mit Zuckerbrezeln, mit Thee und Obſt bewirthete.

Dieß war die Sonntagsfeier ſo vieler Wochen, in welchen der Kampf mit mannigfachen Schmerzen die Arbeit der Werktage ausmachte. Wir drei Freunde, die ihn vereint oder abwechſelnd jeden Abend beſuchten, hatten ſeine Geduld und Selbſtbeherrſchung zu bewundern. Ein ſo beharrliches, immer wieder rückfälliges Uebel machte ihn nicht ſchwer und ſtumpf für die Intereſſen des Lebens. Er war ſelbſt nicht einmal gern nach ſeinen Leiden gefragt, um die heitern Stunden freundſchaftlichen Verkehrs nicht mit Klagen zu kürzen. Und er war dann wirklich heiter, ja fröhlich und zu allen Scherzen aufgelegt. Ließ er aber einmal eine Beſchwerde laut werden, ſo war es über ſeine Augen, die ihm ſelbſt bei Tageslichte den Dienſt zum Leſen und Schreiben verſagten. Auch die Zeitung, die er für ſich hielt, lag dann nur mit dem Gewicht ihres Papiers in ſeinen Händen, und er mußte ſich mit den Stücken begnügen, die ihm ein fremder Mund vorkaute. Und doch nahm er an allen Bewegungen der Welt ſo lebhaften Antheil! —

Damals brachte ein Zeitungsblatt die unerwartete Nachricht von dem tragiſchen Ende des ruſſiſchen Dichters Puſchkin, und bald auch einen Nekrolog über den unglücklichen Dichter, verfaßt von Löwe-Weimars. Melgunoff, der Puſchkin perſönlich gekannt, war mit dem Artikel nicht ganz zufrieden. Er theilte mir Ergänzungen und Berichtigungen mit, die ich zu meinem deutſchen Aufſatze für Lewalds Europa verarbeitete. — Wenn ich ſage, daß von dieſem Augenblicke an mein Intereſſe für die ruſſiſche Literatur erwachte: ſo will das nichts bedeuten. Allein ich behaupte, daß gerade Puſchkins Tod der ruſſiſchen Literatur einen Namen in Deutſchland erweckt hat. Jenes unglückliche Duell war, ſo zu ſagen, auf der Grenze der petersburger Diplomatie vorgefallen; nämlich mit dem Adoptivſohne des holländiſchen Geſandten, dem Schwager Puſchkins. Das Räthſel der Herausforderung, die Großmuth des Kaiſers, die ſich an der Familie, an den Schulden, an den Schriften des Gefallenen ausließ, die lauten Klagen Rußlands über den Verluſt ſeines großen Dichters mußten Deutſchland, auch in deſſen trotziger Abneigung gegen Rußland, aufmerkſam machen. Dabei war etwas ſo

Wildes in der letzten Pistolen-Poesie Puschkins, daß man sich schon eine lächelnd herablassende Neubegierde erlauben durfte.

Aus derselben Todeswunde eines bedeutenden Dichters, aus welcher eine neue Theilnahme der Deutschen an russischer Literatur hervor ging, entstand bald auch ein Deutsches Buch über russische Literatur, welches die junge Wißbegierde gerade hinreichend und auf ansprechende Weise befriedigen konnte. Die abendlichen Unterhaltungen über Puschkin hatten mich nämlich zu weitern Fragen, hatten Melgunoff zu ausführlicheren Mittheilungen angeregt, woraus ihrem Hauptinhalte nach — die „literarischen Bilder aus Rußland" entstanden, deren Verlag Cotta mit Vergnügen übernahm. — Nachdem dieses Buch Anerkennung und Beifall der bedeutendsten russischen Literaten gefunden hat, darf man zum Lobe Melgunoffs wohl sagen, daß es, bei gänzlichem Mangel russischer Hülfsmittel, hauptsächlich aus dem guten Gedächtnisse des Verfassers entstanden ist, der sich freilich eine Reihe von Jahren hindurch ernstlich genug mit der vaterländischen Literatur beschäftiget hatte. In Nebendingen sind andre Mittheilungen benutzt worden. Aber gerade diese haben in Rußland selbst dem Buche mancherlei Anfechtungen zugezogen von Seite einer literarischen Partei, die sich freilich in ihren Persönlichkeiten und Verdiensten nicht gern aus einem ihr vortheilhaften Dunkel hervorgezogen sieht. Sonst hat das Buch ein lebhaftes Interesse für die russische Literatur in Deutschland und Frankreich angeregt, und — auffallend genug — haben es sich zuerst die Holländer durch eine Uebersetzung angeeignet, sie, die auch bei der ersten Veranlassung des Buches, — dem Duell Puschkins — durch ihren Gesandten betheiligt waren! —

Ich sollte nun noch über Melgunoffs literarische Verdienste etwas beibringen: allein mein russischer Freund war sehr bescheiden in den Aeußerungen über sich selbst und seine Leistungen. Sind seine Novellen so wahr und lebendig in Erfindung und Darstellung, als seine Intentionen und Combinationen sich edel und sinnreich aussprechen: so ist es begreiflich, daß solche, nach ihrem anonymen Erscheinen, von jenen Kritikern sehr gerühmt worden sind, die jetzt im Aerger über die literarischen Bilder und über ihre eignen dort aufgestellten Portraits, sogar die Existenz Melgunoffs in Abrede gestellt haben. Vielleicht dürften sich, wie mir das geistige Wesen des Freundes vorgekommen ist, in dessen Schriften mehr philosophische, als poetische Bestandtheile vermuthen lassen. Die kleine, von Varnhagen von Ense übersetzt erschienene Novelle: „der Winterabend," (Freihafen 1839 III.) ist wol zur Begründung eines Urtheils noch nicht zureichend.

Und wie ich mich nun in diesen Augenblicken des russischen Freundes mit Vergnügen erinnere, steht auch seine Gestalt lebhaft vor mir da, —

ein großer wohlgebauter Mann mit ausländiſchem Gepräge des Angeſichts. In ſeinen nicht gar entfernten Voreltern miſchte ſich tatariſches und engländiſches Blut. Die Formen des Geſichts ſind derb, aber nicht unedel; der Mund iſt ſtark und hat etwas Jüdiſches; die Geſichtsfarbe dunkelt und glänzt. Anſehen und Manier haben etwas Vornehmes.

Wjaſemsky.

Im Frühjahr 1838 brachte das auf den Wogen der Oſtſee in Brand gerathene Schiff auch den Fürſten Wjaſemsky nach Deutſchland. Gleich Tamino war er durch Feuer und Waſſer gegangen; nicht aber um die Geliebte zu gewinnen, ſondern mit dem Verluſte ſeines Gepäcks. Schon einige Jahre früher war er mit ſeiner Familie eine Zeit lang in Hanau geweſen, um ärztlichen Beiſtand für eine kranke Tochter zu brauchen. Doch hatte ich ihn damals nicht kennen gelernt. Ich hatte noch keinen Begriff von der ruſſiſchen Literatur, noch kein Intereſſe für dieſelbe, und konnte mir überhaupt ruſſiſche Poeſien nie ohne die Vorſtellung von ſibiriſchem Pelzwerk denken. Jetzt vermittelte das von mir herausgegebene Buch eine Bekanntſchaft, die Wjaſemsky ſuchte, um ſie mich gewinnen zu laſſen. — Er litt an Hypochondrie, und ging auf des Arztes Rath nach Kiſſingen. Von da zurück kehrend, beſuchte er Ems, als der Großfürſt dort war, und reiſte dann weiter nach Paris und England.

Die Ruſſen ſtehen unter einem deſpotiſchen Klima, das ihnen zum Erkranken behülflicher, als zum Geneſen iſt. Mit dem Klima verſchweren iſt ihre Lebensweiſe, die — wie ihre Literatur eklektiſch — aus allen Genüſſen und Gewohnheiten fremder Länder zuſammen getragen, ſich die Fülle zur Mannichfaltigkeit nimmt. Sie greifen nach allen Früchten milder Klimate, um ſich gegen ihren Winter zu erhitzen; mit hohen Flammen brennt der Lebensgenuß; aber die Aſche fällt in die Eingeweide. Hier iſt der Herd aller ruſſiſchen Krankheiten, — der Skroſeln, der Gicht, der Hypochondrie.

Wjaſemsky hat als Schriftſteller etwas recht Fürſtliches: er ſtreut ſeine lyriſchen Gedichte und ſeine liebenswürdigen Briefe aus, unbekümmert, ſie zu ſammeln. Er weiß, daß ſie wohl aufgehoben ſind. Auf den erſten Blick ſieht man ihn durchaus nicht für den Liebling der Frauen an, für welchen er doch gilt. Der finſtere Ausdruck eines ganz ruſſiſchen Geſichtes gibt ſeiner hohen Geſtalt, ſeinen einfachen, leichten Manieren eine andere Bedeutung. Die lange, flache Oberlippe eines breiten, ſcharfen Mundes, — die kleinen, tief liegenden Augen ſcheinen eher Staatsgeheimniſſe zu verſchließen und zu erſpähen; auf der viereckigen Stirne glaubt man die unruhigen Gedanken bemüht zu ſehen, die Quadratur des Zirkels hervor zu ziehen. Wenn dann aber der Fürſt in gelaßnem Sprechen Witz und Gefühl wechſelt; dann ſpielt um Mund und

Auge so viel Herz und Geist, daß gerade das Unerwartete doppelt mächtig anzieht. Jetzt erkennt man den Mund, der die anmuthigen Briefe dictirt, jetzt schwärmen die Blicke, wie kleine graue Bienen, mit süßen Liedern aus. Man begreift, daß die Frauen, die sich ja zu gern als Schöpferinnen fühlen, mehr Wohlgefallen an einem Lächeln finden, welches sie eben sichtbarlich aus finstern Zügen eines geistreichen Mannes erwecken, als an jenem, das ihnen auf einem fadfreundlichen Gesichte glatt entgegen gebracht wird.

Daß die Russen auf der Schwelle zwischen Asien und Europa sitzen, ward mir einmal am Fürsten recht anschaulich. Er saß nämlich, wie der feinste Europäer auf einem gepolsterten Stuhle in heiterer, nachläßiger Unterhaltung. Plötzlich zog er mit unnachahmlicher Leichtigkeit die Füße empor auf den Sitz, und saß nun fortplaudernd, wie ein Türke, mit übergeschlagenen Beinen hoch auf dem Sessel. —

Der vornehme Mann und der Höfling sind in der Erscheinung und in der Unterhaltung Wjasemskys nicht zu verkennen. Er ist aber auch Staatsmann, und steht einem Zweige des Finanz-Ministeriums vor. Die poetische Laune desselben verräth sich in der kindlichen Empfänglichkeit des Reisenden für alle die nicht zu zählenden kostbaren Sächelchen einer vornehmbehaglichen Lebenseinrichtung, die er alle gern besitzen und kaufen möchte. — Rußland schätzt diesen Lyriker auch als eleganten Kritiker und geistreichen Biographen. Im Jahre 1792 geboren, sieht Wjasemsky älter aus als er ist, und ist jugendlicher dabei, als er aussieht.

Schewyreff.

Kurz hinter Wjasemsky kam dieser Freund Melgunoffs nach Hanau. Er brachte mir Grüße und Schriften russischer Literaten mit, deren in meinem Buche gedacht ist.

Aus einem alten fürstlichen Hause stammend, macht Schewyreff doch mit dem Fürsten Wjasemsky in mancher Hinsicht einen auffallenden Contrast. Sein Aeußeres hat durchaus kein russisches Gepräge. Fein von Gestalt, lebhaft in seinem Wesen, mit offnem, heiterem, glattem Angesichte konnte er für einen Franzosen — oder noch eher, da er helle Farben hat, für einen Deutschen aus gutem Hause und von edler Bildung gelten. — Wjasemsky ist ferner Hofmann und gelegentlich Poet, Schewyreff ist Professor und gelegentlich Hofmann. Schon neun Jahre früher war er in Deutschland, und hatte sich mit deutscher Literatur und Philosophie vertraut gemacht. Kein Wunder, möchte man sagen, daß er, von solchen deutschen Magneten angestrichen, auch fern in Moskau von der Stimmung einer jungen deutschen Schule, Schewyreffs Altersgenossen, mit ergriffen ist. Ich rede von der Beidlebigkeit junger talentvoller Männer zwischen Production und Kritik, zwischen Poesie und

Wiſſenſchaft. Auch Schewyreff war eine Zeit lang unentſchieden, und verſuchte ſich in beiden. — Manche will es bedünken, daß eine ſolche Unentſchiedenheit eines jungen Mannes ziemlich entſchieden gegen dichteriſchen Beruf zeuge. Ein rechter poetiſcher Herkules, meinen ſie, würde gar nicht auf ſolchen Scheideweg gerathen; die Production, mit ihren friſchen üppigen Reizen, würde ihn ganz an ſich zaubern, und wol eher auf die tollſten Abwege mit ſich reißen, als ihn auf einem Scheidewege ſitzen laſſen. Dieſe Anſicht ſcheint bei Schewyreff auch in der Art, wie er ein großes Trauerſpiel unternahm, einige Beſtätigung zu finden. Das ganze Leben des Romulus ſollte nämlich, aus dem Geſichtspunkte eines Vorbildes der römiſchen Geſchichte, in dramatiſche Handlung kommen. — Verräth dieß Unternehmen nicht ein entſchiednes Uebergewicht des Forſchungsgeiſtes über den poetiſchen Bildungstrieb? Melgunoff ſelbſt, der dieß unvollendete Werk aus der Handſchrift kennt, und deſſen poetiſchen Gehalt rühmt, ſagt, — es ſei auf gelehrtes und philoſophiſches Studium der Geſchichte und des Lebens gegründet. Auch verſpricht ſich Melgunoff noch die Beendigung des Werkes. Ich fürchte, es bleibt unvollendet. Denn wenn einmal hiſtoriſches und philoſophiſches Studium in die Tiefe graben, kommen ſie mit jedem Fuß tief weiter von der urbaren, ſonnigen Oberfläche ab, in welcher die poetiſchen Bildungen wurzeln und wachſen.

Und ſoll ich dem Leſer noch Etwas in's Ohr flüſtern, — denn laut darf man es nicht überall ſagen: — ſo verräth die große Vorliebe Schewyreffs für Dante ſchwerlich einen neuen Dichter. Dante kann heute keinen Dichter mehr erwecken, wie es etwa Shakſpeare könnte. Grade an dieſen beiden Dichtern kann man eine ganz einfache Probe poetiſchen Goldgehaltes machen. Nimmt man nämlich dem Shakſpeare Alles, was man ohne gelehrte Noten nicht verſteht; ſo verliert man ſpottwenig; nimmt man dem Dante, was man ohne gelehrte Forſchung nicht verſteht, ſo bleibt blutwenig übrig. Darum iſt dieſer Dante auch ein Abgott der Gelehrten, der Forſcher, der Hiſtoriker. Er ſetzt ihren Fleiß, ihren Scharfſinn ſo in Bewegung, wie der echte Dichter unſer Herz und unſere Phantaſie, und ſie genießen an dieſem alten Florentiner, indem ſie, die Stirne trocknend, ſich zu ſeinen poetiſchen Gerichten ſetzen, die vorſchmeckenden Früchte ihres eignen philologiſchen Schweißes mit.

Ich glaube, Schewyreff hat ſeine poetiſchen Verſuche und Verſuchungen glücklich beſtanden. Er iſt ein vielſeitiger, gründlicher Gelehrter, ein geſchmackvoller, geiſtreicher Forſcher geworden. Seine poetiſchen Gaben ordnen ſich nun der Wiſſenſchaft als heitere Dienerinnen unter, um eine reiche und herrſchende Gebieterin zu ſchmücken und zu geleiten. — Schewyreff glüht für die Wiſſenſchaft; ihr hat er alle Ver-

theile ſeiner Geburt und ſeines Vermögens untergeben und dienſtbar gemacht; er iſt vielleicht ihr reinſter und eifrigſter Prieſter in Rußland. Schewyreff iſt ein großer Kenner von Sprachen und fremden Literaturen. Das Deutſche iſt ſeinem Munde weniger geläufig, als das Franzöſiſche. Wenn man ihn in dieſer Sprache lebhaft und beredt vor ſich ſieht, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie gewaltig er vollends erſt in ſeiner Mutterſprache und vom Katheder in Moskau reden würde. Ich ſage vom Katheder: denn etwas Docirendes, das ihm eignet, gehört ja zum Profeſſor, es iſt das Kennzeichen der Profeſſion, wie man den Färber an der blauen Hand erkennt. Ich habe ihm mit wahrem Vergnügen zugehört, als wir, nach ſeiner Rückkehr aus dem Bade, am heiterſten Septembertage im Garten der frankfurter Mainluſt an einem kleinen Tiſche unter niedern Bäumen zu Mittag ſpeiſten. Er hatte nach ruſſiſchem Styl eine lange Reihe der ſchmackhafteſten Schüſſeln beſtellt, um ſeinen deutſchen Gaſt zu bewirthen. Aber ſein geiſtreiches Geſpräch ſchien darauf auszugehen, die Lockungen der Schüſſeln zu überbieten, und mich von den aufgetragnen Herrlichkeiten immer wieder abzuziehen. Es war nicht die Abſicht des freundlichen Schewyreff, ſeinen Gaſt in ſolches Gedräng zu bringen. Und wäre ſie es auch geweſen; ſo hätte er nur verrathen, daß er nicht weiß, was der Deutſche eines conſtitutionellen Staates vermag. Wir wiſſen uns in der richtigen Mitte zwiſchen zwei Gewalten zu bewegen, wenn wir auch nicht weit kommen. — Bei ſolchen Gelegenheiten hat man recht den doppelten Beruf der menſchlichen Zunge zu bewundern, auf welcher ſich, wie auf einer fliegenden Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit, die garen Materien der Erde und die fertigen Gedanken des Geiſtes begegnen. Wie arm iſt der Menſch, der gedankenlos eine rohe Koſt verzehrt!

Die Sonne ſchien, die Luft war mild. Wie freute ſich Schewyreff auf die balſamige Oktoberluft Roms, wohin er andern Tags auf den Winter abzureiſen gerüſtet war! Dort ſollte auch wieder das Studium Dantes aufgenommen werden. Schon früher hatte er eine gelehrte Abhandlung über dieſen Dichter als Diſſertation zur Profeſſur in Moskau geſchrieben. Nun trägt ſich Schewyreff damit, ein größeres Werk über Homer, Dante und Shakſpeare zu ſchreiben, die ihm für die drei größten Dichter gelten. — Seine „Theorie der Poeſie in geſchichtlicher Entwicklung" liegt vor mir, — ein ſtarker Band von hieroglyphenſchrift des Ruſſiſchen, in welchem Citate aus den Alten hervorblicken, wie gute Bekannte, die aus einer ihnen ſelbſt fremden Geſellſchaft ſteif und verlegen zu uns herüber lächeln.

Statt eine Schriftprobe von ihm mitzutheilen, verweiſen wir auf die „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" No. 1 u. f. — wo Schewyreffs erſte Vorleſung über die ruſſiſche Literatur, eine Ueber-

ſicht der Entwicklung derſelben enthaltend, mitgetheilt iſt. — Möchten ſeine gelehrten und geiſtreichen Arbeiten in Deutſchland ſo viel Intereſſe finden, als ich mich ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft freue! —

Neweroff, Stankewitſch, Turgeneff.

Zwei jüngere, in Berlin ſtudirende Ruſſen, Neweroff und Stankewitſch, hatten ſchon früher, mit brieflichem Gruße von einem verehrten Manne, von Varnhagen v. Enſe, den Herausgeber der literariſchen Bilder aus Rußland beſucht, und ihm ihre Zufriedenheit mit dieſem Buche ausgeſprochen. Beide ſtellten ſich als ſehr unterrichtet und für deutſche Wiſſenſchaft begeiſtert dar. Zwiſchen ihnen und Varnhagen ſchien ein eigens freundlicher literariſcher Verkehr zu beſtehen. Durch wen konnten ſich dieſe jungen Männer auf dem unüberſehbaren Gebiete deutſchen Schriftenthums beſſer orientirt und gefördert finden, als durch Varnhagen? Aber auch dieſer gewann den Vortheil, durch Ruſſen ſelbſt in die ruſſiſche Sprache eingeführt zu werden, für welche ihm — wie er ſagt — durch das eben erwähnte Buch eine alte Liebhaberei wieder wach geworden war. Ein hartnäckiges Unwohlſein und andre Arbeiten hielten den eifrigen Mann nicht auf, in dieſer wenig gekannten und ſchwierigen Sprache ſo weit vorzudringen, daß er ſich den ſtillen innern Genuß der Bekanntſchaft eines neuen Dichters machen konnte. Nämlich Puſchkins. In vier Oktoberblättern der berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik aus vorigem Jahre macht er uns mit der Ausbeute aus den drei erſten Bänden der auf Befehl des Kaiſers veranſtalteten Ausgabe dieſes Dichters bekannt. Es iſt höchſt ſchätzenswerth, wenn Männer, wie Varnhagen, zwiſchen die uns bisher gebotenen Ueberſetzungen des oft Unbedeutenden, die uns gegen die ruſſiſche Literatur einnehmen könnten, und zwiſchen die Lobpreiſungen der Ruſſen über ihre Poeſien, die wir auf guten Glauben annehmen müſſen, mit einem deutſchgewiegten Urtheile treten, und das Intereſſe für eine Literatur vermitteln, gegen welche wir uns bisher verſchloſſen gehalten, obſchon ſie ſelbſt, kräftig erwachſend, ſich ſtets dankbar gegen ihre deutſche Amme beträgt. —

Jenen jüngern Ruſſen folgte bald ein älterer ſtattlicher Mann, um daſſelbe Buch bei deſſen Herausgeber einigermaßen zu verklagen.

Turgeneff, früher Director im Miniſterium des Unterrichts, gehört einer Familie an, die ältere und jüngere Verdienſte um ruſſiſche Literatur und Bildung hat, und ein Buch ſeines Bruders über Finanzwiſſenſchaft ſoll höchſt ausgezeichnet und anerkannt verdienſtlich ſein. Ueberdieß hätten aber freilich auch die Verdienſte dieſes würdigen Mannes ſelbſt in unſerm Buche über den literariſchen Zuſtand Rußlands erwähnt werden ſollen. Schon über ein Jahrzehent lang widmet Turge-

neff Fleiß und Vermögen den Materialien zur ruſſiſchen Geſchichte, die er allerwärts ſammelt. Er hat Italien, Frankreich, England bereiſt, und wohl eine Schiffladung von Abſchriften wichtiger Documente aufgeſtapelt; wobei ihm auch manches nicht grade auf ruſſiſche Geſchichte bezügliche unbekannte Werk abſchriftlich in die Hände gekommen iſt. So hat Turgeneff einen unſchätzbaren Beſitz, über den er hoffentlich auch dereinſt wird verfügen können, und der großentheils, wenn auch nicht den jetzigen, doch den ſpätern ruſſiſchen Hiſtorikern mit höherer Erlaubniß zu Statten kommen wird.

Turgeneff, ein Mann von anſehnlicher Geſtalt und in's Derbe geformtem Angeſichte, ſtellt ſich in einfacher und bequemer Art als ein vielgereiſter und der beſten Geſellſchaften gewohnter Edelmann dar. Wirklich hat er die ausgebreitetſten Bekanntſchaften mit Staatsmännern und Gelehrten, und unterhält den vielſeitigſten brieflichen Verkehr. Daß ein ſolcher, der europäiſchen Welt angehöriger Mann auch einen weltweiten Sinn habe für alles Beachtenswerthe, was in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Geſellſchaft und Staat vorgeht oder vorhanden iſt, läßt ſich ſchon denken. Die mehr oder weniger ausgezeichneten Perſönlichkeiten, die mehr oder weniger wichtigen Ereigniſſe — Alles intereſſirt ihn; er faßt die Menſchen und die Dinge aus ihren Umgebungen, aus ihren Elementen auf. Er beurtheilt die Productionen berühmter Männer im Namen ihrer Perſönlichkeit; er kennt die chamäleontiſchen Begebenheiten des Tags von dem Boden ſelbſt, von welchem ſie Farbe nehmen. Wie viel genauer und richtiger urtheilt ein ſolcher Mann über ſo Vieles, was uns eben fern genug iſt, um uns zu täuſchen oder zu verwirren! — Daß aber ein ſolcher Mann mitten in der Unruhe der Welt und im Wechſel der Länderſtriche, bei den vielfachſten Intereſſen, bei ſo verwirrenden Anſchauungen eine ſolche religiöſe Richtung und Wärme behalte, wie Turgeneff, — das iſt vielleicht nicht ſo gewöhnlich. Er folgt den oft ſtürmiſchen Wellenſchlägen unſerer deutſchen Theologie, ohne ſich von dem poſitiven Boden des Glaubens wegſpülen zu laſſen, auf welchen ihn ſeine Kirche aus der heiligen Taufwelle zuerſt gerettet hat. — Unter unſern Theologen hat Turgeneff die meiſte Liebe für Neander gefaßt, und er reiſt nie, ohne die jüngſten Schriften dieſes Mannes mit ſich zu führen. Ueberhaupt aber iſt dieſer reiſende Gelehrte als eine literariſche Lawine anzuſehen, die fortrollend ganze Bibliotheken um ſich aufballt, mit denen ſie ſich von Zeit zu Zeit in das kalte Rußland wälzt. So habe ich dieſen ehrenwerthen Mann zuletzt von Kiſſingen ſcheiden ſehen, um ſich auf dem kleinen Umwege über Hamburg und Kopenhagen nach Petersburg und Moskau zu begeben. —

Bald nach jenen ruſſiſchen Beſuchen war im Sommer 1838 der ruſſiſche Großfürſt-Thronfolger zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach Ems gekommen. Ihm zogen ſich über Hanau einige Männer ſeines Gefolges nach. Und ſo fand ich eines Abends, vom Spaziergange heimkehrend, einige deutſche Zeilen des Barons Roſen in meiner Wohnung. Ohne Zweifel war es jener Roſen, der in dem erſt ſpät erlernten Ruſſiſchen dichtete, — der Schule junger Deutſchen angehörig, die ihr germaniſches Weſen in ruſſiſcher Sprache mit oder ohne ſlaviſche Legirung ausprägen. Er bedauerte in ſeinem Billet, mich nicht getroffen zu haben, und ſprach von Mittheilungen für die „literariſchen Bilder aus Rußland." — War es denn nicht eine Kleinigkeit für mich, nach Ems zu gehen, zumal ich dort auch Schukowsky kennen lernen konnte, — den halbdeutſchen Ruſſen? Und, als ich nun wirklich ging, — welch' eine liebe Fügung, daß ich auf dem Wege dahin unbedacht zum Jahresgedächtniß der mainzer Feſte kam, denen ich das Jahr vorher mit Abſicht zugepilgert war, — der Gutenbergsfeier?

Wie hätte ich, ein literariſcher Pilger, an der Andacht vorüber gehen dürfen, die, mir am Wege, dem Erfinder des Buchdrucks zu Ehren abgehalten wurde? —

Am Vorabende ward dem Monumente Gutenbergs ein Feſtgeſang mit großem Fackelzuge gebracht, und die eigentliche Feier folgenden Vormittags nach dem Hochamte mit der Taufe eines neuen prächtigen Dampfſchiffes begangen. — Taufbegierig, wie nur immer in den erſten Tagen des Chriſtenthums ein junger heidniſcher Fürſt nach einem Sitze des Glaubens geeilt ſein mochte, keuchte das geſchmückte Schiff von Biberich, der Sommerwohnung eines — bedeutenden Actionärs nach Mainz herauf, umkreiſte prunkend die Rheinmühlen, und legte ſich dann, von Kanonenſchüſſen begrüßt, am Ufer an. Der erſte Ehrenkranz, der ihm zuflog, war aus dem Dampfe einer dieſer Kanonen gebildet. — Nachdem bei der Ankunft des Biſchofs die Empfangs- und Erwiderungsreden gewechſelt waren, drängten ſich die Frauen, die dem Täufling eine prächtige Fahne geſtickt hatten, die Actionäre, die ihn in ihre Dienſte nahmen, und Freunde, die aus beſonderer Gunſt in den abgeſteckten Kreis zugelaſſen wurden, über das flüchtige Brückchen auf das Verdeck. In ſeinen Pontifikalien verrichtete der hohe Prieſter die Taufe, ſo daß im Augenblicke, als er zu Ehren des Tages dem Schiffe den Namen „Gutenberg" verlieh, ſich dieſe Namensinſchrift unter dem bemalten Bogen des Räderkaſtens aus ihrem Verdeck enthüllte, und zugleich eine Wimpel mit demſelben Namen nach der Spitze des Maſtes aufflog, von Kanonen begrüßt. Und doch war es nicht ganz derſelbe Name! Unten nämlich hieß das Schiff „Gutenberg" und oben „Gut-

tenberg." — Gewiß ein merkwürdiger Fall, daß einmal gerade in der Höhe am „Guten" zuviel geschah! —

Wenn man nicht in der Frühe des Tags mit dem mainzer —, sondern gegen Mittag mit dem mannheimer Dampfschiffe von Mainz abgeht, so fügt es sich, daß man eine Strecke unterhalb Bingen auf dem Verdecke des Schiffes in ansehnlicher Gesellschaft und mit dem Blicke auf die nahen Weinberge und Ruinen zu Mittag speisen kann. Die herrlichsten Landschaften, Sonne und Schatten wechselnd, rollen sich als lebendige Gemälde vor uns ab; ein sanfter Wind spielt im Zelttuche über unsern Häuptern; um uns her in drei Sprachen plaudern die fröhlichen Gäste. Von vielfachen Leiden, aus alten Gefängnissen befreit, besänftigt von gährendem Groll perlen in unsern Pokalen die an diesen Ufern gebornen Weine beim Wiedersehen ihrer Rebenmütter. Ja die grüne Woge des Stromes selbst braust und schäumt nach den Ufern hin, sogar wenn jetzt auf Augenblicke die fröhlichen Gäste auf dem Verdeck schweigen, weil Schuß und Hörnerruf die schlummernde Sippschaft des uralten Echo aus den hintersten Schluchten des Gebirges zum Mitgenusse all' des Guten weckt.

Zu Koblenz tritt man mit einem Meilenschritte vom Ufer des Rheins über den Berg an das Ufer der Lahn, wo sich Ems am Fuße einer langen Berghalde hinzieht. Ich eile aus dem Gasthofe nach dem freien Platze vor dem Brunnenhause, und finde die vornehme Welt in den letzten Strahlen der hinter die Berge sinkenden Sonne webern. Um einen schlank und hoch gewachsenen Jüngling in dunkelblauen Beinkleidern und grünem Ueberrocke mit rundem Hute schießen Frauen und Männer zu einem Strahlenkranze von Ehrerbietung an. Sein Gesicht hat regelmäßige, edle Formen, nur sieht es leidendgelbblaß aus. Es ist der russische Großfürst. Seine Schritte sind kürzer, als seine Beine, sein Gang hat mehr Leichtigkeit, als Gewicht. — Wer sind die ihn Umgebenden? — Nachbarliche Fürstinnen, ein Paar sehr bewegliche Fürstensöhne. — In der Brunnenhalle begegne ich dem Fürsten Wjasemsky, der es schon weiß, daß mich Shukowsky interessirt. Kaum sind wir auf den freien Platz hinausgetreten, so ruft er laut den Dichter an, und stellt mich ihm vor.

Man sieht einen freundlichen Mann vor sich, dem man schon einige Mal in Deutschland begegnet zu sein glaubt; nur erinnert man sich eben nicht, ob man ihn im Kreise höherer Beamten, oder auf einem Katheder, oder im Komtoir einer großen Fabrik gesehen habe. Fremd sieht er uns nicht aus, — dieser stattliche Mann mit etwas vorhangendem Haupte, mit dem offnen, blonden Gesichte und der weichen Fülle des Körpers. Er spricht ja auch mit deutscher Ruhe und ehrlicher Miene, wie Einer, dem es vor Allem um die Wahrheit zu thun ist, und zwar

um die nicht weh thuende. Mit unſern literariſchen Bildern aus Rußland iſt er überhaupt einverſtanden; nur hätten die Blätter, auf denen Bulgarin und Conſorten ſtehen, nicht ſo rauhhaarig gewachſen ſein ſollen; nicht weil jenen Männern Unrecht geſchähe, ſondern weil ſie, mit Brenn-Neſſeln abgefertigt, nun die fremden Lorbeeren und das ganze Buch verſchrieen. Sonſt hätten ihnen die Dörnchen immer noch dichter wachſen können. — Der Mann von Geiſt bricht in Shukowsky's Unterhaltung weniger mit lodernder Phantaſie, als mit leuchtenden Gedanken durch.

Halte man mich ja nicht für erpicht darauf, den ruſſiſchen Dichter Shukowsky zum Halbdeutſchen ſtempeln zu wollen. Vielmehr iſt es intereſſant an dieſer Perſönlichkeit wahr zu nehmen, wie ſehr das deutſche Weſen ſich auch in ſlaviſcher Miſchung vorwaltend erhält. Um dieſer, an ſich merkwürdigen Erſcheinung willen darf man es wohl ſagen, daß Shukowsky in der That zur Hälfte unſerm Vaterlande angehört, durch das deutſche Fräulein, das ihn geboren hat. Die Liebe iſt conſervativ!

Nach Shukowsky, dem deutſchthümlichen Ruſſen, ſollte ich noch am Spätabende einen ruſſenthümlichen Deutſchen auffinden. — Baron Roſen iſt ein kleiner, unanſehnlicher Mann, lebhaft und geſprächig. Doch auch bei dieſem von Shukowsky ſo verſchiednen Ausſehen, iſt er eine ganz deutſche Erſcheinung. Die Deutſchen kommen ja in den abweichendſten Phyſiognomien und Geſtalten vor, ohne in ſolcher Mannichfaltigkeit als Deutſche verkannt zu werden. Kein europäiſches Land hat ſo verſchieden geſtempelte Menſchen und ſo verſchieden geprägte Münzen, als Deutſchland. Roſen ſelbſt, wenn auch nicht zu den großen Stücken gezählt, hat doch ſeinen richtigen Feingehalt. Er iſt kein — Koburger, ſondern ein Liefländer.

Roſen empfing mich ſehr artig, lodernd von literariſchem Intereſſe. Da er in unſerm Buche über die ruſſiſche Literatur nur kurz erwähnt iſt (pag. 161): ſo war es mir ſehr lieb, etwas Genaueres über ſeine Verdienſte um die ruſſiſche Poeſie von ihm ſelbſt zu erfahren. — Nicht von Kindheit auf, ſondern erſt in den wechſelnden Garniſonen ſeines Militärdienſtes, mitten im echt ruſſiſchen Leben der Provinzen, hat er das Ruſſiſche erlernt und bewältigt. Dieſe Sprache iſt noch ſo jugendlich biegſam und in weicher Entwicklung unfertig, daß ihr ſelbſt der dichtende Fremdling neue Beugungen und Bildungen beibringen konnte. Roſen erinnert ſich mit Vergnügen, wie ſehr ſeine neuen Wortbildungen und Sprachwendungen ſelbſt von Puſchkin bewundert worden ſeien.

Allerdings erkennen auch andre Ruſſen dieſe Eigenheiten des Roſen'ſchen Styles an, nennen dieſelben aber — Germanismen, und

tadeln ſie. Es ſind nun entweder Moskauer, die eiferſüchtiger, als die Petersburger, auf die ungeſtörte Entwicklung des Ruſſiſchen aus deſſen eignem Marke ſein mögen, oder Puſchkin, ſonſt ein tiefer Kenner des volksthümlichen Ruſſiſchen, konnte auch artig ſein.

Was man an Roſen anerkennen muß, iſt ſein ſchon erwähnter großer Eifer für Literatur. Dieſe erfüllt ihn ganz. — „Ich und Schewyreff, ſagt er, ſind die einzigen eigentlichen Literaten in Rußland, — die nämlich ganz der Literatur leben, und ſie um ihrer ſelbſt willen treiben. Da ſehen Sie einmal dieſe ſo ausgezeichneten Männer, Wjaſemsky und Shukowsky! Beide dichten und ſchreiben nur nach Laune und Behagen. Daß ſie am Hofe leben, iſt ein Unglück für unſere Literatur; denn ſie leben eigentlich zuviel, die Zerſtreuungen und Genüſſe des Hofes entführen ſie zuweit den Muſen. Ich ſage es dieſen Herren oft genug. Nicht wahr, beide haben gewünſcht, daß bei einer zweiten Auflage Ihrer literariſchen Bilder aus Rußland der gegen Bulgarin und Andre ausgeſprochne Tadel wegbleiben möchte? Nein doch! Laſſen Sie ihn nur als wohlverdient ſtehen, aber fügen Sie auch für dieſe Herren die gerechten Vorwürfe bei. Wir wollen es ihnen laut ſagen, daß ſie faul ſind, und mit ihren Talenten zu wenig ſchaffen." —

Solcher Weiſe eiferte der lebhafte Mann den Abend und den andern Morgen, als wir auf dem Zimmer ſaßen und am Brunnen wandelten. Er ſelbſt, im Dienſte des Großfürſten, lebt am Hofe, und weiß alſo, daß man auch dort ſeiner geliebten Literatur treu bleiben kann. Ja, er ſucht dieſer Stellung ſelbſt Vortheile für die Poeſie abzugewinnen, und hat bei Gelegenheit eines von ihm gedichteten Trauerſpiels, in welchem ein grauſamer, gehäſſiger Zaar eingeführt wird, eine Beſtimmung darüber veranlaßt, bis zu welcher hiſtoriſchen Zeit die ruſſiſchen Herrſcher auf die Bühne gebracht werden dürfen. Es iſt immer ein Gewinn, wenn die poetiſche Freiheit weiß, was ſie darf! — Zu einer neuen Auflage unſeres vielerwähnten Buches, für welches ſich Roſen ſehr intereſſirte, verſprach er zahlreiche Ergänzungen und Verbeſſerungen. — Ich kann aber ſolche nur ſtückweiſe geben, ſagte er, denn wir ſind mitten in der Unruhe des Reiſens; aber von jeder Poſtſtation ſollen Sie ein und das andre Blatt erhalten!

Wie freute ich mich auf dieſe Mittheilungen! Es iſt jetzt grade ein Jahr, daß ich mich darauf freue! — Inzwiſchen ſoll freilich mit dem Baron Roſen eine literariſche Sinnesänderung vorgegangen ſein. Er hat ſich nämlich in der „nordiſchen Biene" — dem Organe Bulgarins — gegen den in Petersburg beſtehenden literariſchen Kreis ausgeſprochen, deſſen Mittelpunkt der Fürſt Odojewsky iſt, und zu welchem ſich Wjaſemsky, Shukowsky und andre Notabilitäten halten. Ja,

durch Beiträge zur nordiſchen Biene hat er ſich gewiſſermaßen als Freund und Bundesgenoſſen des Bienenvaters bekannt.

Baron Roſen führte mich auch dem mit dem Großfürſten erzogenen jungen Grafen Wielhorsky zu, den ich als einen ſanften, einfachen, ſehr unterrichteten und ſprachkundigen Jüngling kennen lernte. Denn wir mußten, obſchon er leidend war, zu Mittag bei ihm bleiben. Hier beſuchte uns Shukowsky, und lud uns ein, den Nachmittag bei ihm zuzubringen. — Wir trafen da unvermuthet den Baron v. R., jenen einarmigen Freund Shukowsky's, der einſt den kranken Dichter in Hanau feſtgehalten hatte. So ſtand ich denn unerwartet am Anfange der ruſſiſchen Praxis in Hanau. —

Zum Abſchiede von den Ruſſen in Ems theilen wir ein Gedicht Shukowsky's, nach einer Dolmetſchung überſetzt, mit, in welchem ſich dieſes Dichters eigne, ſinnige Anſchauungsweiſe ausſpricht. Dem Lebloſen haucht er gern nicht nur ſittliche, ſondern nach Umſtänden auch religiöſe Empfindungen ein.

Die See.

O himmelblaue See, tief und verſchwiegen
Hältſt du bezaubert mich an dir zurück.
Du athmeſt Leben in unruh'gen Zügen,
Ein ſtumm Verlangen, ungemeſſnes Glück.
O welch' Geheimniß mag dich denn beleben?
Enthülle deiner Liebe ſtummes Loos!
Wovon nur mag dein tiefer Abgrund beben,
Wovon denn zittert fort und fort dein Schooß?
Biſt du vom weiten Himmel angezogen,
Gefangne du, in reine, ſüße Schau?
Und er beſänftigt deine ſtolzen Wogen,
Er kleidet dich in ſein durchſichtig Blau?
Sein Widerſchein iſt dir ein weicher Schleier,
Und röthet ihn der Morgen purpurlich,
Dann funkelſt du mit ſeiner Sterne Feuer,
Und ſeine goldne Wolke ſchmückt auch dich.
Doch wenn die Ungewitter nun mit Macht
Und Wolken jenes Firmament umthürmen,
Dann ächzeſt du, ſtehſt auf mit wilder Macht,
Den eiferſücht'gen Dunſt hinabzuſtürmen.
Und ja, er weicht! doch deine Unruh währet,
Du flutheſt fort mit wildem, trübem Blick,
Und mit dem alten Glanz des Himmels kehret
Die alte Ruhe nicht ſobald zurück.
Noch lange wird dein grauſer Abgrund beben,
Mit deinem Frieden iſt's auf lang vorbei.
Wer auch vermöchte dir den Troſt zu geben, —
Nun bleibe dir dein liebſter Himmel treu!

Manche Tage beglücken uns durch die anmuthigste Uebereinstimmung von Erlebnissen. So sollte ich heute, nach meinem Abschiede von russisch-deutschen und deutsch-russischen Literaten, noch zur Gefährtin über den Berg nach Koblenz eine deutsche, in russische Angelegenheiten verwickelte Schriftstellerin finden. Doch als solche, wiewohl nicht an ihren Federn, lernte ich sie erst bei unserm Abschiede kennen. Anfangs, als wir uns beide so traulich zusammen in einen nach Koblenz zurückkehrenden Wagen setzten, bemerkte ich nur ihre überaus heitre und zufriedene Miene. Auch konnte die gute Frau ihr übervolles Herz nicht lange verschlossen halten. — Ich habe heut einen recht frohen und glücklichen Tag gehabt! rief sie bald aus. Ich bin mit einem Anliegen bei dem russischen Thronfolger unerwartet gut aufgenommen worden. Er ist selbst ein vortrefflicher Fürst, und hat wohlwollende Männer um sich, die ihn zugänglich machen. Ich kehre reich beschenkt von ihm zurück. —

Ei? fiel ich ihr lächelnd in die Rede. Doch ja! der Sommer 1838 ist sehr merkwürdig für Deutschland. Sonst war von englischen Subsidien die Rede, jetzt wird man bald nach russischen Geschenken rechnen. Die deutschen Residenzen sind ja gegen einander ordentlich eifersüchtig auf die Anzahl und den Betrag der Ringe, Uhren, Dosen, die es hagelt, so oft der russische Kaiser von einem Orte zum andern blitzt. Und der Prinz —

O nein! versetzte sie. So bin ich nicht beschenkt worden. Solche Gunst mag denen zu Theil werden, die etwas bieten können, — Künstlern, Gelehrten: ich hatte nur zu bitten. Ich bin als Mutter beschenkt worden. Hören Sie nur! Ich darf es nicht verhehlen, daß ich von dem russischen Regentenhause wiederholte Beweise von Gunst erfahren habe. Einst war mein Mann in so glücklichen Verhältnissen, daß wir, weil in unserm Städtchen ein gutes Gasthaus fehlte, den Kaiser Alexander, als er nach Paris ging, aufnehmen und bewirthen konnten, so, daß er später, auf seiner Reise nach Aachen, durchaus wieder nach unserer Wohnung verlangte, obschon sich inzwischen ein gutes Gasthaus aufgethan hatte. Wie leutselig er mit uns Allen umging, könnte ich Ihnen weitläufig erzählen. Aber er wollte auch mehr thun, und nahm unsern, in der polytechnischen Schule zu Paris gebildeten Sohn mit nach Petersburg in Dienste. Da ging es ihm auch recht wohl! Späterhin wurde er aber nach den südlichen Provinzen versetzt, weil er als Lehrer an höhern Schulen gar erstaunlich brauchbar ist. Von dort blieben uns zuletzt seine Briefe aus; wir schrieben und schrieben, und erhielten nie Antwort. In unserm schönen Vermögensstande sehr zurück gekommen, sollte ich nun auch über das Leben meines geliebten Sohnes in Ungewißheit schweben. Denn auch auf den schwarzen Brief

über den Tod ſeines Vaters, kam keine Antwort. Da wendete ich mich in der Angſt meines Herzens an die jetzige Kaiſerin, und flehte von ihrem deutſchen Mutterherzen Nachricht über meinen, in ihrem weiten Reiche verloren gegangnen Sohn. Wir waren ja beide Mütter, und hatten unſer Theuerſtes in Rußland. Nur daß ich weiter davon war, als ſie. Und ſehen Sie! Nach kaum ein paar Wochen erhielt ich in der That Antwort, — mein Sohn lebe und werde mir ganz kürzlich ſchreiben. So kam es auch. Und wiſſen Sie, wie es zugegangen war? Der Gouverneur war Mitternachts in die Wohnung und an das Bett meines Sohnes gekommen, hatte ſich an ſeinem Vor- und Zunamen und an dem Namen ſeiner Mutter des rechten Mannes verſichert, und ihm dann befohlen aufzuſtehen, und eine Empfangsbeſcheinigung über den ihm von der Kaiſerin mitgetheilten Brief auszuſtellen. Bis den andern Mittag aber mußte er ſich ſchriftlich verantworten, warum er ſeither ſeiner Mutter nicht mehr geſchrieben habe, auch einen Brief an dieſe beifügen, und beides dem Gouverneur ſelbſt zur weitern Beförderung an die Kaiſerin übergeben. Der ganze Grund ſeines Schweigens war aber nur geweſen, daß er unſere Briefe eben ſo wenig, als ich die ſeinigen, empfangen, und mich endlich für todt gehalten hatte. — Sehen Sie, mein Herr, ſolche Huld empfing ich von der Kaiſerin, und nun komme ich von ihrem Sohne, dem Großfürſten, mit neuer Gunſt. Mein Sohn wünſcht nämlich mich und ſeine Geſchwiſter noch einmal zu ſehen, kann aber nur einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, was für eine ſo weite und koſtſpielige Reiſe nicht lohnt. Da habe ich mich nun an den Prinzen gewendet, und er hat mir zugeſagt, daß meinem Sohne ſechs Monate Urlaub ohne Gehaltsabzug und ſogar noch mit Reiſevergünſtigungen bewilligt werden ſollen. Ich möchte ihm nur ſchreiben, daß er ſelber darum nachſuche. Und denken Sie! Wenn ich den Brief gleich ſchreiben würde, ſagte mir dieſen Morgen der Prinz, ſo ſollte ihn der Feldjäger mitnehmen, der dieſen Abend nach Petersburg abginge. So habe ich mich denn alsbald hingeſetzt, den Brief vorhin abgegeben, und kehre nun mit ſeligem Herzen nach Hauſe zurück, wo mich eine weniger trunkene Feder, als die eben niedergelegte, erwartet. —

Wir fuhren über die Schiffbrücke den zahlreichen Lichtern entgegen, die aus Koblenz über den Rhein her funkelten. Uns im Rücken lag Ehrenbreitſtein in der letzten Abendblaſſe. — So ſehr meine Reiſegefährtin eilte, konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, mit mir in das zu Nacht fahrende Dampfſchiff zu gehen. — Nein! ſagte ſie, es graut mir, in der Nacht auf den Strom zu gehen, wo man dieß keuchend-arbeitende Ungethüm der Dampfmaſchine in der Stille doppelt hört, und die Schiffleute ſo leicht etwas verſehen können. Erſt jüngſt iſt hier in der

Gegend ein Unglück geſchehen. Sonſt wäre ich gerne in aller Frühe zu Hauſe eingetroffen; denn ich bin ſchon drei Tage von dort weg; die Woche geht zu Ende, und eine Menge Inſerate werden mir eingelaufen ſein. Wiſſen Sie, — ich redigire das Wochenblatt von Bingen! —

Auf dem nächtlichen Dampfſchiffe war eine ſehr ſchöne Engländerin. Sie war ſo ſchön, daß ſie gewiß Bewunderung erregt hatte in der Zeit, wo ſie noch ſchöner geweſen ſein mußte. Denn ſie war ſchon im Abwelken begriffen. Sie ließ ſich mit vornehmem Behagen von zwei Männern in abwechſelnd engliſchem und franzöſiſchem Geſpräch unterhalten, — von einem engliſchen Oberſten und von einem ſtandesherrlichen deutſchen Grafen. Jener wollte noch das Bad Schwalbach beſuchen, dieſer in's Darmſtädtiſche reiſen. Beide buhlten um den Beifall der Lady, die ſehr hübſch lachte, und mit dieſer ſchönen Gabe verſchwenderiſch umging. Einigemal gelang es dem deutſchen Grafen, die Lady mit Anſpielungen auf deutſche Lächerlichkeiten zu ergötzen, und ich hoffte, der Oberſt werde nun auch auf Koſten ſeiner, im Lächerlichen viel wohlhabenderen Landsleute etwas zum Beſten geben. Da ich mich aber in dieſer Erwartung getäuſcht ſah, ging ich auf das Verdeck, blickte den nachtſchimmernden deutſchen Strom entlang und nach den dunkeln Berggeſtalten hinüber, die ſich auf grauem Himmel auszackten. Es war kalt, und ich konnte mich in den leichten Sommerkleidern nur hinter dem wärmenden Dampfſchlote gegen den rauhen Nachtwind halten. In der Kajüte war es allerdings behaglicher; allein ich wollte erſt den deutſchen Standesherrn — ſchlafen gehen laſſen. — Ich ſah über mir den grauen Rauch im Scheine der hochſchwebenden Schifflaterne nach dem rechten Ufer wehen, und gerieth auf politiſche Betrachtungen, die mir immer kommen, wenn mir unwohl zu Muth iſt.

Zwei Winde — ſo kam es mir vor — wehen jetzt, nicht abwechſelnd, ſondern zu gleicher Zeit über einander hin, durch unſer Deutſchland, — ein Weſtwind über die unteren und mittleren Regionen, und ein Nordoſt über die höchſten, herrſchenden Gipfel. Den Weſtwind erkennen wir leicht genug am Rauch der Schlöte, an Thurmfahnen und Kirchenhähnen; aber der höhere weht leiſer, und kann vielleicht nur in der Art, wie wir Knaben, um unſern papiernen Drachen ſteigen zu laſſen, bei Windſtille den Luftzug mit einem fallenden Haare ſuchten, — mit einem Härchen aus dem Bart eines Diplomaten geprüft werden. — Welcher von beiden könnte wohl in Zeiten eines Sturms gefährlicher für uns werden, — der ruſſiſche oder der franzöſiſche Wind? — Dieſer letztere ohne Zweifel! denn da er manche Sympathien anblaſen würde, könnte er uns entzweien. Und Deutſchland hat in ſeiner Entzweiung nie Glück, ſondern immer nur Unheil und Erniedrigung gefunden. Jener andre Wind aber entzweit uns nicht; er kann die deutſchen Völker

nur enger verbinden und ermuthigen, wie es ja dem Nordoſt eigen iſt, daß er die Nerven ſpannt und ſtärkt, — ſich ihm zu widerſetzen. —

Und auf einmal erkannte ich auch, wozu mir die ſchönen ruſſiſchen Bücher dienen möchten, die ſich als Zeichen des Wohlwollens achtungswürdiger Fremdlinge bei mir aufſpeichern; wenn nämlich einmal, — was Gott verhüte! — jene Nordflocken wieder herein wehen ſollten, die ſich mit Bärten und Spießen kryſtalliſiren: dann kannſt du, dachte ich, wie Kaspar in der Wolfſchlucht ſeine Steine, ſo dieſe Bücher in einem Zauberkreiſe um dich und die Deinen herlegen, und ſchützeſt dich gegen das wilde Heer.

Bald nach meiner Heimkehr von dieſem Ausfluge kam einer der bedeutendſten ruſſiſchen Dichter, — vielleicht nach Puſchkins Tode der begabteſte — nach Hanau:

Jaſikow.

Aber er hatte nichts mehr von dem burſchikoſen Ausſehen übrig, nach welchem er uns aus ſeinen geſunden Tagen beſchrieben war, — im Studentenkittel, mit einem Kranz auf dem Haupte und einem Pokal in der Hand, als ruſſiſcher Dionyſos. Abgemagert, mißfarbig, krummgezognen Rückens raſchelte er aus dem Seitenzimmer mit kurzen Schritten, und ſank erſchöpft in die Sopha-Ecke. — Jaſikow war krank; er litt am Rückenmarke. Ein junger Arzt und ein Freund des Dichters hatten ihn nach den böhmiſchen Bädern und jetzt nach Hanau begleitet, wo er unter Kopps Behandlung überwintern wollte.

Als mich Kireewsky, jener mitgekommene Freund, beſuchte und zu Jaſikow einlud, machte er mich voraus mit einer Eigenheit des Dichters bekannt. Wer von Jaſikow, dem ſchwungvollen Lyriker, von Jaſikow, dem Dorpater Studenten gehört oder in unſern „literariſchen Bildern aus Rußland" geleſen hatte, konnte ihn nicht als menſchenſcheu oder mit wunderlicher Blödigkeit behaftet denken. Und doch war dieſe nicht etwa neu und eine Folge ſeiner Krankheit, ſondern älter und vielleicht ſogar die Urſache ſeines Leidens. Denn grade aus geſellſchaftſcheuem, einſiedleriſchem Hang hatte er ſich oft monatelang auf ſich ſelbſt zurückgezogen, hatte gebückt, mit übergeſchlagenen Beinen ſitzend, geleſen, geträumt, gedichtet, ohne Bewegung und friſche Luft, bis ſein Rückenmark krankhaft ergriffen war. — Indeß gab der hanauer Arzt Hoffnung zur Geneſung, die freilich mit einem langen Winter zu kämpfen hatte. Wie freute ich mich, daß ein ſo junger Mann, auf den ſein Vaterland ſtolz war, nicht verloren gehen ſollte! Er, der jetzt ſo verkümmert, ſo verkommen ausſah, war ja, ſo viel man hörte, als

Dichter durch das Prachtgefieder der Sprache und zugleich durch den gewaltigſten Flug der Phantaſie ausgezeichnet.

Die Freunde Jaſikows erklären ihn für ein höchſt merkwürdiges pſychologiſches Phänomen. Dieſer ſcheue, ſchweigſame, phlegmatiſche, ſo wenig für die Welt gemachte, als nach Poeſie ausſehende Jüngling habe doch alle Eigenſchaften eines echten lyriſchen Dichters in hohem Grade. Er ſei abwechſelnd erhaben, ſchwungvoll, anmuthig, elegant, zärtlich, bacchiſch, immer kühn und neu im Ausdruck, und behandle die Sprache als ein launenvoller Gebieter, der alle glänzenden wie alle heimlichen Gaben und Reize ſeiner ſchönen Sklavin kenne. Er ſei einzig, ſelbſt im Vergleiche mit Dichtern anderer Nationen, aber unüberſetzbar durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Diction, in welcher er poetiſchen Tokaier und Champagner miſche, von ſo flüchtigem Dufte, daß dieſer bei einer Ueberſetzung verfliege und verloren gehe. Ja, von ſo verſchiedner Begabung ſei Jaſikow, daß er heut als fideler Burſche uns in alle ſtudentiſchen Tollheiten hinein ſinge, und morgen als Pſalmiſt uns ein Knie zu beugen nöthige.

Dieſe rühmenden Urtheile ruſſiſcher Freunde zu beſtätigen oder vielleicht auch nur zu vermehren; füg: ich aus Jaſikows Papieren ein poetiſches Billet Puſchkins bei. Dieſer, vor ſeinem tragiſchen Ende ein traulicher Freund Jaſikows, ſchreibt in Erinnerung an eine luſtige Fahrt, welche beide Dichter nach Trigorskoe zu ihrem gemeinſchaftlichen Freunde Wulff gemacht hatten:

„Woher, Jaſikow, dieſer Uebermuth
in deinen Liedern? O wie ſcherzeſt du,
und ach! wie liebſt du! Welch' ein Sprudel
des Herzens, welche Fülle der Gedanken,
und welche Jugendkeckheit lebt in dir?
Nein, wahrlich! nicht aus der kaſtal'ſchen Quelle
ſchöpft deine Muſe: dir hat Pegaſus
mit ſeinem Huf den eignen friſchen Born
aus einem Fels geſchlagen. Doch nicht Waſſer,
nicht kaltes Naß, genßt dieſe Hippokrene:
berauſchend ſpielt und perlet ein Getränk,
verzehrend, — jener wunderlichen Miſchung
aus Rum und Weine gleich, die ohne Zuſatz
gemeinen Waſſers, einſemal zu Trigorskoe
ein lüſterner Geſchmack für uns erſann."

So mußte mir denn dieſer friedliebende, verlegenſte, verzagteſte Menſch als ein Poet erſcheinen, der allen bacchiſchen, ſiedenden, renommiſtiſchen Schwung an ſeine Studentenlieder verſchwendet, und für ſeine Perſon nichts davon übrig behalten habe. Wie wilde Söhne ihren Vater ausziehen, und mit den väterlichen Mitteln hinaus in die tolle Welt ſchwärmen: ſo hatten Jaſikows Geſänge allen ſtürmiſchen Muth, alle

tollkühne Verwegenheit an ſich geriſſen, und den ängſtlichen Dichter ſitzen laſſen. — Nun wäre es allerdings höchſt intereſſant geweſen, einen ſo reich und eigens begabten Menſchen recht tief zu ergründen: hätte man nur auch nahe genug an ihn herankommen können! Schon ſein leidendes Ausſehen ließ nur eine ſchonende, beſcheidne Annäherung zu. Vor ſeiner Krankheit wahrſcheinlich nicht ſo verkommen an Geſtalt und verkümmert im Ausdrucke des Geſichtes, ſaß er jetzt gekrümmt, auf die Kniee geſtützt da, mit ſehr verkürztem Kinn und ſeltſamer Miene lächelnd; indem er mit unruhigen Blicken Antheil an der Unterhaltung nahm, ja dann und wann von weitem, wie verſtohlen, eine gute geiſtreiche Bemerkung, oder eine abgebrochne Kenntniß als Cokosnuß zwiſchen uns hinein warf. Seine ſeltnen Aeußerungen waren reich an Phantaſie und Verſtand zugleich. Wenn man dann aber heiter und herzlich auf ihn zutrat, ihn gradezu anſprach oder fragte, ſo ward er unruhig, und ſah ſcheu und ängſtlich, wie nach einer Gelegenheit zu entſchlüpfen, am Boden, an den Wänden hin und her. Aus Furcht ihm läſtig zu werden oder gar ſchädliche Aufregungen zu verurſachen, mußte man ſich zurück ziehen.

Jaſikow durfte ſeiner Krankheit wegen nicht ſtudiren und leſen. Dennoch ſchaffte er eine Menge Bücher an, die von ſeinem guten Urtheil und von vielſeitigem Intereſſe zeugten, und aus denen er wenigſtens mit flüchtigen Blicken eine geiſtige Erquickung ſchöpfte. Das Religiöſe war nicht ausgeſchloſſen, und er zeigte ſich, wie man die meiſten religiös geſtimmten Ruſſen findet, orthodox und kirchengläubig.

Ungeachtet der Ungunſt eines langen Winters hatte ſich Jaſikow doch mehr und mehr aufgerichtet. An günſtigen Tagen fuhr er aus, um in freier Luft ein wenig zu wandeln. Gegen Ende Mai ging er nach Kreuznach ab, um dort das eigenskräftige Salzbad zu brauchen. Von da reiſte er mit den beſten Hoffnungen nach Gaſtein, und wird den nächſten Winter in Italien zubringen. Dorthin nimmt er auch ſein vollendetes großes Gedicht: „der Gluthvogel“ mit, um es in dem Lande, woher dieß in Rußland populäre Mährchen ſtammt, noch einmal zu überarbeiten. Wenn er dann, ſelbſt ein Phönix, nicht aus verzehrenden Flammen, ſondern aus heilenden Waſſern verjüngt, ſich wieder in ſeinem geliebten Simbirsk eingeniſtet hat, wie lieb wird ihm dann, aus heimathlicher Ferne, Deutſchland erſcheinen, obſchon er es nur mit Einſiedlerblicken ſcheu und flüchtig angeſehen.

Wir theilen noch ein nach einer Dolmetſchung überſetztes Gedicht Jaſikows mit, ungewiß, wie dieſer Tokaier-Champagner aus einem deutſchen Becher ſchmecken wird.

An den Dichter.

Wenn ſich mit dir ein Schöpfergeiſt vermählte,
und zitternd unter der Begeiſterung
dich eine heil'ge Weihe hoch beſeelte,
und du begreifſt die hehre Würdigung;
wenn auf dich alle Schaffenskräfte ſanken,
in denen du die Gottheit wirkſam ſchauſt,
— den Gluthblitz der Gedanken,
der Worte Feuerbraus:

Dann geh', daß der Prophet ſich weit verkünde!
doch nur den hehren Pfaden bleibe hold!
Nie küſſe du den Honigmund der Sünde,
nie ſei die keuſche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrſchers Willkür wild umſchnaube
des Purpurs Falten lockend dich umblüh'n:
ſei arglos, wie die Taube,
ſei wie der Adler kühn!

Und welch' ein Zauber dann in ſüßem Klange
aus deiner ſeelenvollen Harfe tönt!
Der ſchnell den Sklaven in dem ſchwerſten Drange
und König Sauls verdüſtert Herz verſöhnt.
Ha! Wie dein edles Leben ſtolz erblühet!
Und wie, von inner'm Feuer angefacht,
dein offnes Auge glühet,
die ruh'ge Stirne lacht!

Doch nie um deine Gottheit anzurufen
aus Ruhmſucht und genußbeflecktem Sinn,
erkühne dich zu ihres Altars Stufen
mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht ſolchem Fleh'n wird ſie mit Huld ſich wenden:
der Rache Donner mit des Himmels Brand
zerſtreut die tück'ſchen Spenden,
und lähmt des Opfrers Hand.

Indem ich von Jaſikow ſcheide, kann ich nicht an ſeinem achtungswerthen Begleiter und Freunde vorüber.

Kirecwsky

war in ſeiner Weiſe ein nicht weniger eigenthümlicher Menſch. — Finſter ausſehend, mit ganz ruſſiſcher Phyſiognomie, in geſelligem Verkehr linkiſch, gleichgiltig gegen Genüſſe, mit einer zum Sprechen ungelenken und für den Wein ſtumpfen Zunge, dabei ſtrenggläubig und in keiner Tiſchgeſellſchaft des Gebetes vergeſſend, wendete er auch in ſeiner Tracht den Nationalruſſen, den reinen Altruſſen heraus: indem er auch bei uns nie anders als im langen ſchlichten Ueberrocke oder im einfachglatten Mantel, mit ſchwarzem, um den Hals geknebelten Tuche, in bäuer-

lichem, lang und ſchlicht in den Nacken gekämmtem Haare und mit einer welken Tuchmütze ging, Dabei war er aber voller Kenntniſſe, lebhaft in wiſſenſchaftlichem Intereſſe, und auf dem Wege, ſich in Rußland ein dankenswerthes Verdienſt zu erwerben. Er ſammelt nämlich ſeit Jahren die Volkslieder, an denen die Ruſſen ſo reich ſind, großentheils aus dem Munde des Volkes ſelbſt, und iſt noch vor dem Frühjahre nach Rußland zurückgekehrt, um die bändereiche Leſe derſelben heraus zu geben. — Daß er bei dieſer Richtung während ſeines Aufenthalts in Deutſchland ſich nach unſern Volksliedern umgethan, und die verſchiedenen Sammlungen derſelben ſich angeeignet habe, läßt ſich von einem ſo gründlichen und innerlich tüchtigen Manne nicht anders erwarten. —

Bei der vorgefaßten Meinung, die man in Deutſchland von der Bildung der Ruſſen hat, dürfte es nicht überflüſſig ſein, zum Schluſſe meiner Mittheilungen die Bemerkung zu machen, daß die vorzüglichen Männer, von denen ich geſprochen, allerdings aus der höchſten Blüthe einer großen Nation genommen ſind. Ich laſſe es hingeſtellt ſein, ob wirklich die Ruſſen höherer Stände nur europäiſche Politur haben, ohne von echter Bildung durchwachſen zu ſein. Vielleicht trifft man es in unſern höheren Ständen auch nur ausnahmsweiſe beſſer; ja vielleicht iſt eine ſolche ungediegne, nur plattirte Bildung der höhern Ariſtokratie von ganz Europa eigen, die ſich darum ſo excluſiv hält, um den Gefahren der Reibung und dem Anfluge des Grünſpans zu entgehen. Ich kenne nur literariſche Ruſſen, für die ich aber auch unbedingt die Gunſt einer Ausnahme von jener adoptirten Regel in Anſpruch nehme, und von welchen mir auch jene Bemerkung eines ausgezeichneten preußiſchen Militärs nur als Scherz gilt, — daß nämlich die Ruſſen viel feiner ausſähen, wenn ſie franzöſiſch ſprächen, und eine rohe Miene zeigten, ſobald ſie in ihrer Mutterſprache verkehrten.

Hinſichtlich ihrer Sprache und literariſchen Entwickelung müſſen wir aber die Ruſſen als noch in der Jugend ſtehend betrachten. Daher erklärt es ſich, daß ihnen poſitives Wiſſen und mannichfaltige Kenntniſſe mehr imponiren, als harmoniſche Bildung und geiſtvolle Gedanken. Auch lernt Niemand leichter fremde Sprachen, als der Ruſſe, wie denn der Jugend Sinn und Gedächtniß für das Formelle eigen iſt. Wenn wir nun auch zugeben müſſen, daß umfaſſende Sprachkenntniß die Ruſſen in den Stand ſetzt, die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der verſchiedenen Völker zu überblicken, zu vergleichen und hiernach ihre eignen geiſtigen Fortſchritte zu meſſen: ſo dürfen wir dabei doch Eines nicht außer Acht laſſen, daß nämlich der Geſchmack und das Urtheil eines Volkes keine Stufen der

Entwickelung und am allerwenigſten ihre eigne Reife überſpringen können. So werden denn auch die Ruſſen an den fremden Productionen grade das am meiſten heraus heben, was ihrem Geſchmacke zuſagt, und dabei wird das Urtheil über ihre eigne Literatur immer ein wenig im Vortheil ſein; indem ſie oft genug in den Schöpfungen der andern Völker, die ihnen ſo weit voraus ſind, das nicht mehr finden, woran ſie in ihrer Sprache und Literatur ſich noch ſo ſehr erfreuen und erbauen. Daher laſſen ſich ſo manche Urtheile der Ruſſen über das erklären, was ihnen an unſern Meiſterſtücken gefällt, und was ſie wieder nicht heraus finden. Gar oft mögen ſie die Klaſſiker der weſteuropäiſchen Völker bewundern wie Jünglinge, — aus der Ueberlieferung des Ruhms derſelben. Und ob ihnen jemals ſchon die Alten ſo viel gegolten haben, als uns, weiß ich nicht.

Daß ich aber in meinen Mittheilungen über Männer, zu denen ich eigentlich nur in literariſchen Beziehungen geſtanden habe, einige politiſche Seitenblicke nicht laſſen kann, geſchieht aus Nachgiebigkeit gegen manche deutſche Leſer, die ſich etwa noch mit der Frage beſchäftigen, ob man ſich wohl für ruſſiſche Literatur ſo ſehr intereſſiren könne, ohne — im ruſſiſchen Intereſſe zu ſein. Ich ſage nichts gegen dieſe Stimmung in unſerm Volke; ja, ich möchte auch den ſchlimmſten Argwohn nicht übel nehmen, um unſerer Vaterlandsliebe willen, die heute noch keine Urſache hat, Eifer und Abneigung fahren zu laſſen. — Meine ruſſiſchen Freunde kennen mich als Deutſchen, und werden mich dafür gelten laſſen, wohl wiſſend, wie ſehr ich auch an ihnen die Begeiſterung für ihr Vaterland und die Anhänglichkeit an ihren Kaiſer und an ihre Kirche ſtets hochgeachtet habe. —

Literariſche Notizen.

Zu dem im vorigen Hefte des Freihafens mitgetheilten Aufſatze des Herrn Truhn über Hoffmann als Muſiker geht uns durch die Güte des Herrn von Münchhauſen aus Göttingen die Berichtigung zu, daß ſich die von Hoffmann komponirte Oper des Grafen von Soden „Aurora" und das Melodram „Saul", die nebſt mehreren einzelnen Compoſitionen für Schauſpiel und Ballet vermißt werden, ſich in der Theaterbibliothek zu Würzburg befinden ſollen. —

Von Eduard Duller's Geſchichte des deutſchen Volkes (Leipzig, bei Georg Wigand) liegt die erſte Lieferung vor uns. Wir werden dieſem Werke nächſtens eine ausführlichere Beſprechung

widmen. Duller's vorzügliche Befähigung, die deutſche Geſchichte zu ſchreiben, kann man von vornherein anerkennen, da er ſchon als Romandichter hiſtoriſchen Sinn und hiſtoriſche Studien gerade in dieſer Beziehung auf eine ausgezeichnete Weiſe an den Tag gelegt hat. Man darf ſich daher auf eine raſche und ungeſtörte Fortſetzung dieſer Arbeit freuen, und hoffen, daß es dem poetiſchen Talent und der begeiſterten Geſinnung Duller's gelingen werde, die deutſche Geſchichte für ein größeres Publikum mit Erfolg zur Geſtaltung zu bringen. —

Die bei Hoff in Mannheim erſchienenen „Fragmente aus Oeſterreich" von F. E. P. erregen ein außergewöhnliches Intereſſe, und gehören zu dem Vorzüglichſten, was über das in jüngſter Zeit ſo viel beſprochne Land geſagt worden. Der Verfaſſer beſitzt eine ebenſo genaue Kenntniß der öſterreichiſchen Verhältniſſe faſt in allen Sphären der Geſellſchaft, als er ein energiſches Talent beſitzt, dieſelben zur Anſchauung zu bringen. Mit einer durchdringenden Schärfe verbindet der Verfaſſer ſo viel Takt, Ruhe und Mäßigung, daß harmoniſch abgerundete Lebensbilder entſtehen, welche in allen ihren Zügen den Stempel der Wahrheit an ſich tragen und darum eine ebenſo intereſſante als lichtvolle Belehrung über eine wichtige Partie der Zeit verbreiten. Beſonders werthvoll ſind die Abſchnitte über öſterreichiſches Schul- und Univerſitätsweſen, über Ariſtokratie, Geiſtlichkeit u. ſ. w., von denen wir auch in unſerer Vierteljahrſchrift einige Proben mitgetheilt haben. Wir freuen uns, in der Literatur ein neues, ſo rege und gebildet auftretendes Talent willkommen zu heißen, von dem man ſich gewiß noch eine bedeutſame Entwickelung verſprechen darf. —

E. Münchs Denkwürdigkeiten zur politiſchen, Reformations- und Sittengeſchichte. Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagshandlung 1839.

Der Verfaſſer, ein rüſtiger, unermüdlicher hiſtoriſcher Porträtmaler, ſtellt in dieſem Bande vorzugsweiſe ſolche Tableaux zuſammen, welche ſich auf kirchliche Gegenſtände und damit zuſammenhängende Inſtitute und Erſcheinungen beziehen. Wir müſſen dieß auf das dankendſte anerkennen. Es iſt ein treffender Zeitpunkt, von einzelnen Ereigniſſen der Kirchengeſchichte den Schleier wegzuziehen, den man von vielen Seiten ſo eifrig bemüht iſt, darum zu legen. Dieß Beſtreben wird um ſo erfolgreicher ſein, wenn es, wie bei E. Münch dahin zielt, damit dem größeren Publikum nahe zu treten, indem er mit dem Ernſte und

der Wahrheit der geſchichtlichen Forſchung, Anmuth der Darſtellung und Gefälligkeit der Anordnung vereinigt und dadurch eine Unterhaltungslectüre darbietet, welche in dem Leſer ſtarke eindringliche Reſultate zurückläßt. In dieſer Beziehung heben wir von den acht, in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufſätzen beſonders hervor „den Prozeß wider Louis de Potter und Conſorten im Jahr 1829. Aus den Acten bearbeitet. Beitrag zur Revolutions-Geſchichte Belgiens und zur näheren Kenntniß des Biſchofs van Bommel und anderer Parteihäupter.“ Nächſtdem „Bruder Cornelis Adriaensen. Ein flammiſches Zeit- und Sittengemälde aus dem ſechszehnten Jahrhundert; „Olympia Maldachini und Francesco Canonici-Mascabruni. Beitrag zur inneren Regierungs- und Sittengeſchichte des römiſchen Stuhls im ſiebzehnten Jahrhundert.“

X.

Correſpondenzblätter.

** Aus Stuttgart.

Zum Denkmal Schiller's —

ein Nachtrag.

Der Schiller ſteht! So verkündigte wenige Tage vor dem Feſte der ſchwäbiſche Merkur das frohe Ereigniß. Der Schiller iſt enthüllt — ſo klingt's Wochen lang in Morgen- und Abendblättern, in allgemeinen, beſondern und beſonderſten Zeitungen durch ganz Deutſchland nach. Sei es auch uns vergönnt, post festum ein Sterbenswörtlein zu ſagen.

Ja wohl, post festum! Was tauſend andere Stimmen geſprochen, brauchen wir nicht mehr zu ſagen; verſuchen wir es, dem Worte zu geben, was noch nicht, oder nur halb zur Sprache gekommen.

Zwar ſuchte hie und da ſelbſt eine kritiſche Stimme ſich hören zu laſſen, aber die milde Hand der feſtlichen Freude glättete und ſänftigte alsbald wieder die ſich kräuſelnden Wogen, oder ſtopfte wenigſtens weiches Wachs in die zartfühlenden Ohren. Und es gibt Menſchen, die es für Verrath am Vaterlande halten; für eine Schmach gegenüber dem Auslande, für Undank gegen Gründer und Meiſter des Werkes, für Uebermuth und Eigenſinn, wenn die Kritik in das Gerede der ſogenannten allgemeinen Stimme nicht einſtimmen kann. Der oder jener iſt der größte Künſtler ſeiner Zeit — alſo iſt Alles, was er ſchafft, unübertrefflich, unwiderſprechlich Größtes. Man hat ſo beharrlich, mit ſo viel Liebe und Treue die Sache in's Werk geſetzt — wer wollte nicht zu Allem Ja und Amen ſagen? Alle ſind ja ſo begeiſtert, alle loben und preiſen — will Einer gegen Alle aufſtehen?

Man hat ſchon mehrfach unſere Zeit die Zeit der Kritik genannt. Man hat gejammert und geklagt, daß die Kritik unſerer Zeit das Blut ausſauge, wenn anders noch eines in ihr ſei. Guter Don Quixote, komm, es giebt wieder Windflügel zu jagen! Oder ſollten wirklich die paar kritiſchen Journale für die Zeit einſtehen, durch welche ſie ſich mühſelig genug hindurchſchleppen? O nein, was man den Geiſt der Zeiten nennt, das iſt der Herren eigner Geiſt. Geberdet euch nicht ſo blutſaugeriſch, nicht ſo eiſenfreſſeriſch, ihr guten Critici, die gute Zeit die iſt noch voll- und warmblütig genug auf lange hin, ſie will leben und lebenlaſſen — ſelbſt die Eier, die der kritiſche Erzfeind gelegt, brütet ſie eifrig aus, — nur um ſich behaglich am zarten Fleiſche der jungen Küchlein zu letzen. Es hat noch keine Noth mit der Kritik bei den Deutſchen.

Keine öffentliche Meinung ohne öffentliche Debatte — was ſoll aber herauskommen, wenn das Subjekt nicht hinausgreifen mag und darf in die volle Mitte des Lebens, wo die Gegenſätze um einanderkreiſen und das Leben zu neuen Geburten entzünden? Kommt bei uns ein unbequemes, ein hartes Wörtchen, ſo hängt die öffentliche Stimme das Maul wie ein verzogenes Kind. Setzt die Kritik nur ein bischen offen ihre Fühlfäden aus, — gleich ſchlägt das liebe Publikum ſie mit der Fliegenklatſche todt.

Freilich iſt es anders in den alten und neuen Ländern der Oeffentlichkeit. Aber die pietätloſen Franzoſen, die einſeitig-ſchroffen Urtheile der Engländer, Rom und Athen bis zum Oſtrazismus hinaus dürfen uns nicht als Muſter aufgeſtellt werden. Sie haben es ja zu etwas gebracht. — Wir grübeln und forſchen das ganze Jahr, um unſere Pulte und Bücherbretter zu füllen; die Wahrheit iſt uns heilig — auf dem Altar unſers Studierzimmers. Darum iſt aber auch dieſe ſtubenheckeriſche Weisheit unfähig, auf dem Markte des Lebens ſich zu tummeln und den Preis aus den Reihen des Kampfes zu holen. Wir leben von der Luft der Ideen, ſtolz die gemeine Koſt der Wirklichkeit verſchmähend — wir verbrennen uns Gehirn und Finger und holen die Kaſtanie der Wahrheit aus dem Feuer des Gedankens, wie der Ritter den Handſchuh holt: „Den Dank Dame begehr' ich nicht; und verläßt ſie zur ſelbigen Stunde“.....

Die Zeit der Produktion iſt die Zeit der Kritik, denn die Produktion iſt ſelbſt ihre beſte und einzige Kritik, ihr ſolideſter Maßſtab. Wo und wenn nicht producirt wird, wird auch nicht kritiſirt — oder ja, es wird kritiſirt in den Tag hinein, nach Maßſtäben vom blauen Himmel herab, nach Gefühlen und Grillen, die der Tag, die Gewohnheit giebt und nimmt. An den Schöpfungen ſeiner Genien lernte Griechenland jenes leiſe, feine Urtheil, das unſere Philologen heute noch verwirrt; auf offenem Markte, vor der ganzen Nation ſtellten jene Künſtler ihre Werke zur Schau und ſchämten ſich, der öffentlich ausge-

ſprochenen Stimme kein Gehör zu geben. Selbſt ein Phidias hätte es für einen Raub gehalten, dem Wettkampf in ſeiner Kunſt ſich zu entziehen. Aber das 19te Jahrhundert weiß ſeine Phidiaſſe beſſer zu ehren.

So ſehen wir denn, was da auf dem Stuttgarter Schillersplatze ſteht.

Freilich läßt man uns kaum dahin. Die Weingärtner verſehen ſich mit Knitteln, um die Rotte Korah zu züchtigen, mit Hammer und Haue, um den Götzen zu zertrümmern — ſo ſagt man uns ſchon von Weitem. Und ſiehe da, eine Bauersfrau kommt die Weinſteige herauf — „hent ihr's au ſchoo ghaiert, morge ſoll's haichſt Feſcht gfeiert werde; ſie bettet z'Stuegert s'golde Kalb an" — ruft ſie den Nachbarn zu. „Der Herr wöll uns b'hüte und bewahre" — entgegnen die Frommen. Aber in Strömen zieht das Volk zum Götzendienſt und die Frommen können nichts thun als auswandern aus dem Thale Stehenbach; daß nur Keines von den Gerechten zurückſchaue und zur Salzſäule werde, wenn es Feuer und Schwefel vom Himmel regnet!

Doch unerforſchlich, Herr, ſind deine Wege, du läſſeſt deine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, ſchickſt ihnen heute das reinſte ſchönſte Wetter und nicht ein einziges Regentröpfchen dabei; aus dem blaueſten Himmel ſiehſt du ihrem Frevel zu und duldeſt es, daß ſie der glühenden Frühlingshitze beim vollen Bierfaſſe trotzen.

Der Himmel freut ſich ſeines Schiller — thun wir desgleichen bei Trompetenſchall und Glockenklang!

Glockenklang? Was hat die Glocke der Kirche mit dem heidniſchen Kultus zu thun? — Nein, wir feiern keinen Götzendienſt! ſpricht G. Schwab; ja, aber ihr feiert auch keinen Gottesdienſt, antwortet die Kirche. Und wenn auch dir die Muſe und die Kanzel gleich nahe iſt, edler Dichter und Paſtor, nicht ebenſo war es bei Schiller. Nicht blos als er um die Götter Griechenlands weinte, immer und bis an das Ende wollte er von Kanzel und Kirche nichts wiſſen. Gebt der Wahrheit die Ehre. Der unkirchliche Dichter hätte ſich im Grabe noch umgewandt, wenn er wüßte, daß man ihn mit aller Gewalt an ſeinem Todestage noch zum Chriſten läuten wolle. Wo nichts iſt, hat auch die Kirche, nicht blos der Kaiſer das Recht verloren. Schwab hat diesmal als advocatus diaboli den vollen Teufels-Dank geerntet. Niemand will recht mit ihm zufrieden ſein, den Frommen iſt er zu gottlos, den „Gottloſen" iſt er zu fromm geweſen; dieſe hat er um den Fluß ihrer etwaigen Begeiſterung gebracht, jenen ſchien er die Schaubrode und „Gnaden-Mittel" des Allerheiligſten zum Reizmittel einer ſchauluſtigen Rotte entwürdigt zu haben. Faſt ominös wollen mir die komiſchen Worte nachklingen, die ein altes Weib — welches wegen der Entfernung vom Redner das Geſprochene nicht verſtehen konnte, hinter mir ihrer Nachbarin zurief, als

Schwab mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Stimme zu einer neuen Wendung seiner Rede den Anlauf nahm: „hairscht's, rief sie, wie er schreit, jez wird er wieder falsch!“

Auch das Glockengebimmel summt mir so unbequem im Ohre fort. Ich weiß nicht, wie man auf den Einfall kam, den Moment der Enthüllung durch Laute zu verkündigen, welche am geeignetsten waren, den Augenblick rascher Begeisterung in eine lahme Andacht einzusummen. Doch das sei ja das Schöne gewesen, daß unmittelbar nach dem ersten Vivat die Menge in eine lautlose Stille versank. Was alle in dieser ängstlichen Pause thaten, ob sie weinten oder lachten, ob sie träumten oder wachten — ich weiß es nicht; mir ist es eigen gegangen.

Alles Urtheil, alle Entscheidung über das Monument hatte ich suspendirt, der Ort, die Umgebung, der Moment sollte frei und ungetheilt zur Seele sprechen. So war denn Herz und Mund und Hand zum lautesten Vivat bereit, unverwandt blickte das Auge auf den ungeduldig wogenden Schleier — endlich schwellt ihn ein lustiger Windhauch und er sinkt — sinkt von einem jammervollen Profil herunter..... Kalt und schwer drängt dieses grämlich gesenkte Haupt das Blut in's Herz zurück, ein schreckliches Gefühl das Wollens und Nichtkönnens beengt wie ein Alp die Brust und wehmüthig gleitet der Blick an dem glänzenden Erzbilde herunter unter die still gewordene Menge hin. Hatte diese auch andere, wenn überhaupt Gedanken; das Bild lud jedenfalls mehr zu mühvollem Grübeln als zu schneller, jauchzender Begeisterung ein. So ist es denn wahr, was man uns schon lange vorher geweissagt aus Blättern, die ich gern für mißlungen erklärt hätte — Thorwaldsens Schiller hat den Preiß des Gelingens nicht errungen.

Nur ein Standpunkt läßt einen erfreulichern Anblick zu. Die Figur von vorn, ganz nahe, etwas zu ihrer Linken angesehen macht einen freundlichern, ja imposanten Eindruck. Nämlich von dem Standpunkte aus, wo der Beschauer das volle Gesicht ohne die peinliche Senkung des Hauptes und der Figur in stillem Sinnen zu sich niederblicken sieht. Aber darf ein Standbild, das auf öffentlichem Markte prangt, so mit seiner Stellung geizen, daß es nur einen einzigen erträglichen Punkt der Betrachtung bietet? Einem Gemälde, einem Relief noch ist das erlaubt, aber eine volle, frei dastehende Figur soll rund und ebenmäßig genug sein, um von jedem Stande aus ein harmonisches Bild zu geben — selbst vom Rücken. Zwar ist Schillers gebogener Rücken vortrefflich behandelt, aber bei aller Kunst ist es eben ein — Höcker. Von den Seiten aus aber läßt sich die Figur durchaus nicht ansehen. Diese gedrückte, duckmäuserische, kläglich-grämliche Haltung thut entsetzlich wehe. —

Die Bildsäule fordert uns immer auf, in sie uns hineinzuversetzen, uns statt ihrer auf das Postament zu stellen wie jede lebende Physiognomie

ihre Würdigung am treffendsten zu erhalten weiß, wenn sie sich vom Gesichte des Beschauers mimisch reproduciren läßt; da legt sie ihren ganzen Charakter bis auf die leisesten Züge blos und trägt sie unmittelbarer als die beste Daguerrotype auf uns über. Versetzen wir uns nun in diesen Schiller. Da droben steht er und sinnt und sinnt, und wenn wir morgen frühe wieder herankommen, so besinnt er sich wieder, und kommen wir nach einem Jahr, nach einem Jahrhundert — er besinnt sich noch immer. Welch' eine peinliche Lage, wie beengend dieses Wollen und nicht Können, wenigstens nicht fertig-werden-können! Eine tantalische Situation!.... „Schiller hat eben geschrieben, im Moment holt er wieder aus um auf's Neue zu schreiben" so faßt ihn das Kunstblatt auf. Fürwahr, so mag ich mir ihn zur Noth vorstellen als Verfasser einer kritisch-philosophischen Arbeit, wie er etwa „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen," oder sonst „Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" schreibt, und auf einsamem Spaziergang die zerstreuten Gedanken und Einfälle in's Tagebuch notirt. Aber nicht den Schriftsteller, den Dichter wollen wir schauen.

„Nun, das ist ja der Dichter, wie er wieder sich sammelt, in den Kreis seiner Figuren sich versetzt, um ihnen die Offenbarungen ihres Lebens und Handelns abzulauschen." Ja das ist meinetwegen der dramatische Schriftsteller, wie er über die Combination zweier Scenen, über den zu beginnenden Monolog nachdenkt, wie er den Faden des Dialogs wieder aufzunehmen sucht, in dessen Darstellung er stecken geblieben. Immer also dieselbe trostlose Situation des Angefangenhabens und Fortsetzenwollens, zwischen diesen beiden Momenten werden wir unerbittlich festgehalten.

Daß man doch auch den Dichter nicht fragt, wie der Dichter sich darstelle. Gerade als ob Shakespeare vergessen hätte zu sagen, wie des Dichters Auge in heil'gem Wahnsinn rollt, wie der Strahl, der eben erst dem innern Auge das Chaos seiner Anschauungen und Gefühle zur lichten Gestaltenwelt verklärt, wie derselbe Strahl, der im Aether des Geistes Himmel und Erde, Idee und Wirklichkeit zu Einem Leben zusammenschmelzen läßt — auch im Auge, dem Spiegel des Geistes aufblitzt und im siegestrunkenen Blick die Umarmungen der Muse wiederstrahlen läßt. Das ist der Moment, wo der Dichter der Ewigkeit gehört, diesen in sich ewigen, unendlichen Moment, erfasse die Kunst, um ihm auch für das äußere Auge die Gewähr der Ewigkeit zu leisten. Ein solches Bild mögen wir betrachten, so oft wir wollen, immer muß es neu und frisch zu den Sinnen sprechen, immer neu uns hinreißen zu der idealen Höhe des Genius. Es wird uns zu sich emporheben und zum Genuß des Ewigen einladen, statt daß uns dieses Erzbild hinunter zu der Erde weist — zu der Erde, über die doch Schiller, der Dichter der Ideale, von jeher hin-

über zu den Sternen schwebt. Wir wissen ja, wie er von den Menschen dachte, wir wissen, wie über sie hinweg sein Herz und Blick zu den Sonnenhöhen der Menschheit flog — Spießbürger ihr, die ihr euch mit dem Vortheil an dem kümmerlichen Bilde tröstet, daß man so doch recht bequem sein volles Antlitz sehen könne. Laßt es in Gyps euch abgießen und stellt es euch sehgerecht über das Kamin, so ist euch geholfen, die ihr nicht glaubet, wenn ihr nicht handgreifliche Zeichen und Wunder sehet. Aber der Schiller, der in seinen Werken lebt, er schlage frisch das Auge auf und schaue kühn der Ewigkeit in's Angesicht; der Schiller, der niemals seinen Rücken knechtisch bog, er sehe offen und gerade seine Ideale im Morgenroth der Zukunft glühen.

Vielleicht braucht er dann sich auch nicht mit den Falten und Zipfeln seines überlangen Morgen-Mantels so zu plagen — nicht so ängstlich das unbegreifliche Schleppwerk sich heraufzuzupfen. Am wenigsten aber wird er dann durch einen solchen Lorbeerkranz die edle Stirne sich zerquetschen lassen. Es ist wahr, Motten und Rost werden diesen niemals fressen, er ist für die Ewigkeit gepolstert; aber ich wette, das Haupt des Lebenden würde erröthen über eine so plumpe Ewigkeit; es hat sich genug unter seinen antiken Ebenbildern umgesehen, um lieber stolz auf Alles zu verzichten, als es dem glatten Lorbeerblatte nicht zu gönnen, von leichtem Morgenhauch bewegt ihm frisch und frei die Schläfe zu kühlen.

Auch das Postament wird sich dann bequemen, ihn auf einem höhern und minder breiten Rücken in die Höhe zu tragen. Wirklich verjüngt sich dasselbe, wie es dasteht, nicht genug nach oben und die schmalere Bildsäule hebt sich störend und zu wenig motivirt aus der breiten Fläche empor.

Die schöne Arbeit am Postament und Säule darf Niemand verkennen, wenn es auch der Gipfel der Vollendung gewesen wäre, den Erzguß nicht erst noch ciseliren zu müssen.

Thorwaldsen aber ist und bleibt der große, wenn man will, der größte plastische Künstler der Gegenwart, ja eben der mißlungene Schiller vindicirt ihm seine wahren Rechte gegen falsche Anmuthungen. Dem modernen Leben ist und bleibt die Plastik feind. Hat diese Kunst an dem einfach in sich gesättigten Naturcharakter der Erscheinung ihren Vorwurf, ist die reine nackte Existenz, so weit sie in ihrem unvermittelten Bestehen Geist und Fleisch, Seele und Leib in ruhiger, ungebrochener Einheit darstellt, das Element der Plastik, so kann sie sich nur solche Stoffe wählen, welche vom Hause aus dem jungen Leben der antiken Welt verwandt sind. Die äußere, leibliche Erscheinung muß voll und rund genug sein um ohne weitere Prätensionen und Bedürfnisse sich selbst genug darstellen zu können. Geist darf nur so viel vorausgesetzt werden,

als die Leiblichkeit in ihren ſtillen und bewegten Formen in ſich aufzunehmen vermag. An dem Erz- und Marmorbilde ſoll Alles ſprechen, ſoll Alles zum Ausdruck deſſelben Exiſtenzialcharakters dienen: Züge, Stellung, Gewandung, Alles ſoll nicht weniger, aber ja auch nicht mehr ſein als weſentliche, naturgemäße Erſcheinungsform. Der ganze Charakter muß in dieſer äußern Exiſtenz aufgehen, und die bildende Kunſt muß in der Darſtellung dieſer äußern Exiſtenz uns den ganzen Charakter ungetheilt, unverwiſcht mit einem Blicke ſchauen laſſen. Das Auge darf nichts vermiſſen, nichts Ungewöhnliches ſich erſt zurecht legen, nichts Erforderliches erſt ſuppliren müſſen. Darum iſt vorzugsweiſe die einfache, nackte Naturſchönheit Gegenſtand einer ſich ſelbſt verſtehenden Plaſtik. Darum ſucht ſie ſich aus den Kreiſen des Menſchenlebens abſonderlich die volle blühende Jugend, und die Regionen heraus, in welchen die volle Bedeutung des Lebens in die äußere Erſcheinung gelegt iſt, wo in Kampf und Spiel ſich Muth und Kraft zu harmoniſcher Geſtalt vereinigt.

Die Alten wußten, was ſie wollten. Wenn ſie ſich das äußere Leben der Natur in ihren Götterbildern verkörperten, wenn ſie die vollen Formen des ſchönen Jünglings und des ſchönen Weibes in Erz und Marmor wiedergaben, wenn ſie die Kämpfe der Arena und des Schlachtfelds in ihren ſchönſten und bedeutendſten Momenten zu einer lebensvollen Geſtaltenwelt ſich vereinigten, ſo blieben ſie überall wie immer in den Grenzen ihrer Kunſt und Natur. Und wenn ſie nicht blos von den bewährteſten Siegern im Wettkampf, ſondern weiter von ihren großen Männern und Bürgern ikoniſche Bildſäulen aufſtellten, ſo waren dieſe Figuren alle vom Soldaten bis zum Philoſophen, vom niedrigſten Bürger bis zum König und Kaiſer gymnaſtiſch geübt und gebildet. Selbſt Sokrates verſäumte nie die Paläſtra. Zu der ſo vollendeten Körperform kam nun das heimiſche und entſprechende Gewand — ein Umſtand, der allein den ganzen Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt darthut. So hatte die Figur Alles, was zu ihr gehörte, in ihrer einfachen Darſtellung, in ihrer natürlichen Erſcheinung durfte ſie fixirt werden.

Aber nun unſere ſchwächlichen, ungelenken Glieder, unſere entſetzlichen Fräcke und Kravatten!

Da iſt unſer Schiller, — eine krankhaft gebogene Geſtalt, leidend früh und ſpät, ohne Fülle und Geſundheit. Hat er nicht auch einen Zopf gehabt? und eine Hemdkrauſe, und einen Frack und Hoſen und Stiefel? Freilich, der Schlafrock verdeckte ſie meiſt. Auch unſer Künſtler verdeckte die Ungebühr mit einer Gewandung — halb Hemde, halb Mantel, halb Schlafrock, mit etwas, das dieſem Schiller abſolut fremd iſt, in dem er ſich daher auch ſo ungewohnt und unbequem bewegt. Und doch ſoll an der Bildſäule, wie wir ſagten, Alles zum einfachen Aus-

druck des unmittelbaren Charakters nothwendig gehören. Die Hemdkrause iſt zum Glück nicht vergeſſen.

Auch der dicke Lorbeerkranz drängt ſich unſerer Zeit als eine fremde Zugabe auf. Er iſt etwas für die moderne Figur Ungehöriges, der Lorbeer iſt uns ein exotiſches Gewächſe und der letzte „gekrönte Dichter" gehört uns in die vorſündfluthliche Zeit; das Stürmen und Drängen der Revolution hat die Mummerei verweht. Dem Griechen freilich war die Lorbeerkrone kein gelehrtes Kunſtſymbol — er hätte nicht ſterben können, ohne im Leben wenigſtens einmal ſie auf dem Haupte getragen zu haben.

So iſt nicht Thorwaldſen daran ſchuld, wenn er ſich in allen dieſen Beziehungen nicht im angeſtammten Elemente ſeiner Kunſt befand. Aber auch, was man in der Auffaſſung des Momentes vermißt, liegt außer dem Bereiche der plaſtiſchen Kunſt. Dem Lichtſtrahl, mit dem die neugeborne Idee des Dichters „rollend Auge" durchblitzt, am glühenden aber doch in mildem Glanze brennenden Feuer der Begeiſterung, dem Gottvollen Blick in das Land der überhimmliſchen Geſtalten, wie er ſo ganz beſonders unſerm Schiller eignete, giebt Erz und Marmor keine Stätte.

Gut, daß Thorwaldſen nicht von der modernen Zeit den Stoff zu ſeiner Unſterblichkeit leihen mußte. Er iſt groß geworden am Alterthum, Alexander theilt mit ihm den Lorbeer. Wer will von einem Geiſte fordern, daß er Alles, und gar das Unmögliche vermöge? Und wenn auch andern Meiſtern das Moderne beſſer gelänge, daß es Thorwaldſen nicht gelungen iſt von dem Hoſenlatze Guttenbergs bis zur Hemdkrauſe Schillers — thut ſeinem Ruhme keinen Eintrag, auch wenn ſich noch heute die famöſe Aeußerung eines andern Meiſters in derſelben Kunſt verwirklichen könnte, den ſeine ſüdlichen Erinnerungen das harte Wort ausſprechen ließen: Wenn er Eroberer wäre und nach Stuttgart käme, würde ſeine erſte Sorge ſein, dieſe Bildſäule gewaltſam wegzuräumen. — An den Knütteln der Weingärtner ſollte er eine willige Hülfe finden!! — —

In der That, iſt eine Zeit auch werth, etwas Schönes zu beſitzen und zu genießen, welche ſo widerſtrebende Elemente gegen Idee und Kunſt in ihren Eingeweiden trägt? Erſt hat man auf außerordentlichen Wegen die Mittel dazu zuſammenzubetteln, dann muß man eine fremde Kunſt aus der Fremde zu Dank und Lohn erbitten, und vor Allem weiß man nicht einmal wohin mit dem zufertigenden Werke. Am Ende iſt es fertig, mit Mühe hat es heterogenſtes in ſich vereinigt, da kommt die fromme Barbarei und wehrt der Kunſt den Eintritt in's Heiligthum. Ja wohl, Gottlob, daß er doch einmal ſteht! — ſei es ſelbſt in Stuttgart, dem qualvollſten Orte für Schiller, an einem Platz, der nicht mehr Beziehung zu dem Denkmal hat, als der erſte beſte Bäckerladen.....

Aber ein Beiſpiel ſollte die Geſchichte dieſes Monuments gegeben haben; es ſollte lebendig genug die Erforderniſſe, die ideellen und materiellen Bedingungen zu ſolchen Unternehmungen in Erinnerung gebracht haben.

Dieſe Monumentomanie hat einen ſchönen Grund: es iſt die dankbare Anerkennung geſchichtlicher Größen, welche ſich gern und mit vollem Recht in leöendigſter, dauerndſter Weiſe darſtellen will. Es iſt freilich ein Zeichen dafür, daß der Sinn für's Große und Hohe und Schöne noch nicht erloſchen iſt, und in ſofern iſt ſo viel Liebe und Arbeit zu preißen. Aber man bedenke doch immer auch die Mittel zum Zwecke. Man projektire und beſtelle nicht Denkmale in den Tag hinein, ohne vorher zu wiſſen, wo ihr paſſender Platz iſt, wie viel darauf verwendet werden kann und zumeiſt, ob ein Monument ſelber am Platze iſt. Wenn die Kunſt in ihren Denkmalen lediglich durch harmoniſche Verſchmelzung von Idee und Erſcheinung, durch Darſtellung der Schönheit ihre Aufgabe löſen kann, ſo nothzüchtige man ſie nicht zu einer Baſtardgeburt, die weder der Idee noch der Wirklichkeit genügt. Nur das Schöne ſei ein Gegenſtand der ſchönen Kunſt. Alſo wohl das edle Haupt Schillers mit ſeinen majeſtätiſch-markigen Formen, in denen es ſich wahrhaft antik heraus wölbt, aber nicht der unförmliche, ſchwächliche, gebückte Leib des kränklichen Mannes, dem keine ärztliche und keine bildende Kunſt aufhelfen kann. Man hätte ſich mit Danneckers herrlicher Büſte begnügen können und ſollen. So wird, um eines andern Planes zu gedenken, J. Paul in ſeiner hausbackenen, philiſterhaften Erſcheinung niemals der Vorwurf eines plaſtiſchen Monumentes ſein können, ſelbſt in der Büſte wird das volle Geſicht mit ſeinem grauſen Backenbart niemals ahnen laſſen, wie viel Seele und Geiſt aus dieſem erloſchenen Auge geblickt hat. Und bei allen modernen Figuren, ſeien ſie ſonſt wie ſie wollen, iſt jedenfalls die Kleidung abſolut unſchön, alſo der künſtleriſchen Darſtellung feindlich; greift der verzweifelnde Künſtler dafür zum antiken, oder will er gar Altes und Modernes in Einem bringen, ſo wird es barock auf alle Fälle ungehörig, fremd, unbequem, kalt und leblos. Darum laſſe man das.

Ganz begreiflich bildet die kriegeriſche Erſcheinung noch jetzt den geeignetſten Vorwurf für die Plaſtik und ein genialer Künſtler findet in der Martialität der Züge, in der Kühnheit der Stellung, in der Kraft der Formen, in der hier natürlichen Draperie des Mantels Stoff genug für ein ſchaubares Gebilde.

Aber Männer des Friedens, des Geiſtes, der Innerlichkeit, wollen ſich auf die Repräſentation in der Büſte beſchränkt wiſſen. Eine rein geiſtige Bethätigung macht keine weitern Anſprüche als höchſtens auf einen bequemen Schlafrock im Studierzimmer, für das weitere und öffent-

liche Leben versorgt ihn derselbe Schneider mit denselben Mitteln wie jedermann. Ganz abgesehen von der Kostümirung muß für einen Geist, dessen Beruf der Dienst am reinen Geiste selber ist, jede Attitude eine rein zufällige, nichtsbesagende sein. Guttenberg hat die Buchdruckerkunst erfunden — keine Stellung kann diesen idealen Fund versinnlichen. Schiller hat den Deutschen ihre schönsten Dramen gedichtet — ob auf dem Spaziergang, ob am Arbeitstische, ob er sie selber schrieb oder diktirte, ob im Schlafrock oder Regenmantel —. Alles das ist einerlei, rein zufällig für die Idee, die wir von ihm als unserm größten dramatischen Dichter haben. Die Idee des eben ein Ideal producirenden Dichters ist der Plastik unausdrückbar.

Hätte man das bedacht, so würde man schwerlich auf den Einfall eines solchen Denkmals gekommen sein. Man hätte vielleicht dafür zu einer wohlthätigen Schillers-Stiftung gesammelt? Hoffentlich nicht. Der Kunst soll ihr Recht bleiben. „Was ist aller Vortheil so oder anders ernährter, oder unterwiesener Armen gegen die Himmelsbeute, wenn an einer kräftigen Jünglingsseele im Unsterblichkeitstempel, wie in einer lauen Frühlingsnacht alle Knospen aufbrechen und duftend auffahren, wenn die Statüe eines großen Menschen mit Memnonstönen ein großes Herz anspricht und erweckt und es zurechtweiset für ein langes Leben; — und wenn ein Sonntag sechs Wochentage bestimmt und heiligt?" — So J. Paul in seinem Aufsatze über Luthers Denkmal, wo er dem Schauspielhause, „das beinahe das einzige Olympia, Forum, Ober- und Unterhaus ist, das uns zu einem Volke für Eine Flamme sammelt und verdichtet" — die Mission zutheilt, „das schönste deutsche Pantheon zu werden, wo die Nation ihre Unsterblichen thronen und zurückglänzen, und ihre Opferflammen zu Einem Feuer und in einen Himmel steigen sieht."

Auch die Griechen haben ihre Statuen nicht nur so auf freie Plätze gestellt, sondern in und vor ihre Gymnasien, Kurien und Tempel. Am allerwenigsten ist in Deutschland, wo so wenig Oeffentlichkeit ist, der Markt ein würdiger Platz für solche Denkmale. Da ist es die Idee der Walhalla, welche unwillkürlich für sich einnimmt. Ein Ehrentempel thut uns Noth in deutschem Land, in deutscher Form für unsere deutschen Männer. Da mögen die mit Gold und Lorbeer gekrönten Häupter zur Zierde ihres Vaterlandes in angemessener Form und Umgebung dem bewundernden Blicke offen stehen, da werde der schöne Kultus des Genius gefeiert. Und könnte nicht jede bedeutendere Stadt einen solchen Unsterblichkeitstempel gründen, um darin das Göttlich-Schöne und Große zu verehren, und dem deutschen Genius seine unschuldigen, aber schuldigen Opfer zu bringen? So lange wir aber diese mehr oder weniger vermissen lassenden Denkmale zerstreut, vereinzelt, an unpassenden Orten,

in der Oede öffentlicher Plätze erstehen sehen müssen, mögen wir es wohl mit J. Paul erbärmlich finden, daß man so viel köstliches Geld zu Verewigungen verschwendet, zu theuren Statuen, die man anderswo — in Arabien, in Eisländern, in bremischen Bleikellern und in den syrakusischen Katakomben umsonst haben könnte; wenn man, da es doch keine ähnlichere Statue von einem Menschen giebt, als er selber, nämlich seinen Leib, jeden Unsterblichen, wo nicht einbalsamirt aufstellen könnte, doch ausgebälgt.....

H. M—z.

Hanseatische Briefe.

3.

Wie beim Thurmbau zu Babel dem Maurer das Beil, dem Zimmermann aber die Kelle gereicht ward, so im hanseatischen Kleeblatt. Männer, voll Kraft, Willen und Arbeitslust, welche das morsche Gebäu der kleinen Duodezstaaten erhalten und renoviren, werden zum Theil mit geronnener, höchstens überzuckerter Setzmilch gefüttert; alte, vergreisete Hypochondristen, verrostet im gewöhnlichen Handwerksschlendrian, essen das Beafsteak des Staats. Jahrhunderte lang schon hängen und flattern um Bremen und Lübeck nur oberflächlich abgestöberte Spinneweben; die französische Epoche ging spurlos über den kahlen Scheitel der Hansa. Sie lernte nichts, sie vergaß nichts, wie Napoleon sagt. Wurmzerfressne Privatintriguen unterwühlen wohl maulwurfsartig und geschäftig das alte republikanische Rolandsbild, aber sie stürzen den Roland niemals herab, weil unter der schweren Steinmasse ihr — Maulwurf zuerst verendete. Glauben Sie mir, der Hanseatische Maulwurf ist ein gar pfiffiges Thierchen, geht kreuz und quer durchs aufgelockerte Erdreich und knusperte immer am Wurzelgefaser der republikanischen Buche, bis sie verkrüppelte, die Zweige verdorrten, die Blätter, wie's Lübeckische Stadtrecht und Archiv, vergilbten. Unentdeckt in der Zoologie trägt er den Namen „Nepotismus," wird gezähmt und mit Zwiebackskrumen am Theetisch jener Coterien gefüttert, deren der Schluß meines vorigen Briefes gedachte.

In hoher, hanseatischer Coterie, in hanseatischer Crême will oder kennt man den Umgang mit Menschen nicht; man verlangt dort und nirgends so evident als in Bremen, daß man reich, hanseatisch-geschult, etwas Reelles geworden, Schwiegersohn eines Senators, Compagnon einer soliden Handlungsfirma, von altbremischen Begriffen sei, um

in die bremiſchen, ſieben Himmel zu treten. Wie oft habe ich dich, du armer Knigge, bedauert, der du am Umgang mit Menſchen laborirteſt und im Dom der intoleranteſten, deutſchen Stadt den ewigen Schlaf ſchläfſt, in einer Stadt, wo Böotismus und dummer Geldſtolz republikaniſcher Pygmäen, tabaksduftend und falſches Geldſtück am Krämertiſch, jede innige Beziehung nicht nur zu Deutſchland, ſondern ſogar zum unabhängig, individuell ausgeſtalteten, ſich an den Zuſtänden unſrer Tage aufrankenden Menſchen völlig verpönt. Bremen reſpectirt ſeine nepotiſchen Maulwurfingenieurs noch mit heiliger Scheu, mehr als Lübeck; es bückt ſich vor Herren und Bürgern, die es als große und kleine bezeichnet, es ißt Pinkeln und ſchwarzes, nur im Bremiſchen Magen verdauliches Brod; als Pharibanum aber ſchon von Ptolemäus, dem Geographen, unter den vierundneunzig germaniſchen Städten genannt, älter als germaniſche Bildung, kümmert es ſich wenig um Deutſchland, ſteigt von einem Jahrhundert in's andere und ſchließt ſeine Handelsbilanzen; Alles was alt und in Bremen als herkömmlich gemünzt ward, hält Bremen für gut und Bremen's hausbackener Nepotismus iſt auch alt. Wahrlich, ich kenne in Bremen auch keine juriſtiſche Sinecurenpfründe, deren Beſitzer nicht ſchnell zum Stammbaum der alten Familien oder zum ariſtokratiſchen Hochzeitsbett reducirt werden könnte; ich habe allen Reſpect vor der bremiſchen Advokatur. Obwohl nun Lübeck in keinem Bezuge mit der froſchkalten Stadt an phlegmatiſcher Weſer ſo ſehr als im Cultur- und inneres Staatsleben ſelbſtſchänderiſch zerrüttenden Nepotismus ſympathiſirt, ſo kehrt er ſich hier doch unendlich humaner, viel ängſtlicher, verzeihlicher, graziöſer heraus, während er dort ſo plump, ſo grob und echtbremiſch, auf Geld ſich ſtemmend, ſo unbeholfen, wie der Grundtypus des bremiſchen Characters, im ſuffiſanten Gefühl ſeines herkömmlichen Rechts über den Marktplatz am lichten Mittage ſtolpert und Rottenmeiſter beſchwört. Hamburg vom nepotiſchen Unfug freizureden, wäre wahrlich zu viel; nur durch den Poſilipp vielſeitig ableitender Intereſſen rettet er ſich aus ſchäumender Oeffentlichkeit in verhängte Familienzimmer und ſpielt von dort prismatiſch in grellen Farben herüber zum entſetzlichen, durch ihn garantirten, auf ſeiner Scholle wurzelnden Advokatenrigorismus, polypenarmig leider auch Hamburgs freieres Streben umſchlängelnd, Hamburgs Republik, durch Annäherung zur Gegenwart und deren Bedürfniß die beſte in hanſeatiſcher Trias.

Ein dem rohen, geiſtig todten Materialismus eng aſſociirter Nepotismus wurde zur Haupturſache, daß nirgends — nirgends in Deutſchland dem jungen, ſtrebſamen Manne ohne Contanten und Familienvehikel, falls er nicht hanſeatiſch-ſtereotypirt, ein hausbackner Brodmenſch und auf Vorurtheile des verdrehten Hanſapatriotismus

gepfropft iſt, ein ſo coloſſaler und niederdrückender Nebelpopanz über die hoffnungsſchwangere Bruſt ſchlägt, als in der Hanſa. Erfüllt noch vom akademiſchen Lebensbegriff, muß er gar ängſtlich all die „guten Familien zu Freunden halten;“ denn — was gälte er jung und auch kenntnißreich ohne Geld, ohne Protection in Bremen und Lübeck? In Monarchien iſt Protection von Nöthen und wenigſtens verzeihlich, in Republiken, in kleinen, leicht überſchaulichen Staaten lullt ſie die innere Strebſamkeit immer in Schlaf. Lebend in Plänen für Wiſſenſchaft und Zukunft muß der noch junge, überſprudelnde Enthuſiaſt hier der reſp. Frau Bürgermeiſterin Stadtſalbadereien pünktlich berichten, dort, wenn er unglücklicher Weiſe Candidatus ehrw. Miniſterii iſt, der Frau Senatorin ſeine Stickmuſter zeichnen, muß mit Handelsherrn, durch Familienverflechtung auf Staat und Aemter von Einfluß, Wiſſenſchaft, literariſche Wirkſamkeit nur nach dem Brode taxirend, über Wallfiſchthran, ruſſiſche Formlichter, Zucker- und Kaffeepreiſe ſich langweilen, ſich drücken und einlullen im Eiſapopeia des Alltags, ein reiches hanſeatiſches Mädchen, wie es die vorſichtige Coterie ihm gnädig entgegenſchiebt, blindlings heirathend, in all den kleinen Kabalen, Familienintriguen und Reactionen ſich vergraben, oder, was ſelten geſchieht die unerträglichen Bande rückſichtslos zerreißend, verkannt, zurückgeſetzt, excommunicirt aus dicker Nebelbetäubung hervorgehn. Weh dem Armen, wenn man im Himmel des bigotten Bremens ſich zuflüſtert, wie er Nachts wohl über die Straße, aber ſehr wenig zur Kirche geht, wenn er ſogar auf Belial, auf Rationalismus, auf Hegel'ſche Philoſophie das Fundament ſeiner Grundſätze baut, das Theater „dem Kirchenboten“ vorzieht, und Goethe ſtudirt, dem eine Kanzel in Bremen noch dann und wann ihr ſchäumendes Gift entgegenſchnaubt; oder — wenn ein Stabiler Lübecks gewittert, wie er das non plus ultra irdiſcher Weisheit bekrittelt, Liberalismus und Deutſchland dem Abſolutismus der Hanſa einſchmuggeln möchte, wenn er vom Herzen ſpricht, wo er gerade zu heucheln müßte, ſei es Bigotterie oder Schlangenſchmiegſamkeit in der Dictatur des Kaufmanns, das Eingehen und Verkommen im nüchternen Alltagsbegriff. In die Fußtapfen des Anteceſſors regelrecht oder durch Familie illegal vorgeſchoben, blickt ein beamteter Kaufmann gar ſuffiſant auf den jungen, ſich bückenden Dr. utrq. jur., wenn dieſer nichts weiter iſt, als Doctor ohne lebenslängliches Amt und Brod; ein Handwerksmann, Krämer, den bürgerliche Pflicht zum Diacon, Klingbeutelträger der Kirche beſtallt, der bei Kanzelvacanzen — während im freien Lübeck die ganze, republikaniſche Gemeinde durch Nichts repräſentirt wird — ſein, nur zu oft durch Myſterien eingenommenes Votum darreicht, dünkt ſich, umflattert von theologiſchen Bittſtellern, Markſtein der Theologie; eine Behörde,

controlirend die Straßenbettelei und Straßenreinigung ꝛc. ꝛc. reſpectiren Lübecks Aerzte als Medicinalbehörde ... kurz, wo nur die Wiſſenſchaft, der freilich nur einſeitig das brodwiſſenſchaftliche Handwerk angehört, auftaucht, ſind ihr dreifache Ketten um die Glieder geſchnürt. Daher hat ſie allmählig im Hanſakreis ihre innere, leuchtende Hemiſphäre verdunkelt, ſich aller Schwungkraft meiſtens begeben und die Alltäglichkeit aufgeſucht. Sie konnte nicht anders. Sie fröhnt dem Gewöhnlichen, um nicht von myſtiſcher Kabale, deren Lübeck und Bremen ohn' Ende hat, heimlich zerquetſcht und umringelt zu werden, ohne Ausſicht, ſich auf feſtem Terrain, in Trancheen und hinter Verhauen gegen thebaniſche Finten zu ſichern, ſie ſucht ein Amt, ein Brod, ein ariſtokratiſch-aufgeſtopftes Hochzeitsbett, um dann durch Familiengezweige und Gegenintrigue wenigſtens indirect und egoiſtiſch, wie in Lübeck, zu wirken, da ſie nach offner Wahrheit ohne ſpezifiſches Bürgerthum Unterthan bleibt, Trainknecht des Alltags oder, was ſynonym iſt, des Kaufmanns, der ſich weniger gerade als jeder andere Stand aus kryſtallklarer Lebensquelle die Becher zu füllen vermag, hier, in der Hanſa, die fein iſt vom Anfang bis zum Ende, das ganze Daſein über den Leiſten des Mammons, der Compagnie, Speculation und finanzieller Geldheirath ſchlägt, in Bremen aus übergroßer, dickblütiger Solidität, in Lübeck aus minutiöſem Krämerſinn, verſenkt in die pontiniſchen Sümpfe eines geiſtigen Nihilismus, dem Staate, durch ihn, ſeine Macht und ſeine Mängel bedingt, weit mehr Stickſtoffe als Sauerſtoffgas zuführt. —

Deutſchland achtet nur wenig der Hanſa, weil ſie, Rococco, jedes rein wiſſenſchaftliche, meiſtens auch jedes deutſche und menſchliche Streben im Durchgang durch das in ihr unvermeidlich gewordene, kaufmänniſch-materielle Subſtrat vom hanſeatiſchen Schleim überziehen, vom Nepotismus ertödten läßt, der aus dem Staate die Werdeluſt durch ſich ſelbſt jagt und Mattigkeit einführt, der meiſtens das ſociale Leben in lauter Abſichtlichkeiten, aus denen zuſammengeſetzt der Staat hervorgeht, kläglich zerbröckelt. Die Hanſa ward nicht, ſie war im Entſtehen ſchon undeutſch; — das große, brauſende Hamburg rankt ſich zu hoch und beſinnungslos am materiellen Weltkörper empor, — ſociales Leben, wie der ganze Staat, vom Nepotismus aneinander genäht, verlor in Bremen durch frieſiſche Hartmäuligkeit und holländiſches Phlegma den deutſchen, ſtrebenden Characterzug; — Lübeck's Staatsform verſenkt ſich in feudaliſtiſche Vorzeit. Lübeck's Volk aber, nicht wo es barock als mittelalterlicher Zunftkörper zuſammentritt, dort wo es ſich unſchuldig gehn läßt, auch dort im ſocialen Leben, wohin Nepotismus nicht tödtend dringt, durchadert noch immer ein liebes, deutſches Element, geheimes Sehnen zum Vaterland. Im abgeſtorbe-

nen Bremen giebt es kein Volksfeſt, Lübeck feiert die flimmernden Weihnachtstage, als herzliches, lautes Volksfeſt, die alte Stadt zieht lachend mit Mann und Weib und Kind heraus in den Mai zum Schießen der Kloſter- und Waiſenkinder nach altdeutſcher Art; Bremen ſtagnirt in der eignen, aufgedunſenen Maſſe, Lübeck — aber ich rede vom Staat nicht — wird noch zuweilen mit deutſchem Feuer durchgluthet und wieder erwarmt in der höchſten Noth. Bremen iſt nichts als unverdaulicher Pudding, aus moorigem Calvinismus, aus holländiſchem Mynher-Phlegma und Egoismus zuſammengerührt, in hanſeatiſcher Sauce; ſociales Leben voll Geiſtesnahrung kennt es durchaus nicht, Lübeckiſche Gaſtfreundſchaft übt es nicht, zerſplittert in lauter Familien, die nach patriarchaliſcher Sitte jene ennuyanten „Kindertage," jene zarten Anfänge des bremiſch-knorrigen Nepotismus abhalten, ſieht es im Fremdling den Uneingeweihten, den ſpionirenden Lauſcher und verſauert ſo lieblich in ſich. Ja, Bremen verſauert, weil es von deutſchen Lebenselementen der Gegenwart weder ein Etwas in Activität herauskehrt, noch in Paſſivität nur aufnimmt, weil es der mehr und mehr erſtarkenden Kraft unſrer deutſchen Literatur, dem Sichverſenken dieſer modernen Nacht in alle und jedwede Fächer des Nationallebens die Thore der Stadt verſchließt, weil Bremen es ruchlos nennt in ſeiner materiellen Fülle, den ſtrotzenden, bremiſchen Leichnam öffentlich bloßzuſtellen und drüber die Geißel zu ſchwingen. Nach bremiſchem Begriffe müßte die Literatur, bevor ſie über's Weichbild in die „geſcheuerte Stadt" ſteigt, bei Magnificis ſubmitteſt ſuppliciren und, ehe ſie laut wird, von einer Gartenſcheere der als liberal berühmten Bremer Cenſur buchsbaumartig geſtutzt ſein. Unbeſtreitbar hat Bremen viele, ja ſehr viele Patrioten, die — alles beim Alten wünſchen; aber ſie lieben ihr Bremen doch nicht, weil es Bremen iſt, ſondern weil ſie Bremen ſind, es wurden aus krankhafter Quelle eines bremiſchen Nepotismus, der jeden, falls er nur bremiſch, aber beileibe nicht deutſch oder menſchlich iſt, bis zum höchſtſeligen Ende fütternd, einen Bremer Patriotismus i. e. die unverwüſtliche Liebe zum Alten gebiert, welches der bremiſchen Vollblutrace die fetteſten Biſſen gradewegs in den Mund ſchiebt, das aber, wie das Tragen am ſchweren, eingeböckeltem Leichnam, die Schwäche der Phantaſie, ein halber Fatalismus, der Mangel an Rührigkeit, der grobgeſchrotete Geld- und Handelsſtolz, und ſtupender Materialismus der freien Hanſeſtadt Bremen jedes Anrecht auf Deutſchland entzogen hat. Und, ſehen Sie nur, Bremen wirft ſich ſtolz in die Bruſt und redet im bleiſchweren, ſcharrenden, Bremer Jargon: „Handeln wir etwa nicht mehr nach Havannah und New-York und Bahia? Schicken wir unſre Schiffe nicht mehr auf Speculation zum Grönländer Wallfiſchfang? Mit Auswanderern nach Amerika? Gilt die Cigarre Bremer Fabrik nicht

mehr für fine yellow? Hat das glückliche Bremen nicht Pinkeln und Zucker und Kaffee und Wein aus der erſten Hand? Amuſiren wir uns nicht des Sonntags in Leſum, Blumenthal, Vegeſack? Wackelt der ſteinerne Roland etwa und unſer Senat auf altbremiſchem Poſtament? Bah! Was kümmert ſich Bremen, ſo lange noch alles beim Alten iſt, um's neuernde Deutſchland?" So ſpricht, denkt und darnach handelt dies Bremen, der ſtrotzende Leichnam. Ich kenne in Bremen wohl achtungswerthe, liebe und geiſtreiche Männer, aber ſie, verſchwindend unter der Maſſe, kommen hier in keinen Betracht, ſeufzen ja ſelbſt unter dem Klumpfuß des bremiſchen Grundcharacters und werden, wenn auch nur in der Stille des Gedankens, die Wahrheit meiner uneingenommenen Worte beſiegeln, in ihrer Bruſt wird es traurig nachklingen, wenn ich heraus in die Gaue des Vaterlandes rufe: „Im bremiſchen ſtarb der deutſche Character!" hinzuſetzend: Giftiger Nepotismus, tödtend den Geiſt und den Fortſchritt, verderbend, in hausbacknes Privatintereſſe zerſetzend den reinen, ſynthetiſchen Staatsbegriff, tropft in faſt alle Hirnkammern bremiſcher Geſellſchaft. Getreu dem Sprichwort: exempla sunt odiosa, ich meine, haſſend das Perſonelle, wenn es zur Denunciation führen könnte, gebe ich Ihnen nur ein generelles Bild aus bremiſchem Lebensſchlendrian. Herr M., Zweig einer großen Familie und anſehnlicher Handelsherr, ſieht die Roſen der Tochter verblühn, einer Tochter, deren reiche Ausſteuer längſt ſchon in holländiſcher Leinwand fertig iſt. Kein Freier beißt an. Aber endlich. Auf der Georgia Auguſta hat über Pandecten ein bremiſcher Jüngling geſchwitzt, kehrt als gemachter Dr. utr. jur. zur durchnebelten Heimath zurück. Kein Exaltado, kein Republikaner, nichts als Juriſt à la Heise lebt er ſolide und bremiſch. Die große Advokatur ſchöpft ihm das Fett von der Suppe; der Arme, von magern Begriffen, verzweifelt und greift zum Rettungsanker der Convenienzheirath. Man zeigt ihm durch dritte, vierte Hand, wo ihm die holde Wunderblume des Glücks blüht. Glied einer großen Familie und was immer daran hängt zu werden ... welch' eine Wonne!! Jene Familie, bedingend, daß er ſich ihr durch die abgeblühte Tochter des Hrn. M. aſſociire, gräbt herab nach Brod in's Erdreich des Republikanismus, die Schwiegermutter, fore ut, ſtopft geſchäftig am Hochzeitsbett, der Vater u. ſ. w. am Secretäriat. So avancirt zum bremiſchen Himmel, wer das Unglück gehabt, dort nicht geboren zu ſein; wer aber dort in der Höhe den bremiſch-bleiernen Horizont erblickt, der pflückt die Hesperidenäpfel des bremiſchen Staates und ſchlürft den bremiſchen Nectar, kredenzt von der bremiſchen Hebe, in goldenen Schaalen. Auch behauptet er friſch weg, Bremen ſei glücklich sub umbra des ariſtokratiſchen Senats, weil, wie ſchon oben bemerkt, er Bremen vorſtellt .... der andre, der

Arme, dient dem ſchweren Pantoffel, dem Geldſack und der Familie ſeiner Gattin, die ihm, wie eine beleidigte Baucis einſt in meiner Gegenwart ihrem Philemon, zurufen mag: „Hab ich dich nicht erſt zum Mann gemacht?" — Ja wohl. Solche einzelne Züge ſind, Sie werden es geſtehen, für des bremiſchen Characters Totalität von großer Bedeutung.

Höchſt beachtungswerth ſtellt es ſich ferner dar, daß eben, in hausbackner Plumpheit, das weibliche Bremen — nach dem Zerplatzen der ſchillernden Seifenblaſe nur zu oft trüber, pietiſtiſcher Waſſertropfen, ohne aufdämmernde Ahnung höherer Weiblichkeit als Kochkunſt und Kinderzucht, mehr als der Mann dort dem gefräßigen Nepotismus neue Hülfs- und Nahrungsmittel zuführt; während in Lübeck — was aus der ſchwankenden Lage dieſer Stadt herſtammen mag — wieder die Männer im Materialismus und Brodhunger für's kommende, ungeſicherte Geſchlecht eine Frauenwelt hoch überſtürzen, deren zum Theil poetiſche, echt weibliche Lebensanſchauung hier um ſo größere Anerkennung verdient, da ſie meiſtens in Lübeck der äußern Anregung, der uneingezwängten Bewegung gänzlich ermangelt. Lübecks Weib, Schiller's ſchöne Worte bewahrheitend, möchte ich Lübecks Genius nennen, der auch zuweilen den Männerblick durch grauumwölkten Alltagshorizont emporführt zur Bläue rein menſchlichen Aethers. Und wäre dies nicht eben erhabenſte Beſtimmung des weiblichen Geiſtes? — Fern von jenem Enthuſiasmus, der alles in Proſa hüllt, darf ich demungeachtet verſichern, daß Lübeck, beraubt ſeiner Frauen und Mädchen eigenthümlichen Geiſtes, ganz — bremiſch würde, daß hier noch das weibliche Geſchlecht die zarte, reine Regung der Poeſie und des deutſchen Characters zum Heil und Frommen der im lübeck'ſchen Alltag ſich verlaufenden Männer bald da, bald dort mahnend durchklingen läßt, daß Lübeck's Weib höher als Bremen's geſchniegelte, außen und innen, abgeſtorbene Holzpuppe, hoch über Hamburgs meiſtens im äußerlichen Modeconverſationsflitter zerflatterndem Weibe ſteht. Treten Sie nur in Bremiſche Zirkel . . . vielleicht ſehn Sie ein zwanzigjähriges, aufgedonnertes Jüngferchen mit Papa und ſeinen Genoſſen, als Mann in der Noth, ihr Boſton, Whiſt gelaſſen abſtecken; wohl hören Sie hinter der Theekanne klatſchen, über Küchenzettel und Kinderzucht den langen, lieben Abend hin und her radebrechen, ſehn Convenienzheirathen und Strümpfe in's Leben treten; aber erwarten Sie keinen klaren Gedanken, kein alkoholhaltiges Wort, hervorgehend aus dem immer bewegten Munde des bremiſchen Weibes, deſſen Vaterſtadt für Anſtalten zur weiblichen Schulbildung demungeachtet beſſer als Lübeck ſorgt, wo nur ein Inſtitut dieſer Art, jenes des Herrn Meyer Beachtung verdient. Aber Lübecks Weib bildet ſich ſelbſt fort im Durchgang durch's Leben, es denkt,

empfindet und incarnirt sein Denken und sein Empfinden; in Bremen wirft es dagegen mit dem Schulsack und Flügelkleide der Jugend auch jede Fortbildung ab, es vegetirt nur und schleppt sich auf großem bremischen Fuße, plump und schwerfällig, geistig und körperlich, über die Straße, durchs Leben. Hinter schlechten Zähnen in meistens zu großem Munde lagert die spitze, stets schlagfertige Zunge; die Nase ist breit und platt, der weiße Teint ohne Glanz und poetische Färbung, die Taille zu plump, die Hüfte zu hoch; im sanguinischen Mattblau des Auges gähnt, ich weiß hier kein anderes Wort, der geistige Nihilismus; leuchtende Gedanken, aufwallende Gefühlslohe reflectirt nicht leicht auf dieser gehaltlosen, wäßrigen Fläche, während im dunklen, glanzdurchwobenen Augenblau der Lübeckerin intensive, stille Tiefe, Lebensgluth und Liebesfähigkeit leuchtet, nachstrebend jener tönenden, historischen Poesie, die im Schmelz des blauenden Sommerabends sogern die Thürme und Giebel ihrer alternden Vaterstadt küßt. Lübeck's Weib ruht aus an der Brust der Töne, im Arm der weich empfindenden Poesie und einer ihr nah verwandten, empfindelnden Mystik; die Bremerin legt sich strotzende Korpulenz und jene erbärmliche Pietisterei zu, deren Grundstoff ein lächerliches, ewiges Nichts, die Aufgeblasenheit todter Materie, deren Folge totale Verfinsterung jedes reinen Gedankens wird. Im phlegmatischen Torfmoor des bremischen Charakters gedeiht weder die Exotere verlangender Sinnlichkeit — ohne daß dadurch im Superlativ und Geheimen der Sittlichkeitsbegriff befleckt, wohl, wie in andern Städten, Lüderlichkeit, Unzucht und Demoralisation gewaltsam herausgelockt würde, entbehrt, gar einzig in seiner Art und bezeichnend für's innere Leben der Stadt, dieses froschblütige Bremen jedes sanctionirten Tempels der Venus vulgivaga — noch ersprießt das duftige Röslein reiner Liebe im Herzen der Bremerin, da sie, gewohnt, die Ehe nur als Versorgungs- und Assekuranzanstalt ihres Vermögens, den künftigen Mann nach der Firma und der Familie, dem Geldsack und Doctordiplom zu betrachten, vor ihrem 20sten bis 23sten Jahre fast nie im Hochzeitsbette bremischer Convenienz überwältigt, selten vom Fahrgleis breitspuriger Alltäglichkeit weicht und wohl gewissenhaft ihr Gelübde ehelicher Treue, aber in dumpfer Gefühls- und Liebesarmuth bewahrt; — anders, ganz anders ist es in Lübeck und bitte ich Lübeck's Damen recht sehr um Entschuldigung, wenn ich etwa im Eifer von ihnen ein bischen indiskret rede. Bremen hat keine Sappho; aber in Lübeck blüht manche Laura im Stillen, deren Character, fiel sie, wie zu oft, der Convenienzheirath und dem damit indirect verbündeten Nepotismus zum Opfer, um so schneller liebenswürdigen Chamäleonismus, ein interessantes Unbefriedigtsein entwickelt, je weniger sie sich in's verpallisadirte Lübecker Gemüth ihres ma-

terialiſtiſchen Gatten zu finden vermag. Lübecks Weib — Ausnahmen bedingt hier wie in Bremen die Regel — verlangt noch mehr als das engumfriedete, egoiſtiſche, feudaliſtiſche Lübeck, es kümmert ſich nicht ausſchließlich um ruſſiſchen Talg, es fühlt noch Sehnen zum großen Vaterland, es electriſirt noch mitunter durch in der Stille des weiblichen Geiſtes gezeitigte Pläne und ſchmiegſame Worte das practiſche Tichten und Trachten der Männer und hebt ſie über Cyclopenmauern des diminutiven Staates empor; eben das Weib ſchürt jene glimmende Kohle deutſchen Characters, den Bremen verlor, weil ſein Weib ihn nicht kannte, der hier ſelbſt im Wuſte des Mittelalters, unter bleiernen Handelsintereſſen niemals durchweg zu Grunde gehen kann und bremiſch auszuarten vermag, ſo lange noch Lübeck's Frauen in Lübeck Deutſchland vermitteln. Wo es ſich möglichſt frei zu entwickeln vermag, trägt Lübeck's Weib grunddeutſchen Character; durch ſtille Beſtrebung bewahrt es zum Theil auch den Männern deutſche Züge, müſſen ſie auch vom Schleim der Hanſa, vom verrenkten Republikanismus und erdigem Materialismus erſt durch chemiſche Reagenzien abgelöſ't werden, muß auch der ſtrebende umſichtige Deutſche dualiſtiſche Kämpfe mit ſeinem Gegner, dem ſtarren, ſtabilen Lübecker beſtehen ... ſiegt jener im glücklichen Momente, dann ſehen wir einen jetzt vielzweigigen Privatclubb, die wahrhaft patriotiſch und univerſell das Gemeinweſen ernſt in's Auge faſſende „Geſellſchaft zur Beförderung der Gemeinnützigkeit," die Retterhand des lübeckiſchen Staates im Stagnum der Vorzeit, den Hebel des pulſirenden Fortſchritts und Deutſchthums in der freien Hanſeſtadt hervorgehn, erſtarkend in funfzig Jahren zur herrlichſten, ſtolzen Eiche, organiſch und ſegensreich wirkend, bald im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, bald für Localintereſſen in jeder nur edlen Beziehung; — triumphirt dagegen das lübeckiſche Princip, o, dann beharrt man in zahlloſen Bocksbeuteleien auf lübeckiſchem Poſtament, bei privilegirten Hetzjagden ehrſamer Schneider, worin eine Zunft, die ſonſt ja den Haſen fürchtet, arme Nähgriſetten unerbittlich zu Paaren treibt, bei „Morgenſprachen," wodurch jede Innung ihre grauen, althergebrachten Gerechtſame jährlich beſiegelt, kurz im grotesken Schildbürgerthum früherer Jahrhunderte, o, dann fröhnt man dort, wohin kein Weib zureichen und zu mildern vermag, im Staat einem längſt verroſteten Mechanismus, einem pedantiſchen Juriſtentröbel, in der Familienſocieté dem Nepotenunfug, der freilich, wie ſchon einmal bemerkt, hier abgedämpfter als an der Weſer erſcheint, mehr im Geheimen gräbt, als offenbar Maulwurfsberge emporſchiebt; denn weil hier das Weib ihn nicht, wie in Bremen, durch Activität befördert, ſeine ſaure Frucht, die Convenienzheirath, nur in Paſſivität annehmen muß, vermag er nicht als Gorgonenhaupt alle ſocialen Zuſtände zu verſteinern, wodurch

er ja eben am Weſerſtrande ſo widerlich, ganz Bremen dem Fremdling ſo unverdaulich wie eine bremiſche Pinkel wird.

Aber demungeachtet findet, wer ſucht, die lernäiſche Schlange; ihr Kopf läßt ſich nicht tödten, ſelbſt vom Herkules nicht. Das Avancement durch eine „gute Partie" zum „angenehmen" beamteten Matador iſt der gewöhnliche Lauf, die träge Hoffnung aller Gewöhnlichen, wurden ſie nicht in ariſtokratiſcher Wiege durch Milchbrei herangefüttert, wurde der Knabe nicht ſchon durch gebratene Täubchen beglückt und ſo etwa macadamiſirter Zukunft entgegen geleitet, daß er, ſtudirend die Gottesgelahrtheit als Sohn einer vielvermögenden Weisheit, heimkehrend als Candidatus ehrw. Miniſterii, zur Wahlpredigt die Kanzel zu betreten, ordinirt, und man weiß nicht wie, mit Hintanſetzung aller Candidaten, die nach adamitiſchem Fluch im Schweiß ihres Angeſichts Jahre hindurch ſchon pädagogiſche Holzblöcke hackten, und endlich theologiſcher Kühlung und Abendruhe harrten, Paſtor zu werden vermag, da eben für ihn, wie aber gewiß nur Böswilligkeit flüſtert, eine arkadiſche Schäferei, deren Hirte als bran .... nun ja, als brandiges Glied ſchon längſt hätte amputirt werden können, offen, oder richtiger verdeckt bleiben darf; .... nein, ich glaube die Inſinuation nicht, ich ſchwöre bei meinem Barte, denn fragen Sie nur einen Wahlmann, der **rite** Gewählte iſt würdig im Superlativ. Nepotiſche Maulwurfsgräberei gewahrt man zu Lübeck im theologiſchen, wie juriſtiſchen Fache. Schwache Ausartungen, und dünne Ausläufe der hanſeatiſchen **aria cattiva**, wie eines Hohen Diener, z. B. wenn er das niedliche, etwas verbrauchte Folgemädchen eines Collegen zur Frau nimmt, eines für's ganze Leben vorhaltenden Brodes gewiß ſein mag, ſollen bedeckt ſein vom Mantel ewigen Schweigens. Die vom Nepotismus zur Kanzel gebrachte Theologie iſt, weil mit eigenem Schickſal zufrieden, ſchon friedſam; der reiche Capitaliſt aus alter guter Zeit berechnet in Lübeck, es läge dereinſt ſein Geldſack im Gotteskaſten der Theologie weit ſicherer, als in ſchwankender Dampfſpeculation des ſchwankenden Lübecks, deſſen jugendlich aufſtrebende, durch keine mittelalterliche Staatsverfaſſung in ſich gehemmte Rivale Kiel, Wismar, Roſtock und Stettin, um ſo gewaltiger jetzt das baltiſche Handelsmonopol dieſer Stadt desorganiſiren, da alle Verſuche und Aufopferungen Lübecks, um per Eiſenbahn Hamburgs Handelsfluth in Lübecks Ebbe zu leiten, vollkommen geſcheitert ſind. Im Indifferentismus unſerer Zeit iſt Lübecks töchterreichen Vätern der Theolog nicht immer vom Uebel; ſtereotyp freilich und keines ſo großen Aufſchwungs fähig, wie der **Dr. utr. jur.**, der Senator Syndicus, Magnificenz werden darf, iſt er doch ſicher, und ſegnet er einſt das Reich von dieſer Welt, ſo findet die trauernde Gattin in Lübecks Prediger-Witwenkaſſe Troſt und Ver-

sorgung. Schneidender, weit narkotischer, durchwühlt Nepotismus die Eingeweide der Advokatur, greller und strenger in Hamburg und Bremen, als noch in Lübeck, wo ihn die stille Theologie unmerklich zertheilt, ihn, wenn auch nur durch precäre Verhältnisse dazu benutzt, als Abzugscanal dient, ihn zum Theil vom Brennpunct juristischer Abondanz und Amtlichkeit, fern hält. In Bremen und Hamburg reservirt sich, wenn möglich, aristokratische Nobelgarde juristisches, auch wohl medicinisches Studium, schneidet saure Gesichter, wenn ein obscurer Quirite, als Dr. utr. jur. oder med. Visiten macht, läßt sich wohl merken, es möge des Mittelstandes heranwachsende Generation, gelockt und begünstigt durch Stipendien, nur sich der Theologie, Pädagogie, Philosophie widmen. Aber weshalb? Sie errathen es leicht. In Juristerei ertastete Bremen den Hellpunct des Aristokratismus; diesen glaubt es gefährdet, wenn jene Plebejern zu Theil wird; so auch denken die Schwesterstädte, doch Hamburg zum Theil temporirt durch Cosmopolitismus, Lübeck durch Indifferentismus; solcher Gedanke durchschleicht in trüber Färbung die hanseatischen Salons und Coterien, ohne in grämlicher Kränklichkeit aber das Hereindringen vieler Plebejer unter die Pandecten hindern zu können. Wie nirgends florirt die Advocatur und wuchert überwüchsig in hanseatischer Trias; — ich zersetze sie naturgemäß und zur nähern Bezeichnung in aristokratische, und plebejische. Jene stolzirt auf nepotischer Basis in Bremen und Lübeck und knechtet die andere; diese hungert, und lungert in Hamburg, quetscht aus dem Bürgerbeutel das Geld, wie aus Citronen den Saft. Die aristokratische, Suffisance nur zu oft im Antlitz, ist Stammhalter „guter Familien," Senatoren, Magnificenzen verwandt, selbst wohl Senator oder in Anwartschaft auf Fettaugen im juristischen Suppentopf, unter sich verbrüdert, und sympathisirend, sich kennend und stützend; noscitur ex socio; die plebejische steigt gewöhnlich auf Stelzen und schwingt sich durchs Hochzeitsbett zum Himmel des Aristokratismus; andere Gebräuche, andere Gedanken nimmt sie dort an; sie verläugnet die alten Genossen, die Anbläser aller Prozesse, die Heizer des juristischen Molochs, weil sie im Amt ist, zum Richterstuhl steigt. Wie durch Familie und Nepotismus die aristokratische Advocatur emporwandelt, so versinkt die plebejische, wenn ihr die Hoffnunggerötheten Jugendflügel verstauchen, in Ohrenbläserei, in Proceßschmiederei, in ekle Geldgier, der in Bremen und Lübeck nur schwache, in Hamburg gar keine Dämme entgegen gesetzt sind. Erstickend durch nepotische Sympathie und intensiv zerrüttend alle gesunden Keime, droht die große aristokratische der Gesammtheit, dem Staate, die plebejische nur dem Beutel des Bürgers Gefahr; imperatorisch die erste, schleichend, blutsaugender Vampyr die zweite; jene taucht stolz aus der Masse hervor

dieſe wühlt tief in Excremente der Maſſe herab; jene will Dictatur, dieſe nur — Brod! — Hoch über der Hanſa, als höchſte Inſtanz, dem Nepotismus, und der Parteilichkeit unzugänglich, ſchwebt das Oberappellationsgericht für Deutſchlands vier freie Städte; ein ſtarker Juriſt vom alten Schrot und Korn, Heiſe, hat hier den Vorſitz; das „Herr" iſt mit Interdicten belegt; man redet dort gern von erſchrecklichen „— et Conſorten." — Dieſe Conſorten erinnern mich ſtets an die affable Advocatur, an Conſorten und Cohorten der Hanſa. —

Alexander Soltwedel.

---

† Aus Ungarn.

Eugen von Beöthy und der Biſchof von Großwardein.

Niemandem, der für die Sache religiöſer Aufklärung und Gewiſſensfreiheit auch außerhalb ſeines eigenen beſchränkten Geſichtskreiſes irgend lebhafteres Intereſſe fühlt, kann der Name E. v. Beöthy's in der neuern Zeit gänzlich fremd geblieben ſein. Er war es, der, obwohl ſelbſt Katholik, auf dem denkwürdigen ungariſchen Reichstage v. J. 1833 als Abgeordneter der Biharer Geſpanſchaft die gekränkten Rechte der Proteſtanten in Ungarn gegen den mächtigen Clerus zu ſichern ſuchte und durch ſeinen, mit feuriger Begeiſterung entwickelten, von den Ständen lebhaft unterſtützten Antrag zur Feſtſtellung und Erläuterung des 26. Art. $17\frac{9}{91}$ der Landesverfaſſung einen hartnäckigen Kampf veranlaßte, wobei die öffentliche Meinung Gelegenheit fand, ſich ſtets mehr zu Gunſten der vielfach gedrückten Proteſtanten geltend zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Beöthy dadurch den Haß der Geiſtlichkeit, beſonders des Biſchofs von Großwardein, mit welchem er bei den Comitatsverſammlungen häufig in unmittelbare Berührung kam, auf ſich laden mußte, da beide in ihm ihren unerſchrockenſten und gewandteſten Gegner erkannten.

Wie leicht vorherzuſehen, fand auch der bekannt gewordene Hirtenbrief des Biſchofs von Großwardein hinſichtlich der gemiſchten Ehen an Beöthy, deſſen eigene Gattin evang. Glaubens iſt, bei der, bald darauf Behufs der Landtagsdeputirtenwahl gehaltenen General-Congregation des Comitats ſeinen mächtigſten Bekämpfer. In einer, mit dem ihm eigenen Feuer vorgetragenen, kräftigen Rede trat er dem Inhalte des Paſtoralſchreibens und den darin aufgeſtellten Grundſätzen entgegen, und bediente ſich dabei unter andern des Ausdrucks: er ſei bereit, dem Biſchof den über ſeine Ehe geſprochenen Prieſterſegen hiermit feierlich zu-

rückzugeben, da aus dem Paſtorale hervorgehe, daß er der Receptibilität dazu ermangle. Dieſe Rede, und die mancherlei Demüthigungen, denen ſich der Biſchof in Folge ſeines Paſtoralerlaſſes ausgeſetzt ſah, ſteigerten ſeinen Aerger und Haß gegen B. aufs Höchſte und veranlaßten ihn einerſeits das weiter unten folgende Vermahnungsſchreiben an ihn zu richten, andrerſeits Alles daran zu ſetzen, um die bevorſtehende Wahl Beöthy's zum Landtagsdeputirten, für welche ſich in Folge des Paſtorales Alles zu vereinigen ſchien, zu hintertreiben. Hierzu kam noch, daß der Biſchof dies zugleich als einziges Mittel erkannte, ſich die, durch ſeinen letzten unzeitgemäßen Schritt halb verſcherzte Gunſt der Regierung wieder zuzuwenden, welche in Beöthy eines der mächtigſten und einflußreichſten Oppoſitionsglieder fern zu halten wünſchte. Am Tage der mit geſpannter Erwartung entgegen geſehenen Wahl zeigte ſich bei der zuerſt üblichen Conclamation eine faſt vollſtändige Majorität für Beöthy. Da der vorſitzende Adminiſtrator, Statthaltereirath v. Lónyai aber gleichwohl die einzelne Abſtimmung für nöthig erachtete, ſo kam es zur Votiſation, wobei jeder im Comitat wohnende oder grundbeſitzende Edelmann ſeine Stimme abgab. Mit Hülfe einer Unzahl für Abweſende ausgeſtellter, eben nicht ſehr ſtreng unterſuchter Stimm-Plenipotenzen (einem, nur noch in wenigen Comitaten üblichen Mißbrauch) ergab ſich hierbei das überraſchende, von Niemandem geahnte Reſultat einer Majorität von faſt 1000 Stimmen gegen Beöthy für den (reformirten) Vicegeſpan Hodoſſy. Der Eindruck dieſer Wahl auf die öffentliche Stimmung iſt kaum zu beſchreiben. Die nächſte Folge davon war, daß trotz aller Bemühungen des Biſchofs, ſeinen Candidaten Thurzó zum zweiten (katholiſchen) Deputirten durchzuſetzen, gegen den beſtehenden Gebrauch wieder ein reformirter, wiewohl ſehr obſcurer Candidat, Bernáth, gewählt wurde, wodurch freilich der empfindliche Verluſt Beöthys in keiner Weiſe erſetzt ward. Dem, an Beöthy's Stelle erwählten, erſten Ablegaten blühten jedoch in Preßburg beim Reichstage keine Roſen. Allenthalben tönten ihm Ausrufungen des Erſtaunens und der Verwunderung entgegen. Er ward von mehreren der angeſehnſten Landtagsdeputirten mit den wiederholten Fragen begrüßt: ob Beöthy vielleicht krank, oder gar geſtorben? Die zahlreich verſammelte Jugend ließ es ihrerſeits auch nicht an allerlei handgreiflichen Demonſtrationen durch Nachtmuſiken der verſchiedenſten Gattung fehlen, ſo, daß dem Deputirten Hodoſſy ſein Aufenthalt in Preßburg gar bald verleidet wurde und er ſich veranlaßt ſah, ſeine Reſignation beim Comitat einzureichen, die denn auch nach einer langen, ſtürmiſchen Debatte trotz allen Anſtrengungen der biſchöflichen Partei von den Ständen angenommen ward. Auch ward zugleich feſtgeſtellt, daß bei der auf den 1. Auguſt anberaumten nächſten Wahl keine Pleni-

potenzen zugelassen würden, wodurch Beöthys Erwählung alle Wahrscheinlichkeit gewinnt. — Zur näheren Charakteristik Beöthy's und des Bischofs von Großwardein dienen folgende zwei Sendschreiben, welche zwar nicht gedruckt, aber in zahllosen Abschriften allenthalben im Lande circuliren und demnach den Character der Oeffentlichkeit angenommen. Wir liefern sie aus dem ungarischen Originale in wortgetreuer Uebersetzung.

Der Großwardeiner Bischof Franz Leicsák, an den Gerichtstafel-Beisitzer E. v. Beöthy.

Wohlgeborner Herr Gerichtstafelbeisitzer! Die, jüngst in Betreff kirchlicher Angelegenheiten wiederholt erfahrenen Angriffe haben diejenige Gränze meiner Geduld erreicht, über welche hinaus fernere Nachsicht als Schwäche erschiene. Wenn auch jedes wärmere Gefühl für den Glauben Ihrer Väter in Ihrer Brust erstorben, wenn die Kirche, in deren Schooß Sie geboren, getauft und von Ihren in Gott ruhenden Eltern erzogen worden, auch aufgehört hätte, ein Gegenstand Ihrer achtungsvollen Liebe zu sein und der Name Katholik Ihrem Ohre nur ein leerer Schall wäre: so sind E. W. doch in keinem Falle von den allgemeinen Gesetzen der Schicklichkeit entbunden, welchen im öffentlichen Leben doppelte Berücksichtigung gebührt; Sie sind verpflichtet, die religiöse Ueberzeugung Ihrer Nebenmenschen zu ehren und dem allgemeinen Gefühle zu huldigen, welches den Glauben in jedem Falle als eine heilige unverletzliche Angelegenheit betrachtet. — Nachdem Sie daher, in Widerspruch mit Allem diesen nicht aufhören, durch beleidigende und zur Sache nicht gehörige Ausfälle das Ansehen des Glaubens zu schwächen, das religiöse Gefühl der Bessergesinnten zu verletzen, und in die Herzen der leichtsinnigen Jugend die verderbliche Saat des Unglaubens zu streuen; nachdem Sie durch entwürdigenden Spott an öffentlichen Orten das Aergerniß erweckende Beispiel religiösen Unglaubens gegeben, nachdem Sie jüngst — wiewohl ganz ohne Grund und ungerechter Weise, da die Verweigerung des priesterlichen Ehesegens Ew. W., dessen Kinder schon kraft der Landesgesetze Katholiken wären, gar nicht angeht — jenen kirchlichen Ritus, den der größere Theil der Bürger unsers Vaterlandes seiner innigsten Ueberzeugung gemäß in den Reihen der Sakramente verehrt, sich nicht entblödet zum Gegenstande Ihrer Verhöhnung und Herabsetzung zu machen: — so hatte ich es für meine unabweisliche Pflicht, Sie hiemit aus väterlichem Herzen, aber zugleich mit allem Ernst kraft meines Amtes als geistlicher Oberhirt vermahnungsweise vorerst nachdrücklich zu erinnern: die erwähnten Beleidigungen in religiösen, blos das Gewissen betreffenden Angelegenheiten, besonders gegen den, seinem Ursprunge nach göttlichen christ-katholischen Glauben und die h. Kirche

in Zukunft aufhören zu lassen, selbst nach Gewinnung einer kirchlichen Ueberzeugung zu streben, auf diese Art Ihren religiösen Verpflichtungen nach zu kommen und sich sowohl im öffentlichen als Privatleben nach den Vorschriften der gegenseitigen Schicklichkeit zu richten. Indem ich Ihnen, Herr Gerichtstafelbeisitzer, diese meine Vermahnung im Interesse meiner Getreuen und der allgemeinen religiösen Sittlichkeit nochmals dringend ans Herz lege, verharre ich mit Achtung Ihr Sie in Christus liebender Seelenhirt und Diener Franz Leicsák Bischof von Großwardein. Großwardein am 27. Mai 1839.

Antwort Eugen von Beöthy's an den Großwardeiner Bischof Franz Leicsák.

Hochwürdigster Herr Oberhirt! Ich habe Ihr, durch den hochehrw. Consenior und Biharer Pfarrer an mich befördertes Vermahnungsschreiben vom 27. Mai d. J. erhalten, und war lange bei mir in Zweifel, ob ich etwas darauf erwidern oder die Sache stillschweigend auf sich beruhen lassen solle. Damit indeß mein Verstummen nicht einer falschen Deutung unterliege, oder wohl gar für Schwäche ausgelegt werde, sehe ich mich genöthigt in die Schranken zu treten, den mir vor die Füße geworfenen Handschuh aufzuheben und mich auf dem bisher mit allem Fleiß vermiedenen Kampfplatz zu stellen.

Wenn Ew. Hochw. aus Besorgniß für das Heil meiner Seele Ihre verweisende Philippica kraft Ihrer oberhirtlichen Pflicht an mich erlassen, so steht allerdings Ihre Gewissenhaftigkeit gerechtfertigt da. Aber von jenem Ziele, welches E. H. dabei vorgeschwebt haben mag: ein verirrtes, mit Blindheit geschlagenes Schaf auf den rechten Weg zu leiten, und dadurch dem Himmel, nach dem Ausspruche Jesu, (Luc 15, 7) mehr Freude zu verursachen, als über 99 Gerechte, denen es an der eigenen Bekehrung nicht gebricht: von diesem Ziele dürften E. H. nach jenem Schreiben nicht nur noch viel weiter als bisher entfernt sein, sondern einer künftigen Annäherung den Weg so gänzlich versperrt haben, daß jeder Versuch dazu als fruchtlos erschiene. — Es wird mir in jenem Schreiben der ungerechte Vorwürf gemacht: „durch Verletzung des Glaubens Aergerniß gegeben, ihn verspottet, und die religiöse Ueberzeugung meiner Mitmenschen nicht geachtet zu haben." Was den Glauben betrifft, so habe ich ihn nie zum Gegenstande meines Spottes gemacht, denn aus täglicher Erfahrung ist mir zu gut bekannt, welche starke Stütze derselbe den Schwachen, welcher aufrichtende Trost den Verzweifelnden, welcher himmlische Balsam, welch wohlthätiges Heilmittel dem vom Schicksal Verfolgten sei. Diese mächtige Stütze irgend Jemandem zu entreißen, habe ich stets für mehr als Sünde erachtet;

ihm seine religiöse Ueberzeugung und den darauf beruhenden innern Frieden zu rauben, war nicht nur niemals meine Absicht, sondern nicht einmal mein fernster Gedanke. Es glaube Jemand was er wolle, aber er glaube es wahrhaft, von Herzen, nicht nur dem äußern Scheine nach und aus niedrigen Beweggründen der Selbstsucht und weltlicher gewinnsüchtiger Rücksichten: und seine Ueberzeugung wird mir heilig und unverletzlich sein; ja ich darf wohl den Wunsch aussprechen, daß doch Jedem die religiöse Ueberzeugung und Gewissensfreiheit seiner Mitbrüder so viel gelten möge, als mir, der so viel und feurig dafür gekämpft und gestritten! — Wenn ich mich daher jemals nach der, von E. H. aufgestellten Behauptung, auf eine den Glauben beeinträchtigende Weise geäußert, so galt mein Wort sicher nicht der Heiligkeit des Glaubens, sondern dem Aufhören der, unter dem Vorwand des Glaubens verhängten, gesetzwidrigen Verfolgungen Andersdenkender. Ich sprach als Bürger, aus Achtung gegen das Gesetz, welchem der Bewohner des Palastes wie der Strohhütte auf gleiche Weise zu huldigen verpflichtet ist. Ich sprach auf gesetzlich erlaubtem Wege, unter dem Schutze des Gesetzes, und meiner Seele schwebte hierbei weder Katholik noch Protestant, sondern allein die Idee der Menschheit, Gewissensfreiheit und die sanfte Duldsamkeit der ächten Christuslehre vor. Daß ich mich bei solchen Gelegenheiten auch schärferer Ausdrücke bedient, ist wahr, denn ich hatte gegründete Ursache dazu. Daß ich aber weder den Glauben, noch Anstand und Schicklichkeit jemals verletzte, beweist am Besten dies: daß meine Worte die unvermeidbare Ahndung des Gesetzes auch nicht ein einzigesmal nach sich gezogen. Könnte denn aber auch wirklich Jemand so albern sein, gegen den christlichen Glauben aufzutreten und ihn zu beleidigen, der so göttlich in seinem Ursprung, so unermeßlich wohlthätig in seinen Folgen, so rein sittlich in seinem Inhalte, so vernunftgemäß und milde in seiner ganzen himmlischen Verfassung! Einen solchen Thoren und Aberwitzigen vermag ich mir in der That kaum vorzustellen. — Meine Beweisführungen galten daher allein Denjenigen, welche jenes göttliche Geschenk von seinem heiligsten Ziele ablenken, welche, indem sie Gott dienen, den Grundstein des Glaubens: die christliche Nächstenliebe daraus verbannen und weit vom sanften Geiste Jesu abweichen, der die goldene Regel, die schon der heidnische Kaiser Trajan über seinem Thore eingraben ließ: „Was Du nicht willst: daß Dir die Leute thun sollen, das thue Du ihnen auch nicht „(Matth. 7, 12. Luk. 6, 31) zu verkünden befahl; sie, die anstatt dessen die Bekenner anderer Confessionen, gleich als wären sie nicht Geschöpfe ein und desselben Gottes und keine Menschen, ohne Ziel und Ende beunruhigen und verfolgen; die von dem, ihnen durch Beruf und Bestimmung vorgezeichneten, erhabenen Pfade niedersteigend, sich mit weltlichen, oft

ſehr niedrigen und gemeinen Dingen befaſſen, den Glauben als Mittel zur Erweiterung ihrer Macht anſehen und der Heuchelei Thür und Angel öffnen. Denn, es ſei Jemand in ſeinem öffentlichen und Privatleben noch ſo ſehr durch ſittliche Gebrechen gebrandmarkt: er huldige nur den äußern Vorſchriften der Kirche, er ziehe nur mit an dem prieſterlichen Siegeswagen und er kann mit Sicherheit auf Protektion und weltlichen Vortheil rechnen. Ob auch der unbeſtechliche Richter dort oben am Tage des Gerichtes ihm nach gleichem Maßſtabe meſſen, oder ob dann nicht vielmehr „Heulen und Zähnklappen" ſein Loos ſein werde, iſt freilich eine andere Frage.

Einſt äußerte ſich der jetzige Großprobſt von Großwardein, Fürſt Alexander Hohenlohe in einer Predigt, dem belehrenden Theile des öffentlichen Gottesdienſtes: „Guter Prieſter, gutes Volk, ſchlechter Prieſter, ſchlechtes Volk." Fürwahr ein goldener Ausſpruch! In dieſen wenigen Worten ruht die große Kunſt: den Herzen des Volkes reine Sittlichkeit, edle, chriſtliche Geſinnung einzuflößen. Es ſei nur der Diener der Kirche in ſeinem Reden, Thun und Betragen der, der er ſein ſoll; er gehe mit gutem Beiſpiel voran, er ſei, nach der Vorſchrift des Erlöſers, „eine Stadt auf einem Berge erbaut, ſein Licht leuchte vor den Leuten, daß ſie ſeine guten Werke ſehen und ihren Vater im Himmel preiſen," (Matth. 5, 14. 16.) er ſtrebe ſich von niedrigen Leidenſchaften rein zu erhalten, die bei Jedermann, bei dem Seelſorger aber doppelte Sünde, er hüte ſich im ſchlechten Sinne des Worts Parteimann zu ſein und halte ſich von der Einmiſchung in weltliche Dinge fern, den Ausſpruch ſeines Meiſters vor Augen habend: „ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt" (Joh. 18, 36.) er entſage der Sucht nach Macht und Herrſchaft, daran gedenkend, „daß ſie nur Prieſter ſeien ihren Schafen, und keine Herrn" (1. Petr. 5, 1—4.) er ſei ſanftmüthig, fromm, beſcheiden, geduldig, belehrend, mit Liebe verweiſend, nicht lieblos verdammend: — und die Geiſtlichkeit wird ſogleich das Wachsthum ihres Anſehens und ihres edlern Einfluſſes wahrnehmen, von deſſen, in unſern Tagen leider nicht zu läugnendem Verfall ſie die Urſachen nicht anderweitig und in Anderen, ſondern in ſich ſelbſt zu ſuchen hat. — So viel im Allgemeinen als Erwiderung auf Ew. Hochw. Zuſchrift. Aber noch habe ich im Beſondern auf einige Punkte deſſelben zu antworten.

Dieſe beziehen ſich der Hauptſache nach faſt ſämmtlich auf den Vorwurf meiner erklärten Zurückgabe des, über mich geſprochenen Eheſegens. Es wird behauptet: „daß ich durch dieſe meine That den Ritus der ehelichen Einſegnung zum Gegenſtande des Spottes und Gelächters gemacht, und zwar ganz ungerechter und grundloſer Weiſe, da die im Paſtorale verkündigte Verweigerung des Eheſegens mich, als deſſen Kinder nach den beſtehenden Landesgeſetzen ohnehin ſämmtlich katholiſch

erzogen werden müßten, garnicht angehe.“ Ich aber bin so frei zu glauben und zu behaupten, daß sie gerade mich gar sehr angehe. Denn die eheliche Einsegnung wird, nach dem Pastorale, nicht der Kinder wegen sondern an und für sich der gemischten Ehe wegen verweigert, denn in Ew. H. erwähntem Pastoralschreiben steht auf Seite 2 der, auf S. 3, 4 und 5 noch ausführlicher erläuterte Grundsatz: „Dafern wir aber die Heiligkeit des ehelichen Lebens von diesem höhern Standpunkt betrachten, ist es unmöglich nicht anzuerkennen, daß die erste und vornehmste Bedingung eines wahrhaften, Gott wohlgefälligen und zum Heil der Seele führenden Ehebundes die Einheit des Glaubens sei. Es ist klar, daß nur da von einer Ehe im Schooße der christkatholischen Kirche die Rede sein könne, wo die Liebe und der Eifer für ein und dieselbe Kirche die Herzen an einander kettet. Es ist endlich unleugbar gewiß, daß die Kirche allein dasjenige Bündniß mit mütterlicher Freude betrachten, nur zu demjenigen ihren heiligen Segen leihen könne, aus welchem sie rücksichtlich der reinen Aufrechthaltung des Glaubens und Sicherstellung der wahren Religion, Gutes zu hoffen berechtigt ist“ — wo mit einem Worte beide Theile katholisch sind. Nach diesem Grundsatz der Pastorale muß mich die Verweigerung der ehelichen Einsegnung wohl angehen, denn auch in meinem Ehestande fehlt ja die zur Gewinnung der Einsegnung erforderliche Hauptbedingung: die Einheit des äußern Glaubensbekenntnisses. „Die Liebe und der Eifer für die katholische Kirche“ vermag unsre Herzen nicht aneinander zu ketten, da meine Gattin evangelischen Glaubens. Auch zwischen uns erhebt die Verschiedenheit der Confession „eine trennende Scheidewand;“ von Seiten meiner Frau dürfen weder E. H. noch die römische Kirche etwas für die „Bewahrung und Aufrechthaltung des katholischen Glaubens“ hoffen, ja, ich selbst stehe bei Ew. Hochw. in viel zu schlechtem Credit, als daß Hoch Dieselben für „die Sicherstellung des wahren katholischen Glaubens“ von mir viel Gutes erwarten sollten, da Sie mich 1832, Angesichts einer öffentlichen Comitatsversammlung „für einen Nichtkatholiken“ erklärt. Auch werden sich E. H. wohl noch erinnern, wie Sie mich bei mehrfachen Gelegenheiten „einen Atheisten, und noch schlechter als jeden Protestanten“ zu nennen, und durch solche Aeußerungen selbst aus der Zahl ihrer „Getreuen“ auszuschließen beliebten.

Wie nun nach solchen Antecedentien die im Pastorale veröffentlichte Verweigerung der ehelichen Einsegnung mich nicht angehen sollte, vermag ich mit meiner Logik nicht zu begreifen. Aus jenem Grundsatz der Kirche — den ich übrigens, ich gestehe es, durch E. H. Pastorale zuerst kennen gelernt — ergiebt sich für meinen Verstand keine andere Folgerung, als daß weder E. H. noch irgend ein Priester den Segen über gemischte Ehen und darunter auch über die meinige sprechen konnte und sprechen

kann; daß ſowohl ich als jeder andere in ſolcher Ehe lebender Gatte der Receptibilität einer ſolchen Einſegnung überhaupt ermangle und wenn dieſe letztere mir gegen den Grundſatz der Kirche dennoch zu Theil geworden, ſo vermag ich, bei dem beſten Willen, nichts Anders zu denken als, daß entweder E. H. mit den Grundſätzen der Kirche und ſich ſelbſt nicht ganz im Reinen ſeien, was ich doch unmöglich annehmen kann, oder daß jener Segen mir nur zum Schein zu Theil geworden, und während derſelbe über mich ausgeſprochen wurde, irgend eine entgegengeſetzte reservatio mentalis darunter verborgen ruhte. Wenn nun behauptet würde, daß die Zurückgabe eines ſolchen vorbehaltlichen Segens von meiner Seite den Ritus der ehelichen Einſegnung überhaupt zum Gegenſtand des Spottes mache: ſo kann ich dieſe Behauptung hinſichtlich des mit ſolchem Vorbehalt über mich geſprochenen Segens wohl mit Recht zurück geben.

Hieraus erhellt zur Genüge einmal: daß die im Paſtorale erwähnte Verweigerung der ehelichen Einſegnung mich unabweisbar anging, ſodann aber auch: daß die Zurückgabe eines Segens, der mir nach dem Grundſatz der Kirche vorenthalten werden mußte und zu welchen ich nach Ew. Hochw. Paſtorale ohnehin nicht befähigt war, weder ein Aergerniß geben, noch „ungerecht und ohne Grund beleidigend" genannt werden kann. Hiernach erſuche ich E. H. gehorſamſt Ihren mißbilligenden Tadel hinſichtlich meiner Aeußerung aufzugeben und denſelben einzig gegen Ihr Paſtorale, als der alleinigen Veranlaſſung derſelben, zu kehren. Uebrigens hätte ich in Betreff dieſes Punktes noch vielerlei zu bemerken, um jedoch weder E. H. noch mich ſelbſt damit zu ermüden, will ich es lieber mit Stillſchweigen übergehen.

Hinſichtlich des Punktes: „daß ich in die Herzen der leichtſinnigen Jugend den verderblichen Saamen des Unglaubens ſtreue" ſei es genug nur ſo viel zu bemerken: Der Unterricht und die Erziehung der Jugend ruht in Ew. H. Händen; und wenn meine Reden in Bezug auf dieſelbe wirklich mehr Gewicht hätten, als die Belehrungen in der Schule, ſo dürfte die Schuld davon ſchwerlich in mir, ſondern in Art und Gehalt des Unterrichts und der Erziehung daſelbſt zu ſuchen ſein.

Auf die Ermahnung endlich „mir eine religiöſe Ueberzeugung zu verſchaffen und ihr gemäß der Erfüllung meiner religiöſen Pflichten nachzuſtreben," antworte ich blos Folgendes: Der Glaube an einen, die Welt und alle Creaturen ohne Rückſicht auf Perſon und Glaubensbekenntniß mit Liebe umfaſſenden und beſeligenden Gott lebt in meiner Bruſt, und in Folge dieſes heiligen Glaubens umfaſſe auch ich, ohne Rückſicht auf Perſon und Glaubensbekenntniß alle meine Mitbrüder mit warmer Liebe, und der Drang, nach Maßgabe meiner Kräfte zu ihrer Beglückung thätig mitzuwirken, bewegt mein Herz im öffentlichen wie im Privatleben. Hinſichtlich der äußern kirchlichen Gebräuche hege ich mit

meinem himmlischen Lehrer die Ueberzeugung: „Nicht Jeder der zu mir Herr Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der da thut die Werke meines himmlischen Vaters.“ (Matth. 7, 21.) Wer mich in Betracht der äußern Gebräuche für indifferent oder gar für ungläubig hielte, würde sich sehr täuschen. Ich lebe mit meinem Gewissen in unzerstörbarem Frieden und darum möge auch jeder Andere seine ängstliche Sorge um meinetwillen getrost fahren lassen. Mein Gottesdienst ist nicht zwischen die Mauern einer Kirche eingeengt, ja, nach Jesu Lehre kann und soll er dies auch nicht sein, wenn er spricht: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ (Joh. 4, 23.)

Dieses, Ew. Hochw. sind meine Bemerkungen auf Ihr an mich gesendetes Vermahnungsschreiben. Schließlich mögen Hochdieselben noch folgende, an Ihr oberhirtliches und väterliches Herz gerichtete, aufrichtige Erklärung genehmigen: In dem Glauben, in dem ich geboren und erzogen bin, in dem ich gegenwärtig lebe, und worin meine gottseligen Eltern und Vorfahren entschliefen, wünsche auch ich mein Leben zu beschließen, ohne jedoch nach jener Märtyrerkrone Verlangen zu tragen, der Ew. H. so sichtbarlich nachzustreben scheinen. Allein ich will in diesem Glauben meiner Väter in Ruhe und Frieden mein letztes Stündlein erwarten. Um mich daher nicht zu einem, meiner Neigung widerstrebenden Schritt gezwungen zu sehen, wage ich es Ew. H. mit kindlichem Vertrauen und aller Unterthänigkeit zu bitten, mich in Zukunft mit derlei Vermahnungen zu verschonen, und, dafern ich entweder in meinem Privat- oder öffentlichen Leben durch irgend einen Schritt Aergerniß geben sollte, die Ahndung desselben einzig den weltlichen Gerichten, wohin derlei seiner Natur nach gehört, zu überlassen. Diese meine unterthänige Bitte nochmals aufs Angelegentlichste wiederholend, habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochw. unterthänigster Diener und Getreuer Eugen v. Beöthy, S. k. M. Unterthan und Diener.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

Schneider

MAR 14 1933

APR 20 1977 45

REC. CIR. JAN 18 77

3

LD 21-50m-1,'38

827995

A130
F7
v.2

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY